This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 437924

PROPERTY OF THE
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Peſtalozzi's

ſämmtliche Werke.

GENERAL LIBRARY
University of
MICHIGAN

Geſichtet, vervollſtändigt und mit erläuternden Einleitungen verſehen

von

L. W. Seyffarth,
Rector und Hilfsprediger zu Luckenwalde.

Neunter Band.

Brandenburg a. H.
Druck und Verlag von Adolph Müller.
1870.

LB
621
.S52
v.9-10

Fabeln.

LB
621
.S52
v.9-10

Fabeln.

Sui nemo tam similis est, quam omnes sunt omnium. Itaque quaecunque est hominis natura una in omnes valet.

Cicero.

Einleitung.

Die „Fabeln“ erschienen im Jahre 1797 unter dem Titel: „Figuren zu meinem ABCbuch oder zu den Anfangsgründen meines Denkens. Basel, gedruckt bei Samuel Flik, 1797.“ Die zweite Auflage erschien unter dem Titel: „Fabeln von Heinrich Pestalozzi. Zweite Auflage. Basel 1803 bei Samuel Flick, Sohn.“ Außer dem Titel ist in dieser zweiten Auflage nicht die geringste Aenderung vorgenommen. In die Cotta'sche Ausgabe ist die Sammlung unter dem ersten Titel aufgenommen und bildet da den zehnten Band. Diese letzte Ausgabe enthält noch eine „Vorrede zu der neuen Ausgabe dieser Bogen“ und fast zu jeder „Figur“, wie diese Vorrede angibt, einen erklärenden Zusatz, der durch einen Strich von der Fabel getrennt ist, außerdem noch einige neue Stücke, die ich in den „Bemerkungen“ angegeben habe, sonst aber wenige Aenderungen in dem Texte der frühern Ausgaben.

Die jetzige Ausgabe ist ein fast ganz unveränderter Abdruck der letzten Ausgabe; die Aenderungen betreffen nur die Orthographie und Interpunktion, und an drei Stellen die stilistische Fassung. Sie enthält zwei Stücke mehr, als die Cotta'sche Ausgabe, und zwar No. 172, welches aus den frühern Ausgaben, und No. 176, welches aus dem „Schweizer Blatt“ nachgetragen ist.

Der etwas sonderbare Titel „Figuren zu meinem ABCbuch“ erklärt sich aus der Vorrede zur ersten Ausgabe des 3. Theiles von Lienhard und Gertrud (Band III., S. 25.); Pestalozzi nennt dort Lienhard und Gertrud ein „ABCbuch der Menschheit.“ Die „Figuren zu meinem ABCbuch“ sollen also weitere Ausführungen und Erläuterungen dessen sein, was er in „Lienhard und Gertrud“ anstrebte. Unsre

Ausgabe hat den Titel der zweiten Auflage angenommen, weil er, wenn er auch dem Inhalte nicht genau angepaßt ist, den Inhalt des Buches doch näher bezeichnet, als jener erste.

Pestalozzi sah in den damaligen politischen und socialen Verhältnissen eine Hauptquelle der Versunkenheit des Volkes und um diesem Uebel abzuhelfen, deckt er hier unter bildlichen Darstellungen diese innern Schäden mit furchtlosem Freimuthe auf. Die Fabeln haben darum meist eine socialpolitische Tendenz, und es ist ja ganz natürlich, daß ihm, dem Menschenmaler, zu seinen Figuren Persönlichkeiten und Zustände gesessen haben müssen, wie er sie in seiner Umgebung aus eigner Anschauung kennen gelernt. Aber Pestalozzi war weit entfernt von persönlichen Angriffen, ihm galt nur das Allgemeine; er wollte „die thierischen Ansichten und Ansprüche der Menschennatur, in welcher großen oder kleinen Thiergestalt sie zum Vorschein kommen, allgemein als dem Heil des Menschengeschlechts und seiner hohen Bestimmung entgegenstehend" darstellen und er offenbart dabei einen psychologischen Scharfblick und eine sittliche Tiefe, daß diese Figuren zu den besten geistigen Produkten Pestalozzi's gehören. Die meisten sind auch in der Form vollendet, kurz, scharf, in fließender Sprache, daß sie wohl mit den Lessingschen Fabeln in eine Reihe gestellt werden können.

Pestalozzi hat diese Stücke nach und nach in den Jahren 1780 bis 1790 verfaßt; sie machten bei ihrem Erscheinen Aufsehen, trugen aber dem Verfasser nur den größern Haß der regierenden Häuser ein. Merkwürdiger Weise haben sie in späterer Zeit nicht die Beachtung gefunden, die sie verdienen. Die Biographieen erwähnen sie nur ganz kurz, trotzdem in ihnen ein Stück des Pestalozzi'schen Wesens sich offenbart. Ein näheres Eingehen auf dieselben findet sich in Diesterweg's „Rheinischen Blättern für Erziehung und Unterricht" 1845. 5. Heft. S. 167.

Die Vorrede zur ersten Ausgabe lautet:

„Was soll ich zu diesen Bogen sagen?

Wenn du nichts zu ihnen hinzudenkſt, Leſer, ſo wirſt du ihre Einfalt unerträglich finden.

Wenn aber deine Erfahrungen ähnliche Gefühle bei dir rege machen werden, wie diejenigen, die mich belebten, da ich ſie hinwarf, ſo wirſt du ihre Einfalt lieben.

Du wirſt ſie aber auch haſſen, wenn die Beſchränktheit eines Kopfes ohne Grundſätze und ohne ausgedehnte Erfahrungen dich verleiten wird, das, was ich für das Menſchengeſchlecht wahr fand, für etwas anzuſehen, das ich eigens von der Naſe deines Herrn Vetters oder deiner Frau Baſe abkopirt habe."

Außerdem enthält die erſte Ausgabe noch folgendes Stück über

„Die Veranlaſſung dieſes Buches".

„Die Welt iſt immer ſich ſelbſt gleich, und doch iſt der Menſch über Alles, was iſt, ſo ungleicher Meinung, — alſo ſagte der Bauer Waldmann, neben welchem ich am Tiſche ſaß.

Seine Frau antwortete ihm: Die Welt iſt wohl gleich; aber um Mitternacht fällt ſie dir anders in die Augen, als in der Mittagsſtunde, und beim Nebel anders, als beim Sonnenſchein.

Es iſt nicht nur das, ſagte der Knecht Stoffel, der auch am Tiſche ſaß, der Stier ſieht ſie anders an als das Pferd, der Hund anders als der Eſel, der Fiſch anders als der Vogel und das Gras anders als der Stein.

Vergiß nicht, Stoffel, ſagte der Großvater im Lehnſeſſel, die Welt fällt dem Menſchen nur dann recht in die Augen, wenn ſie ihm auf eine Art darein fällt, wie ſie keinem Gras und keinem Stein und keinem Vieh auf Erden alſo darein fallen kann.

Ich merkte mir das und fragte mich ſeither bei Allem, was in der Welt immer einen merklichen Eindruck auf mich machte: War es Tag oder Nacht, — Sonnenſchein oder Nebel, da ich es ſah; oder war es Katze oder Hund, Affe oder Elephant, Fuchs oder Eſel, welcher mir die Sache vor die Augen brachte? vorzüglich aber fragte ich mich

ſelbſt: Fällt mir mein Gegenſtand alſo in die Augen, wie er keinem Vieh auf Erden darein fallen kann?“

Auf der Rückſeite dieſer einleitenden Worte findet ſich folgende Sentenz:

„Früher oder ſpäter, aber immer gewiß wird ſich die Natur an allem Thun der Menſchen rächen, das wider ſie ſelbſt iſt.“

Vorrede

zu der neuen Ausgabe dieſer Bogen.

Es war in Tagen der annähernden franzöſiſchen Revolution und in den erſten Spuren der Gefahren, die ihr Einfluß auf die Schweiz haben könnte, daß meine Volks-, Vaterlands- und Freiheitsliebe mich unwiderſtehlich hinriß, dieſe Bogen zu ſchreiben. Sie tragen auch als ein beſtimmtes Reſultat meiner, durch den Eindruck dieſer Epoche belebten Einbildungskraft auf der einen Seite das Gepräge des Einfluſſes dieſes Zeitpunktes auf die Augenblicksdarſtellung meiner Anſichten über die weſentlichen Fundamente unſerer ſocietätiſchen Verhältniſſe ſichtbar an ſich, auf der andern Seite aber ſind viele derſelben hinwieder eben ſo ſehr ein vollgültiges Zeugniß meines tiefen, innern Gefühls von der in dieſem Zeitpunkt ſichtbar gewordenen, allgemeinen Abſchwächung der weſentlichen Fundamente, auf welchen der alte Segenszuſtand des Schweizerlandes ruhete, als auch von meiner damals eben ſo lebhaften Ueberzeugung von der Gefahr, die in unſerm Vaterlande jeder Verſuch, dieſe alten Fundamente unſers bürgerlichen Wohlſtandes durch die Theilnahme an den ſich damals organiſirenden Volksbewegungen und den ihnen zu Grunde liegenden Anſprüchen auf mehr oder minder direkte Volksgewalt auf unſer Vaterland haben mußte.

Der Irrthum und die unpſychologiſche Taktloſigkeit, die den Gang dieſer Weltepoche von Anfang an bezeichnete, ſtand mir damals ſchon lebhaft vor Augen; und man kann

sich auch nicht wohl stärker und offener darüber aussprechen, als dieses einerseits mit klaren und bestimmten Worten in einigen dieser figürlichen Darstellungen geschieht, und als es andrerseits aus dem Geist aller offen heraus fällt. Sie alle erklären den Fundamentalirrthum dieses Zeitpunkts, den selbstsüchtig belebten Anspruch an Volksgewalt, als dem Wohl und Segen des Menschengeschlechts und seiner Bestimmung wesentlich entgegenstehend. Ich habe deßhalb dieses Denkmal meiner, in diesem Zeitpunkte so sehr belebten Ansichten so unverändert stehen lassen, wie es damals aus meiner Feder floß. Indessen konnte ich mir doch nicht verhehlen, daß meine hie und da durch Zeit und Ort etwas unbestimmte und beschränkte Belebung meiner diesfälligen Ansichten, besonders in der bildlichen Gestalt, in der sie dargestellt worden, gegenwärtig einiger Mißdeutungen fähig seien, und im Zusammenhang mit Gesichtspunkten, die ganz nicht die meinigen sind, und mit Thatsachen ins Aug' gefaßt werden könnten, die in den Jahren zwischen 1780 und 1790, in welchen diese Bogen geschrieben worden, noch gar nicht geschehen sind. Ich habe deßhalb, ohne demjenigen im geringsten vorgreifen zu wollen, was ein jeder beim Lesen dieser Schrift gern selbst denkt, dennoch gut gefunden, in dieser neuen Ausgabe hie und da einen Wink zu geben, in welcher Ausdehnung oder in welcher Beschränkung ich meine Figuren selber ins Aug gefaßt habe.

Zu diesem Endzwecke, und auch damit diejenigen meiner Leser, die in diesen Figuren gar nichts zu denken finden möchten, wenigstens auf eine, wenn auch einseitige Ansicht dessen, was sich dabei denken läßt, hingeführt werden, habe ich gut gefunden, fast einer jeden dieser Figuren nach dem Strich ———— einen meist ganz kleinen Zusatz beizufügen, der den Leser wenigstens von einer Seite auf das Wesentliche des Gesichtspunktes, den ich bei jeder Figur selber im Auge hatte, aufmerksam zu machen, geeignet ist. Ich glaube auch dadurch, daß ich die thierischen Ansichten und Ansprüche der Menschennatur, in welcher großen oder kleinen Thiergestalt sie zum Vorschein kommen, allgemein als

dem Heil des Menschengeschlechts und seiner hohen Bestimmung entgegenwirkend, erklärt und so viel mir bewußt ist, diesen Gesichtspunkt in keiner einzigen dieser Figuren aus dem Auge gelassen, von der Rechtlichkeit meines Zeitalters fordern und von seiner Billigkeit erwarten zu dürfen, daß ich dießfalls in keiner derselben wesentlich mißverstanden und als ein Mensch angesehn werde, der durch bürgerliche Verirrungen den frommen, reinen, heiligen Sinn der Menschlichkeit in sich selber verhärtet und sogar mit Bewußtsein das Seinige dazu beizutragen gesucht, diesen guten, frommen Sinn der Menschennatur zum Dienst vorübergehender Zeitverirrungen in seinen Mitbürgern selber zu schwächen und zu verderben.

1. Der Menſchenmaler.

Er ſtand da — ſie drängten ſich um ihn her, und einer ſagte: Du biſt alſo unſer Maler geworden? Du hätteſt wahrlich beſſer gethan, uns unſre Schuhe zu flicken.

Er antwortete ihnen: Ich hätte ſie euch geflickt, ich hätte für euch Steine getragen, ich hätte für euch Waſſer geſchöpft, ich wäre für euch geſtorben, aber ihr wolltet meiner nicht, und es blieb mir in der gezwungenen Leerheit meines zertretenen Daſeins nichts übrig, als malen zu lernen.

Als ich dieſe erſte Figur zu meinem ABCbuch einem Manne vorlas, der es recht wohl verſteht, die Welt, wie ſie wirklich iſt, zu gebrauchen, und dann auch hinwieder ſich von ihr gebrauchen zu laſſen, ſagte er zu mir: So, ſo, Sie wollen alſo ein Menſchenmaler werden; es braucht viel, ſehr viel, dieſes Handwerk mit Erfolg zu treiben.

Ich erwiederte: Ich werde in keinem Falle mehr oder etwas anderes von ihnen maleriſch darzuſtellen ſuchen, als ich bei ihnen und an ihnen wirklich geſehn.

Er. Sagen Sie lieber: als was ich von ihnen wirklich geſehn zu haben glaube.

Ich. Warum meinen Sie, daß ich nicht ſagen dürfe, das was ich bei ihnen wirklich geſeh'n?

Er. Weil Sie das, was Sie geſeh'n, mit Mißmuth ins Aug' gefaßt; und wer etwas mit Mißmuth anſieht, ſieht es nicht, wie es iſt, ſondern wie es ihm in ſeiner Stimmung ins Aug' fällt.

Ich. Aber warum glauben Sie, daß ich alles mit Mißmuth ins Aug' gefaßt habe?

Er. Weil Sie es ſelber ſagen. —

Ich stutzte und er fuhr fort: Kann man stärker den Mißmuth seiner Seele ausdrücken, als wenn man von seinen nächsten Umgebungen sagt: „Ich hätte euch eure Schuhe „geflickt, ich hätte für euch Steine getragen, ich wäre für „euch gestorben, aber ihr habt meiner nichts wollen.“ Wahrlich, wer so redet, der kann nicht wollen, daß man dem Colorit seiner Farben ganz traue.

Ich war betroffen und weiß gar nicht mehr, was ich ihm geantwortet. Aber jetzt, da ich diese Figuren fast nach vierzig Jahren noch einmal ins Aug' fasse, finde ich, der Mann, der wie damals auch jetzt über vieles gar nicht wie ich dachte, aber die Welt und die Menschen besser als ich kannte, habe in seinem Urtheil, ich hätte die Menschen in diesem Zeitpunkt mit Mißmuth ins Aug' gefaßt, nicht ganz Unrecht gehabt, und ich müsse bei jeder dieser Figuren mich selbst fragen: Habe ich die Gegenstände, die ich dabei im Aug' gehabt, richtig angesehn? und hinwieder: Sehe ich sie jetzt mit unbefangenen Augen an?

Ich glaube zwar nicht, daß ich meine Ansichten über vieles merklich geändert; ich bin vielmehr überzeugt, daß ich die meisten Gegenstände des Menschenlebens heute noch wie damals mit kindlicher Unbefangenheit ins Aug' fasse. Doch darf ich auch nicht denken, so alt geworden zu sein, ohne daß viele meiner Ansichten in mir selbst einige Veränderungen erlitten. Es liegt in der Menschennatur und es ist unausweichlich, der Mensch verstärkt und verfeinert innerhalb einer solchen großen Epoche die Wahrheit seiner Ansichten und besonders seiner Lieblingsansichten fühlbar, oder er verhärtet sich in dem Irrthum derselben eben so sehr.

2. Der Raupenfänger.

Sie flog vor ihm als Schmetterling einher. Er jagte ihr durch Feld und Flur nach; aber das Volk, das die Erde baute, klagte, er verderbe ihm mit seinem Thun sein Gras und sein Korn.

Sie kroch vor ihm auf dem wachsenden Kohlstocke, auf dem blättervollen Baume und an der grünenden Hecke; er haschte sie wieder; aber sie starb in seiner Hand und er warf sie als ein faulendes Aas weg.

Jetzt hing sie am sich entblätternden Baume und an den kahlen Wänden des Hauses; er haschte sie noch einmal und wartet jetzt, bis ihre todte Larve für ihn sicher zum Leben erwacht.

Wenn du die Wahrheit suchst, so jage ihr nicht nach, hasche nicht nach ihr, warte ihrer in Liebe, Ruhe und Geduld. Thust du dieses, sie kommt selbst zu dir; sie klopft an deiner Thür an und will Wohnung bei dir machen; besonders aber jag' ihr nicht nach, wenn sie vor dir in den Lüften schwebt und von dir weg fliegt. Jagst du ihr dann nach, so zertrittst du mit deinen Jagdsprüngen nach ihr Segenswahrheiten, die du schon im Besitz hast, und die dir ohne alles Maß mehr werth sind, als die, denen du nachjagst. Am allerwenigsten reiße die Wahrheit, wenn sie vor deinen Augen, zu deinen Füßen gedeiht, mit harter, frevler Gewalt von dem Platze weg, auf dem sie Nahrung findet, um sie, ohne Rücksicht auf ihre Nahrung, hinzutragen, wo es dich gelüstet. Thust du dieses, so wird sie in deiner Hand zum stinkenden Aas. Nur allein wenn du der Wahrheit, in welchem Zustand sie auch vor dir steht, wäre es auch in einer todt scheinenden Hülle, mit Ruhe, Geduld und Liebe warteſt, bis sie für dich sich zum Leben entfaltet, nur dann wird die Wahrheit, die du suchst, heilige, segnende Wahrheit, nur dann wird sie für dich wirkliche Wahrheit sein.

3. Der Regentropfen.

Die Erde sagte zu ihm: Wer bist du? Er antwortete: Ich erscheine in meiner Geburtsstadt als das nichtigste aller verachteten Wesen, ich stehe auf dem Boden als Nebel, in den Höhen trage ich die Farbe des Elends; aber von ihrem Verderben entzündet, durchblitze ich mich selber im Lichtglanz.

Die todte Straße und den unbesäeten Acker verwandle ich in Koth; aber ich segne die Saaten des Landes, — und wenn mich die kalten windigen Höhen der Oberwelt ergreifen und drängen, so falle ich als verhärteter Stein und als verheerender Guß aus den Wolken.

Also — was des Segens empfänglich, das segnet der Regentropfen, was aber an sich selbst in seinem Zustand eines Segens nicht empfänglich, das segnet er nicht, er kann es in dem Zustand, in dem er ist, nicht segnen, und was den Keim des Verderbens in sich selbst trägt, dessen Verderben erhöht er durch eben die Kraft, durch die er das, was des Segens empfänglich, segnet.

4. Der Kiesel und der Fels.

Was nützt es, daß du dein Haupt über die Wellen empor hebst? Du hältst seinen Lauf doch nicht auf — also sagten neidische Kiesel, die der Strom fortrollte, zum Felsen, der in den Wellen stehen blieb.

Aber der Fels antwortete ihnen: Ich liebe das Stehenbleiben, auch wenn ich nichts nütze; und ein Kranich, der auf dem Fels stand, rief lächelnd in die Fluthen hinab zu den rollenden Steinen: Wenn euch der Strom einmal an den Felsen anlegt und ihr dann selber zum Liegenbleiben kommt, so werdet auch ihr nicht mehr sagen, daß er nichts nütze.

Wer Kraft hat, gefällt sich in seiner Kraft, auch wenn sie ihn für den Augenblick nichts nützt. Er läßt sich auch lieber von einem Vogel, der für seine Ruhe und Sicherheit auf ihm absitzt, eine Lobrede auf seine Kraft machen, als daß er sie selber macht.

5. Der Berg und die Ebene.

Der Berg sagte zur Ebene: Ich bin höher als du.

Kann ſein, erwiederte die Ebene; aber ich bin Alles, und du biſt nur eine Ausnahme von mir.

Der Theil wäre immer ſo gern mehr als das Ganze; das Zufällige erhebt ſich ſo gern über das Weſentliche; alles Gemeine ſpricht ſo gern die Eigenthümlichkeit des Vorzüglichen an; der Dachziegel ſelber ſcheint ſich in ſeiner Höhe weit mehr zu fühlen, als die Quaderſtücke, auf denen die Mauern ſeines Hauſes ruhen. Auch das Menſchengeſchlecht wirft allgemein auf die Ausnahmen der Dinge eine weit größere Aufmerkſamkeit, als auf das, was dieſe Dinge allgemein ſind. Das geht ſo weit, daß man gewöhnlich in den Anſtalten für Blinde und Taubſtumme einen ſehr großen pſychologiſchen Takt in ihren Unterrichtsweiſen angewandt findet und allgemein als nothwendig anerkannt, indeſſen man in gewohnten Volksſchulen kaum daran denkt, daß für den Unterricht gemeiner Kinder, die alle fünf Sinne in der Ordnung haben, auch ſo ein pſychologiſcher Takt in ihrer Unterrichtsweiſe nothwendig wäre.

6. See und Fluß.

Ich ruhe in ewiger Klarheit und Stille in meinem unveränderlichen Selbſt. — Und ich fließe in ewiger Freiheit ins Weltmeer. —

Alſo ſtreiten ſich See und Fluß miteinander. Die Thoren! Der See dankt die Klarheit und Ruhe ſeines Waſſers den Flüſſen und Bächen, die in wilden, trüben Wirbeln in ſein Bett hineinſtrömen; und Fluß und Bach neigen ſich in aller Unruhe ihres Laufes und mit allem Koth, den ſie mit ſich führen, zu der Ruhe und dem Gleichgewicht, in dem ſich der See in ſtiller, klarer Reinheit ſpiegelt.[1])

Die Selbſtſucht der Menſchennatur rühmt ſich in allen Verhältniſſen jeder Kraft und jedes Vorzugs, die ſie in ſich ſelbſt fühlt, und iſt grenzenlos unaufmerkſam auf die Mittel

und Urſachen, durch welche ihr dieſe Kräfte und Vorzüge eigen geworden.

Die todte Natur iſt unfühlend, und die lebendige, inſofern ihr Leben von der Selbſtſucht des Fleiſches und des Bluts ausgeht, iſt es auf eine Art noch weit mehr.

7. Das Meer und alle Waſſer der Erde.

Ich umfaſſe das All' der Welten, ich wohne im Unergründlichen und eure Waſſer alle fließen in meinen Schooß, — alſo ſagte das Meer zu allen Waſſern der Erde.

Dieſe antworteten ihm: aber eben darum, weil du alles Gift, alle Salze und alles Verderben der Erde in dir ſelber geſammelt, biſt du auch unermeßlich und unergründlich verdorben.

Die Fiſche des Meeres und des Landes nahmen Theil an dieſem Streit. Der Wallfiſch und die zahlloſen Bewohner des Abgrundes erwiederten: Unſer Waſſer iſt nicht verdorben; das Salz iſt die Würze des Waſſers, und wir werden darin groß und ſtark und mehren uns und füllen die Meere, und im unermeßlichen Schlamm unſers Abgrunds wächst uns unermeßliche Nahrung; ihr aber bleibet Zwerge und eurer ſind nur wenige.

Die Fiſche des ſüßen Waſſers erwiederten: Nur unſer Waſſer iſt rein; wir allein ſind reine Fiſche. Wir brauchen keine unermeßlichen Sümpfe zu unſerer Nahrung und im Schlamm unſerer Ufer leben nur Krebſe, Schlangen und Kröten[2]).

8. Schwamm und Gras.

Der Schwamm ſagte zum Gras: Ich ſchieße in einem Augenblick auf, indeſſen du einen ganzen Sommer durchwachſen mußt, um zu werden, was ich in einem Augenblick bin.

Es iſt wahr, erwiederte das Gras, ehe ich etwas werth bin, kann dein ewiger Unwerth hundert Mal entſtehen und hundert Mal wieder vergehen.

Das ſchnell Entſtehende und ſchnell Vergehende der tauſendfältig wechſelnden Treibhausreſultate unſrer Zeitverkünſtlungs-Erſcheinungen verhält ſich zu dem Unwandelbaren, Ewigbleibenden der wahren Entfaltungsmittel der Kräfte und Anlagen der Menſchen-Natur, wie der elende Schwamm, der auf dem Miſthaufen in einer Nacht entſteht, und in der andern wieder vergeht, zu allen Pflanzen der Erde, die zu ihrem Wachsthum Jahre brauchen.

9. Sonne und Mond.

Wenn der Mond ſich verdunkelt, ſo iſt er dann nur, wie er in ſich ſelbſt iſt, und du achteſt es nicht; aber wenn die Sonne in einen Schatten fällt,[3]) ſo verdunkelt ſich das Licht, das in ihrer Natur ſelbſt liegt, und deine ganze Aufmerkſamkeit wird auf den Schatten gerichtet, der auf ſie fällt.

Bei dem gemeinen Menſchen achteſt du es nicht viel, wenn du ſchon etwas Schwaches und Gemeines von ihm hörſt, aber wenn dir von einem Menſchen, den du hoch achteſt, plötzlich eine Schwäche und ein Fehler auffällt, ſo vergiſſeſt du in dieſem Augenblick leicht ſeinen in dir ſelbſt tief gegründeten Werth nnd ſiehſt und fühlſt jetzt nur die vorübergehende Blöße, die er ſich in dieſem Augenblick gegeben; und wahrlich, je kleiner du ſelbſt biſt, deſto größer ſcheint dir dieſe Augenblicksſchwäche des Mannes.

10. Noch einmal Sonne und Mond.

Das Mondenlicht iſt entlehnt, — es iſt ewig kalt, niemals ſich ſelbſt gleich, und wenn es hell ſcheint, ſo iſt es gewiß Nacht.

Die Sonne hat ihren Strahl in ſich ſelbſt, ſie iſt ewig warm, ewig ſich ſelbſt gleich, und wenn ſie ſcheint, ſo iſt es gewiß Tag.

Viele Dinge, die die Menſchen Wahrheit heißen, ſind

So werden oft einzelne, an sich unbedeutend kleine Punkte des Landes durch unverhältnißmäßige Quellen des Reichthums, die in sie hineinfließen, zu einem unfruchtbaren Sumpf, indessen die größten Bezirke dieses Landes, denen diese Quellen zum Segen werden könnten, aus Mangel an Wasser zu dürren Angern werden, auf denen keine fetten Stiere, sondern nur magere Schafe unbefriedigende Nahrung finden.

16. Die Brücke und der Weg.

Die Brücke sagte zum Weg: Was Schönes an dir ist, bin ich.

Kann sein, erwiederte der Weg, aber wenn du abgetragen oder weggeschwemmt wirst, bleibe ich, und warte ruhig bis man dich wieder macht.

So sagte ein Mann, der in einer Hauptstadt Bürger war: Im ganzen Reiche sieht man nicht so viel Schönes und Rares, als in der kleinsten Gasse unserer Stadt. Ihm antwortete ein Mann, der kein Spießbürger dieser Stadt war: Aber wenn deine Stadt nicht mehr unsere Hauptstadt ist, so bleibt jeder Winkel im Lande doch wenigstens, was er vorher war, nur deine Stadt allein nicht.

17. Der gebrochene Marmor.

Als die Menschen weit her kamen, um die Schönheit eines gebrochenen Stückes Marmor zu sehen, sagte der Fels, von dem er gebrochen war, zu ihm: Elendes Nichts, du lagst in meinem Bauche, wie die Ameise in ihrem Haufen, was brüstest du dich? — Der Marmor antwortete: Ich brüstete mich auch nicht, so lange ich darin lag; ich brüste mich nur, seitdem ich aus demselben heraus bin.

Die unermeßlichsten Schätze, die in der Erde verborgen, sind wie ein Licht unter dem Viertel und haben nur inso-

weit einen Werth, als ſie aus den Tiefen, in denen ſie begraben liegen, zu Tage gefördert und ans Licht gebracht werden; ſo iſt auch eine kleine Kraft, die im Volk entfaltet, zur Reifung gebracht und zu Tag gefördert wird, dem Lande mehr werth, als unendlich größere Kräfte, die unentwickelt im Volk nur noch ſchlummern.

18. Die Quelle und der Berg.

Wenn die Menſchen mein Inwendiges kennten, ſo würden ſie den elenden Schweiß, der aus meinem Kothe fließt, nicht verehren, alſo ſagte der Berg, da die Menſchen einer Quelle an ſeinem Fuße opferten.

Die Quelle aber antwortete ihm: Sie verehren mich nur, weil ich zu ihnen herauskomme und ihr Land fruchtbar mache.

Aller Staatsreichthum, der nicht ſo ſegnend im Lande herumfließend, an den Hausthüren der Bürger anklopft, ihnen ſein Daſein verkündet und ſeine Kraft in ihre Hand legt, iſt für die Bürger gar nicht und für den Staat nur halb da.

19. Die Entſtehung der Berge.

Die Erde wunderte ſich einmal, wie die Berge ſich auf ihr hätten bilden können.

Dieſe antworteten ihr: Es geſchah nur durch die Verhärtung deſſen, was du ſchon ſelbſt biſt.

Die Verhärtung der Beſtandtheile der Erde erzeugt viele Höhen und Größen, aber je höher die Erde als Berg daſteht, je unfruchtbarer werden auch ihre Gipfel; und wo ihre oberſten Höhen im eiskalten Dunſtkreiſe mit ewigem Schnee bedeckt ſtehen, da wächſt weder Laub noch Gras mehr.

20. Ebeniſten- und Naturſtärke.

Mein Meiſter ſetzt die Pracht meiner Theile ſo gut zuſammen, als die Natur das todte Weſen deiner Faſern; — alſo ſagte eine künſtliche Ebeniſten-Arbeit zu einem einfachen Schreinerſchrank. Aber da ſie beide an einen feuchten Ort hingeſtellt wurden, löſte ſich die Ebeniſten-Arbeit ganz auf, und der alte Schrank blieb in der unverkünſtelten Einfachheit ſeiner Naturkraft, was er vorher war.

Die Zeitverkünſtlung, deren ſchimmernder Trug aus der Kraftloſigkeit ihrer Theile hervorgeht, löſt ſich wie dieſe Ebeniſten-Arbeit in die Nichtigkeit ihrer ſchwachen Beſtandtheile auf, ſobald Tage und Stunden erſcheinen, die zur Prüfung ihrer Kräfte, wie die Stunden des Trübſals zur Prüfung der menſchlichen Weisheit und Frömmigkeit geeignet ſind.

21. Der Vogelſang.

Wenn Leander durch einen Wald ging, in welchem Vogelſang war, ſagte er: „Hier iſt ein milder Himmel!“ und wenn er auf den Bäumen keine Singvögel antraf, ſo ſagte er: „Hier wehen die Nordwinde!“

Das iſt wohl wahr, aber der Reiſende würde ſich doch irren, der die frohen Menſchen allgemein in dem milden, von Weihrauch duftenden Dunſtkreis des Innern der Zimmer in hohen Paläſten ſuchte und glaubte, wo Arme in Wind und Regen, in Hitze und Froſt arbeiten müſſen, da ſei das Menſchengeſchlecht allgemein niedergeſchlagen und traurig.

22. Das Feuer und das Eiſen.

Das Feuer ſagte zum Eiſen: Ich bin dein rechtmäßiger Herr.

Das Eiſen antwortete: Ich kenne deine Gewalt über

mich; aber ich achte sie nie weniger für rechtmäßig, als wenn du mich schmelzest.

Diese Antwort mißfiel der hochfahrenden Flamme; sie knisterte, rauchte und sprach: Der mich schuf, gab mir meine Gewalt über dich.

Das Eisen erwiederte: Es sind indessen doch nur Menschenhände, die mich in die Esse und in den Tiegel legen.[4])

Ein Prachtgeländer von Eisen, das dieses Gespräch hörte, erwiedert: Ich lobe mir das Feuer, das mich schmelzt, ich lobe mir die Zange, die mich in die Esse legt und die Menschenhand, die mich schmiedet, sonst wäre ich noch elendes Erz, deren es Berge voll hat, und auf das Niemand achtet.

So verschieden sind die Ansichten über den nämlichen Gegenstand, wenn sie von verschiedenen Standpunkten ins Aug gefaßt werden.

23. Handlanger-Werth.

Zangen, Hammer und Feile sagten zu allem Eisen: Unser Herr, der Schmied, waffnet seine Rechte mit uns, wenn er euch schmiedet.

Alles Eisen schwieg, nur ein altes Hufeisen antwortete: Ich habe einmal einen König sagen gehört, er verachte unter den Menschen Niemand so sehr, als diejenigen, die er sich an die Hand dingen müsse, um die andern durch sie zu packen, zu hämmern und zu feilen.

Es ist der Menschennatur unwürdig, ihre Kräfte mißbrauchen zu lassen; aber es ist ihrer noch unwürdiger, sie zu mißbrauchen.

24. Die Anbetung des Teufels.

Als einst das Feuer einen Wald stärker als gewöhnlich brandschatzte, sagte ein alter erschrockener Stock zu den

übriggebliebenen Tannen: „Ich habe einſt gehört, die Menſchen beten den Teufel an, und dann thue er ihnen nichts; wie wäre es, wenn wir das Feuer anbeteten, vielleicht wäre es auch dankbar wie der Teufel.“

Dieſer Vorſchlag gefiel den furchtſamen Tannen, aber das Feuer war nicht dankbar; es kniſterte von nun an vor Hohnlächeln noch lauter, wenn es die dummen Tannen verzehrte, und forderte jetzt nebſt ſeinem alten Feuerrecht noch als ein Altarrecht einen ewigbrennenden Holzſtoß, zum Dienſt der ihm verſprochenen Anbetung.

25. Der Cyklopen-Schutz.

In der Cyklopen-Zeit dachte ein Schwächling: Ich will mich ſeinem Schutz anbefehlen, er thut mir dann nichts.

Das iſt wohlgethan, ſagte der Cyklop; nimm jetzt nur dieſen Faden in die Hand, und ich will dich daran leiten, wo du links oder rechts gehen mußt.

Dieſes Mitgehen mit dem einäugigen Großen erſchreckte den Schwächling; er zitterte am ganzen Leibe; doch er nahm den Faden in die Hand, aber ſchon morgens ſagte der Cyklop: Dieſer Faden könnte brechen, und bot ihm dafür eine Schnur in die Hand.

Wenige Tage darauf ſagte ihm der Rieſe: Der Faden und die Schnur waren nur für die Probezeit, für die Zukunft mußt du dieſes Schutzſeil in die Hand nehmen, und mir ſchwören, daſſelbe weder bei Tage noch bei Nacht aus den Händen fallen zu laſſen.

Todtenblaß ſchwur jetzt der Menſch, was nicht möglich war, zu halten. Das Seil fiel ihm bald aus den Händen, und er eilte nicht, es von dem Boden, auf den es hinfiel, aufzuheben.

Darüber zürnte der Wüthrich und ſagte: Das iſt Untreue und Meineid, dem muß man vorbeugen. Mit dem knüttelte er ihm das Schutzſeil um beide Hände. Alſo gebunden ſeufzte der Mann: Selig ſind die, die er ohne Schutz frißt, und nagte dann einmal eine Nacht durch mit

den Zähnen an diesem Schutzseile, und wollte es durchfressen, aber das Ungeheuer erwachte, ehe er los war, und band ihm jetzt das gefürchtete Seil um den kitzlichen Hals mit ernster Bedrohung des schrecklichen Zuknüpfens beim ersten Fehler wider den heiligen Schutz.

26. Zwei Füllen.

Zwei Füllen, die sich in Wuchs und Bildung, wie ein Ei dem andern glichen, fielen in ungleiche Hände. Das eine kaufte ein Bauer und gewöhnte es ohne Rücksicht auf die Veredlung seiner Natur zum niedern Dienste am Pflug und an den Karren; das andere fiel in die Hand eines Bereiters. Dieser baute die Kunst seines Dienstes auf die Veredlung seiner Natur, d. i. auf die Erhaltung und Ausbildung seiner Feinheit, seiner Kraft, seines Muths.[5]) Es ward ein edles Geschöpf, indessen das andere alle Spuren seiner edlern Natur an sich selber verlor.

Väter und Mütter! Wenn eure Kinder weder an Eurer, noch an der Hand derer, denen ihr sie übergebet, Reiz und Mittel zur Ausbildung ihrer Anlagen finden, so sind diese Kräfte für sie in dem Grad umsonst, als sie groß sind, und die edlern Anlagen der Menschennatur sind ihnen sogar in dem Grad gefährlich und verderblich, als sie groß sind.

27. Die zwei Bären.

Ein Bärenführer führte zwei Bären im Lande herum. Der eine davon war schon ausgewachsen, als er ihn in einer Grube fing, und es brauchte viele Wochen lang große Prügelgewalt, ehe er sich daran gewöhnen wollte, auf zwei Beinen zu stehn und nach der Trommel zu tanzen. Doch endlich und endlich ward er ein abgerichteter Tanzbär.

Den zweiten hatte er von einem Jäger bekommen, der ihn noch ganz jung aus seinem Neste genommen. Dieser lernte das auf zwei Beinen stehen und nach der Trommel

tanzen wie von ſich ſelbſt. Er ſtellte ſich nicht nur ſogleich auf ſeine zwei Beine, wenn der Meiſter ihm von ferne einen Biſſen Fleiſch zeigte, er gewöhnte ſich ſogar daran, ſobald der Meiſter nur um den Weg war, ſogleich ſtundenlang auf ſeinen zwei Hinterfüßen vor ihm ſtehen zu bleiben, und ſo mit ihm herumzugehen. Dadurch gewöhnte er ſich aber auch das auf allen vieren Gehen endlich ganz ab. Er ging, wie der Orangutang, den ganzen Tag mit einem Stocke in der Tatze ſeinem Meiſter nach, wo er immer zum Tanz ihn hinführte.

So einen Tanzbären hatte die Gegend noch nie geſehn. Wenn er in ein Dorf kam, ſo liefen alle Bauern aus ihren Häuſern, der Schulmeiſter ließ ſogar die Kinder aus der Schule, um den Wunderbären zu ſehen. Das ſchien für den Bärenführer ein großes Glück. Er gewann mehr als noch je ein Polack mit ſeinen Tanzbären gewonnen.

Die Bauern fütterten ihm ſeine zwei Thiere umſonſt; aber der Meiſter machte keinen guten Gebrauch von ſeinem Glücke; er überſoff und überfraß ſich jetzt alle Tage; damit ſchwächte er ſich nur, bekam geſchwollene Beine, und als er einſt mit ſeinem Bären beſoffen über einen Steg mußte, glitſchte ihm ſein Fuß aus; er fiel in den Bach und verwundete ſich tödtlich am Kopfe. Beide Bären ſprangen ihm nach, riſſen ihn aus dem Waſſer und leckten ſeine Wunden. Aber es half nichts. Er ſtarb unter ihrer Sorgfalt.

Jetzt hatten die armen Thiere keinen Meiſter, keine Speiſe, den Hunger im Leibe und die Schnörren im Maulkorb, ſo daß, wenn ſie auch im Hunger den todten Meiſter hätten freſſen wollen, es ihnen nicht möglich geweſen wäre. Sie verſuchten zwar mit ihren Klauen ihre Körbe vom Maul zu reißen; aber ſie verwundeten nur ihre Schnörren und brachten die Körbe nicht los.

Nun ertönte ihr Geheul weit und breit durch die waldige Einöde und lockte endlich einige ihrer freien Waldbrüder zu ihnen. Dieſe nahmen ihre Noth zu Herzen und biſſen ihnen mit ihren Bärenzähnen die Eiſengitter entzwei, hinter

denen die armen Thiere ohne dieſe Hülfe hätten verhungern müſſen.

Darauf gaben ſie ihnen zu verſtehn, ſie müßten mit ihnen in die Tiefe des Waldes, wo ſie Honig und Wildbret finden würden. Aber als der eine dieſer Tanzbären mit der Vordertatze einen Stock vom Boden aufnahm, und ſo wie ein Menſch auf den Hinterbeinen ihnen in den Wald folgte, ſahen ſie dieſes Gaukelwunder von einem Bären mit großem Erſtaunen an, und einer ſagte zu dem andern: Nein, ſolche widerſinnige Kunſtnarren hätten wir doch nicht geglaubt, daß Thiere von unſerer Kraft und von unſerer Art werden könnten, wenn ſie unter Menſchenhände gerathen.

Die armen Tanzbären konnten, ſo ſehr ſie hungerten, nicht mehr wie die Waldbären zu ihrem Fraß hinlaufen. Dieſe mußten alle Augenblicke auf ſie warten, damit ſie ihnen nachkommen konnten. Aber als ſie endlich zu einem Honigbaum gelangten, machten ſie ſich mit einem Eifer hinter den Fraß, daß ein Waldbär zum andern ſagte: Sie können doch auch noch wie wir freſſen. — Aber mit dem Freſſen ſuchen wird es ſchwer halten, erwiederte der andere. — Der erſte aber meinte: Sie werden die Mühe, Freſſen ſuchen zu müſſen, gar nicht lange haben. Er ſagte: Sie können ja nicht gehen; der erſte Jäger, der in den Wald kommt, ſchießt ſie nieder.

Indeſſen lernte der eine Tanzbär, der in der Jugend im Wald aufgewachſen, allmählich doch wieder ſchneller laufen, und ſich hie und da etwas Fleiſch erjagen; aber der andere lief ihm und jedem andern Bären, der an einem Fraß nagte, nach, und meinte, daß ihm jeder Bär aus Mitleiden etwas von dem, was er ſelber gern fraß, zuwerfen müſſe.

Das geſchah auch zu Zeiten. Aber alle Bären verachteten ihn und hießen ihn nur den Bärenbettler, oder den Menſchenaffen.

Er hatte ein elendes Leben. Indeſſen geſchah auch, was einer der Waldbären voraus ſagte. Sein Elend dauerte

nicht lange. Der erste Jäger, der in diesem Wald auf die Bärenjagd ausging, kam ihm bald auf die Spur und schoß ihn nieder.

Unsere Zeitverkünstlung macht Tausende und Tausende durch ihre Erziehung zu solchen armseligen, der sittlichen, geistigen und selbst physischen Kräfte ihrer Selbsterhaltung und Selbstversorgung ganz mangelnden Menschenbettlern und Menschenaffen. Man schießt sie zwar in unserer Mitte nicht nieder, wie es dem armen Tanzbär im Wald begegnet, aber sie sind wie er auch unter uns lästige Bettler.

Doch sie haben in unserer Mitte nicht allenthalben üble Zeit. Die verkünstelte Welt hat allgemein Mitleiden mit ihnen, und sie muß wohl; die armen, verkünstelten Schwächlinge haben ja keine andern, als die allgemeinen Zeitfehler, die auch vielseitig denjenigen, die ihnen Mitleiden bezeugen, nicht fremd sind, und die, obwohl sie in Ueberfluß und Gemächlichkeit leben, in vielen Rücksichten verkünstelte Schwächlinge, wie sie sind, und durch ihr Leben die Quellen der Erschlaffung, die die Armen unter ihnen elend machen, täglich mehr vermehren und verstärken.

28. Die Flamme und die Kerze.

Ich schäme mich immer, wenn ich mich so nahe bei dir erblicke, — also sagte die Flamme zur Kerze. Diese antwortete: Ich glaubte bisher, du schämtest dich, wenn ich vergehe, indem du dann allemal selber erlöschest

Thörichter Schmutz! erwiederte die Flamme, ich glänze freilich nur so lange ich dich fresse, aber ich schäme mich, daß man es sieht.

29. Das ewige Licht.

Als die slavischen Menschen das Feuer anbeteten, wollten sie ihm auch die Schamröthe ersparen, und hingen das ewige Licht in ihren Tempeln in eine Höhe, in der

das Volk nur seinen Glanz, nicht seinen Schmutz sehen konnte.

Man erzählt noch, daß den Mesmern Jahrhunderte lang zur heiligen Pflicht gemacht wurde, die Lampe des ewigen Lichts nur in der Mitternachtsstunde mit Oel anzufüllen und keinen Tropfen davon auf den Boden fallen zu lassen, damit ja keinem Bauernweib in der Kirche der Sinn daran kommen möchte, das Licht, das in der Höhe des Tempels leuchtet, nähre sich von so elendem Schmutz.

30. Reiner und verfälschter Wein.

Ein mit großer Kunst verfälschter Wein sagte zu einem Glas unverfälschten: Ich bin mehr werth als du.

Dieser erwiederte: Ich vergleiche mich nicht mit dir. Was ich werth bin, verdanke ich mir selbst, was man für dich zahlt, dankst du deiner Kunstschlechtheit, mit der man deine Naturschlechtheit äußerlich unscheinbar macht, aber innerlich verdoppelt.

Würde sich doch dieses Handwerk, die Naturschlechtheit einer Sache mit dem Zusatz einer Kunstschlechtheit noch zu verdoppeln, nur auf die Weine und auf die Kellergeschäfte beschränken; aber diese Kunst dehnt sich auf Gegenstände von der höchsten Wichtigkeit und von der höchsten Würde aus, die unglücklicherweise in Hände von Menschen fallen, welche also durch Beimischung des Schlechten zum Schlechten allem Schwachen vielseitig einen Trugschein des Starken, und allem Bösen einen Trugschein des Guten beizufügen verstehn.

31. Das inwendige Toben.

Ich verachte jedermann, der inwendig tobet, sagte Lebon.

Milo erwiederte: Schweig' doch mit dieser Lehre, bis

du deine Lieblings-Bouteille geleert haſt. — Lebon öffnete eben eine Bouteille Champagnerwein.

Wer den Reiz zum Toben nicht in ſich ſelber und um ſich ſelber zu entfernen vermag, dem ſchaue ich zweimal in die Augen, wenn er zu mir ſagt, er verachte jeden, der wirklich tobt.

32. Die Philoſophie des Auerhahns.

Als man den Auerhahn fragte, woher alle Uebel im Thierreiche entſprängen, antwortete er: Sie kommen nur daher, weil ſich die unvernünftigen Geſchöpfe alle einbilden, das Recht, ſich zu ſträußen und zu kollern, welches der große Jupiter unſerm Geſchlechte ausſchließend verliehen, ſei ein allgemeines Thierrecht.

Ich möchte faſt glauben, der Auerhahn habe zweierlei Arten von Menſchen gekannt, von denen die einen ſich einbilden, das Recht, ſich zu ſträußen und zu kollern, ſei ein ausſchließliches Recht der privilegirten Stände, die andern aber, es ſei ein allgemeines Menſchen-, es ſei ein Freiheitsrecht.

33. Der Heerochs.

Der Heerochs war alt; ſeine Hörner waren abgeſtoßen, ſein dicker Kragen hing nicht mehr am breiten, mächtigen Nacken, ſein Fußtritt ſchwankte bei jedem Schritte, und Berg und Thal erſchallte nicht mehr von ſeinem mächtigen Brummen.

Kühe und Stiere gehen ihren' Weg, wie wenn ſie Niemand führte, und jedes Kalb meint, es ſei ſo wohl und ſo gut zum künftigen Heerochs erkoren als jedes andere. Es iſt keine Ordnung mehr auf dem Berge, und es wird keine geben, bis unter der Heerde wieder ein Machtſtier erſcheinen wird, dem Kühe und Kälber von ſelbſt folgen, wo er nur hingeht.[6])

Ohne Erneuerung der Naturkraft erhält sich keine Ordnung unter den Thieren, noch viel weniger unter den durch Verkünstlung entnervten und abgeschwächten Menschen.

34. Der alte Thurm.

Ein alter Thurm drohte seinen Einsturz; täglich fielen Ziegel und Steine von ihm herab.

Mißmuthig, daß er den schlechten Zustand seines alten Thurmes nicht mehr vor Fremden verbergen könne, ließ sein armseliger, spießbürgerlicher Bewohner alle Abende, was den Tag über von ihm herabfiel, wieder zusammen lesen und an den Rand einer Nebenmauer anlegen.

Ein Nachbar, der es sah, sagte zu ihm: Das wird dem Umsturz deines Thurmes nicht vorbeugen. Er antwortete: Ich weiß es wohl,[7]) aber ich muß doch einmal den Boden von dem reinigen, was von ihm herabfällt. Der Nachbar aber erwiederte noch einmal: Das wird dem Thurme nichts helfen.

Er: Ich weiß auch das wohl, aber schweig' doch und plage mich nicht mit solchen Bemerkungen über mein Elend. Ich bin zufrieden, wenn es nur Niemand sieht.

Jetzt schwieg der Nachbar, aber sah ihn mitleidig an. Dieser verstand den Blick und sagte noch: Ich bin zuletzt zufrieden, wenn ich nur machen kann, daß ich selber meine, es sehe mein Elend Niemand.

Fraget mich nicht, wer der Besitzer dieses alten Thurmes sei, wenn ihr ihm auch schon ein Almosen geben wolltet, — ich darf es euch nicht sagen.

35. Die goldene Mittelstraße.

Von meinen Mitthieren kleben einige an dem Boden, andere versteigen sich in die Lüfte; ich aber will die goldne Mittelstraße halten, — also sprach der Affe Minike, und betrat die Erde nicht mehr; er verstieg sich auch nicht in

die Wolken; aber er brachte sich mit einem Affensprung von einem Aste auf den andern.

Auch die Fledermaus meinte, sie gehe die goldene Mittelstraße zwischen den Vögeln und Säugethieren; aber Affen und Fledermäuse sind nicht geeignet, sie zu betreten; nur Ruhe und Kraft vermag es, sich auf ihr zu erhalten, Unruhe und Kraftlosigkeit führen in jedem Fall von ihr ab.

36. Der Ursprung der Glocken.

Als der Schlüßler des Himmels die Christus-Lehre zum tönenden Erz[8]) und zum Schemel seiner Füße gemacht, goß er von einem Theil seines Erzes für seinen Schemeldienst klingende Schellen.

Seitdem rufen beim Mangel des lebendigen Geistes, der jeden einzelnen Christen mit der Christusgemeinde als einen Bruder vereinigt, in allen Ecken und Enden große Glocken auf hohen Thürmen den Nachkommen der geist-, kraft- und thatvollen Christen zu, sich zu versammeln, um noch die Worte des Glaubens und der Liebe zu hören, deren innern Geist und Kraft sie so vielseitig verlassen.

37. Das Hahnen-Geschrei.

Meister Erdwust. Warum krähet der Hahn allemal, ehe du aufstehest?

Knecht Frohmuth: Damit ich noch einen Augenblick als ein Mensch denken könne, ehe ich als ein Vieh arbeiten muß.

Dieser Meister Erdwust sagte auch einmal zu seinem Knecht, es sei mit dem Ruhetag, den man den Sonntag heiße, eine bloße Narrheit, wir hätten ja in der Woche sieben Ruhenächte.

38. Der Thoren Recht.

Du ſagſt, es lohnt ſich nicht der Mühe, abzuwiegen, wer im Streite zwiſchen zwei Thoren und Schalken das größte Recht habe.

Es iſt vielleicht wahr; doch das iſt auch wahr: Der ſchwächere Thor, wenn er von dem ſtärkern gedrückt wird, und der ſchwächere Schalk, wenn er von dem ſtärkern geneckt wird, hat auch bei dem Weiſeſten einen gerechten Anſpruch an ein wohlwollendes Verhör.

Die Kaltſinnigkeit, mit der viele Leute das Wort: Es lohnt ſich der Mühe nicht — ſo leicht ausſprechen, iſt gar oft der Ausdruck einer großen, innern Herzenshärte; den wahren Zuſammenhang dieſes Worts mit der Herzenshärte der Menſchen zu verbergen, möchten oft viele Leute, die gar nicht träge ſind, dieſes Wort als ein bloßes Wort ihrer Trägheit paſſiren laſſen.

39. Das Trinkglas und der ſilberne Becher.

Das zerbrechliche Trinkglas ſagte zum ſilbernen Becher: Seitdem die Menſchen mich kennen, trinken ſie nicht mehr aus dir, alſo iſt klar, daß ich ihnen mehr werth bin, als du.

Der Becher antwortete: Ich laſſe dich das gerne ſagen, denn ich ſehe täglich von meiner Ruhſtelle hinunter, wie leicht du brichſt und wie leicht man dich wegwirft.

So ſagte ein Schwächling im Hofglanz zu einem anmaßungsloſen, aber feſten Landedelmann: Ein Leben, wie das deinige, hat in meinen Augen keinen Werth.

Darüber antwortete ihm der Landedelmann: Das laſſe ich dich gern ſagen; ſelber mein Ahnherr war ſchon lange gewohnt, ſich in den Zeitungen zu merken, wie das Hofleben, dem du allein einen Werth gibſt, die Mauern der Schlöſſer untergräbt, in denen wir ſchon Jahrhunderte gelebt, und noch gern viele Jahrhunderte leben möchten.

40. Der Stern mit der Ruthe.

Gott ſchuf! — Millionen Welten wirbelten in neuen Sphären; Sonnenſyſteme floſſen in einem ewigen neuen Gang, wie Regentropfen in einer Rinne, nur ein kleiner Mond wollte ſtehen bleiben, wo er ſtand.

Da warf ihn der Engel der Schöpfung aus dem Kreislauf der Welten und gebot ihm: Wandle du ewig in unermeßlichem Dunkel einen elenden Quergang, nie werde ein Menſch auf deinen Flächen geboren. Wenn du der Sonne dich näherſt, ſo leide in dir ſelbſt marternde Pein, und wenn du den vollendeten Welten erſcheineſt, ſo zeige dich ihnen als Irrwiſch. Jetzt geht der elende Erdball ewig ſeinen verworfenen Gang, nie wird ein Menſch auf ſeinen Flächen geboren; wenn er der Sonne ſich nähert, ſo leidet er in ſich ſelbſt marternde Pein, und wenn er den beſſern Welten erſcheint, ſo geſchieht es nicht anders, als mit der feurigen Ruthe, mit der er die elenden Halbweſen züchtigt, die im ewigen Quergang empfinden, daß ihr Mond beim Vorſchritte aller Welten hat ſtehen bleiben ſollen, wo er damals ſtand.

41. Der Kröten-Troſt.

Ein Land ward zum Sumpf, alles, was darin lebte, mußte ſterben, Kröten und Würmer wandelten einzig auf ihm herum; nur auf einem Felſen lag noch ein Reh und ein Schaf, jammernd des Todes erwartend.

Eine Kröte, die ſich unten im Sumpf blähete, quakte zu den leidenden Thieren hinauf: Was jammert ihr ſo? Sterbet in Gottes Namen, warum ſeid ihr nicht Kröten geworden?

Kommt doch in unſere Stadt und wohnet bei uns, ſagte einſt ein Bürger einer Stadt, die ganz ominös Krotenburg hieß, zu einem Bauer, der ihm klagte, es ſei ſo viel Noth und ſo viel Armuth in ihrem Dorf, und man

könne mit allem Fleiß und aller Arbeitsamkeit kaum das liebe Brod erwerben.

Nun, wie habt ihr es denn in eurer Stadt? erwiederte der magere Bauer. Der fette Bürger antwortete: Die Herren auf unserm Rathhaus haben einen Gemeindseckel, der so reich ist, daß sie jedem dummen Jungen und jedem Pflastertreter, der Bürger ist, eine Pfrund geben können, und unser Spital hat so viel Einkünfte, daß es die ganze Stadt mit Wein, Fleisch und Brod versorgen könnte, und es muß es thun, sobald ein Bürger nur um eine Armenpfrund anhält. Und der magere Bauer antwortete dem dicken Bürger: Ich möchte bei allem dem doch nicht Bürger in eurer Krotenburg sein. — Warum? warum? fragte der Bürger. Der Bauer aber schwieg, und sagte ihm den Grund nicht, der darin bestand: Die Bürger von Krotenburg waren weit und breit in der ganzen Nachbarschaft als die dümmsten und anmaßlichsten Tröpfe bekannt, die auf Gottes Erdboden herumgehen.

42. Die aufgeopferten Steine.

Große Quadersteine, die unter ein sinkendes Schloß gebracht wurden, klagten der Mauer, daß sie ihr also aufgeopfert wurden.

Doch ehe noch diese antworten konnte, schrien die Hoffahrtssteine der Fenster und Thüren: Wir sind die Prachtsteine des Hauses, und wir wollen, daß man euch unter uns in den Sumpf lege. Was braucht es weiter? Wir wollen es also. — Aber die Mauer selber war billiger. Sobald sie vor dem Gebrüll der Prachtsteine zu Rede kommen konnte, sagte sie zu den in Sumpf und Koth versenkten Quadersteinen: Liebe aufgeopferte Steine! Ich werde niemals vergessen, daß ihr, um mich vor dem Umsturze zu retten, unter den Boden gebracht worden seid, und daß ich, so lange ich stehe, auf euch ruhen muß; indessen die Hoffahrtssteine nur an meinem Rand kleben.[9])

Diese Antwort freute die aufgeopferten Steine; sie

hatten sie nicht erwartet, und antworteten: Wenn nur die Hoffahrtssteine, die nur deine Löcher ausfüllen und selber nichts tragen, mit ihrem wir wollen, wir wollen, das Maul hielten. Die Mauer oder vielmehr das ganze Schloß erwiederte ihnen: Ich höre ihr anmaßungsvolles Brüllen selber nicht gern, aber ich vermag es nicht, sie schweigen zu machen.

Sie setzte hinzu: Es ist, so lange die Welt steht, kaum irgend einer Kraft gelungen, dem Maulbrauchen der schwachen Eitelkeit Meister zu werden.

Das war übrigens noch eine Mauer von alter Art. Es gibt jetzt Mauern, und zwar hohe, große Mauern, die von ihren Hoffahrtssteinen so umschlungen und so verblendwerkt werden, daß sie selber zu glauben scheinen, sie seien nur zur Unterstützung und zum Behufe ihrer Hoffahrtssteine da, und zu gar keinem andern Zwecke so hoch aufgethürmt worden.

43. Aufmerksamkeiten.

Graf Frickhart sagte vom Bürger Frohmann: Dieser Mensch hat auch gar keine Aufmerksamkeit, weder für das Interesse meines Standes, noch für die Gefühle, die demselben eigen sind.

Darauf antwortete Graf Ellwich: Das kommt nur daher, weil du weder für die Interessen, die seinem Herzen, noch für die Gefühle, die seiner Natur eigen sind, die geringste Aufmerksamkeit hast.

Aber meinst du, erwiederte Frickhart, es sei an mir, mit dergleichen Aufmerksamkeiten den Anfang zu machen?

Ellwich mußte lachen, kehrte sich um und sagte zu sich selber: Wie er ist, hat er ganz Recht, je schwächer ein Tropf ist, je mehr muß er aus lieber Noth Aufmerksamkeiten auf seine Erbärmlichkeiten fordern. Dieser Frickhart war ein Schwächling, wo ihn die Haut anrührt; und bei solchen Leuten muß jeder kraftvolle Mann mit jeder Art von Auf-

merkſamkeit auf Erbärmlichkeiten nothwendig den Anfang machen, wenn ihm etwas daran liegt, daß der andere es hintennach auch thue.[10])

44. Nur noch jetzt nicht.

Die Woge ſchwoll, es war keine Rettung für das Dorf, als den Damm im Park zu durchſchneiden und ihn mit allen ſeinen Rebhühnern, Rehen und Haſen den Wellen Preis zu geben.

Das Volk bat. Nur noch jetzt nicht, erwiederte der Junker. Die Gefahr ward dringender. Das Volk kniete und bat: Wir ſind mit Haus und Hof, mit Weib und Kind verloren, wenn Sie den Damm nicht durchſchneiden laſſen.

Aber der Junker liebte das Vieh im Park, und kannte das Volk im Dorfe kaum. Darum ſchien ihm auch ihre Bitte eine ſträfliche Unaufmerkſamkeit auf den Parkſchaden, den ihm die Durchbrechung des Damms zuziehen müßte. Er hielt deßwegen auch ihr Knien für eine unanſtändige Zudringlichkeit, ſchüttelte den Kopf darob und ſprach ernſt und unwillig: Nur noch jetzt nicht — und noch einmal, nur noch jetzt nicht war auf ſeinen Lippen, als der Damm brach, und Land und Park und Rebhühner und Menſchen mit einander verſchlang.

Der verhärtete Welt- und Thier-Sinn erkennt die Zeit und Stunde nicht, die zu ſeinem Heil und Frieden dient, und wenn ein altes Sprüchwort heißt —

45. Die Affen-Beichte.

Dieſer Ochs weidet ſo ruhig, indeſſen wir, die wir doch von einem vornehmern Geſchlecht ſind, uns ſo unruhig herumtreiben müſſen.

Alſo ſagte ein Affe zu ſeiner Gemahlin, da ein Ochs unter ſeinem Baum ruhig Gras fraß.

Dieſe antwortete: Wir ſind freilich von einem vor-

nehmern Geschlechte, aber auch unendlich mehr Affen, als vornehm.

Ich kannte einen Mann, der vom ganzen Menschengeschlechte sagte: Es sei ein imitatorum servum pecus, und die Beichte dieses Affenweibes scheint ihm ganz recht zu geben; indessen ist in jedem Fall das Vornehmthun so im höchsten Grad gemeiner Thiere, wie die Affen sind, das Lächerlichste aber auch das Drückendste in allen Formen, in denen die Armseligkeit dieses Thuns erscheint.

46. Was der Affe bei der Schlange gelernt hat.

Ein junger Affe studirte lange und konnte nicht ergründen, was Bescheidenheit sei; endlich sah er eine Schlange auf dem Bauche kriechen und sagte zu seiner Mutter: So ohne Hände und Füße sich durch die Welt zu winden, das wird wohl Bescheidenheit sein.

Der gute Junge wußte nicht, wie leicht und wie hoch die Schlange ihren Kopf in die Höhe heben, und wie sie ihren Leib zu einem Kameelrücken machen kann, wenn sie sich auf die Kraftsprünge vorbereitet, mit denen sie nicht bloß schwache Affen, sondern auch starke Thiere mörderisch anfällt, um den Demuthsbauch ihres kriechenden Leibes vollzustopfen. Glaube doch Niemand, daß, wer Gift hinter seinem Zahn hat und sich bei seinem Kriechen gern und leicht unsichtbar macht, demüthig sei.

47. Der Hunde Bescheidenheit.

Als einst der Löwe dem Hunde das Zeugniß gab: Ich habe ihn immer bescheiden gefunden, antwortete ein armer Esel: Er mag wohl bescheiden sein, aber ist es gewiß nicht gegen einen armen Esel.

Als ich dem Schneider Mixli sagte: Junker Großaug sei ein guter Herr, antwortete er mir ebenso: Er mag

wohl ein guter Herr ſein, aber gewiß nicht gegen einen armen Schneider.

Es iſt ein eigenes Ding mit dieſem Zeugniß der Beſcheidenheit, das ſich ein Hund von einem Löwen geben läßt. Ich denke kaum, daß irgend ein Thier mit einer guten Naſe einem ſolchen Zeugniß einen großen Glauben beimeſſen werde. Einmal unter den Menſchen würde man allgemein einem ſolchen Beſcheidenheits-Zeugniß eher glauben, wenn es von einem Schwachen und Armen einem Reichen und Starken, als wenn es von einem Reichen und Starken einem Schwachen und Armen gegeben würde.

48. Der Plünderer und das Kloſtergut.

Als ein Plünderer den Abt Wyler fragte, wozu der Kloſterreichthum im Lande diene, antwortete ihm dieſer: Es iſt am Ende doch immer gut, daß auch jemand der Letzte ſei, den ihr plündert.

Und als ich einen Bauern fragte, wozu ein Stein-Haufen diene, der vor ſeinem Haus lag, antwortete er mir: Wird er mir weniger dienen, weil ich jetzt noch nicht weiß, wozu ich ihn brauche?

Die Sparpfennige der Alten waren eine gute Sache, aber wir kennen ſie nicht mehr. Wie dieſe ihre Kraft anwandten, Sparpfennige zu beſitzen, verwenden wir ſie auf die Kunſt, Schulden zu machen, und auf Ausgaben, die uns dazu nöthigen, ohne im geringſten einen Realwerth auf unſere Befriedigung zu haben.

49. Der Thor, der Feuer ſucht.

Er las jede Kohle vom Boden und jeden erloſchenen Docht vom Tiſche auf; damit verhütete er freilich keine Feuersbrunſt, aber er machte ſich täglich garſtige, ſchmutzige Hände.

Die Furcht ist ein böser Rathgeber, und es ist ein Glück, wenn die Verirrungen, zu denen sie die Menschen hinführt, ihnen, wie diesem Thoren, nur schmutzige Hände machen.

50. Der Schiffer ohne seinesgleichen.

Ha, wie er auf seinem Meere fährt! Es ist mit tausend Klippen besät, er segelt, wie wenn sie nicht wären. Auch der Sturm ist ihm nichts, er tanzt zwischen seinen Wellen wie ein Jüngling im Kreise hüpfender Mädchen. Er steuert zur Lust um den gewaltigen Wirbel. Er fährt beim Querwind gerade und beim geraden in die Quere. Er thut auf seinem Meere was er will. Er ist weit und breit der Schiffer ohne seinesgleichen.

Dennoch bittet sein Schiffsvolk alle Tage: Lieber Gott! gib uns einen Führer, der weniger geschickt ist. — Und gestern fluchte sein ältester Bootsknecht: Es ist bei Gott besser, auch einmal zu ersaufen, als immer und immer nur zu rudern und zu klettern.

Dieses rohe Wort des wilden Bootsknechts hat doch etwas Wahrheit. Dem sinnlichen, thierischen Menschen behagt das einmal auch sterben besser als immer und immer zu leben, um für nichts und aber nichts immer nur geplagt und gequält zu werden.

51. Der Thor, der Feuer löscht.

Er roch um Mitternacht Feuer, stand plötzlich auf und fand das Feuer auf dem Heerde in vollen Flammen und eine glühende Kohle im Stroh, das nahe am brennenden Heerd lag. Er löschte das Feuer auf dem Heerde mit Geräusch, und trat die glühende Kohle, um das Feuer zu löschen, mit seinen Schuhen noch tiefer ins Stroh, das dann nach einer Stunde in Flammen ausbrach und das Haus vollends verzehrte.

52. Der Kutſcher, wie es deren viele gibt.

Ich will es durchſetzen und den Wagen auf dieſem und keinem andern Wege an ſeine Stelle bringen, alſo ſpricht Nilſon und fährt eine Weile zwiſchen Wand und Wellen einher. Er drängt ſich feſt an den Felſen; aber die Pferde ſind wund und der Wagen leidet Noth. Doch es geht. Jetzt muß er ſchwenken, der entſcheidende Augenblick iſt da; es geht nicht, der Wagen muß zu tief in den Strom; ich ſehe es, es geht nicht; ich ſehe es, bei Gott, er ſchwenkt nicht einmal gut; der Wagen iſt hin — und er — thut, was gut iſt und fromm, um nicht zu ertrinken.

Was ſollte er anders? Der Wagen war ja nicht ſein, er war ja nur Kutſcher und hatte einen guten Herrn. Er ging ſo naß als er aus den Wellen kam, heim; ſein Herr hatte Mitleiden mit ihm, und er bekam ſeinen Abſchied, wie Viele, die als Staatskutſcher mit ihren Staatswagen ſtark und frech einherfahren und lange durchſetzen, aber am Ende überſchwenken und dennoch oft nicht einmal ihren Abſchied begehren müſſen.

53. Stoffels Brunnen.

Als des eiteln armen Stoffels Hausbrunnen beinahe abſtand, befahl er ſeinem Knecht: Wenn Niemand um den Weg iſt, ſo ſtopfe die Röhre, wenn aber ein Fremder durch den Hof geht, ſo laſſe ſie laufen.

Der Knecht antwortete: Damit wird der Brunnen immer ſchlechter, und ich kann weder zur rechten Zeit tränken, noch zur rechten Zeit ſchöpfen.

Der Meiſter erwiederte: Ich will für einmal alles lieber, als daß man merke, daß mein Brunnen ſchlecht iſt.

Man ſollte nicht glauben, wie viele ſolche eitle Gimpel es in unſrer Zeit gibt.

Erſt neulich ſagte in meiner Gegenwart eine ſolche

Gimpelmutter zu ihrem Kinde: Mach' doch in allem, was du thuſt, daß es auch eine Art hat. — Aber wie muß ich das machen? fragte das Kind. Die Mutter erwiederte: Ich will es dir ſagen; in Allem was du thuſt, mußt du immer darauf ſehen, daß Niemand merke, was du damit ſuchſt, und dir Niemand anſehe, was du dabei denkſt.

Das verſtand ein Hummel vom Dorfe vortrefflich; er ſagte auch ſeinem Vertrauten es gerade heraus, wenn er einen Burſchen, den er haſſe, auf der Mücke habe und ihn ſicher zu Grunde richten wolle, ſo ſei er Jahr und Tag freundlicher mit ihm, als mit keinem andern im Dorfe.

54. Löwe und Reh.

Der Löwe meinte, das Reh ſollte in jedem Falle ſtille ſtehen, wenn er rufe.

Aber das Reh antwortete ihm: Der große Jupiter hat das meinem Herzen verboten, wie dir das Gras freſſen.

Jupiter hatte ſehr recht; ſonſt würde es gewiß dahin kommen, daß auch die Mäuſe den Katzen ſtill ſtehen müßten, wenn ſie nur miauten.

55. Roßfliege und Horniß.

Die Roßfliege wollte den Rang vor der Weſpe; damit ſie ihn bekomme, ging ſie zu der Horniß in Dienſt, und leckte dieſer den Angel im Leibe, der ihr zu Zeiten wehe thut.

Es macht mich nichts ſo ſehr lachen, als wenn ich ſolche Roßfliegen ſehe, die ſich im Dienſte einen höhern Rang zum Nachtheil kraftvollerer Männer, die dieſen Rang verdient haben, durch Niederträchtigkeit zu erſchleichen gewußt. Ich kann nicht verhehlen, die Roßfliege und ihr Verdienſt um die Horniß kommt mir in dieſem Falle dann immer in Sinn.

56. Kauz und Adler.

Als die Vögel einen Kauz aushöhnten, ſagte ihnen ein zuſchauender Menſch: Dem Adler, dem Adler ſolltet ihr euren Unwillen alſo zeigen!

Die Vögel erwiederten: Wir wiſſen wohl, daß der Adler viele von uns frißt; aber wir verſpotten den Kauz nicht, weil er uns frißt, ſondern weil er wie ein Narr Augen macht, wenn er uns anſchaut.

Die Vögel hatten Recht. Es kann Jemanden, der weiß, was die Augen im Menſchenkopf bedeuten ſollen, nichts widrigeres ſein, als von Jemand mit Nachteulenaugen angeguckt zu werden.

57. Gauch und Käfer.

Ein ſchwarzer Käfer warf dem Gauch vor, er ſtinke. Aber dieſer antwortete ihm: Ich bin doch ſchöner als du, und wenn mich einer geſehen hat, ſo bedarf er eben nicht noch, an mir zu riechen.

Es ſind ſehr viele Menſchen, denen es wie dieſem Gauch behagen würde, wenn man das, was ſie ſind und thun, nicht mit allen fünf Sinnen beachten dürfte, ſondern ſelbiges mit einem einzigen und zwar, mit dem geſetzlich dafür Beſtimmten thun müßte.

58. Löwen-Schwäche, Stieren-Art und Fuchſen-Liſt.

König Löwe wollte einmal allein brüllen und verbot allem Vieh und namentlich den Stieren, jemals einen Laut, der dem ſeinigen gleich ſcheinen könnte, von ſich hören zu laſſen.

Aber es war den Stieren nicht möglich, den alten Laut ihres Rachens zu unterdrücken; wo ſie immer glaubten, der Löwe ſei nicht um den Weg, da brüllten ſie, wie ſie von Alter her thaten und wie es ihre Natur mitbringt.

Darüber zürnte der Löwe; er faßte ein Paar der ſtärkſten beim Horn und warf ſie in eine dunkle Grube.

Aber als die Gefangenen heilig verſprachen, nicht mehr zu brüllen, hatte der Löwe Mitleiden mit ihnen und wollte ſie loslaſſen. Aber der Fuchs mißrieth ihm das und ſagte: Du kannſt den Stieren das Brüllen unmöglich ganz abgewöhnen, ohne ſie durch das Entſetzen deiner Standhaftigkeit überall ſtumm zu machen.[11])

Der Fuchs hatte dieſe Worte kaum ausgeſprochen, ſo erwachte in der milder gewordenen Seele des Löwen der alte, böſe Sinn der blinden Regierungsſtandhaftigkeit, den Fuchſenſeelen ihm ſchon in ſeiner Unmündigkeit eingeflößt haben. Und die armen Stiere mußten im Gefolge dieſer böſen Regierungsſtandhaftigkeit im Loch verrecken.

Es iſt ewig Schade, wenn brauchbare Thiere um ſolcher von Füchſen herkommenden Einflüſterungen in Löchern verrecken müſſen.

59. Der Richter in der Sache ſeines eigenen Bratens.

Warum friſſeſt du mich nicht ohne dieſe Marter? alſo ſagte ein Käfer zur Dornelſter, die ihn an der Hecke geſpießt bratete. Dieſe antwortete ihm: Was kann ich dafür, daß du ein rohes und verderbtes Fleiſch haſt? Und bin ich Schuld daran, daß du mir beſſer ſchmeckſt, wenn du gebraten biſt, als wenn ich dich roh freſſe? Sie ſetzte hinzu: Es iſt mir, wenn ich dich brate, gar oft noch recht leid, daß ich ſo lange warten muß, bis ich dich freſſen kann.

Ein Zeiſig, der auch in der Hecke hüpfte, ſagte zu ihr: Du könnteſt ihn ja tödten, und dann hernach braten. Aber die Elſter erwiederte: Was macht mir das, wenn er zappelt, ſo lange ich warten muß.

Das Menſchenverderben, zu der das Raffinement der Kochkunſt unſerer Zeit vorzüglich gehört, iſt unmenſchlich, aber daß dieſes böſe Raffinement auch ins Thierreich ein-

gegriffen, und ein Vogelherz in dem Grad verhärtet, als ich ſehe, daß es bei dieſer Elſter der Fall iſt, das hätte ich doch nicht gedacht.

60. Der Gutsherr und ſein Erblehnsträger.

Auch du biſt von dem Geiſt der ungenügſamen Zeit angeſteckt, du haſt dein Lehen wie unter meinem Ahnherrn und biſt nicht zufrieden, — alſo ſagte ein Gutsherr zu ſeinem Lehnträger. Dieſer antwortete: Euer Gnaden verzeihen, man iſt mir freilich die Erbpacht auf den Fuß ſchuldig, wie meine Vorfahren dieſelbe beſaßen, aber ich genieße dieſelbe bei Weitem nicht alſo. — Wie das? fragte der Graf, und der Lehenträger erwiederte: Euer Ahnherr ließ meinen Vorfahren das Gut anſpruchlos ohne Herrenprunk und ohne Eitelkeitsfratzen als ein Baurengut anbauen, und Korn und Wein auf das Höchſte treiben, davon hatte die Erbpacht die Hälfte; Euer Großvater legte den großen Schloßgarten, den neuen Lindenplatz und den Fiſchteich an; ſo viel ging von Korn und Weinbau ab. Euer Vater ſchlug den Haſenberg zur Jagd ein; das ging wieder von Korn und Weinbau ab, und Euer Gnaden fordern jetzt ſieben Aecker zu Schattengängen und Grienwegen, dieſe werden wieder von Korn und Weinbau abgehen; wie können Sie alſo ſagen, ich genieße das Lehen, wie meine Vorfahren unter eueren Ahnherren? Nein, gnädiger Herr! Die immer ſteigende Eitelkeit des herrſchaftlichen Tons macht es geradezu unmöglich, daß ſich irgend ein Rechtsverhältniß zwiſchen der Herrſchaft und den Untergebenen rein erhalte.

Der Graf war ein edler Mann; er ſchlug dem Pächter auf die Schulter und ſagte: Ich danke dir, daß du mir die Wahrheit geſagt haſt; ich glaubte, du ſeieſt vom Geiſt der ungenügſamen Zeit angeſteckt, aber du haſt mir gezeigt, daß ich es ſelber bin.

Ich weiß, tauſend Edelleute fühlen und denken im Innerſten ihres Herzen ebenſo menſchenfreundlich als dieſer,

aber es ist ein Unglück, daß es in den Häusern der meisten seit ihrer Väter Zeiten zur Uebung geworden, mit ihren Lehenleuten nicht von Angesicht zu Angesicht, sondern blos durch Mittelspersonen zu reden. Wahrlich das von Angesicht zu Angesicht einander sehen und von Mund zu Mund mit einander reden, ist zur gegenseitigen Erkenntniß der Wahrheit, so wie zu gegenseitiger Belebung der Menschlichkeit und Liebe nothwendig. Aber hierfür sollte der Große den Kleinen suchen, der Kleine darf den Großen nicht immer suchen, und wenn er es thun will und thun muß, so ist er selten so glücklich, ihn zu finden.

Der Mittelmann, der als Amtmann gewohnt ist und seinen Vortheil dabei findet, an seiner Statt mit dem Erbherrn zu reden, findet in jedem Falle Mittel und Gelegenheit, den armen Dienstmann daran zu hindern und ihm das Glück und den Segen zu rauben, den ihm das Recht, mit seiner Herrschaft von Angesicht zu Angesicht reden zu können, gewähren würde.

61. Hirschenhorn.

Ein Mensch, der noch wenig Thiere gesehen hatte, kam plötzlich in einen Thiergarten und staunte über die Pracht der zahmen und wilden Geschöpfe; aber das Horn des Hirschen ging ihm über alles. Er sagte zum Wärter: Die Natur hat dieses Thier gewiß zum König der Thiere bestimmt.[12]) Warum meinst du das? fragte ihn der Wärter. Der Neuling im Thierreich antwortete: Sein mächtiges Horn zeugt von unermeßlicher Kraft. — O nein, erwiederte der Wärter, es ist nur ein schwülstiger Auswuchs seiner mittelmäßigen Kraft.

Neuling. Ich hielt es für eine Naturkrone, die alle Thiere als das über sein Haupt emporstrebende Zeichen seiner allgemeinen innern Kraft anerkennen und respektiren müssen.

Der Wärter erwiederte, die Kraft der Hirsche liege wesentlich in ihren Beinen, und diese brauchen sie vorzüglich

zum Fliehen, wenn ſie auch nur einen kleinen Hund bellen hören.

Ein alter Soldat, der dieſe Erzählung über das Hirſchenhorn und die Hirſchenkraft hörte, ſagte darüber: Ich kenne ein Leibregiment, das auf der Parade ſich auch in ſeiner Kleidung, aber auch in der Schlacht im Fliehen auszeichnete, wie der Hirſch mit ſeinem Horn und mit ſeinen Beinen.

62. Die undankbare Henne.

Freſſe ich dich, ſo bin ich morgen wieder nüchtern; laſſe ich dich leben, ſo legſt du mir täglich ein Ei, alſo ſprach Reinecke, der ſchlaueſte der Füchſe, da er eine Henne gefangen; er rauſte ihr nur das Gefieder aus den Flügeln, und zeichnete ſie ein wenig mit einem Biß am Beine; dann ließ er ſie leben und fütterte ſie reichlich. Aber es war der Henne nicht wohl beim Futter des Fuchſes; ſie legte wenig Eier, brütete keine Jungen, und hing täglich den Kopf; ihre federloſen Flügel machten ſie traurig, und der Biß am Beine machte ſie hinken. Ein Eſel, der in der Freiheit herumging und die Henne alſo im Fuchshofe den Kopf hängen ſah, ſagte zu ihr; y—ah—y—ah— du biſt doch ein unglückliches und undankbares Geſchöpf, daß du ſo wenig Zutrauen zeigſt zu deinem Wohlthäter und väterlichen Erhalter! y—ah—y—ah— es iſt auf der ganzen Erde nicht möglich, daß ein Fuchs edelmüthiger an einer gefangenen Henne handle, als Reinecke an dir thut.[13]) — Die Henne erwiederte: Ich glaube wohl, jeder Eſel, den ein Fuchs in ſeiner Hofſtatt wie dieſer mich fütterte, würde gar wohl damit zufrieden ſein, ich aber bin kein Eſel; ich möchte jährlich gern eine Schaar Junge auferziehen, und laſſe meine Eier mir nicht gern alle Morgen im Neſt auffreſſen.

Die Henne hatte wahrlich Recht, und ein Eſel iſt ganz

ſicher kein guter Richter über die Dankbarkeit, die eine Henne dem Fuchs, der ſie in der Gefangenſchaft füttert, ſchuldig iſt.

63. Die reiche Quelle.

Glück auf! ſagte der Berggott und die Quelle war zehnfach reicher; aber ſie ſollte forthin durch die Röhre laufen, die für das zehnfach ſchwächere Waſſer gemacht war.

Das konnte ſie nicht, und ſagte zu ihrem Meiſter: Mache mir jetzt eine größere Röhre.

Dieſer antwortete: Biſt du nicht vergnügt mit deinem Reichthume, warum willſt du jetzt noch eine Röhre?

Die Brunnquelle erwiederte: Ich will eine, damit ſich mein Waſſer nicht unnütz verſchütte.

Aber der Meiſter ſchalt ſie und ſagte: Ich kenne dich als ein ungenügſames, unruhiges, immer weiter greifendes Weſen, aber darum mußt du dich auch mit deiner alten Röhre behelfen. — Jetzt behilft ſie ſich wirklich damit, aber ſie verſchüttet nun auch neun Zehntheile ihres Waſſers, und um ſie her iſt ein ewiger Koth.

Thoren ſind's, die dem Volk in einem Lande großen Reichthum und großen Ueberfluß wünſchen, in welchem die Bildungsmittel, durch die es allein zu dem Willen und zu der Kraft, einen guten Gebrauch von ſeinem Ueberfluſſe zu machen, erhoben werden kann, allgemein mangeln.

64. Das Veilchen und die Stinkblume.

Als man Hanſen fragte, warum er das Veilchen auf den Miſt werfe, und hingegen gelbe Stinkblumen in ſeinen Garten pflanze, antwortete er: Es ſieht ja das elende Veilchen kein Menſch, meine gelben Blumen aber ſcheinen in alle Gaſſen.

Als ich den Schulmeiſter in .... fragte, warum er ein Kind, das mir beim erſten Augenblick als eine dumme Gans

in die Augen fiel, als das erſte oben an ſetze, antwortete er: Es kann wirklich das alles vollkommen, was ich kann. Und auf die Frage, warum er ein anderes, das mir ſehr lebendig vorkam, untenan ſetze und warum es Thränen in den Augen habe, antwortete er mir wieder: Es iſt ein Unglück mit dieſem Kinde, ich verſtehe nicht, was es meint, und es begreift nicht, was ich ihm erkläre. Er ſetzte noch hinzu: Die ganze Kirchhöre bewundert das Erſte, und dieſes geſchickte Kind hat mir ſelber geſagt, das andere Kind werde noch ein Narr werden. Es iſt auch kein Kind in der Schule, das dieſes nicht glaubt. Ich ſchüttelte den Kopf; der Schulmeiſter, der dieſes ſah, ſagte darnach: Wenn ich es brav ſtrafe und zu Schanden mache, ſo kann ich, will's Gott, auch noch etwas in es hineinbringen.

65. Der Eſel, der vom Fuchs herkommt.

Ein Eſel bat einen Schäfer um ein Nachtlager. Dieſer erlaubte es ihm gern, aber ein Hund beroch den Eſel, und fand, daß er eben von einem Fuchs herkomme; da ſchlug ihm der Schäfer das Nachtlager ab.

Wo Füchſe um den Weg ſind, da muß man keine Eſel zu Rathgebern wählen, Haushunde mit guten Naſen ſind in dieſem Falle brauchbarer.

66. Der Luchs.

Der Luchs rühmte ſich vor allen Thieren ſeiner mittelmäßigen Kraft und ſeines ſtarken Auges.

Ein Mann, der es hörte, antwortete ihm: Du haſt nur zu viel Aug' für deine mittelmäßige Kraft. Der Luchs glaubte das nicht und ſagte: Mein ſtarkes Auge iſt beſtimmt, das, was ich bei der Mittelmäßigkeit meiner ſonſtigen Kraft vorzüglich bedarf, zu erſetzen.[14])

Der Mann ſtaunte einen Augenblick ob dieſer Antwort

und sagte dann: Ich fühle, du sagst eine große Thierwahrheit; aber für die Menschen ist das Gleichgewicht der Kräfte der Probestein der Zuverlässigkeit jeder einzelnen derselben.

67. Der Nebelmacher.

Ein Sylve gab ihm das Geheimniß, sich in einen undurchdringlichen Nebel einzuhüllen.

Also ging er unter seinen Mitbürgern einher; aber sein Geheimniß kam ihm aus; man hieß ihn allgemein den Nebelwandler.

Das machte ihn nicht betroffen; er behauptete kühn, der Nebel sei nur in den Köpfen seiner Mitbürger, die träumten sich Schatten um ihn her, indessen er im Licht wandle, das sie mit ihren dicken Köpfen nicht zu erkennen vermöchten.[15])

Mit dieser Kühnheit brachte er es mit Zeit und Geduld endlich dahin, daß seine Mitbürger jetzt allgemein glauben, die Kunst des Nebelmachens gehöre zu den Weisheits- und Kraftsmitteln seines Amtes, und auch sie könnten nur dadurch auf den Standpunkt einer höhern Aufklärung gelangen, wenn sie an der Kunst des Nebelmachens, so viel es ihnen immer möglich, auch Mitantheil nähmen.

Ein Mann, der die Geistesbildung des Volkes in einem hohen Grade fürchtete und sogar bei der Herzens- und Berufsbildung es mit der Goldwage abgemessen wünschte, wie weit man beim Volk darin gehen dürfe, redete doch allen bösen Künsten des Nebelmachens das Wort, ob es gleich ihm manchmal selber darob angst ward, das immer vorschreitende Raffinement an den Künsten des Nebelmachens könnte am Ende auf eine gefährliche Art auf die Beförderung der Volksaufklärung, die er so sehr fürchtete, einwirken.

68. O du heilige Einfalt.

O du heilige Einfalt! — sagte Huß, da ein schwacher, alter Bauer noch eine Bürde zu dem Scheiterhaufen, auf dem er verbrannt werden sollte, hinzutrug. Auch ich sage oft: Die Einfalt ist heilig; aber wenn ich den Fisch an jede Angel anbeißen, wenn ich die Henne vor dem Fuchsloch scharren und weiden, wenn ich die Kühe für den Küher melken, und das Schaf für den Metzger fett machen sehe, so lobe ich mir den Mann,[16]) der das Wort: Seid einfältig wie die Tauben, an das zweite: Seid klug wie die Schlangen, angeknüpft und beide unzertrennlich miteinander verbunden.

69. Die alte Mauer und das Bürgerhaus.

Eine alte Mauer verachtete das Bürgerhaus, das man auf sie baute und sagte zu ihm: Ich stand ehemals unter einem Schlosse. Das Haus antwortete ihr: Das ist wohl wahr, aber es ist auch wahr, daß die Ueberreste deiner zerfallenen Hoheit mich inwendig und auswendig verunstalten, und für meine Bewohner ein ewiges Hinderniß in allem dem sind, was sie jetzt als ihnen bequem und angenehm suchen.

Das Alterthum war freilich in wesentlichen Rücksichten erhaben und groß, aber alles Irdische und Menschliche, wenn es auch noch so erhaben und groß ist, zerfällt mit der Zeit, und Alles, was einmal bis zur Unbrauchbarkeit zerfallen, dürfen wir, wenn es auch ehemals noch so groß und noch so erhaben gewesen, nicht mehr in seiner zerstörten Gestalt, wir dürfen es dann nur noch in dem ewig lebendigen Geist seiner innern Würde und Größe zurückwünschen und zu erhalten suchen.

70. Der Löwe, die Schlange und der Teufel.

Der Löwe stritt einst mit der Schlange, wer von beiden

eines höhern Geſchlechts ſei. Der Löwe ſagte: Der große Jupiter ſchuf mir hinter meinem Rachen eine ſorgenfreie Bruſt. Die Schlange antwortete: und mir gab er eine Kraft zu tödten, die keinen Schein hat, und eine Wohnung, zu welcher Niemand kommen kann. — Der Teufel hörte ihr Geſpräch und ſagte zu ſich ſelber: Bei meiner Hölle, wenn die Kräfte, die in dieſen zwei Thieren liegen, in einem einzelnen vereinigt wären, ich hätte vor dieſem faſt nichts zum Voraus.

Ein Mann, der dieſes Geſpräch hörte, ſagte: wenn der Teufel dieſe doppelte Thierkraft unter den Menſchen geſucht hätte, ſo hätte er ſie hie und da ganz gewiß vereinigt gefunden. Er ſetzte dann noch hinzu: aber Gnade Gott einem jeden Menſchen, der unter die Hände einer dieſer vereinigt gedoppelten Thierkraft zu fallen, das Unglück hat.[17])

71. Das Gras unter der Eiche.

Das Gras unter einer Eiche ſagte einſt zu ſeinem ſtolzen Obdach: Ich gedeihe in Feld und Wieſen nirgends ſo ſchlecht, als unter dir.

Sein Baum antwortete ihm: Darum biſt du auch Eichengras, und es geht dich gar nichts an, wie das Feld- und Wieſengras ausſieht.

Nun doch, ſagte das Eichengras; wenn einmal der Bauer dich umhaut, ſo kann er dann, wenn er will, mich doch auch zu Feld- und Wieſengras machen.

Die Eiche aber meinte, es habe noch nie ein Bauer eine hohe Eiche darum niedergehauen, damit das Gras, das unter ihrem Schatten ſerbte, fettes, hohes und blühendes Wieſengras werde. Die Eiche mag im Allgemeinen Recht haben, doch könnte es auch Ausnahmen geben; es könnte Umſtände geben, daß dem Bauer fettes grünendes Gras mehr dienen könnte, und ſogar, daß er es weit mehr nothwendig hätte, als den größten eichenen Klotz.[18])

72. Wieder die Eiche und das Gras.

Gleich morgens ſagte die Eiche zu ihrem Bodengras: Du biſt undankbar, daß du den Segen meiner Herbſtblätter, die ich alle Jahre wie ein Winterkleid auf dich lege, nicht anerkennſt.

Aber das Gras antwortete ihr: Du nimmſt mir mit Stamm und Gipfel mein Recht an Sonne, Thau und Regen, und mit deinen Wurzeln meinen Anſpruch an die Nahrung des Bodens, in welchem ich ſtehe; laß jetzt das genug ſein und plaudere mir nicht noch von dem Almoſen des Winterkleides, das du um deiner Wurzeln willen auf mein Elend zu legen genöthigt biſt.

So, ſo, die Eiche wollte noch Dankbarkeit von dem Graſe, das unter ihrem Schatten zu ſerben gezwungen war. Dieſe Anmaßung iſt faſt ſo ſtark, als die Anmaßung des Dei's von Algier, der von ſeinen Sclaven noch fordert, ſie ſollen bei dem Unrecht, das ſie in der Sclaverei leiden, ihm dennoch für den Schutz danken, den ſie dadurch genießen, daß ſie die Luft ſeines Reichs einathmen und ſich an der Sonne ſeines Reichs wärmen dürfen.

73. Noch einmal die große, harte Eiche.

Da ſich das Bodengras alſo mit Scheingründen nicht beruhigen ließ, ſträubte der Baum ſeine Aeſte gegen den Himmel und ſagte zu Sonne, Thau und Regen: Ich muß jetzt noch Schuld ſein, daß ihr dem Bettlergras nicht Alles thut, was es gerne hätte![19])

Dennoch ſchien Sonne, Thau und Regen über dieſen Gegenſtand nicht mit ihr gleich zu denken. Die Sonne, die in ihrer Himmelshöhe dem großen Jupiter näher ſtand, dachte nicht daran, daß etwas auf Erden anders ſein ſollte, als er es gemacht hatte. Aber der milde Thau und der naſſe Regen ſchienen faſt ſich untereinander in Zweifel zu fragen, warum doch Jupiter die Eiche ſo groß und Millionen

Gräſer ſo klein geſchaffen. Aber der hohe Jupiter donnerte jetzt, den milden Thau und den naſſen Regen zu belehren, vom hohen Himmel herunter: Alles Gras der Erde, das Kleingras eben wie das Großgras, iſt gleicher Natur. Wenn es tiefe Wurzeln ſchlägt und wohl genährt iſt, wird es ſchwülſtig, anmaßlich und eine Schmarotzerpflanze gegen ſein Nebengras, eben wie die Eiche gegen das Bodengras, das unter ſeinem Schatten wächst, dieſes auch iſt.

74. Der veraltete Kuhfelſen.

Die Zeit hatte den Felſen, unter welchem die Heerden Jahrhunderte bei Sonnenſchein und Regen ſich ſchützte, mürbe gemacht.

Jetzt fallen täglich Steine von ihm hinab auf die weidenden Stiere und Kühe, darum ſcheuen dieſe jetzt allgemein den ihnen ehemals freilich lieblichen Ruheplatz.

Aber der alte Hirt, der nur am linken Ohr hört und am rechten Auge blind iſt, meint, die Heerde ſei von böſen Leuten verzaubert, und die Kühe und Stiere ſcheuten den ihnen ehemals ſo lieben Ruheplatz nur darum, weil ſie von Leuten, die ihm übel wollen, dafür bearbeitet worden ſeien.

Es iſt ſchlimm, wenn ſolche alte Schutzfelſen von Kühen und Stieren mürben und faulen, aber noch ſchlimmer iſt es, wenn dergleichen Kuhhirten ſo blind werden, daß ſie das Mürbewerden derſelben nicht mehr ſehen, und ſo taub, daß ſie die auf Kühe und Kälber herabfallenden Steine nicht mehr hören.

75. Zwei Weiden.

Die eine war gut, aber des Tages kränkten grinzende Affen die weidenden Thiere, und des Nachts lauerten braune Füchſe auf ihr Leben.

Die andere war mager und ſchlecht, aber kein Affe kränkte die weidenden Thiere, und kein Wolf und kein Fuchs lauerte auf ihr Leben.

Als die Schafe beides erfahren, baten ſie den Hirten: Lieber Vater! führ' uns doch nie mehr auf dieſe fette Weide; wenn wir ſicher und ungekränkt ſein können, ſo wollen wir wahrlich lieber ein wenig hungern, als unter Unſicherheit und Kränkung uns täglich vollfreſſen.

Heil dem Volke, das von Armuth und Reichthum Erfahrungen gemacht hat, die dieſer Schaferfahrung gleichen; und tauſendmal Heil dem Hirten, der die Herzensſprache aller guten Schafe, die dieſe Erfahrung ausdrückt, würdigt.

76. Der unglückliche, verirrte Menſch.[20])

Ich wollte lieber ſieben Tage und ſieben Nächte zu Fuße gehen, als noch einmal alſo eine Nacht auf einem Schiff fahren, ſagte Leben, da er einmal in einem Marktſchiffe zwiſchen Waaren und Vieh eingepackt, ſich krumm und lahm lag.

Darüber zürnte der Schiffmann und ſagte zu allen Schiffleuten im Lande, Leben ſei ein allgemeiner Läſterer der Seefahrer und erlaube ſich, wenn er ein Schiff betrete, Reden und Thaten, die nicht nur in einem jeden Schiffe Unordnung veranlaſſen, ſondern auch dabei den Zorn der Götter dahin reizen müßten, daß ein ganzes Schiff um ſeinetwillen mit Maus und Mann in den Abgrund verſinken könnte.

Die ganze Zunft der ſchiffahrenden Brüder kreuzigt und ſegnet ſich nun ob dem unglücklichen verruchten Menſchen, dem Leben, und wo er von nun an ein Schiff betreten wollte, da war allenthalben nur eine Sprache: Vor einem Menſchen, wie du biſt, muß man ſich auf dem trocknen Boden hüten, geſchweige auf dem gefährlichen Waſſer.

Die Folgen eines, in Gegenwart ſchwacher und böſer Menſchen ausgeſprochenen unvorſichtigen Wortes führen oft unglaublich weit. Ein Satan von Menſchen, der das wohl wußte und zu Zeiten teufliſch benutzte, ſagte in einem Augen-

blick, der mir ewig unvergeßlich ſein wird, zu Jemand in meiner Gegenwart: Wenn du einen Menſchen auf den Tod haſſeſt und ihn, es mag koſten, was es will, zu Grund richten willſt, ſo paſſe ihm, wenn es ſein muß, Jahr und Tag auf, bis er, ſei es auch im hinterſten Winkel ſeines Hauſes, etwas geredet oder gethan hat, deſſen er ſich ſchämen müßte, wenn es ihm auskäme. Es iſt kein Menſch, dem nicht mit Zeit und Gelegenheit ſo etwas entwiſcht und biſt du ſo glücklich, es ausgeforſcht und ihn darob ertappt zu haben, ſo biſt du deines Feindes Meiſter, du kannſt ihn von nun an an dieſem Faden hinbringen, wo du ihn nur immer hinführen willſt. Je braver und gutmüthiger er ſonſt iſt, jemehr wird er ſich fürchten und thun, was du in der Welt willſt, damit ihm ſeine Schande nicht auskomme.

77. Der Stein aus der Höhe.

Ein kleiner Stein, der aus der Höhe mir auf den Kopf fällt, kann mich tödten, indeſſen ich einen hundertfach ſchwerern, der auf dem Boden liegt, ſpielend auf meiner Hand trage, das antwortete Edwich dem Hummel, der ihm zumuthete, er ſolle[21]) ein drohendes Wort eines böſen und gefährlichen Mannes, der aber dabei beeidigt und ein Vorgeſetzter war, aufnehmen, wie wenn ein Anderer gemeiner Nachbar es zu ihm geſagt hätte.

Edwich konnte dieſen Rath ſich um ſo weniger gefallen laſſen, weil der Hummel auch ein ſchlechter Mann, auch beeidigt und auch Vorgeſetzter war. Sonſt möchte ich es auch mit den Drohworten eines Großen oder eines Großſprechers nicht eben ſo ſchwer aufnehmen, ich fürchtete in jedem Falle das Stillſchweigen eines Großen, der mich haßt, weit mehr, als ſeine lauten, böſen Worte.

78. Hühner, Adler und Mäuse.

Die Hühner rühmten ihr Gesicht und sagten selber zum Adler: Auch das kleinste Korn liegt heiter vor unsern Augen. — Arme Hühner! erwiederte dieser, das erste Kennzeichen eines guten Gesichts ist dieses, von allem dem nichts zu sehen, was euch in die Augen fällt. — Also sagten auch die Maulwürfe: Die schreckliche Sonne ist der Tod alles Lichtes, und es ist nur unter dem Boden recht heiter. — Alle Mäuse gaben ihnen Beifall, und eine jede betet täglich zum großen Jupiter: Bewahre uns vor dem Blendwerk der Sonne, und erhalte uns das milde Licht[22]) unserer Löcher von nun an bis in Ewigkeit.

Die vielerlei Arten von Menschen, die bei der Nacht und bei dem Nebel, der sie umhüllt, mit Blendlaternen herumgehn und dabei glauben, ihre Blendlaternen seien helles Sonnenlicht, kommen zu Zeiten auch in den Fall dieser Maulwürfe und Fledermäuse.

79. Bach und Garten.

Ein Bach, der die Wiesen des Dorfs wässerte, machte die Grienwege im Schloßgarten kothig, darum ließ ihn die Herrschaft abgraben.

Jetzt macht er freilich keine Ecke der Spaziergänge im Schloßparke mehr kothig, aber[23]) er wässert auch die dürren Triften mehrerer herrschaftlicher Dörfer nicht mehr, die er vorher Jahrhunderte segnend befeuchtete.

Der Zeitgeist unserer Tage, oder vielmehr die Verkünstlungsmaßregeln in der Leitung der Segensquellen des Landes trocknen gegenwärtig oft die wesentlichen Fundamente eines dauernden bleibenden Volkswohlstandes mit unbegreiflich gedankenlosen Maßregeln, die gewöhnlich in ihren Folgen dem Mann, dessen übermäßige Sinnlichkeits-, Gemächlichkeits- und Auszeichnungslust sie kitzeln sollte, selber in

einem hohen Grad mißmuthig und mit ſich ſelber unzufrieden machen.

80. Die verdorbene Straße.

Ich werde noch raſend, daß ich meinen Fuß alle Augenblicke an dieſe Steine anſtoße, alſo fluchte Kunz, da er mit Heinz über eine, ehemals mit großen Steinen bepflaſterte, aber jetzt ganz verdorbene und aufgelöſte Straße ging. Was magſt du ſo fluchen, erwiederte Heinz, es iſt allenthalben ſo; wo die Fundamente einer alten Sache aufgelöſt ſind, da kommen dem Wanderer die losgewordenen Steine zwiſchen die Füße.

Kunz. Das iſt wohl ſo; aber es wäre indeſſen doch möglich, die Steine von der Straße wegzuſchaffen.

Heinz. Damit aber wäre ſie denn doch noch nicht in der Ordnung.

Kunz. Meinetwegen; wenn ich nur heute meine Hühneraugen nicht alle Augenblicke daran anſtoßen müßte.

Heinz. Aber ich habe keine Hühneraugen, und mag es gar wohl leiden, daß der Wanderer täglich und anhaltend ad hominem erinnert werde, daß die Straße nicht in der Ordnung iſt;[24]) ich möchte ſogar auch wünſchen, daß beſtimmt die Leute, die beauftragt ſind, ſie wieder herzuſtellen und das Geld dazu ſchon im Beutel mit ſich herumtragen, genöthigt wären, dieſe Straße zu wandern und mit großen Hühneraugen an alle Steine anſtoßen würden.

Des Heinzen Wunſch iſt ſicher nicht aus der Luft gegriffen. Es wäre gewiß allgemein zu wünſchen, daß die Folgen der aufgelöſten Fundamente aller öffentlichen Ordnung und alles öffentlichen Segens beſtimmt denjenigen Perſonen zum ſchmerzhaften Anſtoß zwiſchen die Füße kommen würden, die zu ihrer Erhaltung und allfälligen Wiederherſtellung beauftragt und oft durch noch größere Fehler an der Auflöſung ihrer Fundamente ſelbſt Schuld ſind.

81. Der alte Bär auf der Tanne.

Nun, wann willſt du uns einſt ins Honigland führen? ſagte eine Schaar junger Bären zu einem alten.

Dieſer erwiederte: Das will ich gleich thun, aber vorher ſollt ihr noch ſehn und erkennen, was ich für ein Bär bin. Seht dieſe Tanne; ſo weit ſie geſchunden iſt, haben ſie vorher ſchon andere Bären erklommen, ich aber will ihre oberſten Gipfel erklimmen.

Alſo ſprach er, und kletterte die hohe Tanne hinan. So weit ſie geſchunden war, ging es wie nichts, aber da er höher kam, ſchwankte der Baum mit jedem Schritte mehr auf beide Seiten. Doch, er ſtrengte ſich an und klammerte die wunden Tatzen in den ſchwankenden Baum. So ging es langſam, doch eine Weile immer höher hinan. Aber jetzt weht der Sturm; der Bär bohrt ſeine blutenden Klauen mit äußerſter Kraft in den ſchwankenden Baum. Alſo überlebt er den Sturm; aber ſeine Kraft iſt dahin, er kann die eingebohrten Klauen nicht mehr aus dem erklommenen Holze herausbringen; er fühlt, daß ſein Leben dahin iſt und ruft von ſeiner Höhe hinab den jammernden Jungen: Meine große That iſt mein Tod; ich führe euch nicht ins Honigland, aber das ſeht ihr und das könnt ihr zeugen, daß ich auf dieſer Tanne als der allerhöchſte Bär verreckt bin.

Ich hätte nicht geglaubt, daß alte Bären ſolche große menſchliche Schwachheiten haben könnten; aber ein wildes, ohne Unglück überſtandenes Kraft- und Gewaltsleben führt, ſcheint es, auch alte Bären in ihren letzten Tagen zu Narrheiten, die denen gleich ſind, deren ſich oft alte Menſchen ſchuldig machen, welche durch ihr Leben mehr ſcheinen wollten, als ſie wirklich waren.

82. Zwei Schäfer.

Der eine hütete die Schafe mit einem Hunde, der ohne

Noth keinen Laut gab, aber ſtark war und Wolf und Fuchs bis in ihre Höhlen verfolgte.

Der andere hütete ſie mit einem, der, wenn ſein Meiſter flötete, ihm tanzte, und wenn er ſchlief, unter der Heerde herumſprang, und die Zucht und Unzucht aller ihrer Ecken und Winkel auskundſchaftete.

Das war freilich für die Kurzweil und die Trägheit des Schäfers gut ausgedacht; aber die Heerde hielt dieſen Hund für ihren Teufel, und Fuchs und Wolf ſagten unter einander: Wir haben auf hundert Stunden weit keinen beſſern Freund, als dieſen Hund.

So habe ich oft Bauern in den Schenkhäuſern von ihren Vorgeſetzten, die viel und oft in das Oberamt laufen und daſelbſt an den Gaukeleien der Schloßdienſtleute Theil nehmen, und nebenbei, was in allen Häuſern im Dorf gethan und geredet wird, ins Schloß tragen, ſagen gehört, ſie ſeien wahre Dorfteufel. Hingegen freut es ſie, und ſie danken Gott für jeden Vorgeſetzten, der ohne Noth und ohne Befehl nie ins Oberamt läuft, und hingegen den ganzen Tag ſtill ſeinem Dienſt abwartet, und in jeder Noth und Gefahr, die dem Dorfe oder jedem von ihnen aufſtößt, mit Rath und That für ſie bei der Hecke und zu Hauſe iſt.

83. Der Tolenmacher Toffel.

Toffel erbte den ſumpfigen Riedhof und beſſerte denſelben durch Tolenmachen ſehr weſentlich.

Aber da er den Hof nun ausgetolt und trocken gelegt hatte, zeigte er ſich als ein ungeſchickter Anbauer des von ihm gebeſſerten Landes.

Er lebte und ſtarb indeſſen im Wahn, Tolenmachen ſei die einzige wichtige Arbeit im Feldbau.

Die Kunſt, Vorbereitungsarbeiten für irgend einen Zweck zu machen, iſt immer von der Kunſt, dieſe Vor-

bereitungsarbeiten für den endlichen Zweck ſeines Gegenſtandes wohl zu benutzen, unendlich verſchieden.

Die Möglichkeit des guten Anbaues des Riedhofs forderte ganz andere Kenntniſſe und Fertigkeiten, als diejenigen, zu denen ſich der gute Stoffel in ſeinem Leben durch Tolennachen tüchtig gemacht hat.

84. Von Zäunen mit faulem Holze und von ſchlechten Dorfvorgeſetzten.[25])

Man zäunt hie und da auf den Bergen mit ſtarkem gutem Holze, weil man daſelbſt ſolches im Ueberfluß hat; im Thal aber, wo es hie und da ſelten iſt, zäunen arme Leute gar oft mit ſchwachem, ſchlechtem und oft halbfaulem Holze. Das antwortete mir ein Bauer, als ich ihn fragte, warum ſein Junker ſo ſchlechte Burſche in ſeinem Dorfe zu Vorgeſetzten mache. Ich erwiederte ihm: Aber wozu dient denn ein Zaun, wenn ſein Holz faul iſt? Er antwortete: Die Sache hat dennoch mehr Vortheile, als man glaubt; denn erſtlich verſieht ein ſolcher Zaun, was ein guter, ſo lange kein Stier ſein Horn daran ſtößt und kein Wind bläſt. Zweitens: Was dumm unter dem Vieh iſt, ahnet nicht einmal, daß das Zaun-Holz faul iſt, wenn es nur da ſteht; und endlich glauben die faulen Zaunſtöcke, ſo lange ſie immer noch ſtehen, ſie ſeien gutes Holz, und dieſer Glaube an ſich ſelbſt macht ihnen Freude.[26])

Ich antwortete ihm: Und ſo meinſt du, denke ich, der Junker mache ſolche ſchlechte Burſchen zu Vorgeſetzten, weil er keine beſſern habe, und die meiſten Bauern merken nicht einmal, ob ſie ſchlecht oder gut ſeien. Er erwiederte, das iſt ſicher, ein ſchlechter Zaun iſt immer beſſer als gar keiner. Das meiſte und beſte Weidvieh probirt ihn nicht einmal, und weidet in ſeinen Grenzen ſo ruhig, als wenn er der beſte wäre.

Und ſo iſt es auch bei den Menſchen; denn man hat die Mittel der öffentlichen Ordnung nothwendig und gern,

auch wenn ſie nur halb gut ſind, und auch der ſchlechteſte Burſche, wenn er in einem Dorfe Vorgeſetzter oder in einer Stadt Rathsherr wird, meint von der Stunde an, er ſei ein ganz vorzüglicher Menſch, und dieſer Glaube an ſich ſelbſt macht auch wirklich, daß mancher in ſeinem Amte und durch daſſelbe etwas mehr und etwas beſſer wird, als er ohne ſeine Stelle nie geworden wäre.

85. Die Waage und der Trottbaum.

Auch die weiſeſten Männer wiſſen nicht eigentlich, was zwiſchen Freiheit und Sclaverei für ein Unterſchied iſt, alſo ſprach Magiſter Kleinſchmied zum Bauer Stoffel. Dieſer antwortete ihm: Es iſt dann doch ſchlimm, wenn euere weiſen Leute nicht mehr eigentlich wiſſen, was zwiſchen einer Waage und einem Trottbaum für ein Unterſchied iſt.

Magiſter. Was meinſt du mit dieſer Vergleichung?

Stoffel. Was ich damit meine? Ich meine, der Menſch ſei frei, wenn ſein Richter für ihn die Waage brauchen muß, und er ſei ein Sclave, wenn er wider ihn den Trottbaum brauchen darf.[27])

Magiſter. Das ſind nur Vergleichungen, aber omne simile claudicat; wenn man den Begriff irgend eines Wortes wahrhaft ergründen will, ſo muß man denſelben auflöſen und gleichſam anatomiren.

Der Stoffel aber ſchüttelte den Kopf ob dem Worte anatomiren und ſagte: Man muß ja einen Menſchen und ein Thier zuerſt todt machen, ehe man ihn anatomiren kann, und ich fürchte, es könnte mit dem Begriff der Freiheit auch ſo gehen, wenn man das Wort, das dieſen Begriff ausdrückt, zuerſt auch anatomiren müßte, ehe man zur Erkenntniß ſeiner Wahrheit gelangen möchte.

Magiſter. Die Erforſchung des Freiheitsbegriffs muß in jedem Falle ganz unabhängend von dem Beſitz derſelben ins Auge gefaßt werden; die Erkenntniß der Freiheit iſt die Sache des innern Weſentlichen der Menſchennatur, der

Besitz der Freiheit aber ist nur die Sache der äußern menschlichen Verhältnisse oder Umstände.

Stoffel. Ich verstehe diesen Unterschied nicht, aber das Todtmachen der Thiere und Menschen, ehe man sie anatomiren kann, macht unwillkürlich den Gedanken in mir rege, es möchte beim Anatomiren des Freiheitsbegriffs so ein etwelches Todtmachen des Gegenstandes, den dieser Begriff bezeichnet, vorhergehen müssen. Ich muß dir gestehen: trotz deines omne simile claudicat scheint mir in dieser Rücksicht das Waagerecht unendlich mehr werth, als dein Anatomiren.

Magister. Ich muß dir das zu gut halten; du hast keine Metaphysik studirt, und mußt dich also mit der materiellen Erkenntniß der Gegenstände begnügen, weil du es nicht vermagst, dich zu den höhern geistigen Ansichten derselben zu erheben.

86. Des Inwendige des Hügels.

Ein Narr sah einen grasreichen Hügel und dachte: Unter diesem Grase muß bis in die unterste Tiefe lauter gute Erde liegen; aber ein Mann, der den Hügel in seiner Tiefe kannte, führte ihn an eine Stelle, da er das Inwendige desselben sah, das lauter Grien war.

Die Erdenhügel, wenn sie in ihrer Oberfläche auch noch so grasreich sind, haben fast immer so harte und unfruchtbare Felsen und Steinhaufen zum Grunde liegend; und die menschlichen Höhen, zu denen sich unser Geist und unser Herz emporschwingt, finden in unserm Fleisch und in unserm Blute immer eine Grundlage der Schlechtheit und Verderbtheit, die mit dem todten unfruchtbaren Grien, das dem grasigen Hügel zum Grunde lag, große Aehnlichkeit haben.

Und auch die äußern Höhen der Macht und Ehre haben bei aller Menschlichkeit und Würde, in der sie oft dastehen, allenthalben die harten und unfruchtbaren Felsen des Ver-

derbens der Menſchennatur zu ihrer ſehr belebten Unterlage; darum iſt aber auch in den höchſten Verhältniſſen der Menſchennatur die große Regel anwendbar: Wachet und betet, auf daß ihr nicht in Verſuchung eingeht; der Geiſt iſt willig, aber das Fleiſch iſt ſchwach.

87. Der unbekannte Ausweg.

Wir ſind doch unglücklich, daß aus unſerm Thale kein Ausweg ſtatt findet, — alſo jammerten Schafe und Kühe in einer eingeſchloſſenen Bergweide. Ein Reh, das ihre Klagen hörte, ſagte zu ihnen: Es hat freilich Auswege aus eurer Weide, aber Hirt und Metzger werden ſie euch nicht zeigen, und um ſie ſelber zu finden, muß man weder Kuh noch Schaf ſein.

Der Eigenthümer des Berges, der die Aeußerung des Rehes an ſeine Kühe und Schafe hörte, ſagte darüber: Dieſes Reh ſcheint eine beſtimmte Neigung zu haben, eine böſe Aufklärung unter mein Vieh zu bringen; meine Kühe und Schafe haben gar kein Recht, einen andern Ausweg aus ihrer Weide zu ſuchen, als denjenigen, durch den ſie meine Knechte in meinen Stall, oder in meine Metzge zu führen gewohnt ſind und Befehl haben.

88. Des Hanſen Rock.

Beim lebendigen Gott! In dieſem Kleide kann es keinem Menſchen wohl ſein, alſo ſagte Joſt, da er Hanſen in einem Rocke ſah, in welchem er wie in einem Sack ſteckte. — Schweig doch, Joſt! erwiederte Hans, unter allen Formen von Kleidern iſt dieſe die einzige, die mir anpaßt.

Joſt. Das iſt nicht möglich, dein Kleid paßt auf keine Menſchenform, und du wirſt doch ein Menſch ſein.

Hans. Ich muß dir eben mein Geheimniß entdecken. Ich darf von meinem ganzen Leibe nichts hervorgucken laſſen, als meinen Kopf.

Joſt. Warum doch das?
Hans. Alles übrige daran iſt elend und krumm.

Ich weiß nicht, was ich von dem Kopf des Hanſen denken ſoll. Wenn er ſeinem Leibe in gar nichts gleich ſieht, ſo gehört er nicht auf denſelben. Es iſt aber unmöglich, daß er ihm in nichts, in gar nichts gleich geweſen: er muß das Gepräge ſeines Krummſeins und ſeines Elends auf irgend eine Weiſe auch an ſich getragen haben.

89. Stoffel und ſeine Uhr.

Wenn du gehſt, ſo ſchleifſt du dich aus; wenn ich dich aufziehe, ſo kannſt du zerſpringen, alſo ſprach Stoffel, der blinde Erbe der Uhr, und machte nach reifem Bedenken der Sache ihr endlich das Urtheil: Steh ſtill — und meinethalben verroſte.

Es gehen tauſendmal mehr Kräfte der Menſchennatur dadurch verloren, daß man ſie ſtillſtehen und ungebraucht verroſten läßt, als dadurch, daß man ſie durch überſpannte Anſtrengung in ſich ſelber zerſprengt, oder durch langen, anhaltenden Gebrauch abſchleift und durch Ermüdung unbrauchbar macht.

Indeſſen iſt Stoffels Wort: Meinethalben verroſte — eine eigentliche Schwachheitsäußerung unſers Zeitgeiſtes, der in jedem Anſtrengung anſprechenden Fall lieber den Knoten zerſchneidet, als ihn aufzulöſen verſucht, und im Dunkeln immer lieber das Kind mit dem Bad ausſchüttet, als vorher aus der Stube herausgeht, ein Licht anzündet und nachſieht, was ſich eigentlich im Zuber befinde, ehe man ihn mit Fug und Recht zum Fenſter hinausſchütten darf.

90. Graf Albo.

Graf Albo hielt ſeinem jungen Verwandten Jahre lang widerrechtlich ein Erbgut zurück, das er ihm herauszugeben

ſchuldig war. Da er aber hörte, daß er ſich darüber beklage, rief er ſeinen Sekretär und alle Bediente zuſammen, und befahl ihnen, den jungen Herrn in allen Stücken ehrerbietig zu bedienen.[28]) — Aber ich bin überzeugt, dieſer Befehl des Grafen, der in ſeinem Weſen das Gepräge der tiefſten Verhöhnung des Rechts iſt, hat den jungen Edelmann mehr empört, als die Hinterhaltung ſeines Erbguts dieſes je zu thun vermögend war.

91. Nero.

Ein Bürger von Rom ſpritzte Nero, da er durch die Gaſſen der Stadt fuhr, von ſeinem Fenſter herunter Waſſer an die Naſe.

Der erzürnte Unmenſch ließ darauf alle Spritzen in Rom zu Grunde richten, und zündete ein paar Gaſſen der Stadt an, um zu ſehen, ob während der Brunſt ſich etwa eine gegen ſeinen Befehl dem Staate vorenthaltene Spritze hervorzeige.

Der Bürger hätte das ihm an die Naſe ſpritzen wohl bleiben laſſen können; wäre er ein gemeiner Bauer und nicht ein Herr und Bürger oder gar ein Patrizier von Rom geweſen, ſo hätte er das Sprichwort gekannt: Es iſt nicht gut, mit großen Herren Kirſchen zu eſſen, ſie werfen einem gar leicht die Stiele ins Geſicht. Doch es gibt Gottlob auch wenige Nero in der Welt, aber Gefühle, die ſich ſeiner Gewaltthätigkeit nähern, gibt es viele, und unter Heiden und Türken ſind Greuelſcenen dieſer Art möglich, und was ihnen in chriſtlichen Landen auch nur von ferne ſich nähern zu können ſcheinen würde, das geht aus Heidenſeelen und aus Heidengeiſt hervor und iſt bei einer auch ſchwachen chriſtlichen Polizei in keinen Formen und Geſtalten nur denkbar und möglich.

92. Die Linde und der König.

Als ein König einsam unter seiner Linde an ihren Gipfel emporstaunte, sagte er zu sich selbst: Wenn meine Unterthanen auch an mir hingen, wie deine Blätter an dir!

Die Linde antwortete ihm: Ich treibe den Saft meines Stammes mit weit mehr Gewalt in meine Blätter, als ich denselben von ihnen in mich selbst zurücksauge.[29])

Der König war von der Antwort betroffen, aber mit höchstem innerem Edelmuth sagte er nach einer Weile zu sich selbst: Ach, könnte ich das auch thun, könnte ich das auch sagen! — Er fühlte tief, daß das Wesen des Heiligthums der königlichen Gewalt in dieser Kraft bestehe, und sagte dann ferner zu sich selbst: Ich wollte einen Finger von der Hand geben, ich fände den Mann, der mir in Treue und Würde sagen könnte, was ich für diesen Zweck zu thun im Stande sein könnte.

93. Noch einmal die Linde und der König.

Ein andermal, da er unter eben dieser Linde das Spiel ihrer kleinen Aeste, Zweige und Blätter in den Lüften sah, sagte er wieder: Auch diesen Spielraum kann ich meinen Unterthanen nicht gestatten.

Die Linde erwiederte: Ich kann es nur darum, weil meine größern Aeste, durch welche ich die Segenskräfte meiner Wurzel in die Zweige und Blätter hineintreibe, in diesem ihrem Dienst auf meinem Stamme unbeweglich stille stehen müssen.

Ohne das feste Stillstehen und ohne den gesunden Zustand der großen, zwischen Stamm und Zweigen stehenden Aeste, sind alle Segenskräfte des Baumes gelähmt, wenn seine Wurzel auch noch so rein und noch so gesund ist, und die Segenskräfte der Erde, in der sie steht, mit noch so viel Kraft in ihren gewaltigen Stamm und ihre Linde hinauftritt.

94. Faule Eichen und junge Tannen.

Du haſt die Pracht und die Zierde aller unſerer Nachkommen niedergemacht, alſo ſagten alte und hohe, aber ſchon faule Eichen, da ſie in ihrem Falle junge Bäume zu tauſenden niederſchlugen, zum Bauer, der ſie umhieb. Aber die übergebliebenen unbeſchädigten Tannen und Eichen tröſteten ihn und ſagten: Das Elend, welches ihr Fall über uns verbreitet, iſt viel kleiner, als dasjenige, welches ihr Leben über uns verhängte; denn wir werden von nun an ſicher aufhören, die elenden Serblinge zu ſein, welche wir um ihretwillen immer waren, und in dieſem Augenblicke durch die Zerſtörung, die die Erfahrung unter uns gebracht hat, noch mehr als je ſcheinen.

Man muß ein gegenwärtiges, wenn auch großes Uebel, das die Quellen bleibender und immer wieder kommender Uebel von Grund aus aufhebt, in jedem Falle mit Geduld tragen, und mitten, indem man das Augenblicksunglück der Gegenwart mit warmer Theilnahme zu Herzen nimmt, darf man ſich dennoch der Segensfolgen deſſelben eben ſo von Herzen freuen und ſelbige mit edler, feſter und reiner Kraft zu befördern ſuchen. Aber hingegen darf man nie junge, kraftvolle, geſunde Eichen aus Selbſtſucht als faulende, den Tod in ſich ſelbſt tragende und keinen Segen, ſondern nur Schaden bringende Bäume behandeln. Es iſt ein großes Ding in der Welt, die Zeichen der Zeit richtig zu erkennen.

95. Das Recht der Heuerlinge.

Einſt beklagten ſich die Heuerlinge, ſie würden in einer Bucht mehr, als in keiner andern von den Hechten verfolgt. — Hierüber erkannte ein alter Hecht, der in der Bucht der Fiſche Richter war, die Beklagten ſollten, ihren Fehler zu büßen, alljährlich zwei Heuerlinge zu Hechten werden laſſen.

Ich darf keine Anmerkung zu dieſer Fabel machen; ſie iſt ſeiner Zeit an einem mir lieben Ort nur gar zu wohl verſtanden worden, aber ohne Folgen. Ich hätte es von mir ſelber denken ſollen und habe es auch gedacht, — aber mit dem Zuſatz: Wenn man einer ſegensreichen Wahrheit auch heute keinen Eingang verſchaffen könne, ſo müſſe man um deßwillen gar nicht aufhören, darnach zu ſtreben, ſondern nur deſto eifriger daran arbeiten, ihr auf morgen Eingang zu verſchaffen.

96. Die Erfahrung, wie ſie ein Narr braucht.

Da der Sturm auf einem Hofe viele Bäume entzwei brach, kam ein Narr, ſah ſie liegen und ſagte zu ſich ſelber: Ich möchte für mein Leben keinen Hof, auf welchem junge Bäume ſtehen.

Ein Hauseigenthümer ward einſt von ſeinem Hausmann beleidigt; ſeitdem miethete er das Haus nicht mehr aus und ſagte Jedermann, er wolle es lieber ſtehen laſſen, als jemals wieder einen Menſchen, der ihn beleidigen oder ihm ſchaden könnte, darin aufnehmen. Es gibt ſo viele Menſchen, die bei der größten Unaufmerkſamkeit und Gedankenloſigkeit über das Weſentliche und Bleibende der Dinge dem Zufälligen und Vorübergehenden derſelben ein Gewicht und einen Werth geben, der ſich gar oft bei ihnen bis zu einer fixen Idee erhöht; daher ſich auch die Erfahrung beſtätigt, daß der größte Theil der Menſchen in gewiſſen einzelnen Gegenſtänden gar nicht den gewohnten Grad ihrer Vernunft und Ueberlegung zeigen, ſondern darin wie eigentliche Narren befangen ſind und handeln.

97. Noch einmal die Erfahrung, wie ſie ein Narr braucht.

An einem Bache gediehen die Saarbachen, und die Eichen ſerbten; daraus ſchloſſen die Uferbewohner dieſes

Baches, die Saarbachen ſeien eine vorzüglich gute, und die Eiche eine vorzüglich ſchlechte Holzart.

Ich kenne Schulmeiſter, die ob ihren Schulkindern, Geiſtliche, die ob ihren Pfarrkindern, und Beamte, die ob ihren Amtsangehörigen in Rückſicht auf die innern Fundamente ihres Werths, ihrer Talente und ihrer Brauchbarkeit eben ſo ſehr verirren, als dieſe Dorfleute über den gegenſeitigen Werth der Saarbachen und der Eiche verirrt ſind.

98. Das Storchenland.

Ein Reiſender verirrte ſich in ein abgelegenes Thal, darin er keine Stimme hörte, als quakende Fröſche; er konnte nicht weiter, alles war Sumpf. Doch ehe er zurückging, fragte er noch einen Froſch, warum hier zu Lande alles quake. Der Froſch erwiederte: Unſer glückliches Land iſt wie kein anderes bis auf ſeine hinterſten Winkel für unſern Dei[30]) organiſirt. — Und wer iſt denn euer Dei? ſagte der Fremde. Der Froſch antwortete: Der Storch.

Der Menſch wunderte ſich, daß die Fröſche ihr Leben unter ihrem Dei, dem Storch, glücklich finden könnten. Er hatte Unrecht, die Fröſche haben ſo wenig als jedes andere Thier auf der Welt eine Menſchenſeele; die thieriſchen Gefühle ſind gar nicht menſchliche Gefühle; es macht dem Geſammthaufen dieſer Thierart gar nichts, wenn alle Augenblicke ein Bruder oder eine Schweſter von ihnen vom Storch gefreſſen wird; ſie hüpfen und quaken und ſingen fort, wie wenn gar nichts begegnet wäre.

99. Die jauchzende Hölle.

Als Mephiſtopheles das Elend des Indus, — Jahrtauſende ſind ſchon ſeitdem verfloſſen, — durch blutige Fehden auf's höchſte gebracht hatte, ſprach er zur jauchzenden Hölle: Ich habe am Ganges alles teufliſch getrennt,

jetzt will ich alles noch teufliſcher wieder vereinigen. Ich fahre in die bauchredenden Pfaffen des ſonnengeweiheten Landes und ſpreche aus ihrem Munde zum erſchrockenen Volk: „Vereinigt euch, Menſchen! Jeder Gewaltige iſt ein Lama, er iſt der Herr, er thue was ihm wohlgefällt. Ihr andern! Vollbringet ihr nur ſeinen Willen.“ Dann fahre ich in meine geſalbten Lamas, und blaſe in ihre Eingeweide meinen Willen, daß ſie auf ihren Stühlen durch meine Verſtellung und durch mein Entſetzen regieren, und den hohen Völkern am Ganges mit Verachtung zubrüllen: „Was wir wollen, iſt recht. Wenn aber Jemand von euch andern eine Bitte an uns hat, der bleibe dem göttergleichen Sohn der Sonne dreißig Schritte vom Leibe. Er werfe ſich genau in dieſer Entfernung zur Erde, lege ſeine Hand unter ſeinen Bauch, halte die am Boden geſtreckten Beine feſt neben einander, bete dann zum oberſten Lama ein Gebet für alle Lamas am Indus. Dann grüße er den göttergleichen Sohn der Sonne in dieſer Stellung dreimal mit Emporhebung ſeines Kopfs, und dreimal wälze er dieſes wieder in Staub. Dann trage er in fünf und dreißig gemeſſenen Worten ſein Anliegen vor, und wenn er ſich hierin in keinem Wort und in keiner Sylbe verfehlt hat, ſo wollen wir, wenn wir es gut finden, ſeiner Bitte halber mit unſerer Gnade über ihn walten.“

Alſo, Fürſten der Hölle, ſollen Serblinge von Menſchen Jahrtauſende die hohen Völker des Indus beherrſchen; dann aber wird auch das Wort meines Herzens erfüllt und das ſerbende Elend des Ganges größer ſein, als ſein blutendes je war.

100. Das Rachenrecht und ſeine Folgen.

Die Hyäne war bei dem Löwen wegen ihres Ueberdranges gegen die Thiere verklagt; aber der Löwe getraute ſich, aus Furcht, dem Gewaltsrecht ſeines eigenen Rachens zu nahe zu treten, nicht, den Thieren gegen ſie Recht zu verſchaffen.

Vom Löwengericht also abgewiesen, jammerten diese, daß kein Recht mehr im Löwenlande Statt finde.

Aber ein Ritter, der in der Nähe wohnte und Weiden in dem Löwenlande hatte, sagte zu seinem Vieh: Narren sind, die sich einbilden, daß Thiere Thiere beschränken, aber traut ihr auf mich. — Damit umgürtete er sein Schwert und tödtete zur Sicherheit seiner Kühe, Stiere und Schafe beide, den Löwen und die Hyäne.

Ein Einsiedler, der in der Nähe Gott und die Natur verehrte, lobte den Schöpfer aller Kreaturen und sagte: Die Gewalt des Thierrechts auf Erden findet nur in der höhern Gewalt des Menschenrechts ihr Ziel. —

Aber alle Thiere, deren Rachen das Blut liebt, sprachen unter einander: Kann auch in unserm Lande etwas Bedenklicheres geschehen, als daß Löwen und Hyänen um elender Kühe und Schafe willen sollen getödtet werden? —

Ich lobe meinen Ritter, der den schwachen Thieren gegen die Gewaltthätigkeit der Starken Hülfe schaffte, aber ich möchte den Einsiedler, der Gott dafür lobte und den Löwen- und Hyänenmord in seinem Geist mit dem Menschenrecht in Verbindung brachte, aufmerksam machen, daß auf dem wahren Menschenrecht keine Art von Blutschuld liegt, und daß das Schwert dem Menschengeschlecht ewig nicht zu seinem wahren Recht hilft. Das Menschenrecht in seiner heiligen Reinheit geht ewig nur aus der Wahrheit in der Liebe hervor, und ewig ist es eine göttliche Weisung des wahren Wegs, sein Recht unter den Menschen zu suchen. Stecke dein Schwert in die Scheide; denn alle, die das Schwert brauchen, werden mit dem Schwert umkommen.

101. Sprüchwörter-Folgen.

Es ist doch traurig, daß man beim Fuhrwesen so oft, auch wider seinen Willen und gegen sein Herz, hart sein muß, also sagte ein gutmüthiger Fuhrmann allemal, wenn er einen überladenen Karren mit Gewalt forttreiben mußte,

und nach und nach ward ihm dieſes Wort ſo geläufig, wie ein: „Gott grüß' euch, und Gott behüt' euch!“ Er dachte am Ende, wenn er es brauchte, gar nichts mehr dabei; aber das hatte für die Karrenroſſe und für die Jochochſen allgemein die verderblichſten Folgen; denn es ward unter den Fuhrleuten zum Sprüchwort, und ein jeder Troßbube, wenn er auch noch ſo arg mit dem Zugvieh umgeht, antwortet dir jetzt auf der Stelle: Es iſt in Gottesnamen nicht anders möglich, man muß beim Fuhrweſen auch wider ſein Herz und wider ſeinen Willen gar oft hart ſein und hart werden.

Dieſes mit großer Gedankenloſigkeit gebrauchte Wort: Man muß in der Welt oft auch wider ſeinen Willen hart ſein, iſt gar nicht allein im Kreiſe der Fuhrleute und ähnlicher, niederer Menſchenklaſſen gebräuchlich, man hört es in höhern Verhältniſſen eben ſo oft und eben ſo allgemein. Ich führe nur ein Beiſpiel an.

Ein Rathsherr, der in ſeiner Vaterſtadt allgemein als ein gutmüthiger und gutthätiger Menſch bekannt war, ſagte auch einmal bei dem Urtheil eines Verbrechers eben alſo: Seine Strafe iſt hart, aber man kann nicht anders, man muß in Gottesnamen zu Zeiten in ſolchen Fällen etwas hart ſein! — Das war einigen hartherzigen und leidenſchaftlichen Regierungsgliedern dieſer Rathſtube ein angemeſſenes Wort. Wenn ſie einen Mitbürger, den ſie haßten, auf das Unbilligſte und Niederträchtigſte behandelten, ſo hatten ſie daſſelbe immer im Mund und wiederholten es ſogar in allen Stadtgaſſen und bei allen Frau Baſen immer als das Wort dieſes menſchenfreundlichen und reſpectablen Amtsbruders. Und ſo geht's mit vielen Sprüchwörtern, die zuerſt aus Unſchuld und reiner Liebe hervorgehen, aber gar oft im Mund derer, die ſie ihnen nachſprechen, in ſataniſche Worte der Liebloſigkeit und Hartherzigkeit ausarten. Und von dieſer Seite darf man das Sprüchwort: Eine That, die ein Menſch thut, iſt nicht mehr die nämliche, wenn ſie ein andrer thut, auch in das zweite umwandeln: Ein Wort,

das ein Menſch redet, iſt nicht mehr das nämliche, wenn es ein anderer ausſpricht.

102. Das Erdbeben, ein Traum.

Ich ſaß am Rain; unter mir trübte ſich ein Bach und wirbelte, wie wenn große Quellen in ſeiner Tiefe hervorſprudelten. Aber ſo wie er ſich trübte, ſo heiterte er wieder, und wie ſeine Wirbel emporſprudelten, ſo zerfloſſen ſie in ihm ſelbſt, und die Erde unter mir bewegte ſich nur leicht.

Aber jenſeits des Baches ſah ich einen felſigen Hügel, wie eine Griengrube geſpalten, aus ſeinem Schlund glühenden Sand auswerfen, und in die Ebene um ihn her ſich wie das Meer, das der Sturm treibt, in Wellen bewegen.

Ich ſtand von meinem Sitz auf, ging jenſeits des Baches, um die zerriſſene Erde und den geſpaltenen Hügel näher zu ſehen, aber plötzlich bedeckte mich der glühende Sand, den er auswarf. Da erwachte ich und dachte mir folgende Lehre:

Gieße über den Brennpunkt des Aufruhrs ſegnendes Waſſer. —

Decke ihn nie mit der Laſt der harten fühlloſen Gewalt. —

Und wenn es an deinem Rain ſtill iſt, ſo ſtehe nicht von deinem Sitze auf, um zu ſehen, wie es jenſeits des Baches brennt.

103. Bajazet und ſein König.

Wenn ich den Stein nicht zu Pulver ſtoße, ſo finde ich ſein Gold nicht, alſo ſagte Bajazet zu ſeinem König.

Dieſer antwortete ihm: Und wenn du es gethan haſt, ſo brauchſt du das Gold, um wieder Steine zu kaufen.

Hermes, der beiden zuhörte, ſagte: Ich verſtehe weder Bajazets Goldmachen, noch Bajazets Steine kaufen, aber unter meiner Hand wird jeder Stein Gold werth, indem

ich ihn mit ſchonendem Meißel zum Ebenbild der Götter und der Menſchen erhebe.

Unſere, die Menſchennatur mißkennende und in ihr wie in einem fremden Gebiet, oft gar wie in einem eroberten Lande herumtappende Zeit erſchöpft jeden Brunnen des Volksſegens, und kauft dann, wenn einer erſchöpft iſt, immer wieder einen neuen, erſchöpft ihn auch wieder mit gleicher Schnelligkeit, und geht ſo immer weiter im Erſchöpfen und Wiederkaufen des neu zu Erſchöpfenden. Aber wo wird das enden?

Die Noth wird uns am Ende wieder dahin führen, daß wir in der ſchöpferiſchen Kraft des Hermes Hülfsmittel, ſowohl gegen unſere dießfälligen Erſchöpfungs- als gegen unſere diesfälligen Kaufkünſte ſuchen müſſen; und Hermes wird ſie uns in eben den Mitteln zeigen, durch welche unſere Alten dieſe Brunnen wahrlich bis zum Ueberfüllen voll zu machen im Stande waren.

104. Wallo und ein anderer Bajazet.

Als Wallo die Stände ſeines Reichs nicht, wie er wollte, unterjochen konnte, ſagte ihm ein chriſtkirchlicher Bajazet: Wenn du einen Pfahl nicht in den Boden zu bringen vermagſt, ſo läſſeſt du den Bätz auf ihn fallen; wenn du einen Stein nicht aus ſeinem Neſt zu heben vermagſt, ſo unterlegſt du ihm das Hebeiſen, und wenn du ihn in die Luft emporbringen willſt, ſo faſſeſt du ihn mit dem krummen eingreifenden Krahn.

Wallo verſtand Bajazet und brauchte[31]), ſeine Stände zu unterjochen, von nun an Leute, deren Gemüthsſtimmung und Geiſteskräfte mit der Schlagkraft des Bätzen, mit der Emporhebungsgewalt des Hebeiſens, und mit dem krummen Stachel des eingreifenden Krahns gar nicht im Widerſpruch waren.

Mann, wer du biſt, wenn deine Zwecke tief aus deiner

thierischen Selbstsucht hervorgehen, so mußt du, um sie zu erreichen, Mittel brauchen, in denen Kräfte liegen, die denjenigen des Bätzen, des Hebeisens und des Krahns gleich sind. Aber auch dann bist du deines Zieles noch nicht allemal sicher. Die größte Gewalt der Schlagkraft, der stärkste Hebel der Emporhebungskraft und die mächtigsten Krümmungen tief eingreifender Verfänglichkeiten und Gefährden reichen doch nicht immer dahin, die Begierden der unersättlichen Selbstsucht zu befriedigen.

105. Das kranke Bäumchen.

Sein Vater hatte es gepflanzet, es wuchs mit ihm auf, er liebte es wie eine Schwester, und wartete seiner, wie seiner Kaninchen und seiner Schäfchen.

Aber das Bäumchen war krank; täglich welkten seine Blätter. Das gute Kind jammerte; riß ihm täglich die welkenden Blätter von seinen Zweigen, und goß dann auch täglich gutes, nährendes Wasser auf seine Wurzeln.

Aber einmal neigte das leidende Bäumchen seinen Gipfel gegen das liebende Kind und sagte zu ihm: Mein Verderben liegt in meinen Wurzeln, wenn du mir da hilfst, so werden meine Blätter von selbst wieder grünen.

Da grub das Kind unter das Bäumchen und fand ein Mäuseneſt unter seinen Wurzeln.

Wo das Volk serbt und leidet, da sucht nur ein Thor ihm dadurch zu helfen, daß er die äußern Zeichen seines Elendes den Augen oberflächlicher Beobachter entrückt. Wer nicht Thor ist, der gräbt in jedem Fall, wo er das Volk leiden sieht, den Mäusen nach, die ihre Nester eigern ins Dunkle unter den Boden eingraben und ungesehen an den zarten Wurzeln des Volkssegens nagen und sie verderben.

106. Die frierenden Kinder.

Der Tag war schön, die Kinder waren leicht bekleidet, aber es war kalt, und Lise, die neben ihrer Gouvernante saß, sagte zu ihr: Deck' mich doch und nimm mich auf deinen Schooß. — Die Gouvernante antwortete: Was denkst du auch? In der Kirche dich auf den Schooß nehmen? Ich müßte mich ja schämen. Dulde dich, andere Leute müssen ja auch frieren.

Emma saß zwischen Mutter und Tante. Diese sahen, ehe es sich beklagte, daß es friere, hüllten es von beiden Seiten in ihr Gewand und nahmen links und rechts seine beiden Aermchen in ihre Pelze.

Mit dem Wonneblick eines Engels sah das Kind die ganze Kirche durch an die wärmende Mutter und Tante hinauf, und eilte dann an ihrer Hand, wie eine Rose blühend, zum Vater; indessen das andere, sobald es heim kam, sich zu Bette legen mußte. Da es starb, machte Nilson der harten stolzen Gouvernante Vorwürfe; aber sie antwortete ihm: Man muß in allen Stücken Festigkeit und Energie zeigen; wenn auch schon einzelne Uebel daraus entstehen, so ist es doch immer das Beste. Nilson erwiederte: Du hast mit deiner Energie das Kind getödtet.

Darüber antwortete die Gouvernante nichts, sie kehrte sich aber um und sagte zu sich selber: Was macht das, wenn es darauf ankömmt, Grundsätze zu erhalten, die für das Menschengeschlecht die einzigen guten sind.

107. Die Schaubhütlerin und das Samenkorn.

Ich bin doch unglücklich, daß ich in deine und nicht in eines Bauern Hand falle, also sagte das Samenkorn zu einer Schaubhütlerin, die selbiges eben in ihren Acker säen wollte. Die Schaubhütlerin antwortete: Es wird dir ja gleich sein, ob du in meinem oder eines Bauren Acker wächsest und keimest.

Das Samenkorn erwiederte: Siehe, wenn der Bauer

mich in ſeinen Acker wirft, ſo falle ich freilich, wie bei dir, von ſeiner Hand geſäet unter ſeine Schollen; aber er läßt mich auswachſen und reif werden, du aber ſäeſt mich aus, um mich zu verderben, ehe ich zum Gebären meiner Frucht reif bin.

Die Schaubhütlerin war eben ſchwanger, Thränen fielen auf ihre Wangen. Sie küßte das Korn in ihrer Hand und ſagte: Falle ruhig, von mir geſäet, in dein Grab! Ich ſchneide dich nicht wieder, bis du zum Gebären deiner Frucht reif ſein wirſt.

108. Eine Tanne, die der Stolz tödtet.

Sie rang, ihr Leben hindurch, die höchſte unter allen Tannen zu werden. Nun war ſie es, — und war jetzt zufrieden; aber da ſie hörte, die Tannen auf dem Libanon ſeien höher als ſie, ſo wollte ſie auch ſo hoch wachſen als dieſe.

Umſonſt ſagte ihr Alles, was Freund war, ſie ſtehe nicht in Libanons Boden, und nicht an Libanons Sonne. — Was eine Tanne werden, was eine Tanne ſcheinen kann, das will auch ich werden, das will auch ich ſcheinen, alſo ſprach ſie, und trieb dieſen Sommer über eine neue Krone und ſtarke Schößlinge in allen Aeſten.

Das ganze Dorf ging hinaus, die Wundertanne zu ſehen, die in ihrem Alter noch alſo Schößlinge trieb. Aber ein alter Hirt ſagte zum gaffenden Volk: Der Tod wird ſie auch bald und vor allen andern heimſuchen.

Der Ritterſtand des europäiſchen Welttheils hatte ſich vor Jahrhunderten in Uebereinſtimmung mit allem dem, was in unſerm Welttheile der Ausbildung von Kraft, Würde, Selbſtſtändigkeit und Gemeingeiſt weſentlich eigen iſt, allgemein zu einer Höhe erhoben, wie die Welt kaum je einen Stand ſich zu dieſer Höhe erheben geſehn; als aber die Jeruſalems-Ritter unſers Welttheils bei ihren Jeruſalems-Zügen ſich von dem Schimmer der in einer

Stunde unnatürlich steifen, und in der andern unnatürlich lockern, asiatischen Magnaten, und Halb- und Viertels-Magnaten blenden ließen und sich in unserm Welttheil auch zu dieser Mischung der Steifigkeit und Lockerheit der asiatischen Großen erheben wollten, so bahnten sie sich wahrlich in verschiedenen Richtungen den Weg zu einem Zustand, dessenthalben ihnen schon damals ein kluger Mann ihres Zeitalters hätte prophezeien können, was der alte Hirt der stolzen Tanne prophezeite, die auf Europa's magerm Boden, und an Europa's kühlerer Sonne glaubte, auch das scheinen und werden zu können, was eine Tanne auf Libanons Höhen, in Libanons Boden und an Libanons Sonne werden kann.

109. Der Bauer und die Eiche.

Der Bauer sagte zur Eiche: Der Boden, den du um dich her verödest, schadet mir mehr, als du werth bist.

Du kannst ihn ja, erwiederte die Eiche, wenn es dir darauf ankömmt, mit kleinem Gesträuch bepflänzen.

Aber der Bauer antwortete: Ich fahre besser, wenn ich dich umhaue und den Boden um dich her ganz mit Gras oder gleichstämmigem Holze ansäe.

So leicht nimmt es doch nicht jeder Bauer auf mit dem Umhauen eines Eichbaums. Hart Holz ist gut Holz, man bezahlt es oft sehr theuer; ein Mann, der viele Eichen hat, ist ein reicher Mann, und was alle Jahre wächst, und alle Jahre wieder vergeht, wird auch gar oft schnell und in jedem Falle leichtsinniger verbraucht, als was Jahrhunderte fordert, um es besitzen zu können; und überall thut man wohl, wenn man sich zehnmal besinnt, ehe man irgend etwas recht Großes, tief Eingewurzeltes und Feststehendes umhaut oder niederreißt.

110. Der Urſprung des Blutdurſts.

Warum thut ſie auch das? fragte ein Kind ſeinen Vater, da es eine Katze mit ihrer gefangenen Maus ſpielen ſah.

Ich weiß es nicht, antwortete dieſer; aber ich denke, mit der erſten Blutſchuld kommt auch die Luſt zum Spielen mit Blut — in die Seelen von Katzen.

Es iſt eine Erfahrungsſache: Der Menſch, der an Ort und Stelle aufgewachſen, wo man viel ſchlachtet, metzget und tödtet, wenn er auch ſonſt ein guter Menſch iſt, gewöhnt ſich an's Tödten. Er wird gleich allmählich auch bei grellen Erſcheinungen des Blutvergießens gleichgültig. Iſt er aber ein unedler leidenſchaftlicher Menſch, ſo geht ſeine Gleichgültigkeit beim Blutvergießen gar leicht in eine Luſt am Blutvergießen, in Blutgierigkeit hinüber.

111. Was iſt der Menſch? — Blatt oder Stamm?

Mißmuthig über den Tod ſeiner Erſchlagenen, neigte ein ſiegender König ſein Haupt gegen den Boden. Ein Schmeichler, der merkte, was den Fürſten drückte, zeigte ihm zahlloſe am Boden liegende Blätter unter einer Linde, bei der ſie eben ſtanden, und fragte den König: Werden dieſe nicht wieder wachſen?

Das empörte einen edlen Mann, der neben ihm ſtand. Dieſer führte den König in das Dickicht des Waldes, zeigte ihm tauſend vom Sturme niedergeſtürzte Tannen und ſagte zu ihm: Werden denn dieſe auch wieder wachſen? —

Nein, nein, der Menſch im Staate iſt für den Fürſten durchaus nicht nur ein Blatt am Baume, das jeden Herbſt abfällt und jeden Frühling wiederkommt; nein, nein, er iſt im Staate und für den Fürſten ein ſittlich, geiſtig, bürgerlich und religiös ſelbſtſtändiges Weſen, das die Staatsgeſetzgebung in der Wahrheit ſeines reinen, göttlich ge-

gebenen Wesens mit heiligem Ernste als solches zu erkennen und zu sichern, heilig verpflichtet ist.

112. Alte Zeit, gute Zeit.

Die Alten machten alles ohne Wirthschaft. Ich wollte aus einer solchen Eiche zwölf Ruhbänke machen, die eben so dienen, sagte Schaffner Christoph zu seinem Herrn, der eben auf einer Eiche saß, die sein Ahnherr zu einer Ruhbank vor sein Schloß legen ließ.

Nun, so nimm eine solche Eiche, antwortete sein Herr, und mache zwölf solche Ruhbänke daraus. — Der Schaffner that es; aber die Ruhbänke sind schon alle wieder verfault und des Großvaters Eiche liegt noch unversehrt da, und wird in hundert Jahren bei späten Enkeln noch unversehrt da liegen.

113. Die Unverschämtheit des unbrauchbaren Mannes.

Wie darfst du dich auch neben mir zeigen? sagte ein unbrauchbarer Mahlstein zu einem abgeschliffenen alten, der neben ihm lag.

Dieser antwortete ihm: Wir sind jetzt freilich beide unbrauchbar; aber ich, weil ich ausgebraucht bin, und du, weil man dich nie gebraucht hat und nie brauchen kann.

Friedrich der Große ließ sich alle Jahre die Liste von allen pensionirten Staatsdienern vorlegen, und von allen mußte bemerkt werden, was sie noch thun.

Einmal fand er von einem, dem die Behörde nicht gewogen gewesen zu sein schien, diese Frage mit den Worten beantwortet: Er thut nichts.

Friedrich, der ihn kannte, schrieb einfach daneben: Er hat gethan.

114. Die Armbrust und der Degen.

Der edle Kraftmann liebte seines Großvaters Armbrust, die mit Gold und Perlenmutter geziert, vortrefflich gearbeitet, aber stark und schwer war, für sein Leben; aber sein Sohnssohn, der böse Augen hatte und an den Händen etwas zitterte, hieß es eine bäurische Waffe und sagte: Ein Degen mit einer weißen Scheide, die sich zu den weißen seidenen Strümpfen schicke, stehe einem Patrizier besser an, als die köstlichste, schönste Armbrust.

Ein Freund, dem ich diese Stelle las, sagte: Es nimmt mich nur Wunder, daß dieser Liebhaber des Degens in der weißen Scheide nicht noch hinzusetzte: Ein Patrizier sollte sich schämen, das Wort Armbrust auch nur in den Mund zu nehmen; es habe ja einmal ein unruhiger Bauer seinen Landvogt damit erschossen.

115. Das ungleiche Obdach.

Ein Bauer baute sich unter dem Schutze einer eisernen Nagelflüe ein Haus. Dieses stand Jahrhunderte unter seinem Obdache.

Ein anderer bauete sich das seine an den Fuß eines Sandfelsen; aber dieses war bald unter dem Schutte seines Obdaches begraben.

Wenn du auch Schutz nöthig hast, so suche keinen, ehe du ihn geprüft. Scheinstärke ist oft Schwäche; darum sieh' dem Manne in jedem Falle steif ins Gesicht, der zu dir sagt, er wolle dich auf seine Schultern nehmen und über einen reißenden Bach tragen.

116. Das unauslöschliche Gleichheitsgefühl.

Ein Hirt nährte seine Schafe in einem magern Thal sparsam, aber alle gleich, und die Thiere waren dennoch allgemein zufrieden.

Jetzt aber füttert er ein Dutzend Lieblingsschafe mit ausgezeichnetem Ueberflusse. Nun ist die ganze Heerde unzufrieden und gar viele unter den Schafen tödtet der Aerger.

Die Ansprüche der Menschennatur sind im Allgemeinen leicht zu befriedigen, aber die Verweigerung des Rechts an diese Ansprüche verdoppelt die Lebendigkeit derselben und macht aus den Bedürfnissen der Natur Ansprüche der Einbildungskraft und der Leidenschaften, deren Gewaltsamkeit alle Ruhe und allen Segen unsers Geschlechts untergräbt und zernichtet. Das geht so weit, daß unter hundert Fällen des Selbstmordes kaum einer ist, der nicht Ansprüche der Einbildungskraft, die sich zu Ansprüchen der Leidenschaft erhoben, zu seinem Grund hat.

117. Das Schuhmaß der Gleichheit.

Ein Zwerg sagte zum Riesen: Ich habe mit dir gleiches Recht. — Der Riese erwiederte: Freund! das ist wahr; aber du kannst in meinen Schuhen nicht gehen.

Das sollte man dem Dorfvogt antworten, der eine Stadtpolizei auf seinem Dorfe haben möchte, und dem Stadtbürgermeister, den es gelüstete, eine Macht vor seinem Rathhaus und vor dem Stadtthor auf Kosten der Stadt in fürstlicher Parade aufziehen zu lassen.

118. Das Katzen-Seelenmachen.

Ein Bauer sagte zu mir, sein Nachbar Stoffel habe ein Schaf und eine Kuh, die dir Augen machen wie Katzen. Da bat ich den Bauer, mich den Stoffel kennen zu lehren, und sagte: Ein Mensch, der Katzenseelen in die Unschuld hineinbringen kann, verdient und findet in der ganzen Welt Aufmerksamkeit.[32]) Und das ist gar recht, aber Zutrauen muß man ihm nicht schenken.

Aber warum möchtest du diesen Stoffel kennen? er-

wiederte mir der Bauer. Ich antwortete ihm: Damit ich einen jeden Menschen, der ihm auch nur ein wenig gleich sieht, wie die Pest fliehen könne.

Er. Ich will dich morgen zu ihm führen; denn er ist wirklich ein Mann, den man wie die Pest fliehen muß.

Ich. Warum das?

Er. Er kann aus einer Engelsseele, die in seine Klauen fällt, einen Satan machen, eben wie in einen guten Schafskopf Katzenaugen hineinbringen.

119. Der gefrorne See.

Eine so gute Straße ist auf der ganzen Erde nicht, sagte ein Fuhrmann, da er über einen gefrornen See fuhr. Aber dieser antwortete: Wenn ich wieder aufgefroren bin, so bin ich noch unendlich mehr werth.[33]) Des Fuhrmanns Lob gründet sich auf meinen Tod, ich bin aber lieber lebend und für Fuhrleute unbrauchbar.

O, wie recht hat dieser See. Wie unendlich mehr ist er in dem Zustande seines offenen Lebens werth, in dem ihn alle Winde bewegen, als im Zustande seines Gefrorenseins, in welchem er, wie eine Karrenstraße, zum Dienst roher Fuhrleute und Viehtreiber Lastwagen über sich fahren und Viehheerden über sich treiben lassen muß.

120. Der Schöppe Plumb.

Der Schöppe Plumb ging heute, wie täglich, berauscht aus der Schenke und traf auf dem Wege den Schneider Klein an, der auch so berauscht heimging. Das konnte der Schöppe nicht leiden; er entrüstete sich und sagte zu seinem Büttel: Büttel, stell' mich an die Wand, und führ' den Schneider Klein ins Gefängniß nach den Rechten der Stadt pag. 71 in den Satzungen. — Der Büttel that, was ihm der Schöppe befohlen und führte den Bürger ins Gefängniß nach den Rechten der Stadt. Dann kam

er wieder, und führte den Schöppen zu seiner Frau nach den Freiheiten der nämlichen Stadt.

Je kleiner und kleinstädtischer der Bürgerstand eines Ortes organisirt ist, desto größer und bis zur Lächerlichkeit auffallend ist in Zeiten, in denen die sittlichen und rechtlichen Fundamente des bürgerlichen Wohlstandes und seines sittlichen und häuslichen Kraftzustandes untergraben sind, der Unterschied zwischen den Rechten und Schuldigkeiten der gemeinen Bürger und den Privilegien und Ausnahmsübungen ihrer Schöppen, Richter und aller derjenigen Personen, an deren Händen der schmutzige Abgang des Einnehmens und Ausgebens ihrer Stadtrevenüen vorzüglich klebt und von deren Privatselbstsucht alles Kunstmanövriren für die wachsende Vergrößerung dieser Revenüen und die Organisation ihres Gebrauches, sowie die Bestimmung der Hände, durch welche dieser Gebrauch gehen soll, allgemein abhängt.

121. Die mürben Stricke.

Sie waren alle mürbe, aber er malte sie alle schwarz, grau und violetblau.

Das half nichts, die grauen, die blauen, die gelben und grünen zerrissen wie vorhin und Hans, der Knecht, sagte zu seinem Meister, der seine faulen Stricke also malen ließ: Ich kann mit diesem Fuhrwerk nicht mehr fahren.

Mach' du nur, erwiederte der Meister, daß die Pferde immer alle gleich ziehen und keines mehr als das andre angestrengt werde.

Der Knecht antwortete: Wenn ich schon gegen deine Pferde gerecht bin, deine Stricke sind um deßwillen nichts desto weniger faul, und wenn sie reißen, so wird der Wagen trotz aller meiner Gerechtigkeit und trotz allem deinem Schwarz, Grau und Violetblau doch stille stehen.

Anstreicher-Künste machen keine alten Wände neu, und

keine faulen Stricke ſtark. Wo die wahren Kraftmittel des Rechts faul ſind, da vermögen alle Prunkmittel und Prunkformen der Scheingerechtigkeit es nicht, das Aeußerliche des Gerechtigkeitkarrens ins Gleis der Unſchuld hinzubringen, in der er allein das Volk zu ſegnen vermag.

122. Die ſeltene Pfirſiche.

Ein Bauer hörte, daß im Schloßgarten ſeiner Herrſchaft eine ſeltene, köſtliche Pfirſiche wachſe, und ruhte nicht, bis er einen Stein von dieſer Frucht hatte.

Da er ſo glücklich war, ſetzte er ihn eilend in den Boden; aber an einem ſchattigen, windigen Ort. Nun fällt ſeine Frucht ihm alle Jahre unreif vom Baume, indeſſen glaubt er doch, er eſſe alle Jahre die ſeltene Pfirſiche, die an ſeines Herrn warmem, windſtillem Geländer köſtlich ausreift.

Auch von den Conſtitutionskernen darf man nicht glauben, man könne ſie ſo mit roher Hand vom Boden aufleſen und in jeden Boden hineinſetzen, wo man nur immer will. O nein, o nein, dergleichen Kerne wachſen nicht in jedem Boden, und ſie zu verſetzen, daß ſie wachſen, gedeihen und reifen, iſt eine weit größere Kunſt, als ſie vom Boden aufzuleſen.

123. Die Feldmuſik.

Trommel. Ich verkündige das Recht und die Ordnung des Kolbens.

Pfeife. Damit die Menſchen ihr Entſetzen ertragen, pfeife ich zwiſchen hinein Lieder des Leichtſinns.

Pauke. Ich verkündige das Recht und die Ordnung des Bügels.

Trompete. Ich übertreffe im ſchmetternden Ruf zu den Freuden des Leichtſinns die Pfeife, wie die Pauke die Trommel, und der Hufſchlag den Fußtritt.

Ein frommer Bauer, der einen Soldaten dieſen Wettſtreit der Feldmuſik erzählen hörte, ſagte dem jungen Krieger: Ich lobe mir meine Kirchenglocke, und wollte hundert Meſſen dafür leſen laſſen, ich könnte machen, daß dieſe Glocke das Feldgeſchrei der Trommeln, Pauken und Pfeifen ſo überſchreien würde, daß man auf hundert und ein Jahr keine von ihnen mehr hören würde.

124. Die unheilbarſte aller Krankheiten, das ſchleichende Mittelmäßigkeitsfieber.

Ein Tannenwald in ſeinem beſten Jugendwuchs ſagte zu ſich ſelbſt: So lange ich jung bin, bricht mich jeder Knabe ab, wenn ich alt bin, haut mich mein Bauer um. Alſo will ich immer bleiben, was ich jetzt bin.

Die armen Tannen dachten nicht, daß ſie ſich dadurch zur unheilbarſten aller Krankheiten, zum Mittelmäßigkeitsfieber verdammt hatten.

Alle unſere Kräfte haben in ſich ſelbſt einen Trieb, ſich immer mehr zu entfalten und ſtärker und brauchbarer zu werden; das Stillſtehen dieſes Triebes iſt die Quelle des Zurückſchreitens aller unſerer Kräfte und der damit verbundenen Krankheit des Mittelmäßigkeitsfiebers, dieſes unendlichen Verſinkens unſerer ſelbſt in uns ſelbſt. Die Anfänge dieſes äußerſten Verſinkens in dieſes tiefe Verderben der Menſchennatur fängt gewöhnlich mit einer großen Gleichgültigkeit auf Gegenſtände an, die die Aufmerkſamkeit und das Intereſſe jedes geſund belebten Menſchen anſprechen; der Menſch in dieſem Zuſtande äußert ſich gewöhnlich in einem ſolchen Falle mit den Worten: Es iſt nichts daran geleg n, — es iſt mir nichts daran gelegen. Wer immer dieſes Wort auf eine auffallende Art im Munde führt, von dem kannſt du ſicher glauben, er iſt in einem hohen Grad von dieſer Krankheit, die das Heilige aller Kräfte der Menſchennatur in uns ſelber tödtet, ergriffen.

125. Das Spatzenschießen.

Als die diebischen Spatzen in Altnau einst vorzüglich viele Früchte verderbten, ergriffen einige schlaue Jagd-Leute, die schon längst den Tauben im Dorf gern zu Leibe gegangen wären, den Anlaß, die Bauern daselbst zu bereden, jedermann zu erlauben, alle Vögel ohne Unterschied zu erschießen.

Aber diese Erlaubniß war kaum gegeben, so redeten die lüsternen Jäger hinter Mauern, Scheunen und Hecken mit den untreuen Spatzen ab, ihnen das Leben zu schenken, wenn sie ihnen nur alle Tauben auskundschaften und verrathen würden.

Jäger sind Leute, die gern vielerlei Gewild tödten, vielerlei Künste brauchen, es zu fangen, und gar oft große Geduld ausüben, auf dasselbe zu lauern, und endlich auch gewöhnlich einem großen Braten lieber nachjagen, als einem kleinen; und bei solchen Gesinnungen und Neigungen kommt die menschliche Schwäche leicht dahin, sich zu Unterhandlungen brauchen zu lassen, die ungefähr denen gleich sind, welche die Jäger von Altnau mit den diebischen Spatzen gepflogen.

126. Ein Amtmann, der blind an dem Bauern ist, den er liebt, und sehend an dem, den er haßt.[34])

Der Amtmann Kleinmeyer liebte den Niklas und haßte seinen Bruder. Als aber der erste ein Schelmenstück ausübte, sagte er zum letztern: Da sieht man jetzt, was *ihr* für Burschen seid.

Dieser antwortete darauf: Gnädiger Herr! wenn *ich* das Schelmenstück begangen hätte, so würden Euer Gnaden nur sagen: Da sieht man jetzt, was *du* für ein Bursche bist.

In tausend Fällen ist es nicht die Wahrheit oder die Unwahrheit, nicht das Recht oder das Unrecht einer That-

ſache, die unſer Urtheil darüber beſtimmt; ſondern blos die Neigung oder die Abneigung, die wir für oder wider die Perſon haben, die ſie gethan hat.

127. Die Welle und das Ufer.

Das Ufer ſagte zur Welle: Warum beſchädigſt du mich?
Die Welle antwortete: Die Gewalt meines Stroms wirft mich zu meinem eigenen Verderben an dich hin.

Alle menſchliche Kraft, die ohne ihr Wiſſen und wider ihren Willen der Schwäche, dem Irrthum und der Gewaltthätigkeit irgend einer andern menſchlichen Kraft als todtes Werkzeug und Mittel dient, iſt dieſer Welle gleich, und kann gegen Jedermann, den ſie ſchädigt, mit Recht die gleiche Entſchuldigung anbringen.

128. Der Maurer und ſein Junge.

Man kann ja auch große Steine auf die kleinen hinaufſetzen, ſagte ein Maurerknabe zu ſeinem Meiſter.
Dieſer antwortete: Ja, aber dazu braucht es Kunſt; und es iſt immer beſſer, die kleinen auf die großen zu ſetzen.

Ein guter Baumeiſter unterlegt den großen, ſchweren Fundamentſteinen eines Gebäudes gar oft kleine, wohlgeordnete Kieſel; hingegen iſt es auch eine allgemeine Regel der Baukunſt, das drückende Gewicht der großen Steine muß in jedem Gebäude in dem Grad abnehmen, als die Mauer deſſelben hoch aufgeführt iſt.

129. Ein Eſel und ein Löwenſchädel.

Ein Eſel fand einen ſolchen. Es ſchauerte ihm noch vor dem todten Gebiß. Der Schädel, der es ſah, ſagte ihm ſpottend: Siehe da neben mir den großen Elephantenzahn; das iſt etwas zum Zittern.

Aber der Esel antwortete ihm: Nein, nein, dieser sagt mir nur: Thue Recht! — du aber sagst mir: Ich fresse dich!

Ich darf doch wohl fragen: Hat es der Esel richtig getroffen und ist der Unterschied des Eindrucks, den der Löwenschädel auf ihn machte, ein richtiges Bild des Unterschieds, den der Eindruck der bösen und der guten Gewalt selber in ihren äußern, todten Zeichen auf die Menschennatur allgemein macht?

130. Der Löwe und sein Rathgeber.[35])

Ich sehe ungern, daß man immer mehr Hunde in meinen Dienst nimmt, also sagte ein Löwe, der seinem Ende nahte, zu seinem Vertrauten.

Dieser wußte nicht, was er dem sterbenden Löwen antworten sollte; aber er fühlte tief im Herzen die drückende Wahrheit: Sowie die Löwen unbrauchbar werden, werden die Hunde unentbehrliche Thiere.

131. Wo wird es sich enden?

Sein Ahnherr traute auf Harnisch und Schwert.
Sein Großvater auf seine Faust.
Sein Vater auf sein Maulbrauchen.
Er auf seinen Federkiel.

Sagt mir! wo wird sich das enden? Worauf wird wohl sein Sohn noch vertrauen?

Es bleibt ihm nichts übrig, als der Strohhalm der Schiffbrüchigen.

Ich kenne ihn. Er hat den Halm schon zum voraus in seiner Rechten und mit seiner Linken deckt er sein Angesicht mit einer Larve, die auf seines Großvaters Gesicht paßt.

132. Noch einmal — wo wird es ſich enden?

Sein Urvater baute auf Siegel und Briefe, ſein Ahnherr auf die Grundſätze des Rechts, ſein Großvater auf Frömmigkeit und Mäßigung, ſein Vater auf Schleichwege, er auf das mir nichts und dir nichts der offenen Gewalt.

Wo wird ſich das enden?

Es wird wieder zurückgehen von der offenen Gewalt zu Schleichwegen, von den Schleichwegen zur Mäßigung, von der Mäßigung zu Grundſätzen, und von Grundſätzen zu Siegel und Briefen.

So ſagte ich; aber mein Freund meinte, es werde gar nicht ſo kommen. Die offene Gewalt, ſagte er, wird ein à tout ſpielen, und ſelbiges entweder gewinnen, oder verlieren. Ich antwortete ihm: Dann wünſche ich zu ſterben, ehe das eine oder das andere geſchehen ſein wird.

Ich wiederhole auch hier gern: Es iſt jetzt bald vierzig Jahre, ſeitdem ich dieſes geſchrieben, und man hat in dieſer Zeit oft und unter verſchiedenen Umſtänden ſo ein à tout-Spiel, das, wie man meinte, hätte gewonnen werden oder verloren gehn ſollen, mit allen ſeinen grellen Folgen erwartet und gefürchtet; aber es iſt Gott Lob nie ganz gewonnen und nie ganz verloren worden; es wird auch niemals, wenn es je wieder geſpielt werden ſollte, weder gewonnen werden, noch verloren gehn. Die Menſchennatur ſträubt ſich, beides, gleich wider das gänzliche gewonnen werden und wieder das gänzliche verloren gehen eines ſolchen à tout-Spiels. Sie, die Menſchennatur iſt ewig, denn ſie iſt göttlich gegeben; die Luſt zum trüglichen Spielen aber mit dem Menſchenwohl iſt vergänglich; denn ſie iſt menſchlich, und die menſchlichen Gedanken und die menſchlichen Gelüſte, ſelber die lebendigſten und durch Kaltblütigkeit ſtarken und feſten Gelüſte, die Gelüſte des Ehrgeizes, ſind veränderlich. Und wo immer das Verderben des geſellſchaftlichen Lebens, nach welcher Richtung dieſes auch geſchehen ſein mag, ſeinen oberſten Gipfel erhalten, da lenkt

die Natur von selbst wieder zur Wiederherstellung ihrer selbst. Diese Wahrheit, die die frommen Alten mit dem Worte ausdrückten: Wo die Noth am größten, da ist Gottes Hülfe am nächsten, ist in Rücksicht auf gedrückte, leidende Völker ebenso in der Menschennatur begründet und durch die Erfahrung bestätigt, als in den Erfahrungen der Noth einzelner, gedrückter, leidender Menschen.

133. Eis und Eisen.

Du drückst mich eben, wie das Stück Eisen, das neben dir liegt, also sagte die Erde zu einer Eisscholle, die der Bach auf sie hinwarf.

Diese antwortete: Ja! aber beim ersten lieblichen Tag vergehe ich wieder.

Darauf sagte das Eisen: Ich vergehe ja auch, wenn die Hitze groß genug ist.

Aber die Erde erwiederte: Behüte mich Gott davor, daß sie jemals für mich so groß werde.

Und der Eisklumpen setzte noch hinzu: Es ist nicht einmal wahr, daß du jemals vergehst; wenn du auch in der höchsten Glut fließend wie wallendes Feuer scheinst, so bist du doch Eisen, und wenn du geschmolzen wieder erkaltest, so bist du nur anders geformt.

Das härteste Metall erscheint freilich unter gewissen Umständen als fließendes Wasser, aber seine Natur ist Härte. Welche Feuersgewalt auch für den Augenblick in ihm den Anschein der Zartheit und Weichheit hervorbringt: seine Natur bleibt immer die nämliche; so wie es erkaltet, ist es wieder hartes, unbiegsames Eisen.

134. Zwei Dorfmeister.

Ich bin heute abermals sterbensmüde, und man ist doch nicht mit mir zufrieden. Also sagte am Abend eines Gerichtstages ein mühseliger Dorfvogt.

Einer, der das Regieren vortrefflich verstand, antwortete ihm: Ich hingegen werde nie müde, und man ist doch mit mir zufrieden.

Der Mühselige. Ich würde dein Geheimniß mit Gold kaufen, wenn es feil wäre.

Der Vortreffliche. Es ist für dich umsonst feil. Wenn die Margreth ihre Rüben kocht, wenn der Hans seinen Acker mistet, und der Heini seinen Esel tränkt, so pfeife ich mein Lied und denke, das geht dich nichts an!

Der Mühselige. Und ich meinte, das Dorf müßte zu Grunde gehen, wenn ich nicht von Allem unterrichtet wäre.

Die geheime Geschichte des Dorfs, in dem beide wohnten, sagt, der mühselige Dorfvogt habe ein böses Gewissen gehabt, und aus Gründen, über die er Niemanden gerne Licht gab, so allen Elendigkeiten, die im Dorfe vorgingen, nachgefragt; der andere aber sei ein unschuldiger, braver Mann gewesen, der in allem seinem Thun und Lassen aus reinem Herzen gehandelt und durchaus in keinen Verhältnissen gestanden, die ihn hätten veranlassen können, irgend etwas im Dorfe nachzuforschen, wozu ihn nicht Pflicht, Ehre und Wohlwollen selbst aufgefordert hätten.

135. Das ungleiche Gefühl eines Pfarrers und eines Bauern über den Schaden, den ein Waldbach ihrem Dorfe that.

Ich verabscheue diesen Bach von Grund meines Herzens. Also sagte ein Pfarrer, da ein Waldbach ihm Dorf und Kirche weggeschwemmt hatte.

Ein Bauer antwortete ihm: Verabscheuen Sie lieber den Unsinn, mit dem wir seit zwanzig Jahren versäumt haben, den Bach bei seinem Ursprunge vom Dorfe abzuleiten; und dann auch die Selbstsucht, mit der wir die vom Strome zuerst angegriffenen Häuser auf Gefahr des ganzen Dorfes nicht haben Preis geben und umreißen wollen.

Springen, Hörner, sich in die Felsen zu klammern und eiserne Schenkelgebeine.

Also ward das wilde Gemsgeschlecht, das in glücklichen Höhen sein Gras findet, erschaffen und lebte Jahrhunderte fern von den gefürchteten Menschen und Heerden.

Aber einst gelüstete ein weibliches Gemsthier, beides, auf den Bergen und in den Thälern zu leben, und bat um ein Herz, das sich nicht mehr vor Menschen und Heerden entsetze.

Jupiter erhörte auch diesen Wunsch und machte sie zur Stammmutter der elenden Ziegen.

Ich habe einmal gehört, am hohen Indus lebe ein Stamm eines weisen und frommen Volkes, dessen Priester alljährlich ein feierliches Gebet vor dem Altare der Sonne verrichten, darin sie ihre Gottheit bitten, daß sie doch von den Bitten der sterblichen Menschen nur selten eine erhöre, und die Geschichte des Volks sagt, daß es seine Ruhe und sein Glück vorzüglich dem Gebet dieser Priester und der Stimmung danke, die ihm dieses Gebet einflößt.

Bemerkung über diese Ansicht heidnischer Priester von dem menschlichen Beten.

Ich las diesen Abschnitt zwei Menschen vor, davon der eine ein stilles, christliches, frommes und in einem hohen Grad wohlthätiges Leben führte, aber in keiner Rücksicht in der Welt und nicht einmal in seinen nächsten Umgebungen viel von sich reden machte, der andere aber als ein eifriger und renommirter Streiter für das Eigenthümliche seiner Glaubensmeinungen weit und breit bekannt und dabei berüchtigt war, daß er Jedermann, der diese Meinungen nicht in gleichen Silben, Buchstaben und Phrasen wie er ausdrücke, nicht bloß mit entschiedenem Verdacht ins Aug fasse, sondern ihn vielmehr, wo er immer könne und möge, verunglimpfe, verdächtige und sogar, wo er Gelegenheit dazu finde, ihm Steine in den Weg lege oder auch ins Fenster werfe.

Der erste fand in dieser indischen Erzählung eine große Wahrheit für zweierlei Gattungen von Menschen. Erstlich für diejenigen, die das Gebet als eine Art von Sühnopfer für die Schwachheiten und Sünden, die sie täglich wiederholen und täglich wieder abbitten, ansehen, ohne sich weder heute noch morgen im geringsten zu bemühen, selbige im Ernste abzulegen. Und dann zweitens für diejenigen, welche dasselbe dahin mißbrauchen, den Gelüsten ihrer Selbstsucht und Sinnlichkeit eine Art von heiligem Schein zu geben und sich durch dasselbe im Mittelpunkt ihrer Verirrungen immer mehr zu verstärken und zu verblenden. Der andere aber sagte, er könne nicht anders, er müsse diese Fabel als eine eigentliche Lästerung gegen das Gebet selber ansehen und es sei seine Pflicht, alle seine Gläubigen vor dem satanischen Gift derselben zu warnen. — Ich hörte ihm eine Weile ruhig zu; da er aber seinen Kutteln über diesen Gegenstand auf eine wirklich beleidigende Art Luft zu machen fortfuhr, gefiel es mir auch nicht länger, ihm stillschweigend zuzuhören; ich antwortete ihm: Lieber, wilder Mensch! Du kennst das Wort nicht, das auch zu dir und deinesgleichen gesagt ist: Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet; denn mit welchem Maß ihr messet, wird euch wieder gemessen werden. —

Ich mußte also sprechen. Die Sache ist wichtig. Religionsverirrungen, die in sinnliche Verhärtungen des Geistes und des Herzens ausarten, sind dadurch geeignet, in den Angelegenheiten des stillen, christlichen Glaubens und der stillen, christlichen Liebe Gleichgültigkeit, Kaltsinn, Lieblosigkeit, Rechthaberei und Streitsucht zu veranlassen und zu nähren und sind ohne allen Widerspruch als Sachen anzusehen, die dem Geist des wahren Christenthums im höchsten Grad entgegenstreben und zu seinem größten Nachtheil auf das Menschengeschlecht einwirken.

139. Gemeingeist und Gemeinkraft.

Ein schwatzender Gaukler klagte, es sei so wenig Gemeingeist unter den Menschen.

Ein Bauer, der ihn hörte, antwortete ihm: Ich fordere von meinem Zugvieh keinen Gemeingeist, ich fordere von ihm nur Gemeinkraft.

Dieses Wort ist im Munde eines Mannes, der mit Vieh umgeht und das Vieh braucht, ganz passend, aber für das Menschengeschlecht ist es bei weitem nicht auf gleiche Weise anwendbar. Gemeinkraft ohne Gemeingeist ist für das Menschengeschlecht keine Menschenkraft, sie ist für dasselbe eine reine, völlig vom menschlichen Geist und vom menschlichen Herzen entblößte Thierkraft; aber wenn man denkt, was es braucht, ein Volk zu der menschlichen Kraft zu erheben, die nicht blos Spielerei des Gemeingeistes, sondern wahrer Gemeingeist ist, so muß man in Rücksicht auf die Kunstführung der Völker, die man Politik nennt, auch das Wort anwenden, das uns in religiöser Hinsicht gegeben ist: Der Geist ist zwar geneigt, aber das Fleisch ist schwach. Wir können es uns nicht verhehlen, der Geist und Sinn unserer Zeit ist in der Bildung der Gemeinkraft der Völker weit, sehr weit mehr vorgeschritten, als in der Bildung seines Gemeingeistes.

140. Eine Kindsverderberin und ein Narr.

Eine rasende Frau erdrosselte ihr Kind. Ein Mensch,[37]) dem verschrobene Lehrer von Kindesbeinen an auch seinen Kopf eben so verschroben gebildet, als der ihrige war, meinte, es geschehe der Mutter Unrecht; es sei wider die Natur, folglich ganz unmöglich, daß eine Mutter ihr Kind auch nur tödten wolle, will geschweigen wirklich tödte, und fügte dann dieser, wie er meinte, tief aus der Menschennatur herausfallenden Wahrheit noch bei, es sei eine böse Gewohnheit, daß wir alle Uebel, die wir leiden, fremden Ursachen, die nicht in uns selbst liegen, zuschreiben.

Ich habe in unsern Tagen Leute, die sonst sehr klug sind, diese Meinung, daß es ein großer Irrthum sei, wenn

GENERAL LIBRARY University of MICHIGAN

die Menschen Unglück und Uebel, die sie leiden, fremden Ursachen, die außer ihnen selbst liegen, zuschreiben, dahin anwenden gehört, man müsse alle Uebel und alle Leiden, die ein Volk treffen, von welcher Art sie auch immer seien, nur dem Volk selber zuschreiben.

141. Die ungleichen Herren.

Der eine darf trauen und glauben, der andere muß lauern und fangen; darum liebt der eine das Recht und die friedliche Weisheit, der andere Argliſt und derbe Gewalt.[38]) Auch leben in den Dörfern des ersten fromme, frohsinnige, glückliche Menschen; in den Dörfern des andern viel freches, verfängliches, mißtrauisches und gewaltthätiges Gesindel.

Auch sagte ein armer Mann, der sich durch's Land bettelte, einmal zu mir: Wenn die Leute in einem Dorfe gutmüthig und frohsinnig sind, da suche ich mein Almosen gewöhnlich im Schloß, wo ich sie aber unglücklich und mißmuthig finde, da suche ich dasselbe lieber im Pfarrhaus; doch, setzte er noch hinzu, gibt es auch Oerter, wo in Rücksicht auf die Barmherzigkeit und das Almosen im Schloß und im Pfarrhaus ein Herr ist wie der andere.

142. Mauschelhofen.

Es war ein gesegnetes Dorf, aber Juden, man sagte mir nicht, ob getaufte oder ungetaufte, nisteten sich ein, wurden reich und das Dorf arm.

Jetzt stehen die Kinder seiner ehemals gesegneten Häuser täglich als Bettler vor den harten Thüren der Juden, und die armen Leute müssen in allweg thun, was die Judengasse will.

Neulich wollte sich ein reicher unabhängender Mann im Dorfe einkaufen; das behagte der Judengasse nicht, und der

Mann hatte in der Gemeinde, welche aus 83 Bürgern besteht, nicht 7 Stimmen.

So ist es jederzeit, und so lang' es so ist, werden die Juden in Mauschelhofen gesegnet und die alten Einwohner Bettler bleiben, bis sie endlich, vom Gefühle ihres Elends und ihres Rechts dahin gebracht werden, mit der Judengasse — nicht mehr als Schuldner und Bettler, — sondern als Gemeinde zu reden.

Die guten Leute werden das wohl bleiben lassen, mit der Judengasse als Gemeinde zu reden. Wo Juden und Judengenossen einnisten, da ist außer der Judengasse kein Gemeingeist mehr denkbar; und wo in einer Gemeinde kein Gemeingeist mehr denkbar ist, da ist auch jede Gemeinde keine wirkliche Gemeinde mehr. Diesem Uebel aber sollte freilich mit der größten Sorgfalt vorgebeugt werden. Aber auch dieses geschieht je länger je weniger. Wo z. B. unpsychologisch und unmoralisch organisirte Volkswahlen eingeführt sind, da sind alle Gemeinderechte und die Fundamente aller Segnungen der Gemeinde ein bloßes Spielwerk. Die Gemeinde selber ist im Wesen ihrer Gemeindekraft nicht mehr Gemeinde. Das selbstsüchtige Treiben von Juden und Judengenossen wird durch die Einführung solcher Wahlen zum gesetzlichen Fundament der Staatskunst und der Staatsrechte selber, so wie der Privilegien und Freiheiten der Bürger auf der einen und der Lasten und Bedrängnisse derselben auf der andern Seite.

143. Ein Fuchs und ein Esel.

Ich freue mich allemal, wenn ich einen unsrer Feinde, Treiber und Mörder hieher bringen sehe und denke, es liegt wieder einer unsrer Feinde bei der Menge derer, die schon todt sind, also sagte ein Esel auf einem Kirchhofe zum Fuchs. Aber dieser antwortete ihm: Ich hingegen erschrecke immer bei einem Leichenbegräbniß. Es kommt mir bei einem solchen immer kein Sinn an den einzelnen Menschen,

den man ins Grab legt, ich denke nur an die Menge derer, die um daſſelbe herumſtehn.

Es iſt doch gut, daß die Menſchengefühle bei einem Begräbniß gewöhnlich weder Fuchſen- noch Eſelgefühle ſind.

144. Der Halb-Fuchs und der Ganz-Fuchs.

Ein junger Fuchs kam nur mit drei Beinen ins Neſt. Seine Mutter jammerte darüber, aber der Vater ſchalt ſie und ſagte: Wir Füchſe müſſen uns deſſen verſehen und ruhig ſein, wenn unſre Kinder alle alſo, und wenn ſie auch gar nicht mehr ins Neſt kommen.

Die Mutter erwiederte: Auf dieſe Art wollte ich lieber eine Schafsmutter ſein und ein Schafsherz im Leibe tragen.

Pfui! ſagte der Vater, ein ächter Fuchs muß eher im Fangeiſen erſticken, als einen Augenblick anders als ein Fuchs denken.

Er hatte Recht. Wer Fuchs iſt, muß es ganz ſein,[39]) ein Halb-Fuchs hat um deswillen kein Schafsherz und bekommt darum, weil er ein Halb-Fuchs iſt, in Ewigkeit keines.

Es iſt jeder Schwächlinge Art: wenn ſie nicht Kraft genug haben zu dem, was ſie gelüſtet, ſo kommen ihnen ſchwere Gedanken ins Herz und ſie möchten in ihrem Mißmuth gar oft, ſie hätten andere Kräfte, als die, in denen ſie ſich Schwächlinge fühlen. Das iſt gar oft auch der Fall bei Menſchen, die nothgedrungen ins Feld ziehn, aber am Tage der Schlacht es beinahe gar nicht verbergen können, daß ihnen die Gefahr, auf dem Bett der Ehre zu ſterben, große Mühe macht.

145. Fiſi und Hallo.

Wenn der Löwe den Eſel ehrt, ſo haben alle Eſeleien einen königlichen Stempel; und wenn er die Hudeln ſeines Lagers in ſtinkendes Blut tunkt und dem eingeſperrten Hunde alſo vor den Mund legt, ſo muß dieſer wohl noch froh ſein, an ihnen zu nagen. Das antwortete Hallo, als ihn Fiſi fragte, wie es auch möglich ſei, daß man Dummheit und Elend dem Volke noch lieb und werth machen könne.

Die Sinnlichkeit und die Selbſtſucht der Menſchennatur ſind die unzweifelhaften Quellen aller Volksdummheit und alles Volkselends. Die Menſchennatur führt unſer Geſchlecht an tauſend Fäden ſelber zu dieſen Quellen und der Menſch kennt in ſeinem ſinnlichen Zuſtand keine größere Luſt und keine größere Freude, als ſich an dieſen Quellen zu erfriſchen und zu erquicken. Darum iſt auch die Frage, wie es möglich ſei, daß man Dummheit und Elend dem Volke noch lieb machen könnte, ſelber eine dumme Frage. Je erniedrigter und im Weſen elender ein Volk iſt, deſto mehr liebt es einige Gauklerſtunden und vergißt im höchſten Elende bei einem Kruge Wein und einem Braten den morgenden Tag und das Kind in der Wiege, das ihm nicht vor den Augen liegt. Es iſt alſo eine weit wichtigere Frage, wie es möglich ſei, zu machen, daß ein verwahrloſtes Volk dahin komme, zu wünſchen, ſeiner Dummheit und ſeines Elends los zu werden, als wie es möglich ſei, daß man ihm Dummheit und Elend lieb machen könne.

146. Ein Sprachfehler in der Beurtheilung der Wolle.[40])

Junker Frickhart ſperrt ſeine Hunde und ſeine Schafe in einen Stall. Jetzt heißen alle Käufer ſeine Wolle Hundswolle. Aber wenn er ſchon alle ſeine Hundsfelle verkaufen würde, ſo würde dennoch Niemand ſagen, ſie ſeien Schaffelle.

Man denkt bei Schelt- und Schimpfreden nie eigentlich

das, was die Worte, die man ausspricht, gewöhnlich bedeuten. Es kam von den Leuten, die Frickhard's Wolle kauften, Niemand in den Sinn, daß sie wirklich von seinen Hunden sei, und doch hießen sie sie Hundswolle. So wenig muß und darf man es mit den Worten, die viele Leute reden, genau nehmen. Ich möchte fast sagen, um eines jeden Mannes Worte in ihrem wahren Werth zu schätzen, muß man mit dem Mann selber, eben wie wenn man mit ihm Freundschaft stiften wollte, vorher ein Viertel Salz essen.

147. Das Menschenvertilgen.

Es entstand einst im weiten Reiche der Thiere ein großes Geflüster, sie müßten sich alle mit einander vereinigen, ihre grausamen Feinde, die allmörderischen Menschen, zu vertilgen.

Aber die Elephanten, die Löwen, die Tiger und die Bären wollten nichts mit dieser Vereinigung zu thun haben. Sie sagten: Wenn uns jemand angreift, so wollen wir uns wehren.

Die Schlange hingegen klagte über den Mangel an Gemeingeist unter den größern Thieren und bot ganze Haufen Gift an gegen die Menschen, das sie an geheimen Orten verborgen hatte.

Der Fuchs bot alle seine List an.

Der Esel meinte, wenn nur ein jedes Thier hartnäckig genug wäre, sich eher zu Tod schlagen zu lassen, als das zu thun, was die Menschen von ihm forderten, oder nöthig hätten.

Die Kuh meinte: Wenn nur ein jedes Thier sich Hörner aufsetzen ließe, wie sie ein paar auf dem Kopfe trage und dann dem ersten besten Menschen wenigstens eins davon in den Leib hineinstoßen würde, so könnte der Krieg mit den Menschen nicht fehlen.

Der Affe sagte: Wenn nur jedes Thier so ein Paar Kletterbeine, wie ich, hätte, so könnten wir die Menschen

ohne Gefahr von den Bäumen herunter mit Steinen zu Tod werfen.

Das Stärkſte aber trugen die Hunde an. Sie meinten: Man könnte die Menſchen mit dem Maulbrauchen vertilgen und behaupteten, dieſe ihrem Geſchlechte eigene Kraft ſei dem Menſchen ſo fürchterlich, daß ſich ſicher eine Möglichkeit denken laſſe, ſie alle mit einander — — zu Tode zu bellen.

Es iſt wahr, die thieriſche Natur hat große Mittel gegen das Menſchengeſchlecht in ihrer Hand und ich muß geſtehen, unter allen ſchien mir keines nachtheiliger, als das hündiſche Maulbrauchen; aber ich begreife auch ganz wohl, daß es die Elephanten, die Tiger und die Löwen unter ihrer Würde finden, an den Vorſchlägen von Hunden, Affen und Kühen des Menſchenvertilgens halber den mindeſten Antheil zu nehmen.

148. Das hohe Roß und der Zwerg.

Ein Zwerg wollte hoch ſcheinen; dafür ſetzte er ſich auf das höchſte Roß, das im Lande war. Ein Bauer, der ihn antraf, glaubte, es ſitze ein Kind auf dieſem Roſſe und ſagte zu ihm: Du haſt gewiß keinen Vater daheim, daß man dich auf das höchſte Roß ſetzt. Komm, ich will dir herunter helfen; du könnteſt ſonſt zu Tode fallen.

Man denke ſich jetzt die Augen des Zwergs, aber auch das Lachen des Bauers, da er ſah und erkannte, wen er vor ſich hatte.

Ich mag keinen Zuſatz zu dieſer Stelle machen.

149. Meinungen über die beſte Welt.[41])

Der Hans meinte, man könne nicht ſagen, daß dieſe Welt die beſte mögliche ſei, ſo lange dem Schafe auf der Weide, der Kuh am Baren und der Henne an der Haus-

thüre vor dem Recht und der Freiheit des Wolfs, des Fuchſes und des Bären bange iſt.

Ebenſo meinte der Jakob, er könne nicht glauben, daß die Welt die beſte mögliche ſei, ſo lange der Niggel im Katzfelderſchloſſe behaupten dürfe, die Kutteln im Leibe ſeiner Bauern ſeien ſein Eigenthum.

Und der Rudolph meinte ſogar, die Welt könne nicht die beſte mögliche ſein, da in ſeinem Vaterlande ſo viele Leute mager ſeien.

Und alle meinten in ihrer Verirrung über die beſte Welt, der liebe Gott könnte doch auch wohl machen, daß es allenthalben beſſer ginge, als es geht.

Ein alter Mann, der das Plappergewäſch hörte, ſagte zu ihnen: Wir müſſen das ſelber thun.

Die drei Thoren verſtanden ihn nicht und ſagten: Du läſterſt ja.

Er antwortete ihnen: Nein, nein, ihr läſtert.

Sie glaubten das nicht, aber fragten doch noch: Wie meinſt du das?

Er erwiederte: Ich meine, wenn wir wollen, daß es in der kleinſten Strohhütte, wie in der ganzen Welt, beſſer gehe, als es wirklich geht, ſo müſſen wir das, was wir dazu beitragen können, ſelber thun. Und ich glaube, ihr läſtert, weil ihr meint, der liebe Gott ſollte es für uns und ohne unſer Zuthun an unſrer Statt thun.

Und der Mann hatte Recht. Die Meinung, Gott ſolle ſelber in Rückſicht auf unſer zeitliches Wohl für uns das thun, was uns Sünde iſt, wenn wir es nicht ſelbſt thun, heißt Gott verſuchen, und Gott verſuchen iſt thatſächlich Gott läſtern. Das Sprichwort: Wie ſich der Menſch bettet, ſo liegt er, iſt beſonders in Rückſicht auf ſeine irdiſchen und zeitlichen Angelegenheiten auch wahr, wenn man es ausſpricht: Wie ſich die Welt bettet, ſo liegt ſie; — wie ſich das Dorf bettet, ſo liegt es; — wie ſich jede einzelne Haushaltung bettet, ſo liegt ſie; — und wie ſich das Vaterland bettet, ſo liegt es.

Der Menſch, der es in irgend einem Verhältniß, in dem

er lebt, gern beſſer hätte, als er's darin findet, ſoll vor Allem damit anfangen, ſo viel an ihm iſt, das Seine dazu beizutragen, daß es darin beſſer gehe und unbedingt als wahr annehmen, es ſei Gottes Ordnung, daß es in der Welt, d. h. in allen öffentlichen und Privatverhältniſſen des Lebens durchaus nicht beſſer gehn könne, als die Menſchen durch den guten Gebrauch aller Gnaden und Gaben, die er ihnen dazu verliehn, ſich ſelber dazu helfen.

150. Ein großes Bedenken.

Die drei Plapperer über die Weltordnung und über das, was der liebe Gott darin ändern ſollte, waren von den Aeußerungen des alten Mannes ſehr verwirrt; ſie wußten nicht, was ſie ihm darüber antworten ſollten; nur der Rudolph, der noch der Vernünftigſte unter ihnen war, ſagte zu ihm: Aber dein „wir müſſen es ſelbſt thun“ hat doch immer ein großes Bedenken.

Der Alte. Worin?

Rudolph. Ich wollte lieber alle Uebel der Welt tragen, als da wohnen, wo ein jeder Narr glauben würde, er müſſe allem Uebel abhelfen.

Der Alte. Aber du würdeſt doch gern da wohnen, wo es der Weiſe wirklich könnte.

Rudolph. Ja freilich. Aber wo iſt dieſer Weiſe?

Der Alte. Nirgend und allenthalben. Nirgend, wo man ſein Daſein unter'm Schall der Trompeten verkündet, und allenthalben, wo man ſeinem ſtillwirkenden Daſein in allen Verhältniſſen und Lagen mit chriſtlicher Sorgfalt und Liebe Hand bietet und aufhilft.

151. Das Wallen und Weben der Menſchen.

Der Menſch ſetzt ſich auf den Stuhl der Natur und webt mit ſeinem Geſchlechte ein großes Gewebe.

Einer macht Schaaren von Menſchen wie eine Hand voll Fäden zur Kette deſſelben, und bildet aus ihnen todte

Blumen einer elenden Kunst, indem er die Edelsten seines Geschlechtes zu elenden Nadeln seines Webstuhls erniedrigt und sie mit seinem Fußtritte zur ewigen Unbrauchbarkeit abschleift.

Ein anderer nimmt die Fäden seines Gewebes nicht einmal regelmäßig zur Hand, sondern dreht sie mit zügelloser Gewalt in schrecklicher Verwirrung durcheinander, wie der Seiler nichtigen Kuder, den er zum schlechtesten Stricke dreht.

Einer sitzt in seinem Gewebe, wie die Spinne im Netze ihrer Selbstsucht; er duldet in seinem Gehege kein ihm gleiches Geschöpf. Seine Welt ist ein einziger aus sich selbst gesponnener Faden, in dessen Todtengewebe er seine Tage in wilder Selbstsucht durchruht, und in ewiger Spannung lebend, nichts thut, als lauern, fangen, morden, saugen und dann das Todtengewebe seines Daseins immer wieder aus sich selbst herausspinnen, und immer wieder in sich selbst erschaffen.

Also sitzen Spinnenseelen von Menschen im Luftgewebe ihrer Macht.

Aber Göttin! die du mir zu jedem Gedanken des Herzens ein Bild zeigst, warum zeigst du mir im Wallen und Weben des Menschen nur Bilder seines Unrechts und seiner bösen Gewalt? Göttin! hast du für mich kein Bild seiner geselligen Freiheit und seines gesellschaftlichen Rechtes?

Also bat ich, und die Göttin erschien mir im Lichtglanze des Himmels. Sie hatte in ihrer Rechten einen goldenen Bienenkorb, den eine Sonne umstrahlte, und sie redete mich an: Liebling des gesellschaftlichen Rechts! du bist dennoch ein Schalk, daß du mich zwingst, dir aus dem goldenen Himmel zu bringen, was du auf deinem Boden täglich vor Augen siehst Der Korb der geselligen Biene ist das Bild des gesellschaftlichen Menschen, der in seinem Rechte fest sitzt, und in demselben festsitzend, seine Pflicht thut.

Wenn Könige das Menschengeschlecht zusammen zetteln, wie eine Hand voll nichtiger Fäden, und die Edelsten unter ihnen zu elenden Nadeln ihres Webstuhls abschleifen, so

webt die Biene ohne Blutschuld gegen ihr eigen Geschlecht ein stilles, genußreiches, selbstständiges, eigenes Gewebe.

Wenn Tyrannen und Aufrührer das Menschengeschlecht in einander wirbeln, wie der Seiler nichtigen Kuder, den er zum schlechtesten Stricke dreht, so lebt die Biene, in ihrer millionenfachen Vereinigung, ohne Kunde der Verwirrung des Unrechts und der bösen Gewalt. Und wenn die Spinnenseelen der Macht das Gewebe ihrer Selbstsucht ausdehnen, so weit sie nur können, so schränkt die gesellige Biene das Gewebe ihrer Rechtlichkeit ein, so weit es allen dienlich und recht ist.

Wenn die Mörderin im Sitze ihrer Gewalt für Unrecht und Raub frei ist, so ist es die Biene für den Segen, den sie sich selbst gibt.

Ihre Zellen sind innigst verwoben, aber auch haarscharf getrennt, und die Selbstständigkeit der einzelnen Bienen ist gesichert, wie die Selbstständigkeit des Korbes. Ihr König hat keinen Zutritt, weder zu ihrem Honig, noch zu ihrer Brut. Er ist mächtig und sie sind frei: aber sie sind nicht frei, weil er mächtig ist; — er ist mächtig, weil sie frei sind.

Ihr Reich erhält sich gar nicht durch die Ausleerung ihrer Zellen zum Dienste ihrer Führung; es erhält sich durch die Sicherstellung ihrer Selbstkraft, d. i. ihres Honigs und ihrer Brut, und des auf dieser Selbstkraft ruhenden Gemeingeistes bei jedem allgemeinen Bedürfnisse.

152. Der Geist der menschlichen Entschuldigungen.

Das Wasser von Oberwyl floß in die Felder von Niederwyl herab, und machte hie und da die Ebenen des Dorfs sumpfig.

Doch die Niederwyler waren fleißige Leute, sie gruben ihre Aecker aus, legten das Land trocken und beklagten sich nicht. Im Gegentheil, sie benutzten jeden Tropfen dieses Wassers zur Aufnahme ihrer Güter.

Aber jetzt leiteten die Oberweiler einen Bach in ihr

Dorf. Dieſer ſtürzte nun mit Gewalt in die Ebenen der Niederweiler hinunter und machte ſie in ihrer ganzen Weite zum Sumpf. Nun klagten dieſe. Die Oberweiler aber antworteten: Wir wollen gerecht ſein und unſer Waſſer in Dämme einſchließen. — Das thaten ſie auch, und hierauf ſtürzte das Waſſer wirklich nicht mehr in ihre Ebenen hinunter. Es ſank von nun an nur noch durch das Grien unter dem Boden in ſie hinab — aber ſie wurden um deßwillen nicht weniger täglich zu einem immer größern Sumpf.

Indeſſen behaupteten die Oberweiler, ſie hätten bereits Alles gethan, was die Niederweiler von Gott und Rechtswegen diesfalls von ihnen fordern können, und es fehle nun an nichts mehr, als daß auch die Niederweiler zu ihrer Rettung das Ihrige beitrügen, und ſo wie ihre Sümpfe zunähmen, ihren Fleiß im Ausgraben derſelben verdoppelten.

Die Niederweiler aber wollten von der Tugendvergrößerung, die die Oberweiler um der Sünde willen, die ſie ſich gegen ſie erlaubten, von ihnen forderten, gar nichts hören, ſondern klagten immer lauter über das Unrecht, das ihnen geſchehe, und ſchimpften die Oberweiler ſchlechte, niederträchtige und gewaltthätige Leute. Dieſe aber, die weit die reichern waren, ſpotteten über dieſe Klagen und ſagten laut: Die, ſo in der Höhe wohnen, laſſen ſich von denen, auf die ſie herabſpeien können, nicht in ihrem Recht kränken. Sie ſollen, anſtatt beſtändig nur ihr Maul über das Unglück ihrer Verſumpfung aufzuthun, nur immer fleißiger ihr Sumpfland ausgraben, mit Hinzuſetzen, ihre Lüderlichkeit ſei allein daran Schuld, daß ihre Sümpfe immer mehr zunähmen, und ihr Land eben ſo, wie ſie ſelber, immer ſchlechter werde.

Es iſt indeſſen nicht zu leugnen, daß die Niederweiler, ſeitdem ſie von den Oberweilern alſo behandelt und in ihrem Recht gekränkt worden, auch immer lüderlicher und nachläſſiger in der Beſorgung ihres Landes wurden; aber es kommt keinem Oberweiler auch nur von ferne in den Sinn, daß ſie an dem immer Schlechterwerden der Niederweiler auch nur die mindeſte Schuld haben.

Es ist traurig, aber es ist wahr, auch sonst gutmüthige Menschen werden gar oft dadurch, daß sie lange und anhaltend großes Unrecht leiden müssen, zu mißmuthigen, rohen und erbitterten Menschen, und ihre diesfälligen, aus dem Unrechtleiden erzeugten Fehler gehen eben so oft in Vernachlässigung ihrer Pflichten, und sogar in Vernachlässigung der ihnen übergebliebenen Mittel der Selbsthülfe und mit einem Worte in ein allgemeines Schlechterwerden über.

Noch trauriger ist es, daß Menschen, die besonders in öffentlichen Verhältnissen den Armen und Schwachen im Lande am meisten Unrecht thun und ihrem Wohlstand die größten Hindernisse in den Weg legen, so schwer und so selten dahin zu bringen sind, einzusehen, warum das Gesindel und die schlechten Leute im Lande von Tag zu Tag zunehmen, und in welchem Grad ihre Irrthümer und Fehler an dem sittlichen und bürgerlichen Versinken der niedern Volksklassen schuldig sind.

153. Noch einmal der Geist der menschlichen Entschuldigungen.

Dein Gewicht und deine Waage sind falsch! du mußt sie uns ändern. Also sprachen erbitterte Käufer zu einem Krämer, der ihnen sonst lieb war.

Dieser antwortete ihnen: Ich weiß wohl, daß meine Waage eben nicht die richtigste ist, und daß mein Gewicht sich etwas abgeschliffen hat; aber ich bin einmal derselben gewohnt, mein Vater und mein Großvater brauchten sie auch, und dann kennen wir ja einander. Ihr wißt, ich bin ein guter Mensch und es kommt mir nicht darauf an, einem guten Freunde noch eine Handvoll hinzuzuthun, wenn er meint, es sei ihm Unrecht geschehen.

Die Käufer antworteten ihm: Es ist wahr, du thust das hier und dort einem guten Freunde, der sich ordentlich beklagt. Aber dieses Sichordentlichbeklagen steht in dergleichen Sachen nicht Jedermann wohl an, und dann wiegst

du ja selten selbst aus, und dein Knecht, der es gewöhnlich für dich thut, gibt nicht nur Niemand nichts nach, sondern er fährt im Gegentheil einen jeden, der sich beklagt, an, wie wenn er das größte Unrecht hätte. Indessen steht dieser Mensch bei dir auf einem Fuße, daß du, wenn du auch wolltest, ihn nicht in der Ordnung halten kannst. Es ist also in Gottes Namen das Beste, du lässest deine Waage und dein Gewicht ändern, wie recht ist.

Das kann jetzt nicht sein! das kann jetzt nicht sein! antwortete der Mann: Ich gehe nicht aus meiner Ordnung heraus, ich bin dabei noch immer wohl gefahren, und Niemand so gar übel.

Es fehlt dieser Erzählung an innerer Haltung; sie paßt in allen ihren Aeußerungen gar nicht auf die Art und Weise, wie sich gemeine Krämer in solchen Lagen und Verhältnissen benehmen und ausdrücken; es ist einem vielmehr, man höre einen gemeinen Bürger mit seinem kleinstädtischen Rathsherrn über die abgeschliffenen Stadtrechte und Bürgerprivilegien reden und höre dann den Rathsherrn recht stadtbürgerlich freundlich seinen Mitbürger über die Unwichtigkeit dieses Abschleifens der Stadtrechte berichten, die diesfällige Mäßigung seiner Mitrathsherren loben, dann aber über die Klage, daß die dienenden Unterbehörden (mit, oder ohne Befehl, wird nicht berührt) das abgeschliffene Gewicht des bürgerlichen Rechts nicht mit gleicher Mäßigung wie der Stadtrath selber gebrauchen, ganz politisch ausweichend behandeln, und mit Stillschweigen übergehen.

154. Untreue Schafhirten im Sumpflande.[42])

Im Lande *** trieben arme und geizige Schäferknechte ihre Heerden in's sumpfige Thal, setzten sich da in's Rohr, schnitten Pfeifen, fingen Frösche und trieben mit beiden Handel.

Wer durch ihr Thal ging, sagte ihnen: Treibt doch eure Heerden in's Trockne, sie gehen im Sumpflande zu Grunde.

Das verdroß die Schäfer im Rohre. Sie ſagten unter einander: Was ſich doch fremde Leute anmaßen, über unſere Ordnung zu richten! Wir allein wiſſen, was uns die Pfeifen, was uns die Fröſche, und was uns die Schafe eintragen.

Damit ſie aber dennoch auch vor den Fremden in einem guten Lichte zum Vorſcheine kommen mochten, antworteten ſie dieſen: Wie ſollten wir es wagen, mit ſo kränklichen Heerden auf die Berge zu treiben? Wartet, bis unſere Schafe alle wieder hergeſtellt ſind; wir wollen dann gewiß nicht ſäumen, ſie auf geſundere Weiden zu treiben.

Es gibt Staatsleute, die, wenn von unwiderſprechlich vortheilhaften Landesverbeſſerungen, die aber ſich mit ihrem ſelbſtſüchtigen Privatintereſſe nicht wohl vertragen, die Rede iſt, eben wie dieſe Schäfer im Sumpflande, unter ſich ſelber, und durch ihre Verbindungen Alles thun, was ihnen möglich iſt, um dieſe Verbeſſerungen zu hintertreiben, und das alte Verderben, dem dadurch abgeholfen werden ſollte, mit aller Kunſt und aller Gewalt feſtzuhalten und für immer beſtehen zu machen, äußerlich aber den Fremden und Einheimiſchen die laute Verſicherung geben, ſie wollten dieſe guten und nützlichen Verbeſſerungen ganz gewiß bewerkſtelligen, ſobald die Umſtände dafür günſtig ſeien. Aber ſie wüßten zum Voraus, daß dieſe Umſtände nie eintreffen würden, weil es vollkommen in ihrer Hand iſt, es zu verhindern.

155. Von des Hanſen Hauſe und von ſchwerem Holze.[43])

Als Hanſens Haus einfiel und ihn die Nachbarn fragten: Warum haſt du die großen Eichen, die dein Vater zur Unterſtützung des Hauſes hauen ließ, ungebraucht liegen laſſen? antwortete er: Ich habe es in meinem Leben immer gehaſſet, mit ſchwerem Holze umzugehn.

Es haſſen es ſo viele Leute, und beſonders ſolche, die

viel mit leichten Federn zu thun haben, mit schwerem Holze umzugehen und lassen darum hundertmal kraftvolle Hülfsmittel, weil sie für ihre Hände zu schwer sind, ungebraucht liegen. Kraftvolle Männer hingegen lieben, was ihre Kraft anstrengt. Aber alle Schwächlinge lieben es nicht, solche Männer in ihrer Mitte zu haben. Das wird besonders in kleinen und anmaßlichen Städten oft sehr auffallend. Männer, die durch das Bewußtsein ihrer Kraft sich zur Gradsinnigkeit und Freimüthigkeit erheben, haben oft unendlich mehr Schwierigkeiten, an solchen Orten etwa eine Rathsherrnstelle zu erhalten, indessen geschmeidige Schwächlinge gar leicht dazu gelangen. Die Wahlherrn strecken an solchen Orten gemeiniglich noch selber beide Hände nach ihnen aus und bitten sie, ihresgleichen zu werden.

156. Noch einmal der Geist der menschlichen Entschuldigungen.

Herr Amtmann! Herr Amtmann! die Ruhr herrscht in unsrem Dorfe. Also sprach Joggli Bohnenbluft zum Amtmann in Kilchau.

Aber dieser maß eben Hafer. Doch er antwortete dem Bohnenbluft: Nun Joggli! wenn du mich so eifrig an die kranken Leute erinnerst, so sage mir auch, wie soll man ihnen helfen?

Der Joggli erwiederte: Das weiß ich nicht. — Und der Amtmann: Nun, wenn du das nicht weißt, so nützt es eben nicht viel, daß du dich in dieses Geschäft mischest. Es hat ja für dieß, wie für Alles, seine eigene Leute.

Damit fing der Amtmann wieder an, seine Hafer-Viertel zu zählen.

Der Bohnenbluft aber sagte im Heimgehen zu sich selber: O du gnädiger Gott! was bringt doch das Hafermessen und das Kornmessen den Leuten aus dem Kopf, das sie darin haben sollten.

Das Wort: Was geht dich das an? es hat für alles

in der Welt seine eigenen Leute, — wenn es in einem Lande zum Modewort der Beamten wird, ist geeignet, den letzten Funken der Theilnahme an der öffentlichen Landesnoth, am öffentlichen Landeswohl und am öffentlichen Landessegen im Herzen der Bürger gänzlich auszulöschen, und die Sorgfalt, beides, für diese Noth und für diesen Segen mit entschiedener Gleichgültigkeit denen zu überlassen, die dafür angestellt sind.

Es muß dahin wirken; denn es ist Niemand gern für das Interesse, das er an der Sache des Vaterlandes und der Menschheit nimmt, mit Wegwerfung und Verachtung bezahlt.

157. Wie Edwich sein Vaterherz verliert.[44])

Edwich war seinen Söhnen ihr Muttergut herauszugeben schuldig, aber er haßte den Gedanken, daß ein Vater seinen Kindern je etwas schuldig sein müsse, und behauptete, er, als Vater, sei diesfalls weder seinen Söhnen, noch irgend Jemand in der Welt, sondern nur Gott allein Rechenschaft schuldig. Das führte ihn aber gar weit.

Es machte ihn tief leidenschaftlich gegen seine Söhne und verdarb ihm sein Vaterherz so sehr, daß er den Niederträchtigsten unter ihnen aussuchte, um alle Tage zu vernehmen, was diejenigen, die sich am lautesten beklagt hatten, etwa gegen ihn vorhaben möchten.

Damit brachte er es freilich dahin, daß er bis an sein Ende im Besitze ihres Muttergutes blieb; aber auf dem Todbette gestand er doch seinem Beichtvater, er habe unrecht an seinen Kindern gehandelt, und es mache ihm unaussprechliche Mühe, als ein ungerechter Vater ins Grab gehen zu müssen.

Edwichs Geschichte machte folgende Gedanken in mir lebendig. 1) Wer sich den blinden Trieben seines Fleisches und seines Blutes überläßt, der wird durch seine Irrthümer und Leidenschaften gefühllos, wie die todte Natur. 2) Wer

immer in einer Höhe lebt, daß er seines Benehmens halber gegen die Menschen Niemand auf Erden, sondern nur Gott Rechenschaft schuldig ist, für den sollte jede fromme Seele täglich beten, daß er seiner Todesstunde und Gottes seines einstigen Richters nicht vergesse. 3) Ein solcher Mensch sollte auch selber unaussprechlich froh sein, in dieser Welt Freunde und Mittel zu finden, die ihn vor Mißschritten in seinem Benehmen gegen seine Mitmenschen, so weit es menschlicherweise möglich ist, sichern könnten. Wahrlich, er sollte zu Gott selber täglich dafür beten.

158. Spital-Ordnung.*)

Nein! es ist nicht auszustehen, wie man in diesem Hause mit den Menschen umgeht. Also sprach eine Schaar Spital-Brüder, da ihnen einmal ihr Brei und ihr Trank nicht gut genug war.

Die Hausverwaltung,[45]) deren Einkünfte in dem Grade anwuchs, als die Spital-Brüder schlechter zu essen und zu trinken bekamen, lachte über ihre Klagen und hieß sie eine Hausungebühr, die man nicht ungestraft hingehen lassen könne.

Sie ließ auch einige Spital-Brüder, die sich am meisten darüber beklagten, in ein Loch werfen, wo weder Sonne noch Mond hineinschienen, auch berichtete sie der Behörde, der sie Rechenschaft geben mußte, bei der sich aber auch ein freundlicher Herr Vetter befand, den Vorfall, mit dem Zusatz, man könne in einem Hause, das mit Lumpen und Bettlern angefüllt sei, keine Ordnung machen, wie in ihrem Rechte stehende Männer eine solche bedürften und zu fordern befugt seien.

Wo an einem Orte in einem Armenhause eine solche Ordnung ist, und das Spital oder das Armenhaus zugleich

---

*) Der Spital ist in verschiedenen Städten ein Versorgungsort nicht blos für Kranke, sondern auch für Arme und Wahnsinnige.

eine Oberaufsicht hat, an die ihre untergeordnete Behörde auf diese Weise einberichten darf, da sollte man in der Kirche öffentlich zu Gott beten, daß er die Armen dieses Orts oder dieser Stadt aus der Hand ihrer Armenpflege erlöse.

159. Das zerrissene Herz.

Als ein Hahn ein Küchlein aufs Blut pikte und die Mutter dem Hahn ohne Gegenwehr zusah, entfloh das verwundete Küchlein unter einen Holzstoß und kam nicht mehr hervor; so sehr auch die Henne ihm lockend rief, blieb es doch unbewegt unter dem Holzstoße, und starb voll gleichen Entsetzens über das Picken des Vaters und über das Zusehen der Mutter.

Wenn Theilnahme und Hülfe mangeln, wo Natur und Pflicht Hülfe gebieten, dann ergreift Entsetzen das verwahrloste Herz. Das ist bei einem Kinde wahr, dem die Eltern in diesem Grade mangeln. Es kann aber auch bei ganzen Menschenhaufen wahr werden; es kann das Herz eines Volks ergreifen, das von denen, die es zu versorgen Pflicht und Eid auf sich haben, so auf eine herzzerreißende Weise verwahrlost, hintangesetzt und gedrückt wird.

160. Junker Fritz und seine Bauern.

Ich thue doch vieles, um euch glücklich und eures Lebens froh zu machen, also sagte Junker Fritz zu seinen Bauern in Kohlhofen. Es ist wahr, es ist wahr, ihr seid ein gütiger Junker. Es geht allemal lustig, wenn ihr um den Weg seid, und wir haben euch vieles zu danken, also antworteten die Bauern in Kohlhofen fast aus einem Munde.

Nur einer schwieg bei ihrem Danken und sagte: Gnädiger Herr! darf ich euch etwas fragen? Warum das nicht, antwortete Fritz. Darauf sagte der Bauer: Ich habe zwei

Aecker, der eine ist stark gemistet, aber schlechtgefahren, und voller Unkraut; der andere aber ist weniger gemistet, aber wohl gefahren und rein von Unkraut. Welcher von beiden glauben jetzt Euer Gnaden wird mir mehr abtragen? Natürlich der letzte, sagte der Junker. Du hast diesem, so viel als du konntest, sein ganzes Recht wiederfahren lassen, den andern aber nur gemistet. Lieber Junker! erwiederte der Bauer, auch wir gedeihen besser, wenn Sie uns unser Recht wiederfahren lassen, als wenn sie uns mit Gutthaten — übermisten.

Das Bild dieser zwei so ungleich besorgten Aecker führt weit. Sowie der Acker, dem sein ganzes Recht wiederfahren ist, gleichsam von selbst gute und reiche Früchte trägt, und hinwieder, sowie der andere, der nur übermistet ist, unmöglich viel abtragen kann, weil ihn eingewurzeltes Unkraut und die Härte der Erde daran hindert; so kommt auch der Mensch, der im ganzen Umfang seines Rechts wohl besorgt und gesichert ist, leicht dahin, sich selber wohl versorgen und eben so leicht Segen und Wohlstand um sich her verbreiten zu können. Aber der Mensch, der im Wesentlichen seiner Bedürfnisse verwahrlost und im Genuß billiger und lange genossener Rechte gestört, gefährdet und beunruhigt wird, kommt dadurch, daß man ihn zu Zeiten mit Wohlthaten übermistet, d. h., daß man ihm zu Zeiten oder noch gar öfters lustige Tage und Sinnlichkeitsgenießungen verschafft, die für seine Lage nicht passen, auf keine Weise dahin, weder sich selbst und die Seinigen wohl versorgen, noch weit weniger Wohlstand, Segen, Weisheit und Tugend um sich her verbreiten zu können.

161. Er wieder — und ein Geistlicher, wie es viele, — und ein Pfarrer, wie es wenige gibt.

„Mit Gutthaten übermisten" dieses Wort kränkte den Fritz. Er sagte noch an diesem Abend im Pfarrhaus: Ich hätte so etwas von diesem Manne doch nicht erwartet.

Was wollen Ew. Gnaden ſagen? antwortete ihm ſchnell ein junger Vicari; ein Bauer iſt immer ein undankbares Geſchöpf, wenn Sie ihm den Finger geben, ſo wird er die Hand von Ihnen fordern.

Dieſe Rede empörte den alten, ehrwürdigen Pfarrer. Er antwortete ſeinem Vicari: Junger Menſch! Ihr ſeid eben der Stadt und der Schule entronnen, und verurtheilt das Volk, das ihr nicht kennet. Ich weiß, wie Ihr, die Bauern ſind undankbar; aber ich weiß auch, warum ſie es ſind, und an Euch, junger Menſch, iſt es, dieſes zu ſtudiren, ehe ihr davon redet.

Dann wandte er ſich an den Junker und ſagte: Gnädiger Herr! auch Ihnen ſoll es nichts weniger als gleichgültig ſein, hierüber die Wahrheit zu wiſſen.

Der Junker erwiederte: Es iſt mir gewiß nichts gleichgültig. Und dann der Pfarrer: Lieber Junker! die Dankbarkeit iſt kein Unkraut, das auf jedem Boden gedeiht; ſie iſt eine zarte, feine Pflanze, die, eben ſo blühend als ſaftvoll, in der harten verdorrten Erde ſo wenig, als im naſſen verſchwemmten Boden gut fortkommt; und es iſt ein böſes Vorurtheil meines Zeitalters geweſen, daß man es allgemein für leicht angeſehen hat, das Unrecht mit Wohlthaten zu verkleiſtern.

Es geht nicht. Die erſten Gefühle der Menſchennatur verbieten dem unrechtleidenden Mann, in ſolchem Almoſen den Erſatz des Rechts zu erkennen, das ſein Herz anſpricht. Und das Menſchengeſchlecht — nicht blos der Bauer, ſondern alle Stände verſinken durch den Irrthum dieſer öffentlichen Verirrung immer dahin, in ihrer Obergewalt nichts mehr zu erkennen, als die Alternative *eines bodenloſen Gnadenbrunnens, und eines eben ſo bodenloſen Ungnadenwirbels.*

Ich weiß zwar wohl, und habe es oft geſehen, daß die Gemüthsſtimmung, welche die Gelüſte und die Schreckniſſe dieſer Alternative hervorbringt, nicht ſelten zu momentanen Staatsvortheilen benutzt werden, und unſtreitig oft allerhand Augenblicksgut veranlaſſen können; aber eben

so gewiß bin ich, daß sie in Ewigkeit nie eine dankbare Volksstimmung erzeugen.

Lassen Sie mich mehr sagen, Junker! Wo immer Ungerechtigkeit herrscht, da hat das Volk, menschlicher Weise davon zu reden, keine Tugend, und wo immer das Volk keine Tugend hat, da herrscht Ungerechtigkeit.

Auch ist es hierin gleichviel, die Ungerechtigkeiten der Strenge, die Unpassenheit der Almosen-Verirrungen, sowie die Ungerechtigkeit der Schreckens-Systeme sind in ihren Folgen auf die Volkstugend und Volkskraft eine und eben dieselbe Sache.

Volkstugend bildet sich ewig nur durch Volksrecht und die durch dasselbe erzeugte, sittliche Volksberuhigung. Die empörenden Gefühle des Unrechtleidens sind eben wie die schwelgenden Gefühle des Unrechtthuns der eigentliche Tod der Gemüthsstimmung, die jede Tugend voraussetzt.

Der Bauer ist, und kann wie alle andern Stände nur da und nur in so weit dankbar sein, als Lage und Umstände, Recht und Gesetz den Boden seines, wenn auch noch so kleinen Hauses mit der guten Erde bedecken, in welcher diese reine Pflanze zu gedeihen vermag. Aber wo ihm alles das, was er nothwendig und wesentlich braucht, das Innere seiner Natur zu veredeln, ganz mangelt, und hingegen alles, was die Menschennatur entwürdigt, um seine arme Hütte herum freien Spielraum findet, da begegnet ihm natürlich, was dem verachteten Bürger, dem armen Edelmann und dem abhängigen Geistlichen nicht selten hie und da auch begegnet: er wird nämlich zu schlecht, um das ganz zu besitzen, wovon die Dankbarkeit nur ein Theil ist. In diesem Falle wird er ihnen freilich auch die Hand fordern, wenn sie ihm den Finger anbieten, und in dieser Stimmung weiß der arme Tropf nie, ob man ihm die Hand oder den Finger oder gar nichts schuldig ist.

Der Junker umarmte den Pfarrer, da er ausgeredet hatte, und sagte: Behüt mir Gott die alten Leute! wo würde ich hinkommen, wenn ich die derben Grundsätze der

neuen jungen Welt annehmen würde, wie man sie uns jetzt auftischt.

162. Das Pflanzenversetzen.

Da der Schloßgarten einer Erbherrschaft, dessen Eigenthümer ein nicht gar reicher Hofjunker war, wie es vielen solchen Schloßgärten begegnet, verwilderte, und indessen die Gärten der Schloßpächter, Schloßschreiber und Schloßvögte, wie auch dieses unter solchen Umständen sehr oft begegnet, in große Aufnahme gelangten und voll seltener Gewächse und Blumen waren, suchte ein gutmüthiger Schloßdiener dem ärgerlichen Unterschied zwischen dem Zustand dieser Gärten und dem Schloßgarten abzuhelfen, und versetzte einige der seltensten und schönsten Pflanzen aus den wohlbesorgten Gärten der Pächter und Schreiber in den verwilderten Garten des Schlosses. Aber sie gediehen gar nicht; sie verdarben noch weit schneller im Unkraut und in der ausgesogenen, harten, vertrockneten Erde des verwilderten Gartens, als die Serblinge, die darin erzeugt und geboren ihrer magern Nahrung im verwilderten Boden und des Dranges, mit dem das Unkraut den Wachsthum ihrer Wurzeln beengte, von Jugend auf gewohnt waren.

Es ist nicht gut und führt zu nichts, den Hoffahrtszustand einer zu Grunde gerichteten Sache oder auch eines zu Grunde gerichteten Hauses wieder herzustellen, ehe seinem Nothzustand abgeholfen ist.

Die Hoffahrt, die in ihrem Wesen dennoch immer ein Auswuchs einer Kraftäußerung ist, spricht, wie alle Kraftäußerungen, die zu irgend einem gedeihlichen Zweck hinführen sollen, eine ihr beiwohnende Zartheit, und wenn auch nur Scheinzartheit, an. Wo diese der Hoffahrt in irgend einer ihrer windigen Erscheinungen mangelt, so wird sie, wenn sie auch von einer andern Seite von den höchsten Reizen der Sinnlichkeit belebt ist, der Menschennatur dennoch ekelhaft.

163. Großdumm und Kleindumm.

Womit ſoll ich dieſen Mann vergleichen? Er iſt immer großdumm.

Ich fand ſein Bild auf dem Thore eines deutſchen Schlachthauſes. Es war ein ſteinerner Ochs; unter ihm ſtand die Aufſchrift: „Dieſer Ochs war niemals ein Kalb.“

Andere bleiben ewig kleindumm. Man ſollte für ſie Kälber in Stein hauen, und unter ſie die Aufſchrift eingraben: „Laß ſie Methuſalems Alter erleben, ſie werden nicht einmal Ochſen.“

Es iſt merkwürdig, wie gewiſſe Leute im Verſtändigſein und im Dummſein auf eine Weiſe immer großartig erſcheinen, indeſſen andere eben ſo im Verſtändigſein und im Dummſein immer kleinlich und zwergartig ſich zeigen.

164. Der Unrath im Fiſchteich.

Der Unrath aus des Grafen von Rothfelden Bergſchloſſe floß ganz in den Teich, und machte nicht ſelten die Fiſche darin erkranken; dafür aber hatte der Teichvogt jährlich eine Schweinung derſelben zu berechnen. Beiden Uebeln abzuhelfen, wollte der Schloßvogt den Unrath vom Teich abgraben. Dagegen proteſtirte der Teichvogt, weil es möglich ſein könnte, daß man ihm dann hernach die jährliche Schweinung der Fiſche in der Rechnung nicht mehr paſſiren laſſen möchte.

Und die Schloßgerichte erſter und zweiter Inſtanz erkannten hierüber, wie folgt:

„Da es wirklich an dem ſei, daß dieſe Neuerung einigen nachtheiligen Einfluß in die wohl hergebrachten Rechte und Einkünfte eines Schloßbeamten haben könnten, und man nebenhin nicht abſehen könne, wie weit die verderbliche Neigung, den gewöhnlichen Lauf der Ableitungs-Canäle alles Unraths abzuändern, beſonders in unſern Zeiten noch

führen könnte, so fänden sie, in devoteſter Submiſſion unter dem allerhöchſten Willen Serenissimi, für einmal für beſſer: der Schloßunrath fließe forthin, wie bisher in — den Fiſchteich.“

165. Der gute Rath.

Haltet nur eure Neſter gut in der Ordnung, so ſeid ihr so glücklich, als es euer Geſchlecht nur immer werden kann. Alſo ſprachen einmal die großen Vögel zu der Schaar der kleinen.

Dieſe antworteten ihnen: Was ihr ſagt, iſt wahr; aber es iſt für uns kein Neſt in der Ordnung, zu dem ihr leicht kommen könnt; denn ihr eſſet gern Eier.

Große Vögel bekommen allenthalben leicht Zugang zu den Neſtern der kleinen. War doch nicht ſchon zu David's Zeiten ein Mann, der nur ein einziges Schaf hatte, im Fall, daß ihm ſo ein großer Vogel daſſelbe aus ſeinem Stalle raubte und in den ſeinigen ſtellte. Er zog ſich dabei freilich eine in unſern Tagen altmodiſche Strafpredigt zu.

166. Die Tugend des Todbettes.

Es würde mir das Herz im Rachen erquicken, wenn mir meine Söhne in meine ſterbenden Tatzen verſprechen würden, daß ſie gegen ihre Mitthiere nicht ſo grauſam und blutdürſtig handeln wollten, als ich es, leider! gethan habe.

Alſo ſagte ein ſterbender Löwe zu einem Rehbock, der ſein Beichtvater war. Dieſer, der zum Glück in einer ehrlichen Haut ſteckte, antwortete ihm: Hüte dich, die Todtentugend deiner jetzigen Stunde zur Lebenstugend deines Geſchlechtes machen zu wollen.

Der Rehbock hatte Recht. Eine lebendige Aufmerkſamkeit auf das Angſtwort des Großvaters hätte die jungen

Löwen nur zu Augenblicksheuchlern gemacht; und Löwen, die heucheln und freſſen, drücken und ſchaden mehr, als Löwen, die nur freſſen.[46])

Dieſe Wahrheit iſt wichtig. Heuchelei iſt die Mutter aller Entkräftung. Ihre Kinder ſind Schwächlinge, und Schwächlinge, die Gewalt haben, ſind in jedem Falle drückender und gewaltthätiger, als geſunde und kraftvolle, wenn auch rohe und harte Männer.

167. Ulo's Geſang.

Der Lechſtrom unterfraß das Land, das er beſpülte, und riß jährlich viele Aecker zu beiden Seiten in ſeinen Runz.

Ulo beſang ſein Verderben, aber die reichen Leute, denen das Land, das er den Ufern nahm und in ſeinen Runz anlegte, zufiel, nannten Ulo einen einſeitigen Mann und behaupteten, nicht nur er, ſondern auch die Uferbewohner ſollten den Schachenvortheil der Reichen bei der Berechnung des Stromſchadens auch mit in Anſchlag bringen, und tröſteten die dadurch leidenden Armen noch damit, das allgemeine Streben des Waſſers nach Gleichgewicht mache den Strom allenthalben, wo er anſchwelle, auch wieder abfließen und verhüte dadurch, daß ſein Verderben nicht allgemein werden könne.

Ulo's Geſang war gefühlvoll. Der Schaden, den der Fluß den unglücklichen Uferbewohnern that, rührte ſein Herz, und jede Zeile ſeines Liedes ging wieder zum Herz. Aber als er hörte, wie die reichen Leute, denen der Strom das auf beiden Seiten abgeriſſene Land zuſchwemmte, von den Armen, denen es genommen war, noch forderten, daß ſie den Schaden, der ihnen dadurch zufloß, als eine Wohlthat der Natur erkennen und ſogar lobpreiſen ſollten, legte er vor Rührung ſeines Herzens ſeine Flöte nieder und konnte ſein Lied nicht mehr ſingen.[47])

Wenn man sieht, wie Selbstsucht und Sinnlichkeit bei so vielen Reichen ihren Geist geistlos und ihr Gemüth herzlos macht, so möchte man wohl auch fragen: Kann auch ein Reicher in das Reich Gottes eingehen? Aber die Menschennatur ist auch im Reichen höher als der Mensch (das Individuum), und das Höhere, Göttliche unsers innern Wesens liegt tiefer in uns, als selber unser Verderben. Was wir durch Gottes Gnade sind und durch sie aus uns selbst machen können, das reinigt, erhöht und veredelt Alles, was wir besitzen; es macht den Reichthum, dessen Verderben uns zu Kindern der Welt macht, zu Mitteln der Kindschaft Gottes und alles Menschensegens, der aus ihrer Hand fließt.

Die Tugend des Reichen, das Christenthum des Reichen ist, wenn es wahrhaft ist, in dem Grad eine erhabene Tugend, ein erhabenes Christenthum, als es sich aus den Fesseln, mit denen der Reichthum die Menschennatur an den Koth der Erde bindet, zu der Freiheit der Kinder Gottes erhebt.

168. Die Biberegger Liebhaberei.

Im Städtchen Biberegg hielt der Stadtschreiber Hochgrün am Schwörtage nach alter Gewohnheit eine Rede von allerlei schönen Dingen, die man in alten Reichsstädten an solchen Tagen einer ehrsamen Bürgerschaft herzuzählen gewohnt ist.

Ein paar Tage darauf prahlte der dicke Bürger Bandtli in der Schenke: Ja, ja, ihr Herrn! man muß doch manche Gassen durchlaufen, ehe man eine Reichsstadt findet, die einen Stadtschreiber hat, wie der unsrige ist; seine Rede war ein Meisterstück. — Nun, was hat er denn gesagt? fragte hierauf ein Fremder.

Bandtli erwiederte: Wenn der Herr ein Reichsbürger wäre, so würde er das nicht fragen; dergleichen Sachen sind Liebhabereien, wie Steine und Muscheln in den Cabineten. Ein gemeiner Bürger, wenn er so etwas auch zehnmal hört, kann es weder behalten noch begreifen.

Wo der Stadtgeiſt, der vor Jahrhunderten durch eine Stadtſchreiberrede belebt und erhoben worden, an einem Orte erloſchen iſt, wie das Licht einer abgebrannten Lampe, da kann eine ehrende Bürgerſchaft in den ſchönſten Stadtſchreiberreden nichts anderes mehr finden und verſteht davon wirklich nicht mehr, als was der Bürger Bandtli in ſeines Stadtſchreibers Rede auch fand und darin verſtand.

169. Veraltete Ehre.

Der Preis des Wettlaufs war eine Krone, die der Schmied dem ſiegenden Pferde auf die Haut brannte.

Hiero hat dieſe Krone erhalten und er trägt ſie nun ſchon ſeit zehn Jahren auf ſteifen, eingerittenen Beinen umher, aber dabei iſt er auf ſie ſtolzer, als er es war, da er ſie verdiente.

Es iſt traurig, wenn edler Stämme Nachkommen in der Erniedrigung ihrer Schwäche auf Helme, Wappen und Namen ſtolz ſind, die ihre Väter zwar verdient, die aber gegenwärtig ihrer Verdienſte halber auf ſie ſo wenig paſſen, als die Krone Hiero's auf ſeine lahmen Beine.

Noch trauriger, und ich möchte mehr ſagen, noch — — iſt es, wenn jeder Schwächling im Lande mit einem elenden Stück Geld Helme, Wappen und Namen kaufen kann, die in den guten Zeiten, in denen ſie wahre Ehrenſache waren, nur durch's Verdienſt erworben, dazumal gar nicht um einen ſchnöden Pfenning feil geboten wurden.

170. Milos Fiſcher-Ordnung.[48])

Auf der ganzen Erde iſt keine ſo gute Ordnung im Fiſchen, alſo ſprach Milos, da er im Schlafrocke und in der Schlafmütze vor ſeinem Schloſſe angelte.

Ich hörte das und fragte ſeine Nachbarn, worin dieſe vortreffliche Fiſcher-Ordnung beſtehe. Sie antworteten: In nichts anderm, als daß er auf dem ganzen See das

einzige Netz hat und die Fische lieber von den Hechten fressen läßt, als uns auch zu fischen erlaubt.

Ich lebte vielseitig in Umgebungen, wo die Monopolprivilegien zu gemeinen Rechten ganzer Städte, zu Munizipalitätsprivilegien erhoben wurden, die zur Folge hatten, daß jeder einzelne Gemeindbürger eines solchen Ortes gleichsam es als ein Geburtsrecht ansah, auch so im Schlafrock und unter den Fenstern in seinem Stadtteich Fische zu fangen. Aber ich habe auch erfahren, daß solche allgemeine Privilegienfischteiche, auch wenn sie im Anfange fischreich waren, leicht und oft plötzlich fischarm werden können, und daß in den Zeiten, in denen sie noch fischreich sind, gewöhnlich die pfiffigsten solcher Privilegienbürger sich nicht begnügen, den Tag über im Schlafrock und unter ihren Fenstern zu fischen, sondern vielmehr bei Nacht und Nebel den Stadtteich mit großen Netzen ausfischen, und für die gefangenen Stadtteichfische eigene Hausteiche graben lassen, in denen sie sich denn auf jeden Fall, wenn der Stadtfischteich auch ausgefischt sein oder gar austrocken würde, das Fischessen auf Kind und Kindeskinder sicher stellen, indessen sie dann den übrigen Mitbürgern, die am Stadtfischteich mit ihnen Theil hatten, es selbst überlassen, wie sie sich beim Mangel des Fischessens, dessen ihre Väter gewohnt waren, Käs und Brod und Erdäpfel zu verschaffen im Stande sein werden.

171. Verirrungen eines Schaf- und eines Roßhirten.[49])

Der Schäfer Hans wollte nicht mehr der Hirt der Schafe, sondern der Hirt der Heerde heißen. Ich muß über die Besorgung der Heerde befehlen, aber die Knechte besorgen die Schafe, also sagte er. Aber die Knechte besorgten sie nicht. Sie sprangen unter der Heerde herum, wie Herren-Wächter an einem Markttage unter dem Volke.

Jauch, der Roßhirt erwiederte: Der Hans ist ein Narr! Freilich muß ein Hirt die einzelnen Thiere besorgen. Man

sehe nur, was ich thue. Und was that er dann? Er machte alle seine Hengste zu Wallachen und band jedem weidenden Pferde die Nase mit einem kurzen Stricke an den vordern Fuß.

Also baute der Roßhirt die Erhaltung der Heerde auf die Lähmung der Kraft der Thiere, indessen der Schäfer Hans sie auf Knechtentreue baute.

Ich weiß nicht, welcher Fehler in den Haushaltungen und in Regierungsangelegenheiten der größere ist, der Hochmuth, der die Ehre der Befehlenden in Stufenfolgen von einander trennt, daß es, wie eine Mesalliance, eine Schande im Land ist, wenn einer, der auf einer höhern Ehrenstufe steht, ein Geschäft, das einer, der auf einer niedern steht, auch thut, in die Hand nimmt; oder die Trägheit, die mit Gewaltsformen die Kräfte, die die Menschen zu ihrer Nahrung und Erhaltung nothwendig haben, in ihnen abschwächt und erlahmt, damit die Oberbehörde im Land in den Ruhebetten, ihrer Untergebenen halber so ruhig schlafen können, als der Roßhirt seiner Pferde halber, deren Nasen er mit einem kurzen Strick an den vordern Fuß band.

172. Theilungs-Grundsätze.

Der Bachstrom that in Altdorf Schaden, und da die Bauern berathschlagten, wie dem abzuhelfen wäre, sagte einer: Ich habe einmal gehört, wenn man die Menschen meistern wolle, so müsse man sie theilen. Ich denke also, wenn man den Strom in hundert Bächlein zertheilte, so könnte dann ein Jeder von uns ihn mit der Hand aufhalten.

Du Narr, erwiederte ein anderer; wenn der Strom nicht mehr Strom sein darf, so wollen wir ihn lieber in Tropfen vertheilen, davon dann ein jeder von uns einen in die Hand nehmen und mit dem Schmutze, den er darin hat, noch färben kann, wie es ihn gelüstet.

173. Bürgereinfalt und Kabinetsweisheit.

Als die Reichsstadt Krautmarkt königlich wurde, befahl die neue Regierung, ein paar Bürgergassen abzutragen, um für ein künftig zu erbauendes Stadt-Haus genugsam Platz zu finden. Der alte Bürgerrath meinte freilich, es wäre noch Zeit mit dem Abtragen der Bürgergassen, wenn das Geld zum neuen Stadthause wirklich bei der Hand wäre; aber der neue Stadt-Chef fand, die Umstände forderten auch, unabhängig vom Stadthause, die Abtragung einiger im Wege stehender alter Bürgerhäuser, eben wie die Abtragung einiger im Wege stehender alter Bürgergesinnungen.

Es scheint, der neue Stadt-Chef habe mit seinem Befehl, die Bürgergassen abzutragen, der löblichen Bürgerschaft vorläufig den Puls darüber greifen wollen, wie weit die alten, jetzt nicht mehr passenden Bürgergesinnungen darin schon wirklich abgetragen seien.

174. Teufels-Sorgen.

Der Kuttenteufel sagte zum Ohnehosenteufel: Du bringst mich mit deiner Ohnehosenbarbarei um das alte Recht meiner Kuttenbarbarei.

Siehst du denn nicht, antwortete dieser, daß ich mit dem vorübergehenden Sturme meiner Ohnehosenbarbarei nichts anderes treibe und nichts anderes suche, als das alte Recht deiner Kuttenbarbarei wieder herzustellen?

Sei nicht furchtsam, Kuttenteufel! sagte der Satan, ich bin dir Bürge dafür, der Ohnehosenteufel arbeitet für dich und in deinem Dienste.

Ein Bauer, der dem Unwesen der Kutten- und der Ohnehosen-Barbarei gleich gram war, sagte spottend: In unserm Dorfe würde sich kein Mensch, wie dieser dumme Teufel, darüber zanken; es weiß ja Jedermann, daß die Kuttenbrüder von allen Farben keine Hosen tragen.

175. Der Schmiedjunge und die Zange.

Ein Schmiedjunge traute auf seine eiserne Hand und verachtete die Zange, wie der Junker Wildhaus das Evangelium.

Aber einmal verbrannte er sich seine Hand bis aufs Mark; seitdem faßt er auch das kalte Eisen mit der liebgewordenen Zange an; und seitdem Junker Wildhaus erfahren hat, daß auch das Volk brennt, faßt er dasselbe, so sehr er das Evangelium forthin verachtet, eben so mit Capuzinaden.

Es sind schlimme Zeiten für ein Volk, wenn seine edlere Natur an dem glühenden Eisen des Unglaubens bis aufs Mark verbrannt wird; aber sie sind nicht weniger schlimm, wenn im persönlichen Unglauben bis zur höchsten Verstockung verhärtete Männer, die aber ihre Selbstsucht durch den Volksunglauben gefährdet achten, demselben jetzt als seine Glaubensführer und Glaubenseiferer mit Kreuz und Fahne, großen Rosenkränzen in den Händen und geweihten Skapuliren unter dem Brusttuch, in feierlichen Umzügen vorhergehen.

176. Warum Zeus den Löwen zum König macht.

Das Volk der Thiere stand vor seinem Thron und erwartete den Ausspruch. Weit die meisten glaubten und hofften, der Elephant werde es werden. — Der Leu saß so gebieterisch da, als ob er's schon wäre. Der Elephant spazierte ruhig umher und spielte mit seinem Rüssel, als ob es um nichts zu thun wäre.

Nun erschien der Donnerer und die Stimme erschallte: Der Leu ist König.

Das Volk hörte staunend den Ausspruch und die meisten Thiere thaten das Maul auf, als sie es hörten.

Wundert euch meine Wahl, ihr Thiere, sagte der Jupiter, so vernehmet: Der Elephant braucht euer nicht; er

173. Bürgereinfalt und Kabinetsweisheit.

Als die Reichsstadt Krautmarkt königlich wurde, befahl die neue Regierung, ein paar Bürgergassen abzutragen, um für ein künftig zu erbauendes Stadt-Haus genugsam Platz zu finden. Der alte Bürgerrath meinte freilich, es wäre noch Zeit mit dem Abtragen der Bürgergassen, wenn das Geld zum neuen Stadthause wirklich bei der Hand wäre; aber der neue Stadt-Chef fand, die Umstände forderten auch, unabhängig vom Stadthause, die Abtragung einiger im Wege stehender alter Bürgerhäuser, eben wie die Abtragung einiger im Wege stehender alter Bürgergesinnungen.

Es scheint, der neue Stadt-Chef habe mit seinem Befehl, die Bürgergassen abzutragen, der löblichen Bürgerschaft vorläufig den Puls darüber greifen wollen, wie weit die alten, jetzt nicht mehr passenden Bürgergesinnungen darin schon wirklich abgetragen seien.

174. Teufels-Sorgen.

Der Kuttenteufel sagte zum Ohnehosenteufel: Du bringst mich mit deiner Ohnehosenbarbarei um das alte Recht meiner Kuttenbarbarei.

Siehst du denn nicht, antwortete dieser, daß ich mit dem vorübergehenden Sturme meiner Ohnehosenbarbarei nichts anderes treibe und nichts anderes suche, als das alte Recht deiner Kuttenbarbarei wieder herzustellen?

Sei nicht furchtsam, Kuttenteufel! sagte der Satan, ich bin dir Bürge dafür, der Ohnehosenteufel arbeitet für dich und in deinem Dienste.

Ein Bauer, der dem Unwesen der Kutten- und der Ohnehosen-Barbarei gleich gram war, sagte spottend: In unserm Dorfe würde sich kein Mensch, wie dieser dumme Teufel, darüber zanken; es weiß ja Jedermann, daß die Kuttenbrüder von allen Farben keine Hosen tragen.

175. Der Schmiedjunge und die Zange.

Ein Schmiedjunge traute auf seine eiserne Hand und verachtete die Zange, wie der Junker Wildhaus das Evangelium.

Aber einmal verbrannte er sich seine Hand bis aufs Mark; seitdem faßt er auch das kalte Eisen mit der liebgewordenen Zange an; und seitdem Junker Wildhaus erfahren hat, daß auch das Volk brennt, faßt er dasselbe, so sehr er das Evangelium forthin verachtet, eben so mit Capuzinaden.

Es sind schlimme Zeiten für ein Volk, wenn seine edlere Natur an dem glühenden Eisen des Unglaubens bis aufs Mark verbrannt wird; aber sie sind nicht weniger schlimm, wenn im persönlichen Unglauben bis zur höchsten Verstockung verhärtete Männer, die aber ihre Selbstsucht durch den Volksunglauben gefährdet achten, demselben jetzt als seine Glaubensführer und Glaubenseiferer mit Kreuz und Fahne, großen Rosenkränzen in den Händen und geweihten Skapuliren unter dem Brusttuch, in feierlichen Umzügen vorhergehen.

176. Warum Zeus den Löwen zum König macht.

Das Volk der Thiere stand vor seinem Thron und erwartete den Ausspruch. Weit die meisten glaubten und hofften, der Elephant werde es werden. — Der Leu saß so gebieterisch da, als ob er's schon wäre. Der Elephant spazierte ruhig umher und spielte mit seinem Rüssel, als ob es um nichts zu thun wäre.

Nun erschien der Donnerer und die Stimme erschallte: Der Leu ist König.

Das Volk hörte staunend den Ausspruch und die meisten Thiere thaten das Maul auf, als sie es hörten.

Wundert euch meine Wahl, ihr Thiere, sagte der Jupiter, so vernehmet: Der Elephant braucht euer nicht; er

hat Alles ſelbſt, was er nöthig hat, ſogar den Verſtand, darum gebe ich ihm Freiheit; der Leu aber weiß ſich Anſehn zu geben und hat euer nöthig: darum mache ich ihn zum König.

177. Der Löwe und der Thiere Erleuchtung.

Seine Thiere wurden immer dümmer. Aber der oberſte Kauz behauptete dennoch, der Löwe ſei der Thiere Erleuchtung gar entgegen. Er hatte Recht.

Er war der Erleuchtung des oberſten Kauzen, ſowie der vielerlei Dienſte und Gewaltsthiere gar nicht entgegen; er trachtete nur zu verhüten, daß die Erleuchtung der niedern und gemeinen Thiergeſchlechter den edlern und ſtärkern Thieren auf keine Weiſe beſchwerlich falle, und in den Vorzügen, die ihnen vermöge ihrer höhern Natur zukommen, einigen Eintrag thun. Er wollte auf dieſe Art die Erleuchtung der höhern und der niederern Thiere in gehörige Uebereinſtimmung bringen.

Es gibt Verſuche, gewiſſe heterogene Gegenſtände mit einander in Uebereinſtimmung zu bringen, die die gleiche Wirkung hervorbringen, wie das Waſſer, wenn man das Feuer mit ihm auslöſcht, oder das Feuer, wenn man das Waſſer durch ſeine Gewalt ausdünſten macht. Beides geſchieht wirklich durch den innigſten Zuſammenhang der Naturen von beiden und das tiefſte Eindringen der einen in die andere.

178. Die unglückliche Halb-Aufklärung.

Die Kinder Iſraels durften unter dem Pharao in ihrer Dienſtbarkeit weder das Hebeiſen, noch die Winde, noch den Schubkarren gebrauchen. Dieſes alles war ein geſetzliches Vorrecht der Egypter.

Aber zu Moſes Zeiten fingen die Juden an, ſich über

das Unrecht und die Thorheit dieser egyptischen Einrichtungen unter einander zu besprechen.

Das hießen die Egypter eine unglückliche Halb-Aufklärung, wodurch sich das elende Volk nur die gesetzlichen Schranken seines Standes zur Last machen und sonst nichts gewinnen werde.

Und eine Tradition sagt: Moses habe den Egypter eben bei einem Streite über das Recht der Aufklärung, das heißt, über das Recht zum Gebrauch des Hebeisens, der Winde und des Schubkarrens erschlagen.

Ich kann diese, mir vor vierzig Jahren wahrlich aus gutem Herzen geflossene Rubrik von den Ansprüchen des Mannes Gottes, Moses, an die wahre Volksaufklärung nicht stehen lassen, ohne mich über diesen Gegenstand, wie er mir jetzt nach so langer Zeit, zwar in gleichen Gesichtspunkten, aber mit etwas mehr Bestimmtheit, als damals ins Aug fällt, zu äußern. Wer Mensch ist und als Mensch zu einem gottesfürchtigen verständigen und in der Liebe thätigen Leben auferzogen werden soll, der hat unumgänglich nöthig, in und durch die Erziehung alle menschliche Handbietung und Sorgfalt zu genießen, die zur Erzielung dieses Zweckes erforderlich sind. Offenbar ist das Wesen der wahren Volksaufklärung durch dieses allgemeine Fundament der Bildungsbedürfnisse des Menschengeschlechts bestimmt, und die ächte Volksaufklärung, die aus diesem Bedürfniß hervorgeht, führt durch ihr Wesen nothwendig zum Beten, Denken und Arbeiten, und zwar zu einem gefühlvollen, herzlichen Beten, zu einem kraftvollen, richtigen Denken und zu einem verständigen und gewandten Arbeiten, folglich auch zum Einüben aller Fertigkeiten und Kenntnisse, so wie zum Habituelmachen der Anstrengungs-, Ausharrungs- und Ueberwindungskräfte, welche alles aus den ersten Bedürfnissen der Menschennatur hervorgehende Beten, Denken und Arbeiten anspricht und voraussetzt. Diese Art von Volksaufklärung, die indessen die einzige wahre ist, muß ihrer Natur nach Jedermann, dem ein menschliches Herz im Busen schlägt,

lieb und werth ſein. Jeder Vater und jede Mutter, denen das Wohl ihrer Kinder, und jede Landesbehörde, der das Wohl ihrer Angehörigen am Herzen liegt, kann keine größere Angelegenheit haben, als dieſe Volksaufklärung in ihrem Kreiſe mit den Mitteln, die in ihrer Hand ſind, zu fördern. Aber das Unglück der Zeit, unſre Verkünſtlung, hat den guten Namen Volksaufklärung einem Unding gegeben, das im eigentlichen Verſtand der beſtimmteſte Gegenſatz aller wahren Aufklärung und das größte Hinderniß iſt, welches das Verderben der Zeit ihr in den Weg legt. Sie hat ihn, dieſen guten Namen, ihrem angebeteten Götzen, der Halbaufklärung gegeben, und dieſe hat durch die Reize und Umtriebe ihres Verderbens in der Maſſe der Völker alles das ausgelöſcht, woraus das einzige, wahre Fundament der ächten Volksaufklärung, die Vereinigung der Gottesfurcht und Menſchenliebe mit den weſentlichen Bildungsmitteln der häuslichen und bürgerlichen Weisheit und Kraft, und der ganze Umfang ihrer Segensfolgen allein hervorzugehen vermag. Dieſe Halbaufklärung geht aus dem Zeitdrange, viel Unnützes und Segenloſes, wenn auch nur oberflächlich und ſchlecht zu wiſſen und zu können, hervor, und ſteht mit dem Anſpruch der wahren Aufklärung, das was einem jeden Menſchen nothwendig und ſegensreich iſt, wenn auch beſchränkt, recht zu wiſſen und recht zu können, im entſchiedenſten Widerſpruche; und es iſt unſtreitig, ſowie die Halbaufklärung das kraftvollſte Mittel iſt, den Segen der wahren Aufklärung im Volke zu zernichten, ſo iſt hinwieder die wahre Aufklärung das weſentliche und kraftvollſte Mittel, dem Verderben der Halbaufklärung im Volke Einhalt zu thun. Aus dieſer Anſicht geht dann aber auch unſtreitig hervor, wer den weſentlichen Bildungsmitteln der wahren Aufklärung entgegenwirkt, der fördert dadurch das Verderben der Halbaufklärung im ganzen Umfange ſeiner Wirkung. Es geht daraus unſtreitig hervor, wer immer die einfachen und reinen Erleichterungsmittel der menſchlichen Denk- und Kunſtkraft als im Allgemeinen für das Volk nicht anwendbar und ſeiner Erziehung ſelber

nachtheilig erklärt, der erklärt auch zugleich die Bildungsmittel der menschlichen Kräfte, durch deren Entfaltung und Belebung der Segenseinfluß des Glaubens und der Liebe allein in thatsächliche Beweise ihrer Reinheit und Wahrheit, in Thaten der Liebe, des Erbarmens, in Handlungen der Hülfe und Handbietung, in allen Leiden unsers Geschlechts hinüberzugehen vermag, als im Allgemeinen für die Masse des Volks unanwendbar und sogar der Volkserziehung, als solcher, nachtheilig. Aber kann das ein Mensch, der reines Herzens ist? Darf das ein Christ, der in Christo alle seine Mitmenschen als seine Brüder erklärt? Nein, er kann, er darf das nicht. Mit der Erklärung, daß die Erleichterungsmittel des richtigen Denkens und des nöthigen Kunstfleißes für die Masse des Volks nicht anwendbar und ihr im Gegentheil als nachtheilig vorenthalten werden müssen, wäre der Weg zu der Finsterniß der egyptischen Dienstbarkeit ohne Widerrede vollkommen auf gutem Fuße angebahnt. Der Grundsatz, daß die Erleichterungsmittel des richtigen Denkens und des nöthigen Könnens dem niedern Volk nur die gesetzlichen Schranken seines Standes zur Last machen und ihm sonst nichts helfen würden, wäre mit dem Grundsatze, daß der Gebrauch des Schubkarrens, des Hebeisens und der Winde bei dem Volk Israel diese und keine andere Wirkung haben würde, in vollkommener Uebereinstimmung. Aber im Christenland wird es, will's Gott! nicht dahin kommen. Wir werden, will's Gott! in Ewigkeit nie einen Moses nöthig haben, der die Kinder Israel aus den bösen Schranken der egyptischen Finsterniß erlöst und sie im gelobten Lande nicht nur zum freien Gebrauche des Hebeisens, des Schubkarrens und der Winde, sondern selber zum freien Gebrauche aller Erleichterungsmittel des richtigen Denkens, des frommen und edlen Forschens in ihrem heiligen Glauben und des verständigen und gebildeten Handels und Wandels im häuslichen und bürgerlichen Leben und zu allen Segnungen hingeführt, die ein freier Spielraum der gebildeten Kräfte unsrer Natur dem Menschengeschlecht allgemein gewährt.

ſagen: Die Gemein-Kraft eines Volks, das, aus welcher Urſache es auch immer ſei, lebendig zur Selbſthülfe gereizt, leidenſchaftlich in Bewegung geräth, ſei ſo ſchwer vor den äußerſten Ausbrüchen der thieriſchen Verwilderung zu bewahren und an den Ketten der Vernunft und der Ordnung, die dieſe gebietet, feſt zu halten, als es mir im Traum ſchwer ſchien, den Bullenbeißer, der mir ſchmeichelnd auf dem Schooße lag, bei der Erſcheinung des Bären an die Kette zu legen, an die ich ihn vor Angſt und Furcht zitternd anzulegen ſuchte. Ich mußte mir ſagen, träume ſich doch Niemand, unter ſolchen Umſtänden ein ſinnlich lebendig bewegtes Volk in die Schranken zu lenken und in den Schranken zu erhalten, die erforderlich ſind, und dahin wirken, daß die Aeußerungen und Ausbrüche des belebten Strebens nach Selbſthülfe nicht das Heilige der Fundamente untergraben, auf denen alle wahren Segensgenießungen des Volks ruhen. Aber dieſe Erklärung befriedigte mich noch nicht; ich fühlte tief, es brauche hierzu eine Gewaltkraft, die weder in dem Einfluß der Maſſe des Volks auf ſeine Individuen, noch von dem Einfluß einzelner Individuen auf die Maſſe des Volks zu erwarten ſind. Ich fühlte tief, daß ich, um über dieſen Gegenſtand in mir einig zu werden, in mich ſelbſt gehen und die Mittel, wie einem Volke unter dieſen Umſtänden zu helfen ſei, in mir ſelbſt ſuchen müſſe. Ich ging in mich ſelbſt und fragte mich: Wenn das thieriſche Streben nach Selbſthülfe ſo lebendig in mir gereizt wird, wie das bei dem Bullenbeißer, der mir auf dem Schooße lag, als er den wilden Bär plötzlich erblickte, der Fall war, was muß ich denn thun, um nicht der in einem ſolchen Augenblicke in mir ſelbſt ſo lebendig belebten, thieriſchen Selbſtſucht zu unterliegen? Ich konnte nicht anders, ich mußte mir antworten, es ſei nur durch den in mir ſelbſt wahrhaft belebten göttlichen Glauben und die in mir ſelbſt wahrhaft belebte göttliche Liebe möglich. Damit aber ſchien mir auch das Problem völlig gelöſt, wie es möglich ſei, ein Volk vor den Ausbrüchen der Rohheit, welche die Reize der ſinnlich belebten Ge-

meinkraft im Streben nach Selbsthülfe im Menschen allgemein erzeugen, zu bewahren. Es war mir vollkommen heiter, daß dieses nur durch Mittel geschehen könne, welche auf der einen Seite der Erscheinung dieser Reize, auf der andern der Empfänglichkeit des Volks, von ihnen verführt zu werden, zum Voraus vorbeugen. Es war mir vollkommen heiter, dieses sei nur durch psychologische, tief in das Wesen der Menschennatur eingreifende Mittel der wahren Veredlung des Menschengeschlechts, es sei nur durch eine, von dem einzelnen Falle eines solchen Empörungsaugenblicks ganz unabhängend in's Aug gefaßte Bildung des Volks zu einer allgemeinen, durch Gottesfurcht gereinigten und geheiligten Menschenliebe zu erreichen möglich. —

182. Der Hirt und das Schaf.

Dieser Zustand ist unleidlich, sagte ein Schaf, da es aus einer reinen Heerde in eine angesteckte versetzt wurde.

Der Hirt antwortete ihm: Ich will dich gern besonders versorgen, aber sage doch den andern Schafen nicht, daß du ihren Zustand unerträglich findest.

Hierauf erwiederte das Schaf: Wenn ich ein eigensüchtiger Hund wäre, so würde mir deine Antwort behagen, da ich aber ein Schaf bin, so finde ich sie abscheulich.

Hirt. Gutes Thier, überlege es doch, die Heerde fühlt ja nicht einmal, daß ihr etwas fehlt.

Schaf. Wenn ich auch keinen Grund hätte, der Heerde ihre Gefahr nicht zu verhehlen, so wäre mir dieser genug, daß sie dieselbe nicht einmal kennt.

Hirt. Deine Grundsätze sind der Heerde selber verderblich.

Schaf. Vielleicht; aber sicher nur in so weit du ein schlechter Hirt bist.

Hirt. Du thust mir Unrecht; ich bin um deswillen, was ich dir anbiete, gewiß kein schlechter Hirt. Hundert andere Thiere würden mir dafür danken.

Schaf. Das weiß ich wohl; aber es gibt auch hundert

Thiere, denen das Herz im Leibe gar nicht ob Allem dem zittert, was mir das meinige zittern macht.

Auch unter den Menſchen ſind die Urtheile und Meinungen über Privilegien und Ausnahmegeſetze ſehr ungleich. Was diesfalls einigen derſelben das Herz im Leibe zittern macht, finden andere ſehr rechtmäßig, oder wenigſtens in Rückſicht auf ſeinen Schaden unbedeutend.

183. Der Zankapfel.

Affenkinder baten ihren Vater um einige Aepfel aus dem Vorrathe, den er vor ihnen verborgen hatte. Er antwortete ihnen: Ihr ſeid mir lieb, aber der große Jupiter hat euch Hände und Füße gegeben, wie mir, alſo ſeht, wie ihr ſelbſt Aepfel findet. — Indeſſen warf er ihnen einen, aber nur einen dar. Und ſie zerriſſen ſich ob demſelben alle mit einander die Haut.

Das ſind böſe Thiere, dieſe Affenkinder, daß ſie einander ob dieſem Apfel ſo herumzauſen, aber ich frage mich doch: Warum ſind ſie ſo böſe Thiere? und muß mir antworten: Sie ſind es nur, weil ihr Vater ein Affe und ein Narr iſt; wäre er das nicht, ſo würde er gewußt haben, daß wenn man Zankäpfel ſelber unter die Menſchen wirft, dieſes ein Mittel iſt, ſie ganz gewiß zu viel ſchlechtern Menſchen zu machen, als ſie ohne dieſe ihnen zugeworfenen Aepfel gewiß nicht geworden wären.

Es freute indeſſen den alten Affen, zu ſehen, wie ſich ſeine Jungen darüber zerkratzten. In ſeiner Affenſeele, in der er ſich keine andere Thierkraft, als eine Affenkraft zu denken vermochte, ſtellte er ſich vor: Indem ſie ſich alſo dafür zerkratzen, ſtärken ſie ſich die Kräfte, die ſie nöthig haben, ſich in Zukunft auch ſelber Aepfel und was ſie ſonſt alles bedürfen, zu verſchaffen, wodurch denn auch die Gründe, weiter für ſie zu ſorgen, von ſelbſt wegfallen werden.

184. Ein alter Elephant.

Er war eben nicht der klügste aus seinem Geschlechte, aber er bekam dennoch wegen der Ordnung, die er unter den Thieren eines kleinen Bezirks hatte, einen so guten Namen, daß ihn die Thiere eines großen Landes baten: Werde unser König.

Er wollte im Anfange nicht und sagte: Ich will bei meinen alten Thieren leben und sterben. — Aber auch diese baten ihn und sagten: Nimm die Ehre an und werde ein König.

Er that es endlich, aber die Folge davon war, die Thiere des alten Bezirks verloren einen Führer, mit dem sie zufrieden waren, und die Thiere des großen Landes bekamen einen, mit dem sie unzufrieden werden mußten.

Das alte Thier war zu kleinlich für ein Königreich, aber durch sein Königreich zugleich auch unfähig, seinen alten Forst so ordentlich und sorgfältig zu verwalten, als er es vorher gethan.

Das Sprichwort ist sehr wahr: Man muß einen alten Baum nicht leicht versetzen, thut man es, so sterben hunderte gegen einen, der sich dabei beim Leben erhält. Mit dem alten Menschen aus ihrem gewohnten Lebensgange wegzunehmen und sie in einen andern zu versetzen, ist es das Nämliche. Man stellt das Gute, das sie sich durch ihr Leben eingeübt und jetzt wohl können, still, und macht ihnen etwas Gutes zur Pflicht, das sie sich erst jetzt einüben sollten und nicht mehr wohl einüben können. Der Fehler ist auffallend, obgleich die Uebung an vielen Orten ziemlich allgemein ist, auf gute Pfründen gewöhnlich sehr alte Pfarrer hinzuschicken. Wahrlich das Bleiben bei den Seinigen, bis der Tod uns scheidet, ist in tausend Verhältnissen des Lebens eine heilige Sache. Der Pfennig ist nirgend mehr werth, als wo er geschlagen worden, und das ist noch am meisten von einem alten, abgeschliffenen Pfennig wahr. Auch schwache Menschen von wenig Anlagen kommen in

Sachen, die sie durch ihr Leben immer betrieben, zu einer Art von Gewandtheit und Vollendung; sie werden aber durch ihr Alter in eben dem Grad zu allem dem, was sie durch ihr Leben nie betrieben, unfähiger.

185. Der Streit über die Elle, das Pfund und den Eimer.

Im Lande *** war noch weder Elle, noch Maaß, noch Gewicht eingerichtet. Das bloße Augenmaaß bestimmte allen Verkehr, und wer kein gutes hatte, der irrte sich täglich.

Diesem Uebel abzuhelfen, rieth ein Mann, der die Auswelt gesehen hatte, dem Volke an, Maaß und Gewicht im Lande einzuführen. Aber die Leute, die ein gutes Augenmaaß hatten, beschwerten sich darüber und sagten unter einander: Sollen wir es dulden, daß uns dadurch alle Vortheile entrissen werden, die uns das Uebergewicht unsrer Naturgaben, unsres Fleißes und unsrer Erfahrungen bisher zugesichert haben, und soll zugleich auch der Reiz des Selbstdenkens und Selbstforschens durch dergleichen Kunststücke, um der Dummheit und der Trägheit willen, also unter uns vermindert werden?

Alles Volk gab ihnen Beifall. Unsere Alten hatten ja auch weder Pfund, noch Elle, noch Eimer, und doch ging's besser als jetzt, also sagte die blinde Menge. Einige Schlauen setzten hinzu, und das Volk sprach ihnen nach: „Wenn von der Hülfe und Sorgfalt, die man den Armen und Schwachen im Lande schuldig sein mag, die Rede ist, so ist ein freundliches Wort von einem gutmüthigen Menschen, der ein scharfes Auge hat, für dergleichen Leute unendlich mehr werth, als alle diese Kunststücke, die man ihnen ja auch verfälschen kann."

In der alten, treuen, frommen, unverfänglichen Zeit waren die Gesetze in den meisten Ländern vielseitig unbestimmt und die Willkür der Richter sehr groß. Aber diese waren im Allgemeinen einfach, fromm und treu, eben wie

das Volk. Sie waren im Allgemeinen Freunde des Volks, Volksmänner, ohne Falschheit und ohne verfängliche Kunstumtriebe. Aber da die Zeiten sich änderten und eine verfängliche Gerechtigkeitskunst im Lande allgemein wurde, wie der nasse Boden beim anhaltenden Regen, fühlte Jedermann, der seinen Kopf und sein Herz am rechten Fleck hatte, die Nothwendigkeit, die für die Unschuld der Vorzeit passenden Landesgesetze in solche, die für die Verfänglichkeit der gegenwärtigen Zeit passen, umzuwandeln. Aber es ging mit diesem Umwandlungsprojekte eben so, wie mit dem Projekte, Elle, Maaß und Gewicht im Lande einzuführen, wo sie vorher nicht eingeführt waren. Jedermann im Land, dem die Unbestimmtheit der Gesetze dazu diente, seinen Beutel zu füllen und seine Leidenschaften zu befriedigen, that, was er immer konnte, die Einführung dieses Projekts zu verhüten, eben wie Jedermann im Lande * * *, damit er seinen Beutel damit spicken könnte, daß weder Elle, noch Maaß, noch Gewicht darin eingeführt waren, auch Alles that, diese Einführung zu verhindern.

186. Heidensorgen.

Da einst die blinden Heiden in * * * zur Erkenntniß des einigen wahren Gottes gelangen wollten, jammerten die meisten alten Leute, was doch ihrem Lande für ein großes Unglück bevorstehe, und sogar diejenigen von ihnen, die den Unsinn ihres alten Melochdienstes ganz bekannten, behaupteten dennoch, die unglücklichen, neuerungssüchtigen Menschen würden sich mit ihrem neuen Gotte und mit aller seiner Wahrheit doch den Felsen ihres Heils, die Stützen ihres häuslichen Glücks untergraben, und Mord und Raub und Brand werde die unfehlbare Folge dieses so unglücklich einreißenden Aufklärungsfiebers sein.

Diesen ängstlichen Alten antwortete die muthvollere Jugend: Ha! wenn wir schon aufhören werden, den Moloch zu verehren, so werden wir um deßwillen doch nicht uns auch die Hälse abschneiden müssen.

Ja! ja! sagten die ängstlichen Alten, so dachten wir auch, da wir noch jung waren, und so denken alle guten Menschen, bis sie durch Alter und Erfahrung zur Ueberzeugung gelangt sind, daß das irgend von einer Molochsfurcht entledigte menschliche Herz nicht anders kann, als zu Raub, Mord und Brand hinlenken.

Die jungen Leute erwiederten: Es ist freilich wahr, wenn man irgend einen Moloch verabschiedet, so muß man in diesem, wie in jedem Falle, wo die Menschen durch Umstände gereizt werden könnten, das Kind mit dem Bade auszuschütten, die Gelüste nach bürgerlicher Verwilderung durch gute Gesetze zu verhüten trachten.

O du allmächtiger Moloch! was müssen wir noch erleben, erwiederten die Alten, ihr wollt also eure Glaubensschwärmereien noch mit Bürgerschwärmereien übertünchen? Aber ihr werdet wohl erfahren, wohin das führt; ohne den Moloch und ohne seinen feurigen Ofen sind alle bürgerlichen Gesetze nur Täuschung, Schein und eitles Blendwerk.

Die muntere Jugend erwiederte: So lange ihr den Moloch verehrt und seine Unmenschlichkeiten euer höchstes Gesetz und die oberste Richtschnur eures Fühlens, Denkens und Handelns ist, so dürft ihr nicht von guten bürgerlichen Gesetzen reden; ihr habt keine und könnt keine haben, die euch ihrer Zwecke halber sicher stellen. Bei seinem Dienste sind alle bürgerlichen Gesetze für euch Spinnengewebe, durch die jeder Käfer, der auch nur so groß als eine Bohne ist, durchschlüpft und in denen nur völlig gewichtlose Fliegen hangen bleiben. Ihr redet also von dem, was gute Gesetze im Lande leisten können, wie die Blinden von den Farben, und könnet durchaus nicht wissen, was eine gute, mit der Menschennatur wahrhaft übereinstimmende Gesetzgebung wirken würde, wenn sie einmal da wäre.

Diese Heidensorgen betreffen einen Punkt, den freilich die alten Molochsdiener zu schwer, aber auch die jungen

ganz gewiß zu leicht ins Aug' gefaßt haben. Die Aeußerungen dieser jungen Heiden könnten in unsern Tagen Mißverständnisse erzeugen. Es kann zwar gegenwärtig in unserm Welttheil nicht mehr vom Uebergang der Völker von einer Heidenreligion zur christlichen, wohl aber vom Uebergang eines christlichen Volks von den Glaubensmeinungen einer christlichen Partei zu denjenigen einer andern die Rede sein; indessen ist die Sache eines jeden Uebergangs von religiösen Meinungen zu andern in jedem Falle eine sehr kitzliche Sache, und das noch in dem Grad, als er auf der einen Seite ernstlich gemeint, auf der andern Seite menschlich, künstlich und lebendig betrieben wird.

Man muß seinen Boden um sich her wohl kennen, wenn man es wagen will, an irgend einer menschlichen Betriebsamkeit für die öffentliche Aenderung religiöser Meinungen unter dem Schilde eines heiligen Eifers für allein seligmachende Glaubenswahrheiten Theil zu nehmen und ihnen das Wort zu reden. Das innere Wesen des wahren Glaubens, der das Herz des Menschen reinigt und ihm göttliche Kraft zu allem Göttlichen verleiht, ist eine Kraft, die, über den Schall und den Ton menschlicher Meinungen, Ausdrücke und Wortfügungen unendlich erhaben, auch von aller Wortdeutlichkeit und Erklärungsbestimmtheit ganz unabhängend, die Menschennatur im ganzen Umfang ihrer Kräfte heiligend ergreift. Als Meinung, als menschlich bestimmte, als menschlich gemodelte, gesiebte und decretirte Wahrheit, ist jede religiöse Ansicht nur eine todte Schaale des innern Wesens der Religion, des wahren Glaubens. Und es ist nur die innere Reinheit der göttlichen Gewalt, mit der die Menschennatur im ganzen Umfang ihrer Kräfte für das innere Wesen irgend einer menschlich ausgesprochenen Glaubenswahrheit ergriffen wird, wodurch ihr diese Glaubenswahrheit individualiter zum Fundament seines wahren, ihn wirklich seligmachenden Glaubens wird. Aber in diesem Falle wird dem, durch seinen Glauben wahrhaft veredelten Menschen freilich auch die menschliche Schaale, in der ihm das innere Wesen seines Glaubens von Jugend auf bei-

gebracht und zu einem heiligen, göttlichen und göttlich wahren Wesen eingeübt worden, an sich selbst heilig und in ihm selbst in der Ansicht ihres Heiligthums unverletzlich. Ein solcher Mensch denkt sich das heilige Fundament seiner innern Veredlung in jedem Fall mit den ihm menschlich gegebenen Namen, Wortfügungen und Bildern seiner kirchlichen Glaubenslehren im innigsten Zusammenhange. Es ist deshalb offenbar, mit welcher Schonung und Zartheit auch die Irrthümer jeder von Jugend auf dem Menschen beigebrachten, religiösen Meinung, d. i. auch die Flecken der Schaale, mit der ihr inneres, segnendes Wesen dem Menschen menschlich in die Hand gelegt worden, behandelt werden muß. Wahrlich, es ist in dieser Rücksicht ein großes Wort: Wehe dem, der Aergerniß gibt. — Und ich muß aufrichtig sagen, es liegt in der Ansicht der alten Melochsdiener weitaus mehr psychologischer Takt, als in dem schonungslosen, und ich möchte beinahe sagen, unchristlichen Worteifer, mit dem diese heidnische Jugend ihren menschlichen Muth ausgedrückt hat und ihm das Wort redet.

187. Der Streit einer Bande.

Nein! die Hälfte unsers Raubes lassen wir dir nicht mehr, und bei Sachen, wo Leib und Leben darauf stehen, mußt du mit uns zu Rathe gehen. Also sprach einst eine Räuberbande zu ihrem Führer.

Dieser antwortete kalt und entschlossen: Thut was ihr wollt, aber wenn ihr mir die Mittel entzieht, Alles, was uns dienen kann, auszukundschaften, und zu veranstalten, so seht denn, was ihr forthin zu theilen haben werdet; und mich mit euch zu berathen über das, was uns einträglich werden soll, heißt in meinen Augen eben so viel als machen, daß uns Alles fehlschlage, was uns einträglich werden könnte; wenn es aber euch nicht mehr behagt, euch von eurem Führer meistern zu lassen, so seht denn, ob es euch besser behage, euch vom Henker meistern zu lassen.

Seine Kameraden erwiederten: Etwas folgen wollen

wir auch, aber zu viel ist zu viel; du treibst Recht und Ordnung bei uns über alle Maßen.

Nichts! Nichts! antwortete dieser; wenn ich unter euch bleiben soll, so muß alles forthin sein und bestehen, wie es jetzt ist; ich thue es nicht anders, und den ersten, der sich widersetzt, schieße ich vor den Kopf.

Was? Was? riefen die Andern, wenn's Schießen gilt, so können wir auch schießen, und unser sind viel. — Doch sie schossen nicht, und der Chef schoß auch nicht; aber Alles ging unzufrieden aus einander und Nerin, der im Walde aufgewachsen, noch keine Ordnung und kein Recht in der Welt kannte, als die Ordnung und das Recht ihrer Bande, schlich sich einsam in's Gebüsche, staunte über sein Leben und sagte endlich zu sich selbst: Unser Handwerk muß wohl selber nichts taugen, da wir uns über die Art, dasselbe zu treiben, so schwer vereinigen können.

Ein Philosoph, der zufälligerweise auf seinem Spaziergange dahin verirrte, hörte den unschuldigen Dieb und rief ihm durch den Strauch zu: rem acu tetigisti! Ihr könnt euch über das Treiben eures Handwerks eben darum nicht vergleichen, weil es nichts taugt.

Lachend antwortete ihm Nerin: Wenn du so Bescheid weißt, so sag mir zugleich auch, was müssen wir denn thun? Diese Frage machte den Philosophen einen Augenblick verlegen, doch er besann sich, und rief ihm zurück: Ihr müßt, denke ich, aufhören Unrecht thun, und lernen Recht thun.

Und ich denke, erwiederte der Dieb, unsere Bande wird das weder können noch wollen.

Der Philosoph: Ich sagte es auch nicht der Bande, ich sage es dir.

Diese Auszeichnung freute den Nerin. Er trat aus dem Gebüsche hervor und sagte zu dem Philosophen: Höre! Ich habe längst gewünscht, einen Menschen zu finden, der glauben könnte, ich sei auch einer.

Du hast einen gefunden, antwortete dieser. Nerin setzte sich zu ihm hin, und der Philosoph fand in ihm eine

Reinheit des Herzens, einen Glauben an sich selbst, eine Anhänglichkeit an jeden Zug der Gutmüthigkeit, eine Aufmerksamkeit auf jede Aeußerung von Wahrheit und Recht und einen Tiefblick ins menschliche Herz, den er im bürgerlichen Leben selten gefunden hatte.

Nach einer Stunde warf sich der wilde Jüngling mit einer Zähre im Auge in die Arme des weisen Bürgers, und sie blieben von dieser Stunde an ungetrennte Freunde.

Ich kann bei dieser Rubrik mich nicht enthalten, die Bemerkung zu wiederholen, die beinahe allgemein anerkannt, aber auch eben so allgemein ohne große, gute Folgen als wahr anerkannt wird, daß nämlich aus Mangel von genugsamer Sorgfalt für die innere Veredlung der wesentlichsten bürgerlichen Einrichtungen zahllose gute Kräfte der Menschennatur verloren gehen, und selber erhabene Kräfte, die beim tiefern Eingreifen der bürgerlichen Einrichtungen in die wesentlichen Fundamente der Veredlung unsers Geschlechts dem Vaterlande zu hohem Segen gedeihn könnten, demselben beim Mangel höherer Sorgfalt in diesen Einrichtungen zum Fluch werden.

188. Herr Frommann und ein Zuchthäusler.
(Keine Fabel, sondern eine Wahrheit.)

Herr Frommann, ein wohlhabender Mann, dessen Haus schon vom Vater und Großvater her mitten im Genuß aller Bequemlichkeiten des Lebens ein stilles, frommes und exemplarisches Leben führte, und Jedermann, insonderheit die in seinen Umgebungen lebenden Armen, mit trefflichen Worten zu einem eben so frommen, exemplarischen Leben aufzumuntern gewohnt war, kam vor einiger Zeit auch mit einem Mann in Bekanntschaft, dessen Gesichtsbildung ihm außerordentlich auffiel, und ersuchte, obgleich er wußte, daß er vor kurzem aus dem Zuchthaus entlassen wurde, sich öfters mit ihm in dem Geist, wie er mit Jedermann that, zu unterhalten. Einmal aber sagte er in aller Herzensgut-

müthigkeit zu ihm, er könne nicht begreifen, wie so viele arme Leute alle Jahre in's Zuchthaus und an den Karren kämen. Der Zuchthäusler antwortete ihm: Herr Frommann, die armen Leute haben eine Natur wie die Reichen, und sie kommen gar oft für Handlungen in's Zuchthaus und an den Karren, die, wenn sie ihnen im Großen und Allgemeinen gelungen wären, sie in den Stand setzen würden, eben so bequem fromm zu sein und exemplarisch zu leben, als es die Reichen gar leicht können.

Der Frommann, über diese Antwort betroffen, schwieg einen Augenblick; der Zuchthäusler aber fuhr sogleich fort: Herr Fromman, die armen Leute suchen durch sehr viele Handlungen, die sie also in's Unglück bringen, bestimmt nichts anderes, als Mittel zu den Bequemlichkeiten und Behaglichkeiten, die sich die Reichen bei allem ihrem frommen, exemplarischen Leben keinen Augenblick ermangeln lassen. Dazu kommt denn auch, daß diese Armen auf der einen Seite von der Wiege an auf alle Weise dazu gereizt werden, nach diesen Bequemlichkeiten zu gelüsten und als das einzige Gute, das ihnen in ihrem Leben als wünschbar vor die Augen gestellt wird, anzusehen, indessen sie auf der andern Seite bis an's Grab ohne alle Bildungsmittel und ohne alle Gelegenheit gelassen werden, durch welche es ihnen möglich werden könnte, sich irgend etwas Bedeutendes und Befriedigendes davon mit Fug und Recht zu erwerben.

Herr Frommann meinte, die christlichen Ermahnungen zu einem guten und frommen Leben, die diese Leute doch immer von allen Seiten erhielten und die auch er nie ermangle, allen Armen, die in seinen Umgebungen wohnten, zu ertheilen, sollten doch mehr fruchten, als es wirklich geschehe. Der Zuchthäusler meinte das nicht; er erwiederte ihm, er sollte selber begreifen, wie wenig solche leere Ermahnungsworte, die von Leuten herkommen, die bei ihrem exemplarischen Leben alle Kommlichkeiten und Gemächlichkeiten, die sie nur wünschen, genießen und sich von dieser Seite nie etwas versagen, auf Leute wirken können, die die

gleichen Bedürfnisse und Gelüste mit ihnen theilen, aber dabei auf keine Weise Mittel, Bildung und Handbietung finden, wodurch es ihnen möglich würde, ihre Sinnlichkeit auch nur auf eine, die ersten Ansprüche der Menschennatur genugthuende Art rechtmäßig zu befriedigen.

Herr Frommann ging betroffen von dem Manne weg. Er wagte es nicht, dem Zuchthäusler den Eindruck zu gestehen, den die Ansichten dieses Gegenstandes auf ihn gemacht hatten. Aber er war groß und mußte es sein, denn Frommann war ein ehrlicher Mann und kannte die diesfällige Schwäche vieler Menschen in seinen Umgebungen, auf welche die Bemerkung des Zuchthäuslers vollkommen paßten.

Er fühlte tief, daß solche zudringliche Predigten vom Frommsein, Rechtthun und exemplarischen Leben aus dem Munde von Menschen, die durch den Genuß aller Bequemlichkeiten des Lebens alle Anstrengungskraft im Denken, alle Ausharrungskraft im Arbeiten, alle Aufopferungskraft im Lieben, alle Zuverlässigkeitskraft in Treue, Glauben und Zutrauen in sich selber verloren, auf solche arme, unglückliche und in allen Rücksichten unbeholfene Menschen keinen, sie wirklich bildenden und dadurch ihnen real dienenden Eindruck machen können. Der Grund, warum tausend also hintangesetzte und verwahrloste Menschen Verbrecher werden, geht wesentlich davon aus, daß ihnen Bildung, Gelegenheit und Aufmunterung zu allem dem fehlt, was sie eigentlich lernen können und sein sollten, um mit Erfolg von den Reizen und Gelüsten ab- und zurückgehalten zu werden, die sie zu den Verbrechen hinleiten, durch welche sie unglücklich werden können; und es sind in der Welt Gottes keine Menschen in dem Grad unfähig, auf solche Menschen einen, in dieser Rücksicht sie kraftvoll bildenden Einfluß zu haben, als solche im Sessel des Glücks und aller Bequemlichkeit behaglich sitzende Tugendprediger. Selbst aller sittlichen, geistigen und physischen Anstrengungen ungewohnt, sind sie unfähig, diesen Unglücklichen das zu geben, was sie bedürfen; sie haben es selbst nicht und sind darum durchaus unfähig, solchen Menschen den Kopf zu einem kraftvollen Denken

und zu einem gewandten und angestrengten Arbeiten hinzulenken. Darum scheitern auch ihre Bemühungen, das Gemüth dieser Leute zu der wahren Kraft des Glaubens und der Liebe zu erheben, die allein fähig sind, das Denken und Arbeiten dem Menschen und besonders dem armen Menschen zum wahren Segen zu machen.

Doch ich weiß nicht, wie es kommt, noch hat keine meiner Figuren mich, ich weiß nicht ob ich sagen soll, aus dem Geist oder aus der Form meines Buchs hinausgeführt. Es sollte nur winken, es sollte nur anregen und beleben. Jetzt scheint es fast, ich wolle Recht haben, und Rechthaberei, selber auch nur der Schein von Rechthaberei, ist was ich in diesem Buche vermeiden soll. Aber der Gegenstand ist mir zu wichtig. Ich will und muß dahin trachten ihn, so viel mir möglich ist, überzeugend klar zu machen.

Es ist wahr, ich will es, ich muß es. Mein Gegenstand ist keine Fabel, er ist eine Wahrheit. Er ist eine große, weit eingreifende Zeitwahrheit. Die Nichtigkeit der Bestrebungen schwacher, blos gutmüthiger Menschen in ihren Bestrebungen gegen das Zeitverderben in ihrem ganzen Umfang ins Klare zu setzen, ist dringend nothwendig. Man darf nichts versäumen, was dießfalls einiges Licht zu geben und einige Kräfte zu wecken geeignet ist. Aber indem man das thut, muß man zugleich auch die Bemühungen des Zeitgeists, dem rohen Verderben des Volks, durch welches die Folgen seiner Verwahrlosung zu Quellen seiner Verworfenheit gesteigert werden, wenn diese Bemühungen an sich und einzeln auch noch so schwach und segenslos wären, mit der höchsten Schonung behandeln. Die Schwäche der diesfälligen Zeitgutmüthigkeit muß gestärkt und nichts weniger als mit Unaufmerksamkeit behandelt, oder gar der Verachtung preisgegeben werden. Man muß ihrethalben das große Wort der Weisheit ins Auge fassen: Du mußt das zerfleckte Rohr nicht zerbrechen, und den glimmenden Docht nicht auslöschen. — Diese Ansicht ist besonders auf die gegenwärtigen Zeitbewegungen

der Welt zur Förderung eines sittlich religiösen Vorschrittes von der größten Wichtigkeit; denn wenn wir dieselbe auch wegen ihrer, nichts weniger als allgemein aus der Fülle sittlicher und religiöser Kraft hervorgehenden, sondern vielseitig auch aus einer, vom Mangel dieser höhern Kraft herrührenden Belebung der Einbildungskraft und des ihr immer beiwohnenden, sinnlichen Wortwesens nichts weniger als mit allgemeiner Befriedigung ins Auge fassen können, so müssen wir denn doch bedenken, daß das Zeitverderben wenigstens diesen Bestrebungen vorherging, die Fehler der sinnlichen Belebung unsrer Einbildungskraft und unsers Wortwesens nur in andern, und zwar der Menschennatur noch weit gefährlichern Gestaltungen schon in sich selbst trug, und daß der Uebergang von dem Verderben der exaltirten Einbildungskraft und seines Wortwesens, in dem wir uns irreligiös und unsittlich sehr lebendig bewegten, in den sittlich religiösen, bessern Zustand, dem wir jetzt entgegenstreben zu wollen scheinen, sich nicht wohl anders gestalten konnte, als dieses wirklich geschehn.

Indem wir aber dieses im ganzen Umfange anerkennen und aller Schonung, die wir unter diesen Umständen den Beschränkungen und Schwachheiten der diesfälligen Zeitbestrebung schuldig sind, mit Gewissenhaftigkeit Rechnung tragen sollen, können wir auf der andern Seite uns auch nicht verhehlen, wie nothwendig es ist, daß jeder Vorschritt wahrer, religiöser Gesinnungen das wirkliche Dasein und die sorgfältige Benutzung des ganzen Umfangs aller sittlichen, geistigen und physischen Bildungsmittel, durch welche die Anstrengungs- und Aufopferungskraft für Wahrheit und Liebe, für Gott und Menschen auch menschlicherweise unserm Geschlechte eingeübt und habituell gemacht werden kann, voraussetzt.

189. Der Thiere Gerechtigkeitspflege.

Der Löwe zerreißt das beklagte Thier, denn in seinem Rachen steht geschrieben: Es ist des Todes schuldig.

Um die Wahrheit von dem Beklagten zu ergründen, schlägt ihm der Stier seinen Farrenschwanz über den Rücken.

Der Hund sucht sein Bekenntniß durch die Beängstigungen des Bellens und die Qualen des Beißens zu erzwingen.

Der Affe fragt das beklagte Thier auch, aber wie ein Affe, und wenn er dann mit seinen Affenfragen nichts herausbringt, so wird er wild und nimmt zu den Maßregeln des Hundes und des Stieres seine Zuflucht.

Der Elephant hingegen fragt dasselbe, aber auf eine Weise, daß er es, wenn es sich im dritten Verhör nicht selbst verstrickt hat, mit Sicherheit aus seinem Gehäge lassen kann.

Auch hierin zeigt sich die Wahrheit, daß die thierische Menschennatur alle Schwächen und Einseitigkeiten aller Thierarten in sich selber vereinige und die Eigenheiten aller Thierarten in allen Gestalten, von den Kräften des Löwen bis zu den Schwächen des Faulthiers und der Mäusegeschlechter hinunter, in einzelner Menschen Beispielen aufstelle.

190. Die Affen-Gerechtigkeit.

Der Thron des Thierreichs fiel einmal auch den Affen anheim. In diesem Zeitpunkte redeten einige Haupt-Affen miteinander ab, sie wollten in keinem Falle eine Ungerechtigkeit an sich kommen lassen. Die armen Thiere, es kam ihnen nicht einmal in Sinn, daß sie vermöge ihrer Natur nicht anders können, als verstellte, heuchlerische, naschende und beißende Thiere zu Handlangern ihrer Gerechtigkeit anzustellen.

Im Affenreich als Affen regieren und keine Ungerechtigkeit an sich kommen zu lassen, kann nur Affen in Sinn kommen. Die Ungerechtigkeit fließt so nothwendig aus ihrer Natur, wie der Bach aus seiner Quelle; das ist so wahr, daß man bestimmt sagen darf: die Erscheinung der

hellen Mittagssonne in der Mitternachtsstunde wäre kein größeres Wunder, als die Erscheinung der Gerechtigkeit im Affenreiche. Und dann kommt diesfalls noch eine Betrachtung: Wer in irgend einem Geschäfte schlechte Handlanger anstellen muß, dessen Sache ist zum Voraus als verloren anzusehn, und da auch der niederste Handlanger, so weit der Wirkungskreis seines Auftrags hinlangt, als Stellvertreter seines Committenten angesehn werden muß, so ist offenbar, daß die Affengerechtigkeit im Affenreiche in allen Mitteln und Maßregeln, die von ihr bis auf den Einfluß des niedersten Handlangers ihrer Gerechtigkeitsmuhmereien ausgehn, nicht anders als affenartig, d. i. nicht anders als so sein könne, wie sie aus dem Fleisch und Blut unruhiger, verstellter, heuchlerischer, naschender und beißender Thiere hervorzugehn vermag.

191. Die Gerechtigkeit im Waaghause.

Die Waage muß innestehen, sagte ein Mann, der immer mehr auf eine nie sinkende Schale auflegte.

Ein Armer, dem er nahm, was er der Schale auflegte, grämte sich. Aber der Waagemeister fuhr ihn rauh an und sagte: Du siehst ja, daß die Waage nicht innesteht und ich muß doch mit Gerechtigkeit wägen.

Ja, wenn du das willst, erwiederte der Arme, so mußt du zuerst von der andern Schale mit Gerechtigkeit wegnehmen, was mit Unrecht drauf liegt.

Ich sage nicht, der Mensch, wie er sein sollte und sein könnte, sondern nur der Mensch, wie er ist, wie er allgemein vor unsern Augen dasteht, legt sich nie von selbst und von freien Stücken eine Last auf, und der Mensch, der Gewalt hat, fühlt in sich selbst und in seiner Gewalt große, entscheidende Reize, Lasten, die er tragen sollte, dem aufzuladen, über den er Gewalt hat. Der Reiche sieht im Reichen sich selbst; daher liegen auch in ihm vermöge seines Reichthums entschiedene Reize, wo es um's Belasten zu

thun ist, nicht den Reichen, sondern den Armen zu belasten. Nicht der Mensch, wie er in dem Haufen dasteht, nur der Edle, der gewöhnlich außer dem Haufen allein steht, aber darum auch selten Gewalt hat, nur der Edle, wenn er Gewalt hat, belastet den Reichen und entlastet den Armen; und nur innig belebte Gottesfurcht und Menschenliebe ist geeignet, den Sinn der Gerechtigkeit zu der christlichen und wahrhaft bürgerlichen Höhe zu erheben, in welcher der Arme, ich will nicht sagen, im Verhältniß zu seinen Kräften, wie es der Reiche nach den seinigen sein sollte, ich sage nur, auf eine dem allgemeinen Wohl wahrhaft zuträgliche und die wesentlichsten und vorzüglichsten innern Kräfte des Staates wahrhaft äufnende Art belastet ist.

192. Die Spinnen-Gerechtigkeit.

Auch die Spinne wollte einst gerecht sein und sagte der Besenfrau, welche alle Wochen einmal ihr Haus in den Staub legte, sie sei gewiß kein so böses Geschöpf, als man sie allgemein dafür halte; es sei freilich wahr, sie empfinde nicht alles immer richtig, was an den äußersten Spitzen ihrer langen Spindelgebeine vorgehe, und wenn sie zu Zeiten genöthigt sei, ein unglückliches Thier wegen Frevel und Unruhe, so selbiges in ihrer verfassungsmäßigen Existenz anrichte, zu ihrem Haupt bringen zu lassen, so sei sie ganz unschuldig, wenn ihre gefühllosen Fingerspitzen ein solches Thier etwa zu hart in die Klauen faßten.

Die große Kunstgewalt zum Morden, die der Spinne einwohnt, fiel mir auf. Es wunderte mich zum Erstaunen, wie dieses elende Thierchen dahin gekommen, im Mittelpunkt eines für sie mit so viel Kunst organisirten Mördersitzes zu wohnen und gleichsam einen zum Dienst ihres Lauerns und Mordens geschaffenen Weltkreis um sich her zu besitzen, den sie dennoch im Falle seiner Verletzung und sogar im Falle seiner gänzlichen Zerstörung aus sich selbst wieder

herzustellen im Stande ist. Doch es fiel mir bald auf, daß je kleiner das Thier ist, das vom Morden lebt, desto mehr bedarf es der thierischen Kunst, dieser großen Dienstmagd des thierischen Lauerns, Fangens und Mordens zu seiner thierischen Erhaltung; und in diesem Gesichtspunkt war mir ganz heiter, daß das elende Thierchen, die kleine Spinne, eine so ganze Kunstwelt zu ihrem Dienst nothwendig hat. Sie müßte ja ohne diese Kunstwelt, die ihr zu allen Bedürfnissen ihres Lauerns, Fangens und Mordens dienend die Hand bietet, wahrlich verrecken oder betteln gehn.

Die Sache der Spinne schien mir jetzt vollkommen gerechtfertigt oder wenigstens erklärt. Indessen möchte ich doch um alles in der Welt kein Faden ihres Gewebes sein, noch viel weniger ein Spinnenbein, das sie nach allen Richtungen zu ihrem Fraße hinträgt und unglückliche, gefangene Thierchen zu ihrem Haupt bringt und ihr vor's Maul legt.

193. Die Baukunst in Nollingen, und ein Hansmichel, der sie beurtheilt.

Ehemals stand Nollingen auf festem Boden; aber der Runz des Lechstromes nahm seine Richtung gegen die Mauern der Stadt und untergrub sie. Natürlich ward der Boden unter den untergrabenen Mauern und Häusern der Stadt locker; indessen bauten die Herren von Nollingen forthin auf den weichenden Grund, und unterstützen und verblenden jetzt seit Menschengedenken ihre sinkenden Mauern auf alle erdenkliche Weise. Auch sind sie hierin so weit gekommen, daß es wirklich wahr ist, was sie von sich rühmen: man könne in der Welt die zerrissenen Mauern nirgends besser flicken, verblenden und unterstützen, als in Nollingen.

Aber ein Hansmichel, der die Kunst der Blendwerke in der Nothhülfe verachtete und glaubte, man müsse der Noth selbst und ihren Ursachen abhelfen, trug den Bürgern von Nollingen an, ihnen über die Baukunst Vorlesungen

zu halten. Die Herren von Nollingen glaubten zwar, diese Kunst sei in ihrer Stadt zu der größten Vollkommenheit gebracht und sie hätten also keine solche Vorlesungen nöthig; doch wollten sie gern hören, was ihnen der Hansmichel etwa von neuen Künsten und Ausflicken, Verblenden und Unterstützen von zerrissenen Mauern erzählen möchte, freilich alles dieses in der zuversichtlichen Hoffnung, daß er den dießfälligen Baukenntnissen eines hochpreislichen Stadtrathes und den Bauwerken der löblichen Stadt volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen werde.

Aber als er in seiner ersten Vorlesung über die Flick- und Verblendungskünste des Bauwesens überhaupt und über die Unpassenheit ihrer Maßregeln gegen den Lechstrom sein Gespötte trieb und Maßregeln gegen sein Eingreifen anrieth, von denen kein Mitglied des wohlweisen Stadtrathes vorher auch nur ein Wort reden gehört, wurden sie aufs Aeußerste entrüstet und verboten dem Hansmichel bei hoher Strafe und Ungnade, weder öffentlich, noch viel weniger in Privathäusern weitere Vorlesungen über diesen Gegenstand zu halten. Auch forderten sie, die Ehre eines wohlweisen Rathes und einer löblichen Stadt zu retten, alle Baumeister der Stadt auf, die Irrthümer dieses Neulings in der Baukunst und die Unthunlichkeit aller seiner Vorschläge in ein helles Licht zu setzen und versprachen dem Baumeister, der diese Aufgabe am besten vollbringen würde, eine Belohnung, die größer war, als man je einem Bürger, der sich um das Vaterland und die Stadt verdient gemacht, ertheilt hat.

Es herrscht an kleinen Oertern, die Rechte und Privilegien haben, die nur durch große Mittel und große Männer mit Würde soutenirt werden können, fast allgemein immer ein Kleingeist im Großthun, der den Mangel an Großgeist im Kleinsein oft bis zur Lächerlichkeit auffallen macht.

An solchen Orten schlägt hie und da das Herz der wohlgebornen Stadtbehörden für keine Angelegenheit der

Stadt so stark, ich möchte fast sagen, so fieberisch stark, als wo es eine Eitelkeits-Farce betrifft, die in ihrer Ausführung nur darum nicht immer öffentliches Gespött veranlaßt, weil sie gewöhnlich Niemand sieht, als die Herren selber.

Wer klein ist, sollte immer klein thun, und man sollte allen Kindern einschärfen: Thut doch immer klein, so lange ihr klein seid; wenn ihr groß thut, so lange ihr klein seid, so gefahrt ihr, daß man von euch sage, ihr hättet euere Unschuld wie die Herren von Nollingen verloren.

194. Die Freßordnung im Hühnerstalle.[50])

Eine Hühnermagd fütterte alles Gefieder aus einem Troge. Die Starken hatten es gut; aber die Schwachen, Kranken und Jungen kamen täglich zu kurz und wurden gedrückt und zertreten.

Das ging einem alten Hahn, der schon einmal auf dem Todbette gelegen hatte, ans Herz. Da nach dem Mittagsmahle wieder eine junge Ente vor dem Troge todt lag, redete er die Häupter und die ganze Gemeinde im Hühnerstalle also an:

„Edle, gefiederte, zweibeinige Thiere!
Wir sind doch alle von einem schuldlosen Geschlechte, und handeln auf keine Weise, wie die großen Bösewichter, die Katzen und die abscheulichen Marder, welche alles Geflügel essen und selbst der heiligen Eier nicht schonen, noch das geweihete Blut scheuen; darum — ich weiß es, der Jammer geht euch allen zu Herzen, den die Frau Reichsvögtin unsers Gemeinwesens über unsre Armen und Schwachen verhängt: ich weiß es, ihr wollt alle lieber mit Gerechtigkeit fressen, als diesem Jammer länger zusehen."

Aber die Hühner und Gänse verstanden gar nicht, was das sei, mit Gerechtigkeit fressen.

Der alte Hahn machte es ihnen begreiflich und sagte: Es lasse ein jeder von uns sich seinen Schnabel messen, und je nachdem dieser groß ist, bestimme man ihm sein Freßrecht. Dann wechsle täglich ein Hahn und eine Gans

in der Freßstunde als Hüter. Der Hahn hüte den Gänsen und Enten, und die Gans hüte den Hähnen und Hühnern. Wer dann im Fressen nicht bei seinem Schnabelrecht bleibt, den strafen sie mit rechtlichem Picken am Kopfe und Rupfen am Halse.

Wer bisher in der Freßstunde zu kurz kam, der stimmte von Herzen zu der Meinung des Hahns. Anders war's mit den Häuptern und Vorstehern der Hühnergemeinde. Diese fanden die Sache in ihrer Weisheit bedenklich. Doch endlich auf Fürsprache des alten, geliebten Mithahns willigten auch sie darein, mit einem solchen Gerechtigkeitsfressen auf ein Jahr hin und auf Zusehen eine Probe zu machen.

Also ward die Meinung des alten Hahns insoweit im Hühnerstalle zum Gesetze gemacht.

Aber die Hähne und Gänse übten das Gesetz aus wie Hähne und Gänse. Sie thaten sämmtlich ein Auge zu, wenn die Stärkern fraßen, und es blieb den Schwachen und Kleinen täglich weniger übrig, wenn die Ordnung des Fressens an sie kam, und dieses Wenige ward ihnen noch durch dieses neue Gerechtigkeits-Picken und Gerechtigkeits-Rupfen unerträglich verbittert. Auch starben bei diesem Gerechtigkeits-Elend weit mehr Hühner und Gänse, als bei dem Freiheits-Elend der Vorzeit in der Freßstunde umkamen.

Zum Glücke dauerte das neue Unglück im Hühnerstalle nur bis zur Lichtmesse, wo dann eine neue Hühnermagd eintrat, und alsobald die einzige Gerechtigkeit, die im Hühnerstalle möglich war, einführte: indem sie die stärkern Thiere einsperrte, wenn sie den Schwächern ihr Fressen vorstellte.

195. Das Zutrauen der Thiere.

Die Löwen schenken ihr Zutrauen dem entschlossenen Tiger, dem bedächtlichen Bären, dem schwachen, aber listigen Fuchs, dem weitsehenden Luchs und selbst dem Oppositions-Chef ihrer Rachengelüste, dem hohen menschlichen Elephanten.

Der Stier ſchenkt daſſelbe der gutwüthigen Kuh und dem ihn fütternden, aber auch anjochenden Knechte.

Das wiehernde Pferd ſchenkt es dem Manne, der die Luſt zum Reiten mit ihm theilt, und es damit bei ſeinem Reiten nie plagt, als um in ihm ſelber die Luſt des Reitens durch die Kunſt deſſelben zu erhöhn.

Der Eſel hat den Widerſpruch gegen das Zutrauen in ſeinen hintern Beinen, mit denen er gegen Jedermann, der ihm von hinten zu nahe kommt, ohne zu wiſſen, wer es iſt, ausſchlägt.

Der Hund ſchenkt ſein Zutrauen im ächten, niedrigen, aber ſo ziemlich allgemeinen Geiſt des unedlern Dienſtlebens Jedermann, der ihn füttert.

Der Fuchs buhlt bei allen Thieren, die er zu freſſen gelüſtet, um Zutrauen. Er aber ſchenkt das ſeinige Niemand als ſeinen Neſtfüchſen.

Und die Schlange verbirgt ſich unter den Boden, weil ſie weiß, daß ihr auf der Welt von allem, was lebt, Niemand traut, und ſie hinwieder ebenfalls das Nämliche gegen Alles, was auf Erden lebt, thut. Wenn ſie ſich aber aus der Höhle, in die ſie ſich verbirgt, hervorläßt, ſo flieht auch alles vor ihr; ſie aber hält dannzumal den Kopf in die Höhe und lauert, ob noch irgend ein Thier ihr ſo nahe ſtehn geblieben, daß ſie es mit einem Sprunge erhaſchen und tödten könne.

Es iſt ein eigenes Ding um das Zutrauen Die Thiere irren weit weniger darin als die Menſchen. Die erſten gehen nur auf Thatſachen, ſie bauen darin nur auf Anſchauung und Erfahrung; die Menſchen gehen darin zu oft auf Halbe- und Viertelserfahrungen und bauen auf ihre Neigung zum Glauben an Treue und Unſchuld des Herzens träumeriſch ihr Zutrauen; dann aber ſtoßen ſie auch oft damit ihre Köpfe ſo hart an, daß ſie ihr Zutrauen nicht nur in dem, worin es unrichtig begründet, ſondern auch in dem, worin es wohl begründet war, verlieren. Unglücklicher aber kann nicht leicht Jemand ſein, als Menſchen es werden,

die in ihrem Zutrauen so leichtgläubig sind, daß sie, sobald sie an einem Menschen etwas Gutes, das sie anspricht, sehen, sogleich glauben, er sei überall gut und in diesem Vertrauen sich gar leicht in die Arme eines jeden werfen. Solche Menschen machen oft Erfahrungen, die ihnen das Wort: Verflucht ist, wer auf Menschen traut, auf eine Weise erklären, daß ich meinem ärgsten Feinde nicht wünschen dürfte, daß ihm dieser Spruch also erklärt würde.

196. Milka und Emma.

Milka. Liebe Emma! sie ist doch immer unsre Mutter.

Emma. Ich weiß es.

Milka. Wenn wir ihre Schande auskommen lassen, so wird Jedermann von uns sagen, wir seien unnatürliche Kinder.

Emma. Das, was jedermann darüber sagen möchte, ist doch nicht die Hauptsache. Die Hauptsache ist, ob wir forthin lügen, betrügen und zu einem Unrecht nach dem andern Hand bieten dürfen, damit sie sich ihrer Schandthaten ewig nie schämen müsse.

Milka schweigt, staunt, verhüllt ihr Angesicht und Emma fährt fort: Du weißt, wo unser Thun hinlangt; wenn wir ihre Schande verbergen wollen, so dürfen wir Alles, Alles thun, damit sie sich ewig nie schämen müsse; und was wird daraus erfolgen, wenn sie sich ewig nie schämt?

Jetzt rollen heiße Thränen der Milka über die Wangen; aber sie sagt: Nein, nein, wir dürfen nicht Alles thun, damit sie sich nie schämen müsse.

Ich habe in meinem Leben mehrere Male eitle Stadträthe behaupten gehört, man sollte alle Papiere, welche eine schlechte Handlung ihres Stadtrathes oder irgend eines seiner bedeutenden Mitglieder unwidersprechlich documentiren würden, in den Archiven zernichten und ihre Offenkundigkeit für alle Ewigkeit unmöglich machen. Er setzte hinzu: Jedes

vorzügliche Glied des Stadtraths sei, wie jedes Haupt der Stadt, als ein Vater des Vaterlands anzusehn und man müsse alles thun, einem solchen Mitglied gehörenden Respekt ganz unabhängend von seinem Verdienst oder Nichtverdienst nach seinem Tode eben so wie bei seinem Leben unverletzt zu erhalten. Und so wie die gute Milka meinte, man müsse Alles thun, um die Schande ihrer Mutter zu verbergen und zu ihrer Schwester sagte, wenn sie es nicht thun würden, so würde Jedermann von ihnen sagen, sie seien unnatürliche Kinder: so meinten diese Regierungsglieder auch einstimmig, sie müßten die auf ihr Rathhaus oder auch nur auf ein bedeutendes Familienglied ihrer Rathstube fallende Schande auf alle nur mögliche Weise vor der Welt und vor der Nachwelt zu verbergen suchen. Ich hörte auch einen von ihnen, eben wie die Milka, mit Bestimmtheit aussprechen: wenn wir das nicht thäten und irgend eine Schande, die wir verhüten könnten, auf unsere Rathstube oder auf eines unserer Mitglieder fallen lassen würden, so würde die Welt und die Nachwelt von uns sagen, wir seien unnatürliche Rathsherren. — Man kann zwar diesen Herren eben so triftige Gründe gegen ihre Meinung anbringen, als die verständige Emma ihrer Schwester gegen die ihrigen angebracht hat; aber ich glaube nicht, daß viele von ihnen, die darauf antragen, durch Entfernung von Papieren, die ihre Schande documentiren, sich ewig nie schämen zu müssen, durch ähnliche Gründe, wie Milka, zum Weinen gebracht werden möchten.

Wo man die Frage aufwerfen kann: Darf man in irgend einem Verhältniß des häuslichen oder des bürgerlichen Lebens Schandthaten fortdauern machen und fortdauern lassen, damit man denen, die sie begangen, die Schamröthe ersparen könne? d. i. darf man die moralische Kraft wider das Laster der Aufmerksamkeit auf die Personen, die dasselbe begehn, unterordnen? da ist diese Kraft gegen das Laster im innern Wesen ihrer psychologischen Begründung untergraben. Das Heilige der gesetzlichen Staatskraft gegen die Verbrechen der Bürger wird zu einem Traumbild und zu

einem Popanz. Das ist sie und mehr nicht, wo sie der richterlichen Aufmerksamkeit auf die Personen, welche diese Laster begehen, untergeordnet dasteht. Wie weit das führt, ist heiter. Es verhärtet die Zartheit des Pflichtgefühls der Menschennatur an Ort und Stelle, wo die Menschheit derselben am meisten bedarf. Es bringt Männer, die die Stütze der Unschuld und der Schwäche sein sollten, dahin, daß sie in Fällen, wo ihre Gerechtigkeitskraft am stärksten angesprochen wird, das Wort der Milka: „Nein, nein, wir dürfen das nicht —" nicht mit ihrem Gefühl und mit ihren Thränen aussprechen.

197. Die Lobrede des Maulbrauchens und der Frechheit vom Mephistopheles.

Die Fürsten der Hölle beklagten sich einmal in ihrem gemeinen Rath, es gehe im Reiche der Lügen und des Unrechts nicht, wie es sollte, vorwärts. Die Gewaltsmittel, welche die Diener der Hölle wider ihre Erzfeinde, die Wahrheit, die Liebe und das Recht gebrauchten, verfehlten ganz ihre Zwecke. Die Zeugen der Wahrheit, die Helden der Liebe, die Opfer des Rechts litten ihre Marter umsonst. Je mehr man die Feinde der Hölle verfolge, je mehr schienen sie Anhänger zu gewinnen. Eine Weile stand die Hölle von dieser Antwort betroffen. Dann stand aber Mephistopheles auf und sagte zur versammelten Hölle: Es ist wahr, unsere Diener verstehen es nicht, unser Reich unter den Menschen zu fördern. Sie sollten den Erbfeind unsers Reiches, die Wahrheit und die Liebe, nicht nur mit Feuer und Schwert, sie sollten ihn weit mehr mit Maulbrauchen verfolgen. Sie müssen besser lernen, den Menschen mit leeren Worten Staub in die Augen zu werfen, und die Sache des Unrechts, als wäre sie die Sache des Rechts, die Sache der Lügen, als wäre sie die Sache der Wahrheit, zu plaidiren und demonstriren, das Krumme gerade, und das Gerade krumm zu machen und jedem Gegner das Wort der Wahrheit, fast ehe er es ausgesprochen, im Munde zu

verdrehen, ſie müſſen lernen, die Aeußerungen von Gutmüthigkeit, Wohlwollen und Liebe als die Sache menſchlicher Erbärmlichkeiten und Schwächen, mit denen man nur Mitleid haben müſſe, in die Augen fallen zu machen. Nur auf dieſem Wege geht es in der Welt, wie ſie jetzt iſt, für uns vorwärts wie es ſoll; dazu aber braucht es wahre Teufelskräfte; Leute, die uns jetzt wahrhaft dienen können, dürfen durchaus nicht alle Menſchenſchwächen in ſich ſelber vereinigt tragen, wie viele dieſer Thoren, die uns gern dienen möchten, zu glauben ſcheinen. Wir müſſen unter den Schwächlingen des Menſchengeſchlechts die Frechſten, die wir finden können, in unſern Dienſt bringen. Frechheit im Maulbrauchen mit Schlauheit im Stillſchweigen und Geheimnißmacherei verbunden, kann uns allein zu der Siegeskrone helfen, für die wir einſt mit dem Himmelskönige ſelber Krieg führten, und jetzt noch mit den Schwächlingen des Menſchengeſchlechts gegen die Broſamen von Liebe und Wahrheit, die von unſerm feindſeligen Himmel auf ihre arme Erde herabfallen, ein Nebenwerk von Kleinkrieg zu führen genöthigt ſind. Die einzige Kraft unſrer Feinde auf Erden liegt in dieſen Broſamen von Liebe und Wahrheit, die ihnen vom Himmel zugefallen; aber dieſes Geſchenk liegt in den Händen von großen Schwächlingen, gegen die wir nichts anderes und nichts mehr als Frechheit im Maulbrauchen bedürfen. Wer frech iſt, zudringlich und ſchlau, der arbeitet in unſerm Dienſte. Welche Farbe, welche Meinung und welchen Glauben jeder unſerer dießfälligen Diener und Handlanger auch habe, macht uns gar nichts; wenn er nur alſo teufliſch frech iſt, ſo haben wir alles, was wir von ihm bedürfen. Wir können die Frechheit nicht genug loben. Liebloſigkeit, Rechtloſigkeit, Hartherzigkeit und ein eingewurzelter Lügengeiſt ſind der Frechheit angeboren und von ihr unzertrennlich. Und das iſt ja Alles, was wir bedürfen, um unſern Kampf gegen das Himmelsgeſchenk von Wahrheit und Liebe unter den Schwächlingen von Menſchen ſiegend zum Ziele zu führen.

Die ganze Hölle jubelte dem Mephiſtopheles Beifall

entgegen und der Fürſt der Hölle ſprach das Wort aus: So muß es ſein, ſo muß es geſchehen, unſer Reich muß unter den Schwächlingen des Menſchengeſchlechts nicht durch Henkersgewalt, es muß mit Maulbrauchen und Frechheit geäufnet werden.

Die ganze Hölle horchte, und alle Teufel gehorchten.

198. Der Junker Milichius.

Seine Bauern beſaßen einen Weg in den Berg als ein Dorfrecht, und er hatte den Mitgenuß des Weges als ein Bauernrecht. Aber er verwandelte ſein Bauernrecht in ein Schloßrecht und verbot dann ſeinen Bauern den Mitgenuß des Schloßwegs.

Sie machten Vorſtellungen dagegen; aber es ward ihnen durch die Kanzlei bedeutet: Was von Seite Sr. Wohlgeboren zu erkennen und zu verordnen beliebt und geruht worden, dabei habe es ſein endliches Bewenden. Um ihnen aber ſein anderweitiges hohes und geneigtes Wohlwollen zu beſcheinen, erlaubte er ihrem Dorfe ein neues Schenkhaus.

Wenn der Bauer, der einzig mit den Gutthaten des Junker Fritz, von dem oben die Rede war, nicht zufrieden, ihm antwortete: „Wir gedeihen beſſer, wenn Sie uns unſer Recht widerfahren laſſen, als wenn ſie uns mit Gutthaten übermiſten“ — jetzt da geweſen wäre, er hätte dem Junker Milichius für das neue Schenkhaus gewiß auch nicht gedankt, ſondern das liebe, alte Wegrecht der neuen Schenke weit vorgezogen, ob man gleich in unſern Tagen immer mehr in der Uebung hat, alle Dörfer mit Schenkhäuſern und vielerlei Arten von Freiheiten für dieſelben ebenſo zu übermiſten.

199. Eben dieſer Junker Milichius.

Auf ſeinem Gute Hertenſtein mußte jeden zwanzigſten Tag aus jedem Hauſe ein Mann und ein Weib Frohndienſte

thun. Ihre Arbeit war vormals Heuen, Emden, Ernten und Herbsten. Dennoch gab schon damals jeder ehrenfeste Dorfmann einem Paar armen Leuten den Taglohn und ließ sie für sich frohnen.

Unter Milichius aber mußten sie die Treppen und Böden im Schlosse waschen und in den Höfen das Gras zwischen den Steinen herauskratzen. Natürlich scheute sich dessen ein Jeder. Wer immer konnte, bezahlte den Frohntag und kam nicht selbst. Aber Milichius hieß das Bauern-Unfug. Er sprach und befahl: es müsse mehr eine Gleichheit im Dienste sein. Die reichen Dienstleute müssen mir, wie die armen, am Boden kratzen.

Wenn du Ehre im Leibe hast, so fühlst du, wie das wehe that. Aber der Junker lachte, und das Gesindel, das schon lange den Boden gekratzt hatte, fand es gar lustig, daß die hoffährtigen Reichen mit ihnen den Boden kratzen mußten.

Indessen gewöhnt sich der Mensch an Alles. So wehe es that, die reichen Dienstleute lernten jetzt, was die armen schon konnten. Aber so wie die ersten mit dem Gesindel vermischt schamlos wurden, also wurde das Gesindel mit jenem vermischt, frech.

Sein Lachen über die Gleichheit im Dienste verwandelte sich allmählich in ein Geflüster über die Gleichheit im Rechte, und bald fragten die Leute auf allen Vieren sich ohne Umschweif unter einander: Wann wird die Reihe auch an ihn kommen? Ein schwarzes Buch sagt: Die neuen Wörter, Freiheit und Gleichheit, seien also von der schrecklichen Dienstgleichheit erzeugt, und von Leuten auf allen Vieren ausgeheckt worden.

Es muß auch etwas hieran wahr sein, sonst hätten sie nicht so viel Uebel in der Welt veranlassen können und so viele gelehrt, auf allen Vieren am Boden kratzen, die dessen noch weit weniger gewohnt waren, als die reichen Dienstleute des Junkers Milichius.

Auch der niederste, ärmste Mensch hat in seinem In-

nersten ein Ehrgefühl, dessen Verletzung ihn, wenn er ein guter Mensch ist, zu Thränen, und wenn er ein böser ist, zur Wuth bringt. Wer klug ist und gern Ruhe um sich her hat, der hütet sich in jedem Fall eben so sehr, das Ehrgefühl der Niedern im Land zu verletzen, als auch die Unklugen gewohnt sind und gewöhnt werden, es bei den Reichen und Großen im Land zu schonen.

200. Der Steg ohne Lehnen.

Eben dieser Milichius machte seinen Bauern ihren Kirchsteg über den Dorfbach wieder zurechte. Aber nicht wie ihn die Alten besessen hatten, denn vormals war er von breiten Eichen, jetzt machte er ihn von schmalen Tannen.

Doch das hätte noch angehen können; aber er machte ihn ohne Lehnen, und die Bauern konnten nun nicht mehr, wie sie es vorhin gethan hatten, an den Sonntagen und oft auch an den Werktagen, auf ihn hingelehnt, den Fischen und Fröschen zusehen und mit einander plaudern.

Das that ihnen wehe. Einige Tage flüsterten sie dies und das unter einander. Die einen sagten: Es ist vor Gott und Menschen nicht recht, wie man mit uns umgeht; Andere: Wer bei Nacht und Nebel über den Steg geht, der gefahrt in den Bach zu fallen und beim großen Wasser zu ertrinken; wieder Andere: Ja! ja! Wir sind mit ihm an Leib und Seel versorgt. Wenn dann einer ertrinkt, so macht er noch auf Kosten der Erben ein Visum repertum.

So wurmte es vier oder fünf Tage in den Köpfen der Bauern. Am sechsten fluchten sie, er sei ihnen einen Steg schuldig, wie ihn ihre Vorfahren besessen hätten; und bald setzten sie hinzu; wenn einer von uns den Steg, wie er jetzt ist, mit einem Fuße betritt, so ist er nicht werth, daß er auf den Kirchhof zu den ehrlichen Alten ins Grab kommt. Und damit keiner ein Mameluk sein und ihn doch

betreten könne, ſo warfen ſie ſelbſt ihn an dieſem Abend in den Bach.

Indeſſen war es Samſtag; ſie ſollten morgen zur Kirche, und hatten keinen andern Weg, als über den Steg. Was war jetzt zu machen? Sie riethen, da das Waſſer jetzt klein ſei, ſo wollten ſie durchwaden. Geſagt, gethan. Am Sonntag des Morgens ſetzten ſich Männer und Weiber am Reihen vor den Bach, zogen Schuhe und Strümpfe ab, und wadeten durch.

Aber es war in Jupiters gaukelnder hoher Verſammlung beſchloſſen, und eine Hexe hatte es den ſterblichen Menſchen verkündet: „Der Steg ohne Lehnen ſolle Milichius Bauern einen traurigen, drangvollen Tag bereiten; dann aber werde Milichius, von einem Prädikanten erweckt, ſich ihrer endlich erbarmen, und ihnen am Plauderſtege des heiligen Sonntags wieder eine Lehne erſchaffen.“ Was die Hexe den ſterblichen Menſchen verkündete, das iſt auch alles erfüllet.

Milichius Bauern kamen naß und erfroren zur Kirche. Der Pfarrer predigte lang und hatte zu taufen. Aber das war nur der Anfang der Schmerzen.

Wie in den Tagen der Sündfluth, alſo regnete es heute in den Gebirgen, und der Bach ward während der Predigt zum Strome. Man denke ſich das Entſetzen der lieben Gemeinde, die jetzt jenſeits des Bachs war und nicht mehr durchwaden konnte. Freilich war noch eine Schloßbrücke neben dem Stege: aber ſie war verſchloſſen, ſie war die Brücke des Junkers Milichius, und nicht die Brücke des Volks.

Indeſſen baten die Leute, die Männer zogen die Hüte ab; die Töchter neigten ſich; eisgraue Männer, ſchwangere Frauen und unmündige Kinder ſtellten ſich voran, und rangen die Hände, der Sigriſt und der Schulmeiſter knieten vor Demuth in den Koth.

Doch iſt es leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr eingehe, als daß Menſchen von höherm Stand, die ſich einmal bis zu den ekeln Gefühlen des Geſindellebens er-

niedrigt, den Koth von ſich waſchen, in dem ſie ſich täglich herumwühlen. Man muß von ſolchen Milichiusſeelen beſtimmt fragen: Kann auch ein Mohr ſeine Haut und ein Panther ſeine Flecken ändern?

Es ekelt mir. Ich ſehe den Junker in ſeinem Prachtzimmer hoch auflachen über den Glücksſtreich, der ihm mit dieſem Regen begegnet. Ich ſehe ſelber den Pfarrer hinter ſeinem Vorhange über die Trübſale ſeiner Gemeinde am Bache Kedron ſeinen Muthwillen treiben, und Milichius ſcheut ſich gar nicht, ſeine Freude darüber zu bezeugen, daß die armen Leute bei dieſem Anlaſſe alle ihre Sonntags- und Hoffahrts-Kleider zu Grund richten werden.

Meine Muſe! Trage mich wieder aus dem glänzenden Zimmer der niedrigen Herrſchaft zum armen, lieben, fehlenden Volke.

Die guten Leute mußten jetzt zwei Stunden weit über Stauden und Stöcke, durch Sumpf und Dornen einen Heimweg ſuchen, den ſie noch nie betreten hatten.

Als ſie heimkamen, vergaßen ſie eine Weile ihren Jammer und ſuchten nur den warmen Ofen und ihre Mittagsſuppe. Während des Eſſens geſtanden ſich auch viele, ſie hätten beſſer gethan, über den Steg ohne Lehnen zu gehen, als zu rebelliren.

Aber ſo wie ſie wieder erwärmt waren, ſo wurden ſie wüthender als je und redeten ſelbſt über den Pfarrer ſo heftige Worte, daß der Sigriſt noch an dieſem Abende und faſt außer Athem ins Pfarrhaus kam und dem Wohlehrwürdigen ſagte: Herr Pfarrer! Herr Pfarrer! Ihr gefahret, weiß Gott! um alle eure Accidenzien zu kommen, wenn ihr den Junker nicht dahin bringt, den Bauern einen Steg und eine Lehne zu machen, wie ihn die Alten gemacht haben.

Auf einen ſolchen Bericht wird ein jeder Milichius-Pfarrer ein Volksmann. Auch unſerer ward's. Er eilte ſchnell zum Junker, um ihn für ſeine Bauern um einen Steg mit zwei Lehnen zu bitten. Aber dieſer lachte ihm unter die Naſe, und ſagte: Ihr, als ein geiſtlicher, frommer

aber gegen diejenigen der Dohlen und Krähen, und hoben ein großes Geschrei an, wie der hohe und erhabene Jupiter nicht mehr anders könne, als seiner Langmuth endlich ein Ende machen und alle Vögel mit schrecklichem Ernst zu vertilgen, weil sie in ihrer Bosheit so weit gekommen, sich nicht mehr zu begnügen, wie dieses auch vorhin geschehen, einzeln und unter gehöriger Anführung zu sündigen, sondern sich jetzt auf eine unerhörte Weise zu ganzen Geschlechtern vereinigten, um die unnatürlichsten Thaten mit eigener Gewalt auf die schrecklichste und strafbarste Weise zu vollbringen und durchzusetzen. Sie predigten mit großem, sonderbarem Ernst, wie alle Arten von Vereinigungen unter den Vögeln zu gar nichts Gutem und Nützlichem führen, wie solche ganz einzig von dem höchsten Verderben des Vogelherzens und der darin lebenden, ewigen Gelüste nach allem, was dem geistlichen und weltlichen Vögelrecht entgegen sei, herrühre, und wie dergleichen sträfliche Vereinigungen den betrogenen Vögeln in ihrem Innersten das gute und edle Gefühl ihrer natürlichen Schwäche und Ohnmacht raubten und sie dagegen frech, übermüthig und gewaltthätig machten, wie besonders die Dohlen sich ohne Scheu und Scham täglich mehr an der Hoheit der mächtigsten Vögel vergriffen, und auch den friedlichen Geschlechtern der Vögel zum Trotz, was diese in ihren unschuldigen Seelen verabscheuten, vollbrächten, und täglich auf die mächtigsten Geier und Weihen eine Lustjagd nach der andern anstellten. Sie predigten ferner, wie die schändlichen Dohlen auch den Brodrechten der gemeinen, schwächern und kleinern Vögeln auf die sträflichste Weise zu nahe träten, indem sie auf allen Misthaufen und auf allen neu gedüngten Aeckern alle eingemachten Früchte, die beste Nahrung der Vögel, ihnen also in Haufen vereinigt vor dem Schnabel wegschnappten, endlich bezeugten sie noch, die Dohlen seien von den Göttern verflucht und von jeher mit der Farbe des Unglücks bezeichnet gewesen, und schlossen dann von ihren geweihten Aesten herab dahin, man könnte weder Tugend noch Recht

unter seinen Fittigen tragen, wenn man es auf irgend eine Art mit der Dohlen-Partei halten wollte.

Die dummen Vögelhorden glaubten und hoben ein großes Geschrei an: sie wollten alle Dohlen vertilgen. Die frommen Hühner flogen auf die Bäume, ihre Eier zu verderben und die guten Tauben pickten sie in den Klippen und Felsritzen entzwei. Aber so wie die guten Vögel die Dohlen vertilgten, so gediehen die Geier, und endlich merkten die dummen Vögel doch an ihren leeren Nestern, daß sie übel gethan hatten, den Mittelstand vertilgen zu wollen, den die Natur ihnen zum Schutz gegen die Geier erschaffen hatte.

Seit dieser Zeit aber herrscht auch ein ewiger Haß zwischen den friedlichen Vögeln und dem Kauzengeschlechte, das sie also verführte, zu Gunsten ihrer Tyrannen ihre frommen und friedlichen Schutzherren vertilgen zu wollen.

Ich muß über die Darstellung dieses Traums aus dem Thierreiche sagen: Sie ist vor mehr als dreißig Jahren geschrieben worden, und veranlaßt mich jetzt, folgendes beizufügen: Die Erhaltung und das Wohlbefinden der größern Anzahl der Thiergeschlechte hängt vielseitig von der ihnen inwohnenden und mit großem Reize belebten Kraft, sich untereinander zu beschädigen, zu bekriegen und zu vertilgen, ab; offenbar aber liegt diesem wesentlichen Fundamente der thierischen Selbsterhaltung ein entschiedener, der thierischen Natur inwohnender Mangel an Menschlichkeit, der dann seiner Natur nach auch einen eben so mit vielen Sinnlichkeitsreizen unterstützten Hang zur Unmenschlichkeit sowohl vorausgesetzt als zur Folge hat, zum Grunde.

Bei dem Menschengeschlecht ist dieses geradezu umgekehrt, seine Selbsterhaltung und der ganze Umfang der Beförderungs- und Sicherungsmittel seines Wohlstandes hängt unbedingt und wesentlich von dem seiner Natur inwohnenden Sinn der Menschlichkeit und von der Unterdrückung des in unserm Fleisch und Blut, eben wie im Fleisch und Blut der Thiere liegenden, sinnlichen Reize zur

Unmenschlichkeit, das ist, von der Unterdrückung der thierischen Neigung einander zu beschädigen, zu bekriegen und zu vertilgen ab. Sowie die Thiere durch die Befriedigung ihres Unmenschlichkeitstriebes sich erhalten, sicher stellen und befriedigen, so richtet der Mensch durch die Befriedigung dieses thierischen Unmenschlichkeitstriebes sich selbst zu Grunde.

Was immer der Mensch, von sinnlicher Selbstsucht und thierischer Gewaltthätigkeit getrieben, zum Nachtheil, zur Minderung des Wohlstandes seines Nebenmenschen, zu dessen Schwächung, Erniedrigung und Vertilgung thut, damit schwächt und entwürdigt er sich selber und mit ihm den guten Zustand aller seiner Umgebungen, das ist, seines Geschlechtes in dem ganzen Umfang, indem er auf dasselbe eingewirkt und Einfluß hat und von demselben berührt wird.

Diese Ansicht wird noch von einer andern Seite ganz klar.

Der Mensch wird nicht, wie das Thier, zu dem, was er sein und werden soll, geboren, er wird, was er werden soll, nicht von sich selbst, er wird es nur durch die Erhebung seiner Natur zur Wahrheit und Liebe.

Diese Erhebung aber setzt wesentlich die Ausbildung des ganzen Umfangs der Kräfte voraus, durch die sich unsere Menschlichkeit ausspricht, das ist, durch die wir den innerlich belebten gereinigten und geheiligten Sinn derselben äußerlich in göttlichen Thaten der Liebe, der Selbstverleugnung und der Aufopferungskraft unserer selbst für Wahrheit, Recht und Menschensegen darzustellen vermögen.

Diese Ausbildung des Geschlechtes sowohl in Rücksicht der inneren Reinheit, als der äußeren Fertigkeiten, deren Vereinigung das wirkliche Leben mit Wahrheit und Liebe allein möglich machen, geht indessen durchaus nicht aus der Maßabbildung unsres Geschlechtes, es geht wesentlich aus der Individualbildung des einzelnen Menschen als solchen hervor. Die Anmerkung dieser Wahrheit ist in Rücksicht auf die Bildung unsers Geschlechts und in Rücksicht auf die Ansicht und Beurtheilung des ganzen Umfangs ihrer Mittel

von der höchſten Wichtigkeit und es iſt nothwendig, die Wahrheit dieſes Grundſatzes in ſeinen pſychologiſchen Urſachen und Folgen, in ſeinem ganzen Umfang, in ſeiner ganzen Tiefe und in aller Vielſeitigkeit ſeiner Anwendungsmittel, Anwendungskräfte und Anwendungspflichten ins Auge zu faſſen. Es iſt klar, wie weit dieſe Anſicht hinführt. Ich ſage über dieſelbe nur dieſes; ich beſchränke mich hier auf den einzigen Geſichtspunkt, zu dem mir die Darſtellung des Thierklubbs Veranlaſſung gibt.

Die Ausbildung der Gemeinkraft mehrerer vereinigten Menſchen führt durch ihr Weſen vorzüglich überwiegend zu der Stärkung der Kräfte, die wir mit dem Thiere gemein haben, und es iſt unſtreitig, daß die vorzügliche und einſeitige Verſtärkung der diesfälligen Kräfte die höhern Anlagen der Menſchennatur ſchwächt, und hingegen den entgegengeſetzten niedern, thieriſchen Kräften überwiegende ſinnliche Reize, Nahrung und Spielraum verſchafft, und dadurch die Fundamente, auf denen das eigenthümliche und weſentliche Heil unſers Geſchlechts ruht, untergräbt und in unſerm Innerſten auslöſcht. Man kann durchaus nicht in Abrede ſtellen, daß das lebhafte Gefühl der Gemeinkraft unſeres Geſchlechts, wie es ſich durch die Zuſammenſtellung von vielen ausſpricht, der Reinerhaltung des Selbſtgefühls bei der menſchlichen Schwäche im hohen Grade nachtheilig iſt, und daß es dadurch die zur Ausbildung der Menſchlichkeit ſo weſentlichen Eigenſchaften, der Demuth, der Theilnahme, der Beſcheidenheit, der Geduld und des Mitleidens gegen die Schwächern und Hülfsbedürftigen im innerſten Heiligthum unſerer Natur, unter beinahe allgemein eintretenden Umſtänden, zu ſchwächen und zu untergraben geeignet iſt.

Sowie der Sinn der Menſchlichkeit, der von Liebe und Vertrauen ausgeht, und vom Gefühl der Schwäche des einzelnſtehenden Menſchen unterſtützt und in ſeiner urſprünglichen Natürlichkeit und Reinheit erhalten wird, ſo wird hingegen dieſer reine, unſchuldige Sinn der Menſchlichkeit mit dem ganzen Umfang ſeiner Segensfolgen durch jede Art

des Zusammenstehens der Menge untergraben, geschwächt und im Heiligthum seines innern Wesens gestört.

Das Wahre, Heilige der Menschenbildung geht im Wesen aller seiner Mittel von der Einheit der Menschennatur aus und bewährt seine Wahrheit und Kraft, eben so wesentlich im ganzen Umfang seiner Resultate durch seinen Einfluß auf die Erhaltung, Stärkung und Belebung dieser Einheit. Sie, diese Basis der Harmonie unsrer Kräfte, ist indessen für jeden Menschen die Sache seiner Individualität. Wo auch nur zwei bei einander stehen, da ist, so weit sie zusammen stehen, diese Einheit nicht mehr in ihrer individuellen Reinheit da, sie ist in Zweiheit hinüber gegangen und steht in ihr also gebrochen und getheilt da; so wie mehrere zusammenstehen, geht sie in Dreiheit, Vierheit und endlich in Vielheit hinüber. Mit jeder Vermehrung der also verbundenen Menschen, mit jeder Ausdehnung ihrer Vielheit, vermehrt sich das Uebergewicht der Bedürfnisse und Neigungen, die aus der Masse der Vielheit ihres Zusammenstehens hervorgeht, und durch sie erzeugt und veranlaßt werden, auf Gefahr und zum Nachtheil dessen, was die Menschheit, als Individuum, zu solider Begründung ihres Wohlstandes allgemein und einzeln bedarf.

So weit ist es gewiß, daß das Heilige der menschlichen Individualveredlung und aller seiner Mittel durch die Folgen ihrer sinnlichen und physischen Vereinigung durch den Einfluß, den die Massenbedürfnisse und die Massenneigungen vermöge der Menschennatur allgemein auf den esprit du corps der Vereinigten unausweichlich hat und haben muß, geschwächt und gefährdet wird, und zwar in jedem Fall in dem Grade, als das Gefühl der sinnlichen Massenbedürfnisse und der sinnlichen Massenneigungen und Massenkräfte noch in den Verhältnissen und Umständen der vereinigten Menschen durch große, sinnliche Reize und Mittel unterstützt, belebt und erhöht wird.

Aus allem diesem folgt offenbar, daß das thierische Rechtsgefühl der Dohlen sich gegen den Feind ihres Lebens, ihrer Jungen und ihrer Eier, gegen den Geier, zu vereinigen,

und ſo vereinigt auf Tod und Leben Jagd auf ihn zu machen, kein Beiſpiel iſt, aus welchem ein Recht des Menſchengeſchlechts, ſich eben ſo gewaltſam gegen irgend einen Feind, den die Menſchen zu beſiegen nicht vermöchten, zu vereinigen, herleiten läßt.

Das Menſchenrecht darf durchaus weder durch die rechtloſe Gewaltthätigkeit der Stärkern gegen die Schwächern, noch durch die rechtloſe Vereinigung der Schwächern gegen die Gewaltthätigkeit der Stärkern geſucht, betrieben und erzielt werden.

Das reine, heilige, von Gott ſelbſt in die Seele der Menſchennatur gelegte Gefühl des wahren Menſchenrechts ſchließt die thieriſche Vereinigungsluſt der Schwächern gegen die Stärkern, das Dohlen- und Krähenrecht gegen die Geier, beim Menſchengeſchlecht eben ſowohl aus, als es auch kein geſetzloſes Gewaltsrecht des Stärkern gegen den Schwächern, kein Recht menſchlicher Geier gegen menſchliche Dohlen, als ein menſchliches, will geſchweigen, als ein göttliches Recht anerkennt.

Aus der Wahrheit und Reinheit der Menſchennatur und aus dem Bedürfniſſe ſeines wirklichen Wohlſtandes geht ſo wenig ein äußerliches Vereinigungsrecht des Schwächern gegen den Stärkern, als ein Gewaltthätigkeitsrecht des Stärkern gegen den Schwächern hervor; der Anſpruch an beides iſt in ſeinem Weſen ein Anſpruch gegen die heiligſten Fundamente des öffentlichen und Individual-Wohlſtandes unſeres Geſchlechtes.

Was immer der Menſch einzeln oder vereinigt, von ſinnlicher Selbſtſucht und thieriſcher Gewaltthätigkeit getrieben, zum Nachtheil, zur Minderung des Wohlſtandes ſeines Nebenmenſchen, zu ſeiner Schwächung, Erniedrigung und Vertilgung thut, dadurch untergräbt er die Fundamente ſeines eigenen Wohlſtandes, ſeiner Selbſtſtändigkeit und ſeiner Veredlung.

Die Maſſen-Gewalt irgend einer Art vereinigter Menſchenhaufen, die nicht auf die vorhergehende und geſicherte Individual-Veredlung der Kräfte unſrer Natur gebaut iſt,

ist in jedem Fall eine, den Wohlstand und Segen unseres Geschlechts gefährdende Gewalt.

Ich fasse die erhabenste Vereinigung, die je auf Erden statt fand, die christliche Vereinigung ins Auge. Selbst die Glieder dieser Vereinigung, selbst die Bekenner der göttlichen Lehre des Erlösers dürfen zur Beförderung ihrer heiligen Zwecke nicht auf die Gewaltskräfte ihrer menschlichen Vereinigung bauen. Sie dürfen den Erfolg ihres äußern Einflusses zur Beförderung des Christenthums nur von der Veredlung ihrer Individual-Kräfte in Wahrheit und Liebe erwarten. Das Christenthum selber ist nur durch den Individual-Gebrauch aller seiner Segensmittel in seinem Wesen eine wahre, unsichtbare Kirche; sie ist auch nur durch die Unsichtbarkeit ihres heiligen, innern Wesens, nur durch das Heiligthum des Segens ihres Individual-Einflusses auf die Veredlung des Menschengeschlechtes eine wahre, christliche Kirche, das ist, eine geistige, unsichtbare Vereinigung der wahren Nachfolger Christi.

Aber wo finde ich sie, diese unsichtbare, christliche Kirche? Sie ist nirgends und allenthalben, sie steht nirgends in Massa vereinigt, der Welt sichtbar vor Augen, aber sie steht in jedem einzelnen Individuum, der ein wahrer Christ ist, unsichtbar der Welt, ihre Umgebungen heiligend und segnend wirklich da. Als äußerliche Vereinigung von Menschen, als Gemeinkraft, als Volkskraft, als Resultat der äußern Vereinigung von vielen ist sie nirgends; als Resultat der göttlichen Mittel, die die Menschennatur in ihren Individuen reinigt, heiligt und segnet, ist sie allenthalben; aber die Welt, als Welt, erkennt sie nicht; wo die Welt sie sucht, ist sie nicht da; sie ist in keiner Art von Verbindungen da, die aus den Bedürfnissen der Massenvereinigung irgend eines Standes hervor geht.

Fasse ich den Adelstand, den Bürger-, den Bauern-, den Handwerks-, den Kaufmannsstand, fasse ich den Stand der verschiedenen Regierungs-Behörden, fasse ich den christlichen und sogar den Klosterstand ins Auge, so finde ich allenthalben zum Dienst ihrer, in der äußern Vereinigung

der Stände und in den beſtehenden Mitteln ihrer Organiſation große und ſehr belebte Reize zum Uebergewicht ihrer Maſſenneigungen und ihrer Maſſen-Anſprüche über die Anſprüche der individuellen Exiſtenz ihrer Glieder, und dadurch über das heilige, innere Fundament aller, unſer Geſchlecht wahrhaft ſegnenden, äußeren menſchlichen Verbindungen und Vereinigungen; ich finde in ihnen allenthalben den Keim des Widerſpruchs gegen das reine Leben in Wahrheit und Liebe, dieſer weſentlichen, göttlichen Eigenheit des wahren Chriſtenthums.

Jede geſellſchaftliche Maſſenvereinigung, die auf irgend eine Art die ſinnliche Neigung eines Standes zu fördern, zu befriedigen, zu erhöhen und zu ſichern geeignet iſt, iſt in ſo weit durch ihre äußere menſchliche Organiſation dem hohen und reinen innern Sinne des Chriſtenthums entgegen. Sie hat, wenn auch noch ſo verſteckt, den böſen Sinn der thieriſchen Natur und mit ihm den Keim des Krieges aller gegen alle, den Keim der Neigung, den Sinnlichkeitsgenießungen der Glieder ſeines Standes ohne reine menſchliche ſelbſtſuchtloſe Rückſicht auf Wahrheit und Liebe ein Genüge zu leiſten, in ſich ſelbſt, und führt in jeder Abtheilung der Stände die Glieder derſelben zu einem esprit du corps, welcher ſie bald das honorificum, bald das utile ihres Standes als oberſtes Geſetz deſſelben anſehen und die Anſprüche ihrer Nebenmenſchen aus andern Ständen und andern Verhältniſſen als ihr untergeordnet anzuſehen verleitet. Das iſt ſo wahr, daß jeder armſelige Handwerkspfuſcher die Vortheile ſeines Handwerks und die Rechte ſeiner Zunftinnung zum Nachtheil ſeiner ganzen Vaterſtadt und ſeines lieben Wohnorts mit eben dem esprit du corps behaupten wird, als derſelbe ſich in Vereinigung aller, auch der höhern Stände, in Rückſicht auf das utile und honorificum jedes Standes gleich laut, gleich lebendig und gleich ſelbſtſüchtig ausſpricht. Die Täuſchung, in der die Welt über das Unrecht des Uebergewichts der Maſſenanſprüche vereinigter Menſchen und Stände und des esprit du corps ihrer Selbſtſucht über das Heilige, Ewige und ſich ſelbſt

immer Gleiche der reinen Anſprüche in der Individualität der Glieder aller menſchlichen Vereinigungen lebt, iſt unermeßlich groß, und das Unterliegen des Menſchengeſchlechts unter dieſelben ſo viel als allgemein, es hängt mit den Sinnlichkeitsgenießungen und Sinnlichkeitsanſprüchen in allen Ständen zuſammen und wird durch die Verſtärkung und Verhärtung dieſer Anſprüche, die aus den Maſſenvereinigungen des geſellſchaftlichen Zuſtandes entſpringen, immer größer, und dem heiligen Uebergewicht unſerer geiſtigen und ſittlichen Anlagen über die Anſprüche unſerer Sinnlichkeit immermehr allgemein nachtheilig.

Je ausgedehnter jede menſchliche Vereinigung iſt, die zur Beförderung der Sinnlichkeitsneigungen und Sinnlichkeitsgenießungen große Reize und Mittel in ſich ſelbſt trägt, deſto mehr vermehrt ſich auch die innere, geiſtige und ſittliche Schwäche der Menſchennatur, ſowohl im einzelnen Mitglied der Vereinigung, als in der Maſſe, in der ſie vereinigt daſteht.

Der böſe Sinn der Selbſtſucht unſerer Natur und ſein mächtiger Einfluß auf die Abſchwächung und das Verderben unſerer edlern Anlagen ſteht ſchon ſelber in jedem Individuum unſers Geſchlechts iſolirt und an ſich feſt, und wenn er dann noch durch das ſinnliche Intereſſe irgend eines Standes und ſeines esprit du corps gereizt, belebt, geſtärkt und vergiftet wird, ſo iſt ſeine Wirkung auf das Verderben unſers Geſchlechts doppelt groß und doppelt entſchieden. So heiter iſt es, daß die Maſſenvereinigung irgend eines Standes nur in ſo weit als dem Menſchengeſchlecht wohlthätig und wahrhaft zum Segen gereichend angeſehen werden kann, als die Glieder dieſer Vereinigung das Leben in der Wahrheit und Liebe höher achten, als den ganzen Umfang der Sinnlichkeitsgenießungen, die ihnen ihre Standesverbindungen und Anſprüche gewähren können. Eben ſo heiter iſt, daß die Maſſenvereinigung irgend eines Menſchenhaufens ganz gewiß in dem Grade als dem Menſchengeſchlecht nachtheilig und zum Verderben gereichend angeſehen werden muß, als die Glieder dieſer Vereinigung die

Sinnlichkeitsansprüche und die Sinnlichkeitsgenießungen, die ihnen ihre Standesverbindung zu verschaffen, zu versichern und zu erhöhen geeignet sind, höher achten als das Leben in der Wahrheit und in der Liebe.

Es ist also offenbar, daß das Segnende alles Zusammenstehens der Menschenhaufen, das Segnende aller bürgerlichen Vereinigungen, das veredelte Dasein der Glieder dieser Vereinigung als ihr nothwendig vorhergehend oder wenigstens beiwohnend voraussetzt, und daß die Mittel, welche gegen jede Art des gesellschaftlichen Verderbens als real wirksam angesehen werden können, durch keine Art von sinnlich belebten Volksbewegungen und Volksvereinigungen ausgehen können. Ich habe mich vielleicht zu weitläufig über den Zusammenhang, den man in der Darstellung dieser Thierklubbs mit klubbistischen Menschen und Volksvereinigungen finden könnte, aufgehalten; aber es war mir wichtig, daß meine Ansichten über diesen Gegenstand nicht mißverstanden werden, und aus den gleichen Gründen muß ich auch darüber, daß das Krähengeschlecht als ein Mittelstand zwischen den mörderischen Gewaltsvögeln und zwischen den sanften Hühnergeschlechtern und Singvögeln dargestellt wird, einige Bemerkungen hinwerfen.

Es hat unter den Thiergeschlechtern durchaus keinen eigentlichen Mittelstand; sie scheiden sich ihrer Natur nach in Thiere, die fressen, und in Thiere, die gefressen werden, davon die letzten schwächern allgemein dennoch mit einigen Vertheidigungskräften und einigen Ausweichungsmitteln, die andern aber mit Angriffskräften und Ueberlistungsmitteln versehen sind. Zwischen beiden aber ist kein Mittelstand, der zur Beförderung des Wohlstandes, beides, der Schwächern und der Stärkern geeignet wäre, auch nur denkbar.

Unter den Menschen hingegen ist ein Mittelstand zwischen den Mächtigen und Schwachen, zwischen den Großen und Kleinen nicht nur denkbar, er ist ein wesentliches Bedürfniß des gesellschaftlichen Zustandes, das vorzüglichste Mittel der Bildung, Erhaltung und Sicherung des allgemeinen Spiel-

raumes und der allgemeinen Belebung der ſittlichen, geiſtigen und Kunſtkräfte, von denen alle wahren Segnungen des Menſchengeſchlechts und mit ihnen die wahren Quellen des öffentlichen allgemeinen und des Privatwohlſtandes unſers Geſchlechts ausgehen; aber dieſer Mittelſtand kann und darf in keinem Lande in einem Perſonal geſucht werden, das im Dienſt der Macht ſtehend, das Uebergewicht des Spielraums ſeiner Sinnlichkeitsgenießungen und damit auch des Spielraums ſeiner Leidenſchaften dieſem Dienſtſtand zu verdanken hat; er darf aber auch nicht in einem Land geſucht werden, von dem man nur von Ferne vermuthen könnte, daß er in ſeinen Umſtänden und Lagen Urſache und Neigung, und in ſeinen Anlagen und Kräften Mittel ſuchen und finden möchte, im Dienſt des Volkes und im Einfluß auf die Meinungen, Anſprüche, Verbindungen und Bewegungen deſſelben Mittel und Wege zu einem ähnlichen Uebergewicht des Spielraums ſeiner Sinnlichkeitsgenießungen und ſeiner Leidenſchaften zu gelangen. Nein! der Mittelſtand des Volkes darf weder in einem Perſonal geſucht werden, das in den ſchon erworbenen Mitteln der Sinnlichkeitsgenießungen der Beſitzenden von Alters her bis zur Abſchwächung ſeiner ſelbſt und ſeiner weſentlichen Kräfte zu ſchwelgen gewohnt war, noch in einem, das in ſeiner Lage Reize finden und Mittel ſuchen möchte, im Dienſt des Volks den nämlichen Spielraum, den die Beſitzenden in dem Dienſtſtand der Macht ſchon von Alters her genoſſen haben, ſich durch ihren Einfluß auf das Volk, ſeine Meinungen und Anſprüche zu verſchaffen und dieſelben dann wieder, eben wie die andern, zur Abſchwächung ihrer ſelbſt, ihrer Kräfte und ihrer Mittel ſchwelgend zu mißbrauchen. Nein! der Mittelſtand des Volks, dieſer Mittelpunkt der ſchöpferiſchen Kraft aller wahren geſellſchaftlichen Volksſegnungen muß in einem Perſonal geſucht und anerkannt werden, das ſowohl von dem Kraftdienſtſtand der Macht unabhängend, als von dem Traumdienſtſtand des Volks ungeblendet durch die belebteſten Intereſſen ſeiner Realverhältniſſe an die Einſichten, Kräfte, Fertigkeiten und Tugenden des Privatlebens und der häus-

lichen Selbstständigkeit gleichsam angebunden und durch seinen Lebensgang diese Einsichten, Kräfte und Fertigkeiten durch Erfahrung und Benutzung sich einzuüben und habituell zu machen in seinem täglichen Leben Reize, Spielraum, Gelegenheit und Bildung findet und genießt; er muß in einem Personal gesucht und anerkannt werden, das die innern Fundamente des öffentlichen Wohlstandes, die Bildungsmittel der häuslichen Kräfte unsers Geschlechts und die Sicherheit der häuslichen Beruhigung durch eigene Erfahrung erkennen und mit auffallender Kraft benutzen gelernt hat; er muß durch Männer erzielt werden, die als persönlich redende Beispiele dastehen, welche auffallend beweisen, durch was für Mittel die Kräfte des Landes, zu deren Mißbrauch und Zerstörung die sinnliche Selbstsucht des Menschengeschlechts, sobald sie einmal da sind und zur Benutzung vorliegen, allgemein reizt, wirklich erworben und gleichsam aus dem Nichts erschaffen werden können. Er, dieser Mittelstand, der als die schöpferische Kraft alles wahren Landessegens und aller guten Landeskräfte anzusehen ist, muß in einem Personal gesucht werden, das Kräfte und Mittel in sich selbst trägt, als diese schöpferische Segenskraft im Lande selber dazustehen, d. h. durch irgend eine Art thatsächlicher Erwerbskräfte und Erwerbsthätigkeit auf das Wachsthum des Landessegens und seiner Erquickungs- und Beruhigungsmittel mit auffallendem Erfolg einzuwirken und nicht aus einem, das als fruges consumere nati dasteht, noch weniger aus einem, das sich sichtbar dahin drängt, eben dieses zu werden.

202. Die Katzen-Gerechtigkeit.

Wo wir uns nur zeigen, da heißt es: Hier sind die untreuen, diebischen Katzen! Könnten wir nicht auch zu Futter und Mahl kommen ohne diesen bösen Namen?

Also sprach neulich eine Katzenschaar, da ein Paar von ihnen, über der That ertappt, mit wundem Felle ihrer Strafe entronnen. Eine fette Schooßkatze antwortete ihnen:

Kinder, ſchmeichelt den Menſchen, und ſie werden euch füttern, wie mich die Tante, die mir alle Sorge des Stehlens und alle Mühe des Mauſens mit ihrem eignen Brod und mit ihrem eignen Braten erſpart.

Das hilft nur, ſagte eine arme, magere, wenn man ein Fell hat, das dem lüſternen Mannthier gefällt, oder ſonſt ſo glücklich iſt, eine Katzentante zu finden, wie du eine haſt. Ja, ja, die Schooßkatzen haben gut reden, ſchrieen jetzt alle magern Katzen, wir andern mögen lange miauen, es bringt uns dafür Niemand weder Braten noch Brod.

Das verdroß die alte Schooßkatze; ſie ſagte zu ihrer Nachbarin: Das Bettelvolk iſt allenthalben gleich, es läßt ſich nie rathen; wenn ſie Verſtand hätten, ſo würden ſie doch an meinem Seſſel und an meinem Tiſche merken, daß ich es wohl verſtanden habe, mich durch die Welt zu ziehen. —

Damit ſchlich ſie ſich fort. Darauf ſagte die alte, arme, magere, die aber auch, nur auf eine andere Art, als die Schooßkatze, einen verdrehten Kopf voll von Dünſten und träumeriſchen Einbildungen hatte, zu ihren magern Geſpielen: Aergert euch nicht! Sie meint es nicht böſe, aber das Seſſelſitzen macht alle Katzen zu Narren. Mich hat es nicht verderbt; mein mageres Fell zeuget, daß ich alles Katzenelend ſelbſt erfahren und ſelbſt getragen habe. Ich weiß alſo aus ſichern, eigenen Erfahrungen nicht blos, wo es uns fehlt, ſondern auch noch, wo es uns in Zukunft fehlen wird. Auf dieſe Erfahrungen geſtützt, glaube ich, es ſei ein einziges Mittel zu unſerer Errettung übrig. Wir müſſen uns nämlich mit den Mäuſen vergleichen, daß ſie uns Futter und Mehl ſelbſt zuſammentragen, und wir hingegen ſie dann auch nicht mehr freſſen.

Erſtaunt ſtand die Katzenſchaar da. Der Vorſchlag ſchien ihr eine weſentliche Neuerung gegen die uralte Verfaſſung der Welt und gegen die urſprünglichen Naturanſprüche und Gewaltsrechte ihres Standes.

Doch allmählich wurden ſie mit dem Gedanken an eine

ſolche Vereinigung vertrauter und fingen an, ihn allerdings mit dem Geiſt der Zeit und der Umſtände übereinſtimmend zu finden. Er gefiel vorzüglich den Armen und Magern. Von den Jungen und Starken hingegen ſagten einige: Die ſo allenthalten zuſammengetragene Mäuſeſpeiſe kann uns nicht dienen, und es iſt uns ewige Schande, alſo an der Mäuſe Koſt zu kommen und von ihnen das Gnadenbrod zu eſſen. Andere hingegen behaupteten: Dieſe Ehrenbedenklichkeiten gegen Mäuſe ſind weit unter uns, und jetzt gar zur Unzeit. Was uns Thiere bringen, die wir freſſen könnten, kann uns in Ewigkeit keine Schande ſein.

Eine arme, magere, die dieſe Ehrenbedenklichkeiten auch zur Unzeit angebracht fand, ſagte annoch: Glaubet mir, ich habe es erfahren, Mäuſeſpeiſen ſind Leckerbiſſen, und wenn ſie es auch nicht wären, ſo bedenket, wenn wir uns forthin ohne eine Nachhülfe blos mit Mäuſefleiſch erhalten wollen, ſo müſſen dieſe Thiere, ſie können nicht anders, nach und nach ausſterben, und dann wird das hartherzige Mannthier, das uns nicht ferner brauchen kann, uns zu Tauſenden zu Tode ſchlagen.

Vor dieſem Gedanken entſetzten ſich alle Katzen, und hoch ſchwoll jetzt in ihrem Herzen der Wunſch, mit Mäuſebrod verſorgt ein ehrliches und gerechtes Auskommen zu haben, und die Mäuſe dann nicht mehr zu freſſen.

Dieſe wurden alſo verſammelt; die mürben Katzen gaben ihnen Geleitsbriefe und ein katzenfeindliche Dogge war ihnen für das Worthalten der untreuen Mäuſerinnen Gewährsmann.

Indeſſen hatten es die ſchlauen Thiere durch Hoffnungen, die ſie bei einigen Mäuſen erregten, beim einzuführenden Katzentribut als Kommiſſare angeſtellt zu werden, dahin gebracht, daß ihre Geſandtſchaft mit großen Ehren empfangen, und mit einer feierlichen Anrede bekomplimentirt wurde, deren Auszug den Akten beigefügt iſt.

Sobald die Komplimentirmaus ausgeredet hatte, ſo trat dann der Katzengeſandte mit gemeſſenem Schritte hervor, ſtellte ſich ganz beſcheiden an die Seite ſeines Gewähr-

mannes, dankte vorläufig für den freundlichen, ehrenhaften Empfang und versicherte darauf von aller Katzen wegen, ihr jetzt lebendes Geschlecht sei mit dem Geiste der Zeit unendlich vorgeschritten, und habe selbiges an der Liebe, die nunmehr alle Thiergeschlechter zur Gerechtigkeit, zur Mäßigung und zur Sittlichkeit zu zeigen anfangen, sein größtes Wohlgefallen, sie wünschten auch nichts mehr und nichts sehnlicher, als das goldene Zeitalter, in welchem alle Thiere friedlich untereinander lebten, wieder herzustellen, und besonders schickliche Mittel ausfindig zu machen, dem alten Zwist, der zwischen ihrem gewaltigen und starken Geschlechte und dem gutmüthigen, bescheidenen, aber schwächern Mäusegeschlecht seit der Erschaffung der Welt unglücklicher Weise obgewaltet hat, wenn es immer möglich wäre, ein beförderliches und glückliches Ende zu machen; sie seien auch ihrerseits fest entschlossen, das Mäusegeschlecht von nun an nicht mehr als einen ihnen mit Leib und Blut dienenden Fraß, sondern als ein mit ihnen freiwillig und rechtlich verbundenes Volk anzusehen und zu betrachten; hofften dann aber, daß die Mäuse hierin ihren Edelmuth ganz erkennen und auch ihrerseits alles dasjenige thun würden, was unumgänglich erfordert werde, eine so glückliche Vereinigung des gegenseitigen Interesses beider Geschlechter zu Stande zu bringen.

Darauf ließ sie von der Spitzmaus, welche die Feder führte, das weitläufige Projekt dieser ewigen Vereinigung ablesen; und nachdem dieses geschehen war, sagte sie noch mit katzenfreundlichen Worten: Es ist ja nur eine ganz unbedeutende Kleinigkeit, was die mächtigen und edelmüthigen Katzen von euch zu fordern geruhen, und ihr könnt jetzt, was ihr nie hattet hoffen dürfen, Sicherheit, Leben und häusliche Ruhe mit unglaublich kleinen Dienstleistungen erkaufen.

Aber kaum hatte sie ausgeredet, so trat eine Maus, deren Kühnheit sie zum Sprecher ihres Geschlechts machte, auf und sagte: Brüder und Schwestern! Bisher fing uns doch nur das Mannthier mit Speck; laßt uns nicht dahin versinken, selbst am Katzenspeck anzubeißen und uns durch

Verräther aus unſerer Mitte und ihre freche Beredtſamkeit ſelbſt dahin verführen, uns, unſere Kinder und Nachkommen zu ewigen Katzenknechten zu machen. Die Natur, fuhr ſie fort, hat uns gelehrt, unſer Heil in unſern Löchern zu ſuchen, und es unſerm Herzen verboten, daſſelbe jemals von Katzen-Gunſt und Katzen-Gnade zu erwarten.

Das war allen guten Mäuſen wie aus dem Herzen geredet; ſie flohen in ihre Löcher, und was auch die Komplimentirmaus immer that, es zu verhüten, ſo konnte ſie die Mäuſe nicht mehr zum Stehenbleiben bringen, und die deputirte Katze mußte mit dem Bericht zurück; wenn ſie leben wollten, ſo müßten ſie ſich forthin allen Beſchwerden des Lauerns, allen Mühſeligkeiten des Mauſens und allen Gefahren des Stehlens unterziehen. Die unnatürlichen und verſtockten Mausthiere ſeien ganz unmöglich dahin zu bringen, ihnen aus freiem Willen ein ehrliches und gerechtes Auskommen zu verſichern.

Das hatten die ſtolzen Katzen nicht erwartet; ſie glaubten im Gegentheil, die Mäuſe würden Alles in der Welt thun, um ſich von ihrem Blutrecht loszukaufen. Da es aber alſo nicht geſchah, ſchrien ſie aus einem Munde: Es iſt nichts daran gelegen, wir wollen es ihnen jetzt ſchon machen. Doch miaute noch eine zwiſchen hinein: Es iſt verflucht, daß wir mit dieſem unvorſichtigen Antrage unſern ganzen Katzenſtand kompromittirt haben, aber wenn ich dabei geweſen wäre, ſo wäre es gewiß nicht geſchehen.

203. Auszug aus der Anrede der T. T. Maus, welche von aller Mäuſe wegen die T. T. Katzengeſandtſchaft bekomplimentirt hat.

Sie theilte ihre Rede in Quis? Quem? Ad quem? das iſt, Wer? Wen? Zu wem? ab, und ſagte dann: „Es fragt ſich alſo erſtlich: quis? wer ſendet in dem wichtigen Zeitpunkt einer allgemeinen Gährung im Thierreiche ihre hohe Geſandtſchaft an unſer Geſchlecht? Dieß iſt das er-

habene königliche Katzengeſchlecht, das von dem ſich veränderten Geiſt der Zeit in ſeiner hohen Seele durchdrungen, uns nicht ferner nur im ſchrecklichen Munde und zwiſchen den Zähnen vor ſeine Audienz zu tragen geſinnt iſt, ſondern vielmehr geruhet, an uns, wie wenn wir ſeinesgleichen wären, ſeine hohe Geſandtſchaft abzuſenden.

Es frägt ſich dann ferner: Quem? Wen ſendet dieſes hohe königliche Geſchlecht an uns? Und dieſes iſt der Hochgeborne, gnädige Kater, Kater Mameliski, deſſen hohes Geſchlecht aus der Arche Noä entſprungen, in Syrien und Egypten mit Löwen und Leoparden verſchwägert, und in Europa ſeit undenklichen Zeiten bei allen Katzenfürſten in Gnade geſtanden hat, und alſo auch die wichtigſten Stellen in Kirche und Staat verwaltet.

Endlich frägt es ſich: Ad quem? Zu wem ſendet das hohe Katzengeſchlecht den Hochgebornen Kater, Kater Mameliski? Und auch dieſes iſt kein unrühmliches Geſchlecht. Auch unter uns haben von jeher Helden gelebt, die ſich mit unglaublichem Muthe, ſelbſt am hellen Tage, ihren Feinden vor Augen ſtellten; noch weit mehr aber Weiſe, die uns die künſtlichſten Schleichwege zu unſrer Errettung und zu unſrer Erhaltung gelehrt haben.

Endlich könnte man noch fragen: Quare? Das iſt: Warum ſendet das königliche Katzengeſchlecht in der Perſon des erlauchten Katers ſeinen Geſandten an uns? Dieſes wäre aber ganz augenſcheinlich dem Gegenſtande vorgegriffen, dem wir aus dem beredten Munde Sr. Excellenz, den ich in aller Mäuſe Namen und mit wahrer Mäuſebeſcheidenheit zu begleiten die Ehre habe, in aller Ehrfurcht zu vernehmen uns eigentlich verſammelt haben.

Es bleibt uns alſo nichts übrig, als zum Voraus uns mit allem Zutrauen der freudigen Hoffnung zu überlaſſen, von Seite der königlichen Katzen Vorſchläge zu erhalten, die auf Gerechtigkeit und Billigkeit gegründet, die dankbare Anerkennung unſeres Geſchlechts für uns und unſere Nachkommen erfordern werden."

Dieſe Katzenvorſchläge an die Mäuſe, wenn man die Angelegenheiten der Katzen an die Mäuſegeſchlechter mit den Angelegenheiten des Menſchengeſchlechts vergleichen darf, ſind ein eigentliches Bild der Unnatur, in welche die Schwächlinge des Menſchengeſchlechts durch die Folgen des Verkünſtlungsraffinements unſers Civiliſationsverderbens verſunken ſind, und ſo heiter es aus der Anſicht, die der Darſtellung des Thierklubbs zum Grunde liegt, hervorgeht, daß der Menſch ſeine Selbſterhaltung und den ganzen Umfang ſeines Wohlſtands nur durch das Uebergewicht des ſittlichen und geiſtigen Weſens unſerer innern Natur über ſeine äußern und thieriſchen Anſprüche zu erzielen, zu befördern und zu erhalten vermag, und ſo gewiß es iſt, daß das Uebergewicht ſeiner ſinnlichen Anſprüche den wahren Wohlſtand unſers Geſchlechts in allen ſeinen Fundamenten gefährdet und untergräbt und den Krieg aller gegen alle im Menſchengeſchlecht in dem Grade mehr nährt, belebt und erhält, indem er den Reſultaten der ſinnlichen Selbſtſucht unſers Verderbens in allen Standes-, Berufs-, Kunſt-, Gewerbs- und Gewaltsvereinigungen mehr oder minder großen Spielraum verſchafft; ſo gewiß iſt es auch, daß das Uebergewicht unſers ſinnlichen und geiſtigen Weſens über unſer ſinnliches Verderben alle Fundamente unſerer Selbſterhaltung und alle Mittel der Stärkung und Veredlung unſerer Kräfte und Verhältniſſe ſtärkt, belebt, erhält, und dadurch unſrer ſinnlichen Neigung zum Krieg aller gegen alle im innerſten Heiligthum unſrer Natur ſelbſt entgegenwirkt und durch Begründung des innern Friedens unſrer ſelbſt mit uns ſelbſt uns mit unſerm ganzen Geſchlecht verſöhnt; ſo unſtreitig iſt es hingegen, daß die Welt nicht in dieſem Frieden lebt, daß der Krieg aller gegen alle in jeder Form der menſchlichen Vereinigung, welche äußere Geſtaltung ſie auch immer haben mag, vom Anfang der Welt bis auf dieſe Stunde fortdauert und bis ans Ende der Welt fortdauern wird.

Es kann nicht anders ſein, die Welt in allen ihren Verbindungen und allen ihren Geſtaltungen liegt im Argen.

Der Krieg aller gegen alle ist das Erbtheil unsers Geschlechts. Aber die Art, wie er geführt wird, ist so verschieden, als die Gestalung der äußern Verhältnisse der Welt, die ihn veranlassen, nähren und unterhalten. Er wird in rohen, barbarischen Zeiten sichtbar roh und barbarisch geführt. In civilisirten, auch eben so wie in rohen, kulturlosen Zeiten geht er zwar aus dem gleichen barbarischen, in seinem endlichen Resultat zur Unmenschlichkeit hinlenkenden Sinne unsers thierischen Verderbens hervor und ist in seinen Ursachen und Wirkungen in beiden Verhältnissen innerlich durchaus sich selbst gleich, äußerlich aber verliert er, auch im tiefsten Verderben des civilisirten Zustandes, den grellen Schein seines das Göttliche unsrer Natur vergiftenden Wesens, aber wahrlich nur auf Gefahr der Verstärkung seines unsichtbaren, innern Giftes selber. Dieses erzeugt seiner Natur nach in seinem Verhältniß und in seinen Umgebungen einen Verkünstlungszustand, dessen Natur unser Geschlecht in sittlicher und geistiger Hinsicht immer mehr abschwächt und entkräftet und dadurch den Krieg aller gegen alle in seinen verschiedenen Erscheinungen nicht so fast blutig, als auf Abschwächung und Entkräftung einwirkend in die Augen fallen macht. Je weiter indessen in einem Lande ein Volk in diesem Abschwächungs- und Entkräftungszustand vorschreitet, je mehr führt es dasselbe dahin, daß es bald keine größere Angelegenheit kennt, als das Verderben seines innern Wesens zu übertünchen und zu verblenden, und mitten im wachsenden Gift seiner Unmenschlichkeit bei allen, auch bei den stärksten Schritten seines fortdauernd immer mehr belebten Kriegs aller gegen alle einen blendenden Schein der Neigung zum Frieden, und selber zu einer, alle Pflichten der Menschlichkeit anerkennenden Cultur vor sich zu tragen.

In diesem Zustand gefährdet der Krieg aller gegen alle unser Geschlecht in Rücksicht auf die steigende Minderung aller wahren Fundamente der menschlichen Cultur, sowie auf die steigende Abschwächung des innern Heiligthums aller gesellschaftlichen Verhältnisse und ihrer Seg-

mungen in einem gleichwachsenden Verhältniß. In allen diesen Rücksichten wird er in seinem Einfluß auf die Untergrabung aller sittlichen, geistigen, häuslichen und bürgerlichen Fundamente des menschlichen Wohlstands in allen Ständen immer verfänglicher und das innere Heiligthum des gesellschaftlichen Zustandes im Allgemeinen weit gefährdender, als er es in rohen, barbarischen Zeiten durchaus nicht in dieser Allgemeinheit und Ausdehnung werden konnte. Die rohesten Zeiten sind wenigstens in christlichen Staaten allgemein mit einem, wenn auch der Erkenntniß- und Kunstmittel halber beschränkten Gemeingeist, und einer dadurch erzeugten, innern, gleichartigen Gemeinkraft belebt, deren Einfachheit und Unverschrobenheit die allgemeine Abschwächung der Kräfte der Menschennatur, die ein hoher Grad des Verkünstlungsverderbens unsers Geschlechts nothwendig mit sich führt, unmöglich und undenkbar macht und geradezu ausschließt.

Deshalb ist die Verschiedenheit im höchsten Grad merkwürdig, die in der Art der Volksbewegungen zur Selbsthülfe in den Epochen ihres mehr oder minder rohen, und in denjenigen ihres mehr oder minder raffinirten Verkünstlungszustandes statt findet; in dem ersten gehen die Bewegungen der Völker zur Selbsthülfe und Empörung gewöhnlich von Gewaltthaten wirklich schreiender Unmenschlichkeiten, von Verweigerung des gesetzlichen Rechtes, vom Gefühle kränkender Verletzungen wirklich besitzender Privilegien, von warmer Theilnahme an dem Unrechtleiden gekränkter und mißhandelter Menschen, besonders solcher, die öffentliche Achtung und allgemeines Vertrauen im Lande besitzen, hervor; auch sind sie, diese Volksbewegungen zur Selbsthülfe, in einer solchen Epoche vielseitig mit heißen Thränen der Wehmuth und Demuth begleitet und erscheinen in diesem Falle immer als Resultate des Gemeingeistes und der Gemeinkraft des Volks mit großer gradsinniger Entschiedenheit, so wie sie sich mit muthvoller, freiwilliger Hingebung des Volkes zur Darbietung seines Hab und Gutes, seines Leibes und Lebens, seines Guts und Bluts,

für Weib und Kind, zum Schutz seines Haussegens und des Vaterlands äußern. In den raffinirten Epochen unsers Verkünstlungsverderbens hingegen ist dieses gar nicht der Fall, und wenn man auch nicht behaupten kann, daß die Volksbewegungen zur Selbsthülfe in solchen Epochen allein und einzig aus den natürlichen Folgen des bestehenden Abschwächungszustandes und Verkünstlungsverderbens aller Stände hervorgehen, so ist doch unwidersprechlich, daß sie in denselben allgemein mit den belebtesten Folgen dieser Abschwächung innig verwoben sind und das Gepräge der Unnatur des Verkünstlungsverderbens ihrer Epochen und alle seine Folgen allgemein an sich tragen und auffallend als Aeußerung einer allgemeinen und rasend gereizten Begierlichkeit, zu ernten, wo man nicht gesät, erscheinen und von im höchsten Grad sinnlich belebten Gelüsten, auf der faulen Haut zu liegen und mit aufrechtem Rücken herumzugehn, herrühren; und sowie die Geschichte und die Erfahrungen beweisen, daß die Volksbewegungen zur Selbsthülfe in rohen Epochen allgemein von einer warmen Theilnahme am wirklichen Leiden des Volks ausgehen und gemeiniglich mit heißen Thränen der Wehmuth und Demuth begleitet sind, so gehen diese Bewegungen in verkünstelten Zeiten gar oft vom Uebermuth im Wohlstand, vom Lachen des Hochmuths aus; und wie sie in der ersten Epoche sich als Resultate des Gemeingeistes und der Gemeinkraft mit großer Entschiedenheit und mit muthvoller Darbietung von Hab und Gut, von Leib und Blut, beides, für Weib und Kind und für das Vaterland aussprechen, so sprechen sie sich in den Verkünstlungsepochen als Resultate des Parteigeistes und der Parteikräfte, und vielseitig mit zweideutiger Unentschlossenheit, mit Muthlosigkeit im Unglück und mit allen Kleinlichkeitsrücksichten auf das, was jeder einzeln in diesem Volk zu gewinnen und zu verlieren hat, und mit mehr Rücksicht auf die Erhöhung der sinnlichen Lebensgenießungen ihrer Weiber, ihrer Kinder und ihrer Stände, als auf die allgemeinen Fundamente des häuslichen und bürgerlichen Segens und der häuslichen und bürgerlichen

Selbſtſtändigkeit aus. Sie ſind in ſolchen Epochen gar oft Folgen von Aufwieglungen und Aufbrauſungen eines künſtlich belebten Modetons und hangen in denſelben eben ſo oft mit einem großen Appareil eines unruhigen und nicht ſelten belebten Ceremonien- und Comödiantenlebens affenmäßig und mit einer, in allen Ständen allgemein gewordenen Abneigung vom Leben und den Lebensgenießungen im väterlichen Hauſe und im väterlichen Stande, innig zuſammen, und äußern ſich ebenſo in einer raſendbelebten Neigung, zu fliegen, ehe man Federn hat, zu einem allgemeinen träumeriſchen Streben nach Luftſchlöſſern, mitten indem man in der Realität ſeines wirklichen Seins immer tiefer in den bodenloſen Sumpf, auf dem man wirklich ſteht, hinein ſinkt. Er, dieſer Krieg aller gegen alle, bezeichnet ſich in einer ſolchen Epoche weſentlich durch einen traurigen Verluſt von der reinen Anhänglichkeit an beſitzende Rechte, an das innere Heiligthum aller wahren Rechte, an das Rechtthun ſelber, und erzeugt allgemein im Volke ſelber träumeriſche Modeurtheile, Modemeinungen und Modegrundſätze über das Volksrecht, die ohne Rückſicht auf die Fundamente der Segenskräfte aller wahren Rechte und aller wahren Volkshülfe leidenſchaftlich auf das Volk wirken, und durch die Intereſſen der ſich durchkreuzenden Selbſtſucht aller Stände geeignet ſind, in ihren Folgen auf die Edlern ihres Landes dahin einzuwirken, um auch ſie zu Parteimännern umzuſtempeln, daß in ſolchen Epochen auch ſie mit dem beſten Herzen von den gegenſeitigen Blendwerken der bürgerlichen Zeitmeinungen und Modebeſtrebungen irregeführt, die reinen Anſichten von den Fundamenten der wahren Volkshülfe und des wahren Volksſegens aus den Augen verlieren, und das Heil des Landes, oft wie Tollhäusler, deren Gehirn von einer fixen Idee überworfen iſt, einzig und allein in dem Sieg der Herrſchaft ihrer Parteimeinungen und Parteigelüſte und in der Allmacht des esprit du corps ihrer ſelbſtſüchtigen Vereinigungen erkennen.

Er, dieſer Krieg aller gegen alle, iſt in dieſer Epoche geeignet, jeden Staat im ganzen Umfang ſeiner allgemeinen

Intereſſen in die Hand einer einſeitigen Clique zu liefern und das Heil des Landes im Allgemeinen auf die Spielkarte des Glückes oder Unglücks dieſer Clique zu ſetzen, und dadurch ihn an den Rand des äußerſten Verderbens und dahin zu bringen, die fixen Ideen jedes ſelbſtſüchtigen Parteigeiſtes ſelber den Umgebungen der Throne näher zu bringen und ſelber auf den Stufen des Throns feſtſtehen zu machen, die dem geheiligten Herzen des Fürſten nahe ſtehen, und zugleich mit eben dieſen fixen Ideen den göttlich gegebenen Boden der Throne zum Tumultplatz der Verwirrung und der Zwietracht zu machen, und ſo den Mittelpunkt aller wahren Segensgenießungen der Staaten in ſeinem Innerſten zu erſchüttern und in einen Schwachheitszuſtand zu verſetzen, wie dieſes in rohen, barbariſchen Zeiten durchaus nicht der Fall ſein kann. Nein, nein, dieſer Grad des allgemeinen Staatsverderbens kann nur durch die Reſultate des Verkünſtlungszuſtandes des Kriegs aller gegen alle, durch die äußerſte und unſinnigſte Trennung der Intereſſen der Poſſidentes und der Eigenthumsloſen, er kann nur durch den Alleinbeſitz der Ehre in der Hand ſtolzer Gewalthaber an der Seite der erbitterten Ehrloſigkeit verdienſtvoller Männer Statt finden,[51]) er kann nur durch den vollendeteſten Sieg der Unnatur und Verkünſtlung über die Natur und Kunſt ſelber herbeigeführt werden. Die Unnatur der Reſultate einer ſolchen Epoche führt aber auch in allen Ständen zu Auftritten, Projekten und Begegniſſen, die den Auftritten und Begegniſſen, die in der Darſtellung der Katzen- und Mäuſe-Vereinigungsprojekte vorfielen, wie ein Ei dem andern gleichſehen, und erzeugt hinwieder unter den vorzüglichern Theilhabern der Volksbewegung Charaktere, die den Charakteren und Auftritten, die beim obgewalteten Vereinigungsprojekt der Katzen und Mäuſe ſtatt fanden, wie ein Ei dem andern gleichen. Man erinnere ſich nur des Projekts der Freßordnung, die der alte Hahn im Hühnerſtalle vorſchlug, und des Fuchſes mit rothen, glühenden Augen im Kreiſe der fleiſchfreſſenden Thiere und aller Vorſchläge, die er ihnen machte; und in Rückſicht auf die

Charaktere, vergleiche man die, die sich in einer solchen, aus der Abschwächung aller Stände hervorgehenden Volksbewegung entfalten, mit den sich in dieser Katzen- und Mäuseangelegenheit auszeichnenden Charakteren, und denke namentlich an die fette Schooßkatze, die den magern anrieth, wie sie dadurch, daß sie den Menschen schmeicheln, alle zu guten Bissen gelangen könnten, und dann nebst vielen andern noch an die Spitzmaus, die gern von den Katzen als Commissär angestellt werden möchte, und an die künstliche Rede, die sie in quis, quem, ad quem abtheilte, hingegen aber das quare gar nicht berührte, sondern den versammelten Mäusen anrieth, dasselbe mit vollkommenen Zutrauen aus dem Munde des erlauchten Katers, Katers Mameliski, zu erwarten.

204. Der große Thierkrieg mit seinen Ursachen und Folgen.

Die die Erde beherrschenden Löwen versanken einmal durch Jupiters alles verhängenden Willen in Blödsinn, und setzten, von innerer Unfähigkeit des Herrschens erniedrigt, die ganze Kraft ihrer kranken und exaltirten Herrschergefühle an den Schein der Sache, deren Wesen ihnen die heiligen Götter geraubt hatten.

Vorher zollte täglich ein Rehbock oder ein anderes vollwichtiges Thier seinen Magen den Natur-Zoll seines Geschlechts nach des Löwen wirklichem Bedürfniß. Jetzt aber sollten alle Rehböcke zusammen und alle Geschlechter der Thiere ihrer zerrütteten Einbildungskraft einen eben so kränkenden und erniedrigenden, als unnützen Augendienst leisten.

Die Blödsinnigen hatten alles Gefühl der Natur verloren. Sie bedurften des Regierens, wie hysterische Weiber nervenstärkender Gerüche. Sie fielen vom Gedanken, es nicht mehr regieren zu können, in Ohnmacht. Also im Innersten widernatürlich gestimmt, wollten sie immer und Alles regieren und alle Thiere der Erde glauben machen, daß sie sämmtlich unfähig seien, sich selbst zu regieren und nur durch das Wohlgefallen ihres Maulverzerrens, das sie

Lachen hießen, Thiere werden könnten, wie sie sein sollten und müßten. Auch fanden sie jetzt keinen Gefallen mehr an irgend einem Dienste der Thiere, als insoweit er wider ihre Natur war.

Ihre Tiger mußten mit Seife gewaschen vor ihnen erscheinen; ihre Wölfe hatten Hofkleider von Lämmerfellen; ihre Bären trugen Maulkörbe und gingen an Stecken; ihre Adler hatten Pfauenschwänze, ihre Geier zwangen den knorrigen Hals in Schwanengestalt; ihre Schlangen gingen auf Stelzen; ihre Käuze hatten haarlose Köpfe und mußten, ihnen zur Freude, oft am hellen Mittage an der Sonne fliegen; ihre Stiere mußten Bärendienste thun; ihre Kühe wurden für Hunde, und ihre Esel für Pardeu gebraucht, und den Hunden war vielseitig aufgetragen, was sonst die Löwen selbst verrichteten. Auch der hohe Elephant war, wider seine Natur, zum Blutdurst gereizt, und das reine und edle Geschöpf, das sich voll Verachtung von jedem Viehe trennt, an dem ein Blutstropfen hängt, das Pferd, athmete am vollen Haferbarren grimmige Kriegslust.

Aber dadurch, daß sie also einem jeden Thiere die Tugend seines Geschlechts raubten, erhielten diese sämmtlich die einzige Eigenschaft, darin sie alle zusammen kommen konnten, sie wurden alle zu Affen, und erhielten, anstatt der verlorenen Tugenden ihrer eigenen Natur, die wesentliche Eigenschaft ihres neuen Geschlechts: Die Fehler ihrer Meister zu riechen und mit zitternder Ungeduld zu gelüsten, sich über dieselben zu erheben.

Hieraus entstand in ihren verdorbenen Seelen der widernatürliche Wunsch: „Wir wollen alle mit einander regieren.“ Dieser Wunsch liegt sonst gar nicht in den Seelen der Thiere, aber jetzt sprach ihn ein Einziger aus, und wie ein Blitz war er in den Seelen von Allen.

Allein er erschien in den einen als ein Katzengefühl in Mäuseseelen; in dem andern als ein Hundegefühl in erbitterten Schafen; hier als ein Schlangenwind im ungebändigten Stiere; dort als ein Tigergelüst in der kälber-

gebährenden Kuh; und oft als eine Löwenbegierde im wunden, elenden Esel.

Indessen war die Affenmeinung, wir wollen alle mit einander regieren, nichts mehr und nichts weniger, als eine Kriegserklärung wider die Meinung des Wahnsinnes: wir wollen wie hysterische Weiber, und immer und Alles regieren. Auch standen die krautfressenden Thiere plötzlich und allgemein gegen die fleischfressenden im Aufruhre.

Da sie aber sämmtlich zu Affen geworden waren, so standen viele Fleischfresser auf der Seite der Krautfresser, und viele Krautfresser auf der Seite der Fleischfresser. Schlangen und Füchse stellten sich auf beiden Seiten voran. Der Krieg war erschrecklich. Weit und breit waren alle Wälder und Berge damit erfüllt. Selbst in Asiens fetten Weiden erschallte der Ruf der vielsiegenden Krautthiere, und was in diesen Gegenden noch nie erhört worden war, geschah jetzt. Zahllose Affen riefen, auf ihren Bäumen versammelt, allen Thieren und dem Elephanten selbst, der in ihrem Forste Recht und Gerechtigkeit verwaltet, das neue Krautfresser-Geschrei zu: „Wir wollen alle mit einander regieren und zu Felde ziehen wider Tiger und Löwen."

Der Elephant that eine Weile, wie wenn er nichts hörte; aber da sich immer mehr Thiere oben in den Lüften und unten auf dem Boden bei den Affenbäumen versammelten, wollte ihm dieses Geschrei nicht mehr behagen. Er warf seinen Rüssel gegen die Affenbäume auf und sagte: Ihr elenden Thiere! Esset doch ferner eure Nüsse und Mandeln, und sucht in jeder Gefahr mit euern langen Beinen das Heil über Stauden und Stöcke; aber maßet euch nicht an, die Ruhe meines Forstes zu stören.

Dann wandte er sich an die andern Thiere und sagte zu ihnen: Ihr steht hier nicht unter wahnsinnigen Löwen. Ich schütze euch selbst vor dem Unfuge dieser wilden Höhlenbewohner; ich ehre in eurer Natur einem jeden sein Recht und gönne ihm dieses Recht als seine Freiheit. Was wollt

ihr mehr? Wollt ihr unter Füchſen und Schlangen gegen Löwen und Tiger zu Felde ziehen? Wiſſet ihr auch, was das iſt? Ich ſtoße meinen Zahn dem Löwen in den Rachen; ich werfe den Tiger mit meinem Rüſſel über meinen Rücken; ich bringe den wildeſten Stier unter meinen Fuß; ich drücke den Bär mit meinem Bauche an die Wand, bis er dünn iſt, aber ich habe mein einziges Kind nicht vor den Stichen der Klapperſchlange erretten können, und ich vermag es nicht, mein liebſtes Gefieder vor den Schleichwegen der Füchſe ſicher zu ſtellen. Alſo ſeht, was ihr thut! Ich will forthin in meinem Forſte Recht und Gerechtigkeit ausüben; aber hinter Schlangen und Füchſen über die Berge laufen und Löwen und Tiger aufſuchen, die nicht wiſſen, daß wir in der Welt ſind, das ſind Affengelüſte, die in keine Elephanten-Seele hineinkommen können. Darauf ſetzte er noch hinzu: Die Affen ſind von den Göttern verflucht, ſie haben eine erſchreckliche Krankheit. Es iſt ihnen nie wohl; ſie wiſſen nicht, was ſie ſind, und nicht, was ſie wollen. Und da ihr hier unter ihnen lebt, ſo ſollte es, ob Jupiter will, doch nicht ſo leicht ſein, euch ſelbſt zu ſo armſeligen Thieren zu machen, als dieſes in dem ſchlechtern Welttheil nicht ſein mag, wo man die Affen nicht weniger kennt und ſich alſo weniger ſcheut, ihnen zu gleichen.

Damit ſchwieg er. Aber das Krautfreſſergeſchrei hätte ſelbſt Aſiens feinere Naſen neuerungsſüchtig gemacht. Der Elephant ſah es, warf ſeinen Rüſſel noch einmal auf und ſchrie ſchrecklich: Was iſt das? Alle mit einander regieren? Soll ich euch alle mit einander zertreten?

Das entſchied jetzt. Die nahen Hunde krochen, die Affen ſchwiegen, Aſiens Thiere gingen auseinander und der Elephant naſchte wieder an ſeinem Lotus.

Indeſſen verbanden ſich die fleiſchfreſſenden Thiere immer enger und allgemeiner zuſammen, und die Zahl der krautfreſſenden, die zu Grunde ging, ward mit jedem Tage größer und bald unermeßlich.

Da erhob ſich im großen Elend dieſer Tage ein Kranich

und schrie, wie wenn ihn ein Himmlischer stärkte: „Auf! Auf! Ihr Thiere, zum ewigen Frieden!“

Der Adler aber, welcher das Aas liebt, schoß über den Kranich und tödtete ihn, und die wegen dieses bedenklichen Vogelgeschreies eigentlich versammelten Seifen-Tiger, Tanz-Bären, Lämmer-Wölfe, nebst feierlichem Zuzuge, Stelzen-Schlangen und haarlosen Kauzen erklärten einmüthig das Kranichgeschrei für gefährlich und zur Unzeit angebracht und dekretirten hoheitlich und kirchlich: „Krieg ist der Thiere Natur, und es ist uns wohl im Dienste der streitenden Löwen.“ Ferner: Bis sich alle Krautfresser zum Ziel gelegt haben würden, dürfe der Gedanke an einen Frieden mit denselben, so wenig als derjenige an ein den Löwen genirendes Thierrecht in den Krautthieren weder erzeugt, noch erhalten werden; es sei vielmehr an dem, daß das zweideutige Gefühl für Wahrheit und Recht, welches etwa besorglich in den Seelen der Kühe, Esel und Schafe rege gemacht worden, selbst mit aller Kunst auf das sorgfältigste und väterlichste erstickt, uud wo es nicht anders möglich, auch mit dem größten Ernste herausgepeitscht und herausgemetzelt werden müsse.

Auch ließ sich der Apostel der Thiere an dem Faden, an den sich dergleichen Apostel alle anbinden lassen, dahinbringen, alles Unglück dieses Thierkrieges ausschließend den Krautfressergeschlechtern zuzuschreiben, und die Lehre des Kranichs, ob sie gleich die alte orthodoxe Lehre seiner heiligen Bücher ist, dennoch in den Bann zu thun: 1) weil selbige von dem unverschämten Vogel nicht in der vorgeschriebenen mystischen Form stilisirt; 2) weil sie auf einmal gar zu vielen Schafen, Eseln und Kühen zu Ohren gekommen sei; 3) endlich aber und vorzüglich, weil der offenbar ungläubige Elephant und das heterodoxe Pferd ihr öffentlich ihren Beifall bezeugt hätten.

Von dieser Zeit an werden alle Kraniche von den Adlern und Geiern verfolgt; der ungläubige Elephant und das zweifelnde Pferd sind den Füchsen und Schlangen zum getreuen Aufsehen empfohlen; gegen die hartnäckigen Esel

wird die Schärfe der Ruthe gebraucht; die neuerungssüchtigen, aber furchtsamen Affen werden mit ihr bedrohet, und die Priester der Thiere lehren die Kinder der Kühe und Schafe, selbst auch die armen Hasen und die schuldlosen Rehe, mit einer beispiellosen Anstrengung, der Krieg sei ihre Natur, der Löwendienst, wie er ist, ihre unbedingte Pflicht, und die Lehre der Kraniche, so wie sie von den Kühen, Eseln und Schafen verstanden werde, allerhöchst verdammlich; so wie das freche Reden über den Wahnsinn der Löwen eine todeswürdige Sünde.

Den sämmtlichen Kauzenstühlen wurde beförderlich und dringend aufgetragen, von den Löwen-Sünden und Löwen-Schanden immer nur mit großer Vorsicht und mit gehörigem Respekte zu reden, und besonders dem irrigen Wahne, daß selbige so vielen Einfluß auf das Wohl und Weh der übrigen Thiere habe, mit allem Eifer, und mit aller Sorgfalt entgegen zu wirken, auch alles nur mögliche zu thun, um unter den Stieren, Kühen und Eseln die beruhigende Ueberzeugung zu verbreiten, daß sie unter allen Umständen an ihrem Verderben einzig und allein selbst Schuld seien.

Ich füge dieser Rubrik, ungeachtet alles dessen, was ich schon bei mehrern Nummern dieses Buches gesagt habe, nochmal hinzu: Sie ist schon vor mehr als zwanzig Jahren in meiner Vaterstadt, mit Bewilligung ihrer Censur gedruckt worden. Ihr Zweck ist offenbar auf mein Vaterland beschränkt und warnend gegen alle Theilnahme an den Volksbewegungen des damaligen Zeitpunktes gerichtet. Der Erfolg des großen Weltbegegnisses entsprach meiner diesfälligen Ansicht auf eine auffallende Weise. Ich mußte indessen in diesem Zeitpunkt mich beschränken, den Gegenstand, der mein Herz bewegte, blos bildlich zu behandeln und weiß gar wohl, daß jeder blos bildlich dargelegte Gegenstand das Gepräg seiner Einseitigkeit in sich selbst trägt, und ob ich gleich nicht fürchten darf, daß das, was ich in diesem Zeitpunkt und in dieser Beschränkung für mein Vaterland gesagt habe, mißverstanden und als Anspielungen auf Be-

gegnisse, die ganz außer meinem Kreise liegen, angedeutet werden könnte, so glaube ich gleichwohl, es sei, wo nicht nothwendig, doch dienlich, meine ersten, wahren und innern Ansichten über den Gegenstand, der dieser bildlichen Darstellung zum Grunde liegt, mit einiger Bestimmtheit auszusprechen. Das Menschenrecht, d. i. die Pflicht der Anerkennung des Uebergewichts der göttlich gegebenen, hohen und heiligen Ansprüche der innern Menschennatur über die niedern Ansprüche der Selbstsucht unseres sinnlichen, thierischen Verderbens ist an sich selbst unstreitig ein heiliges, göttliches Recht, und seine ehrfurchtsvolle Anerkennung in den menschlichen Organisationen des gesellschaftlichen Zustandes und besonders in den christlich zu organisirenden Gemeinheiten dieses Zustandes ist ohne allen Widerspruch die Pflicht aller Individuen in allen Ständen. Es geht aus der Natur dieses Rechtes selber hervor, daß wenn es durch eine, im Staat gesetzlich bestehende Macht mit physischer Gewalt auch noch so sehr verletzt würde, die Entgegensetzung einer andern, physischen Gewalt nicht als ein gesetzlich rechtmäßiges Mittel gegen das Unrecht der herrschenden Gewalt angesehen werden darf. Dieses Entgegensetzen führt in jedem Falle das innere, heilige Wesen aller wahren Segnungen des gesellschaftlichen Zustandes in seinen ewigen, unveränderlichen Fundamenten seinem unausweichlichen Verderben entgegen. Nein, das Menschenrecht darf nicht thierisch gesucht, es kann und darf nicht thierisch erhalten, es kann und darf nicht thierisch medizinirt, es muß in allen Verhältnissen menschlich gesucht und menschlich erhalten, und auch wenn es verletzt ist, mit Mitteln der Weisheit und Liebe, die aus reinem Herzen hervorgehn, wieder hergestellt werden. Wenn die gesetzliche Macht, von menschlichem Irrthum verleitet, sich selbst und dem Volke Unrecht thut, so kann der dadurch gefährdete und verletzte Segen des gesellschaftlichen Zustandes nur durch Mittel wieder hergestellt werden, die an sich geeignet sind, das innere, reine Wesen des gesellschaftlichen Segens, beides, in den Herzen des unrechtleidenden Volkes und in denjenigen

der irrenden Mächtigen mit innerer, göttlicher Kraft zu beleben und zu ſtärken, und dadurch die reinen, ewigen Fundamente eines wahrhaft geſellſchaftlichen Rechtszuſtands, ſo ſehr er auch durch den Irrthum und die Schwächen der Macht verletzt worden wäre, durch erneuerte Belebung dieſer Fundamente wieder herzuſtellen und einen Zuſtand der Dinge herbeizuführen, in welchem die Uebel der Gegenwart in jedem Falle gemildert und die Bahn zu dieſem beſſern, ſegensvollern Zuſtand mit der möglichſten Sorgfalt geöffnet werden kann. In der phyſiſchen Maſſe des Volkes und noch weniger in einer ungeſetzlichen Bewegung dieſer Maſſe liegt durchaus keine Hülfe gegen das Unrechtleiden deſſelben und weder ein göttlich geheiligtes, noch ein menſchlich rechtlich begründetes Mittel zur Erzielung der reinen Segnungen des geſellſchaftlichen Zuſtands, und noch weniger zur Wiederherſtellung derſelben, wenn ſie in einem hohen Grad gefährdet würden; aber in der Individualkraft veredelter, weiſer und frommer Menſchen aus allen Ständen liegt eine von Gott geſegnete und menſchlich rechtlich begründete allmächtige Kraft gegen das Unrecht menſchlicher Herrſcher und herrſchender Behörden. Ich ſage nichts mehr; es iſt hier nicht der Ort, dieſe Anſicht auszuführen; aber auch heute Feind und Verächter des thieriſchen Volkskriegs, ſuche ich, wie damals, da ich die Rubrik dieſes Thierkriegs in meinem Vaterlande und für daſſelbe ſchrieb, nichts anderes, als die Förderung der ſittlichen, geiſtigen und phyſiſchen Segenskräfte des Volks in allen Ständen als das weſentliche Fundament alles wahren, wirklichen Nationalſegens und aller von Gott geheiligten wahren Nationalkräfte in die Augen fallen zu machen, und auf der reinen Bahn der wahrhaft rechtlichen Menſchlichkeit und des hohen Chriſtenthums dahin zu wirken, jeden Keim einer ſelbſtſüchtigen Neigung zum Mißbrauch der Gewalt und zur Unterdrückung der Schwachen im Lande, der in den Menſchlichkeiten der Macht liegen möchte, ſo wie jeden Keim der Frechheit und Gewaltthätigkeit, der aus der Verwilderung der verwahrloſten Menge hervorgehn könnte, im

Wachsthum seines gegenseitigen Verderbens durch reine Belebung der diesem Verderben entgegenstehenden höhern, heiligen Kräfte, Neigungen und Ansichten stille zu stellen und in sich selbst zu ersticken. Und indem ich die, den guten und edeln Menschen aller Zeiten heiligen Worte der Freiheit und des Rechts durch mein ganzes Leben mit Anhänglichkeit aussprach, und bis an mein Grab anhänglich aussprechen werde, erkenne ich die Fundamente alles wahren Volksrechts und aller wahren Volksfreiheit einzig in der Sicherstellung der sittlichen, geistigen und häuslichen Kräfte, in der bürgerlichen Sicherstellung ihrer Bildungsmittel, deren edle und genugthuende Ausbildung jedes Individuum in allen Ständen nothwendig hat, um unter seinem Weinstock und Feigenbaum, so weit es Menschen möglich ist, sicher zu ruhn, d. h. in sittlicher, geistiger und häuslicher Selbstständigkeit sein zeitliches und ewiges Wohl im Schooß seiner Familie, von keiner bösen Gewalt unrechtlich gehemmt, verwirrt und gekränkt, zu besorgen; und bin zugleich vollkommen überzeugt, daß dieses alles nur durch einen großen, soliden Vorschritt des Erziehungswesens unsrer Zeit erzielt werden kann.

205. Die Menschengerechtigkeit.

Weibel und Schulze wünschten ihm Glück. Der neue Richter antwortete: Ich will mich gewiß nicht bestechen lassen. Der Schulze erwiederte: das ist recht und wohl gethan. Tugend und Rechtschaffenheit sind immer die ersten Stützen des Staats, und hierin wird dem Herrn, er darf es versichert sein, unserseits gewiß Niemand etwas in den Weg legen. Aber in die vorläufigen Abreden, die wir in jedem Falle miteinander treffen, wird der Herr doch hoffentlich auch eintreten.

Der neue Richter wußte gar nicht, was das sagen wollte. Allein der Weibel, der sein alter Schulkamerad war, nahm ihn beiseits und sagte: Es ist einmal bei uns so, eine Hand wäscht die andere, und wenn du es nicht

mithalten wollteſt, ſo würde es mit dem Nutzen und mit der Ehre deiner Stelle nicht viel ſein.

Der neue Richter antwortete: Ich will natürlich aus meiner Stelle auch ziehen, was jeder andere. — Der Schulze, der bald ſah, daß er es näher gab, ſchlug ihm auf die Achſel und ſagte: Ich ſehe ſchon, der Herr wird als ein freundlicher, braver, neuer Gerichtsbruder das Utile und das Honorificum ſeiner Stelle ſich nicht ſchmälern laſſen, ſondern auch, wie unſer einer, dahin trachten, daß das, was wir von unſern Voreltern empfangen haben, auch ungeſchmälert auf unſere Nachkommen herabfließe, [und dabei darf der Herr nicht aus den Augen laſſen, daß die von der Bürgerſchaft beſchwornen Stadtrechte in Rathhausübungen hinübergegangen und als ſolche ſeit undenklichen Zeiten Vorzüge der regierenden Familien und der jeweilig von ihnen zugezogenen bürgerlichen Rathsverwandten geworden ſind.][52])

Der neue Richter. Ich werde mir es zur heiligſten Pflicht machen, dieſen, in meiner Stellung, wie ich wohl ſehe, höchſt wichtigen Geſichtspunkt nie aus den Augen zu verlieren.

Aber er ſah bei dieſer Art ſo verwirrt und betroffen aus, daß der Weibel es merkte, und für gut fand, um ihm den Puls darüber noch mehr zu greifen, ihn, als ſeinen alten Schulkameraden und Duzfreund, noch einmal auf die Seite zu nehmen und ihm zu ſagen: Es wird dir freilich im Anfange nicht Alles gefallen, was wir in unſern Abendſtunden mit einander verabreden; aber wenn du einmal ein paar Jahre dabei geweſen ſein wirſt, ſo wirſt du ſicher finden, es ſei in jedem Falle beſſer, daß wir uns verabreden und Freunde bleiben, als daß wir uns zanken und Feinde werden.

Ja! Ja! antwortete jetzt der neue Richter, Streit und Zank iſt in jedem Falle immer das allergrößte Uebel.

Aber vom ſich nicht beſtechen laſſen, und von der Tugend und Rechtſchaffenheit, als den erſten Stützen des Staats war doch keine Rede mehr.

Es ist heiter, der neuerwählte Rathsherr muß nicht aus den alten und auch nicht aus den neueingeweihten Geschlechtern der Rathsfreunde gewesen sein, sonst hätte er in den ersten Tagen seiner Rathsherrnwahl zu Gunsten der lieben gemeinen Bürgerschaft ein wenig den Oppositions-Mann gegen die alte Rathsherrngewohnheit gespielt und dem Sprichwort: „Die neuen Besen wischen wohl," ein wenig Ehre zu machen gesucht; aber man sieht schon daraus, daß er den guten Ton der hohen Bürger im Städtchen nicht einmal kannte, da er sich von seinem alten Schulfreunde, dem Weibel, als Rathsherr noch jetzt duzen ließ.

206. Der allgemeine Thiervorschritt in der Gerechtigkeit.

In der Gaukelzeit, in welcher die wilden fleischfressenden Thiere, eben wie die krautfressenden, allgemein über die Gerechtigkeit unter einander ein großes Maulwaschen hatten, versammelten sich die fleischfressenden einmal, um sich zu berathen, wie sie sich unter obwaltenden Umständen zu benehmen hätten. In dieser Versammlung rieth ihnen der Fuchs, fürohin und in Zukunft niemals mehr ganze Heerden von Vieh miteinander anzugreifen; zweitens keine Ställe und keine Wohnungen mehr gewaltsam zu erbrechen; und drittens vorzüglich unter allem Vieh dem verirrten, verlaufenen und unbekannten aufzulauern, und sich wo immer möglich mit dem Fraß von Thieren, deren Verschwinden kein großes Aufsehen im Thierreich zu machen geeignet sei, zu begnügen,[53]) vor allem aber, sich sorgfältig zu hüten, irgend ein Thier mörderisch anzufallen, wenn andere Thiere um den Weg sein möchten, die als Zeugen ihrer That dem krautfressenden Gesindel im Land ein Geschrei gegen sie machen könnten.

Dieser Fuchsenrath hatte höchst wahrscheinlich in dem gleichen Zeitpunkt Statt, in welchem eine närrische, träumerische, alte Katze ihrem Geschlechte den Rath gab, die Mäuse nicht mehr zu fressen, sondern sich mit ihnen über

ihren nothwendigen Unterhalt freundlich zu verstehen. Es war nämlich der noch nicht gar lang verflossene Zeitpunkt, in welchem eine Menge Thiere aus allem Vieh den alten Traum vom goldenen Zeitalter wieder aufwärmten, in welchem alle Thiere auf Erden in frommer Eintracht glücklich neben einander lebten, keines das andere fraß, keines vom andern gefressen wurde, in welchem sogar keines das andere drückte, und keines vom andern gedrückt wurde; und ich denke, es sei im gleichen Zeitpunkt gewesen, in welchem der alte Hahn im Hühnerstall ein Gerechtigkeitsfressen einführen und jedem fressenden Huhn und jeder fressenden Gans den Schnabel messen lassen wollte.

207. Die Löwen-Gerechtigkeit.

Da also alle Thiere gerecht sein wollten, wollte es der Löwe auch sein und proclamirte in feierlichen Edikten, daß er allerhöchst gerecht sei, und daß Alles, was in seinem Namen Frevelhaftes und Ungerechtes im Löwenreiche begegne, ohne sein Wissen und wider seinem Willen geschehe, daß er auch gegen dasselbe für sich und in seinem und seiner Erben Namen auf das Feierlichste protestire und in so weit etwas davon im Nahen oder Fernen ihm und ihnen zum Nachtheil und Schaden gereichen möchte, als ungeschehen erkläre und erklärt wissen wolle.

Der Meister Löwe erscheint hier als der Schöpfer einer Thierkraft, die man bisher weder Engeln noch Menschen zugestand und die selber auch der Teufel noch nie ansprach, nämlich der Kraft, das Geschehene ungeschehen zu machen. Diese Kraft aber steckt auch wirklich nirgend als in der träumerischen Hirnverirrung des alten Löwen. Ewig, so lange die Welt steht, ist noch nichts, das geschehen, in seinen Folgen als ungeschehen erschienen, und ewig wird auch nichts, das geschehen, als ungeschehen dastehen; und was die Folgen der Löwenerklärung betrifft, so ist gewiß, daß wer immer in seinem Reiche durch geschehene, jetzt aber als

ungeschehen erklärte Ungerechtigkeiten um Hab und Gut, um Ehre und guten Namen gekommen, der hat den Doctor noch nicht bezahlt, der ihn von den tiefen Wunden der Löwenungerechtigkeit heilte.

208. Der Fuchs arbeitet gegen das goldene Zeitalter.

Wie unter den Menschen, also pflanzet sich auch unter den Thieren, wie oben gesagt, noch immer ein Traum von einem goldenen Zeitalter, in welchem alle Thiere friedlich mit einander lebten, von Geschlecht zu Geschlecht fort. Und in den glücklichsten Tagen des Thierreichs suchten die friedlichen Geschlechter immer dahin, durch Schonung und gegenseitige Ehrliebe einen Schatten dieser goldenen Zeit wieder herzustellen.

Aber die fleischfressenden sind dem Angedenken dieser glücklichen Tage, und vorzüglich dem Schatten derselben, der Ehrliebe, unter dem krautfressenden Volke, alle entgegen. Und als in den neuen Zeiten, durch die Ausschweifungen des fleischfressenden Thiervolkes, das Gerede über diese goldenen Tage unter den krautfressenden allgemein ward, so gab sich der Fuchs vorzüglich Mühe, die Wirkung dieses Geredes in den Seelen der Thiere zu verderben, und hauptsächlich den Begriff der Ehrliebe in ihren Köpfen zu verdrehen. Indessen redete er nichts weniger als geradezu gegen denselben. Er lobte vielmehr jetzt mehr als je das Glück der durch die Tugend aller Ehren werthen, niedern und gemeinen Krautfresserthiere.

Aber er suchte, mit rastloser Thätigkeit im Thierreiche den Begriff festzusetzen, die besondern Thiertugenden müßten in jedem Falle einer allgemeinen Reichs- und Landestugend untergeordnet sein, und diese Abertugend im Löwenreiche sei der Löwendienst, und alle Ehre, von welcher Art und Gattung sie immer sei, und welche Art von Verdienst sie im Land auch immer zum Grund haben möge, müsse in jedem Fall dem Rang, den ein jedes Thier im Löwendienst habe, untergeordnet werden.

209. Der Fuchs arbeitet noch mehr gegen die Ehrliebe.

Alles Fuchshütens ungeachtet geschah es doch einmal, daß ein Löwe in einer goldenen Fürstenstunde den Befehl gab, das Hundegefühl der Ehrlosigkeit in seinem ganzen Reiche auszulöschen.

Man denke sich das Entsetzen der Füchse. Mit Flor behängt und mit rothem glühendem Auge erscheint der Hauptfuchs im Löwenreiche als Sprecher im Kreise der fleischfressenden Thiere. Laßt einmal, so sagt er zu ihnen, einen Schatten eurer Ehre an Schafe, an Kühe, an Esel und Gänse kommen, und seht dann, ob euch nicht von allen euren Blutrechten eines nach dem andern entrissen werde.

Die Natur, sprach er weiter, hat den Blut- und den Ehrdurst im Innersten unsers Rachens zusammengefügt, und wenn eure Unvorsichtigkeit sie in den Begriffen der Thiere, die ihr, seitdem die Welt steht, zu fressen in thatsächlichem Recht steht, trennen läßt, so seht dann, wie ihr euch erhaltet. Der Fall ist dringend, die ganze Ordnung im Thierreiche, alle unsere Vorzüge, selbst die Erhaltung unsers Lebens steht auf dem Spiel, und unsere alte Löwentreue verpflichtet uns jetzt sogar, selbst seinem Befehle entgegen zu handeln, indem wir in Fällen, wo er sein eigenes Geschlecht Preis gibt, mehr zur Treue gegen dieses, als zum Gehorsam gegen ihn verpflichtet sind.

Die versammelten Thiere fanden die Sache, wie der Fuchs, dringend, und beschlossen, man müsse den Löwen allgemein und von Reichswegen bearbeiten, und wenn dieses nicht helfe, sich wieder versammeln; aber es half.

Der Löwe war bald zur Erkenntniß seiner Löwensünde und dahin gebracht, daß er dem Fuchs, der ihn vorzüglich und ex officio bearbeitete, ganz reumüthig gestand, er habe diesen unvorsichtigen Befehl in einem Anfall unfürstlicher Schullehre gegeben.

Um aber jetzt einerseits die Rücknahme desselben weniger auffallend zu machen, anderseits die nun einmal zur

Mode gewordenen Thiergelüste nach Ehrenfestigkeit nicht allzusehr zu stoßen, rieth Reinecke dem König, zuerst im Stillen die Grundsätze einer unübersteiglichen Demarcationslinie der hohen und allein realen Ehrart für die fleischfressenden Thiere unabänderlich festzusetzen; und dann, wenn dieses geschehen, für die niedern Thiere eine, mit der Ehrlosigkeit gar nicht unverträgliche eigne Krautfresserehre zu erschaffen und im ganzen Löwenreiche zu etabliren.

Das ist auch alles geschehen und der im Löwenreich allgemein gewordene Hundestolz ist eine Folge dieser Maßregel.

Die Aeußerungen dieser Rubrik, die beiläufig nichts weniger als eine Aeußerung neuerer Zeit, sondern vierzigjährig ist, ist der Ausguß meiner innigsten Ueberzeugung, daß die Ehre des Menschengeschlechts in ihrer Reinheit, Wahrheit und Würde, eben wie seine Tugend, ein allgemeines göttlich gegebenes und tief im Innersten unsers Wesens allgemein und kraftvoll belebtes Bedürfniß unsers Geschlechts ist, das ohne den Ruin des ganzen Umfangs unserer Veredlungsbedürfnisse nicht mißkannt und nicht erniedrigt werden darf. In dieser Rücksicht ist es unwidersprechlich, daß die wahre Ehre der Menschennatur auch in bürgerlicher Rücksicht als in ihrem Wesen hoch über jeden blendenden Schimmer der Weltehre und ihr tausendfach trügendes Blendwerk emporstehend und bestimmt als göttlich über allen Trugschein erhaben anerkannt werden soll. Es ist unwidersprechlich, daß die Umtriebe unsrer verkünstelten Welt, insoweit sie dahin zielen, die wahre allgemeine, dem Verdienst und der Tugend aller Stände gleichgebührende, göttlich begründete Ehre hinter den Schimmer der trüglichen Weltehre zurück und in Schatten zu setzen, den wesentlichen Fundamenten eines beruhigten, gesellschaftlichen Zustandes tief ans Herz greifen, und in dieser Rücksicht die ernste Aufmerksamkeit der menschlichen Gesetzgebungen verdienen. Wird der Modeton unserer verkünstelten Zeit dem Welt-

schimmer der äußern Ehre, dem Reichthum und der Gewalt, und selber dem übel erworbenen und schlecht benutzten Reichthum und der bösen, übel erworbenen und schlecht angewandten Gewalt, eben wie der guten Gewalt und dem wohl erworbenen und edelmüthig benutzten Reichthum, unbedingt zur willkürlichen Benutzung in die Hand zu legen, nicht durch gesetzliche Sorgfalt für die Sicherstellung des Spielraumes und des Segens der wahren Ehre in allen Ständen in die Schranken gesetzt, die das allgemeine Wohl wesentlich erfordert, so sind die Folgen davon auf die Minderung der ersten Segnungen des gesellschaftlichen Lebens nicht zu berechnen.

Ich erinnere mich auch immer lachend eines Mannes, der einen großen Theil von Europa durchreiste und gewöhnlich, wenn er in eine neue Gegend kam, sich vor allem erkundigte: Was thut man in diesem Lande zu Gunsten der allgemeinen Volks- und Landesehre gegen die Büchse? Die Frage war ihm so wichtig, daß er allemal, wenn man ihm das oder dieses sagte, was in einem Lande diesfalls Gutes und Zweckmäßiges geschehe, nachfragte: aber sind es nur vorübergehende, durch Augenblicksbegegnisse der Gegenwart veranlaßte, oder gesetzliche, allgemein tief auf die Segensquellen des öffentlichen Wohlstands eingreifende Maßregeln?

210. Der Fuchs simplificirt das System der Natur.

Eben dieser Sprecher der sich so heißenden edlern Thiere behauptete einmal, alle Uebel im Thierreiche entsprängen nur daher, daß zu vielerlei Geschlechter und Arten derselben in der Natur seien; und wie ein Bäcker den zahllosen Mehlstaub zusammen knetet und daraus ein paar Brote macht, also knetete er die zahllosen Geschlechter der Thiere zusammen und backte aus ihnen zwei einzige Arten.

Die erste hieß er die Löwenklasse. Darein setzte er sich selbst, alle Thiere, welche die andern fressen, und das Hundegeschlecht.

In die zweite ſetzte er alle Thiere, welche die andern nicht freſſen, mit Ausſchluß der oben benannten Hunde.

Dieſes Fundament nun einmal angenommen, etablirte er dann, von Löwens wegen, eine allgemeine Reichs- und Landesordnung, darin freilich ein jedes Thier, das nicht Löwe, Fuchs, Schlange oder Hund war, zurückgeſetzt ward, darin hingegen auch ein jedes in dem Grade als es hinterliſtig, niederträchtig und gewaltthätig iſt, ſich wohl verſorgt findet und wohlverſorgt finden muß.

Es iſt heiter, dieſe Simplification des Naturſyſtems iſt nur ein einzelner bildlicher Beitrag zu den vielſeitigen Umtrieben, deren ſich viele im Verkünſtlungsverderben unſers Geſchlechts irrgeführte und durch daſſelbe verblendete und dabei Einfluß habende Glieder des geſellſchaftlichen Zuſtandes hie und da ſchuldig machen, daß ſie die Anſprüche der wahren, göttlich begründeten Ehre unſers Geſchlechts dem Trugſchein der Wettehre und ihren, das Heilige der Menſchennatur oft ſo wenig ſchonenden Anſprüchen unterordnen und nachſetzen.

211. Der Fuchs erklärt das Wort Uſurpation.

Als dieſes Wort durch widerliche Umſtände auch unter den größern Thieren zur Sprache kam, fragte König Löwe, was es denn eigentlich bedeute.

Sire! antwortete der Fuchs, es iſt in ſeinem Weſen nichts anderes, als eine abſcheuliche Folge der irrigen und gefährlichen Lehre von einem Krautfreſſer-Recht, dem man uns, die wir keine ſind und keine ſein wollen, wider unſre Natur und wider unſern Willen zu unterwerfen, ſich freventlich anmaßt.

Das iſt freilich eine einſeitige Zeiterklärung, derenthalben es ein großes Unglück wäre, wenn ihre Urſachen auf unſerm Wohnplatze vergeſſen und ſo lange die Welt ſteht, nicht mehr zur Sprache kommen würden. Das aber iſt nicht zu

fürchten. Die diesfälligen Irrthümer sind nur vorübergehende Zeitirrthümer, und eben so ist die diesfällige Blindheit selber nur eine vorübergehende Zeitblindheit und es ist Welterfahrung, eine Zeit sticht der andern den Staar, und, Gottlob, fallen die Schuppen von dergleichen Irrthümern den Völkern gar oft von den Augen, ehe es noch noth thut oder auch nur noch zu wünschen wäre, daß die Vorsehung ihnen darüber den Staar selber stechen möchte.

212. Fuchs und Esel beurtheilen den Löwen.

Da einst ein Löwe, so gut er konnte, gerecht war, das heißt, da er die Thiere seines Waldes gar nie zu seiner Lust zu Tode jagte, sondern nur zu seiner Erhaltung auffraß, erhob ein Esel gegen den Elephanten ein großes Geschrei und sagte: Du großer Baumnascher! komm und siehe, ob es wahr sei, was du immer behauptest, daß die Löwen zu regieren nichts taugen.

Der Elephant ließ ihn reden und pflückte Cocusnüsse von seinem Baume. Aber ein Fuchs, der eben jetzt nicht im Löwendienst war, antwortete ihm: Wenn du nicht ein Esel wärest, so würdest du begreifen, daß Thiere, die nicht leben können, ohne andere zu fressen, ewig nie gegen eben diese Thiere gerecht sein können.

Das denk' ich, Du; — aber Er ist doch gerecht, unser Herr, erwiederte der Esel.

Und der Fuchs: Ja, er hat eben gestern, ich denke, aus Vollmaß (ex plenitudine) seiner Gerechtigkeit ein Pferd zerrissen, weil es gesagt hat, er regiere um seiner selbst, und nicht um des andern Viehs willen.

Der Esel war unterrichtet und antwortete: Der Fall, wie du ihn erzählst, ist entstellt. Der Löwe hat das Thier nicht um der Gerechtigkeit willen zerrissen, er hat es um der opinion publique willen thun müssen.

Der Fuchs, wenn er schon ein mitfressender Thierschalk war, hatte doch Recht. Die Thiere haben keinen Frieden

und keine Gerechtigkeit, weil sie Thiere sind, und als Thiere nur thierisch fühlen, denken und handeln; und umgekehrt haben die Menschen nur in so weit Frieden unter sich und Gerechtigkeit unter einander, als sie wahrhaft menschlich denken, fühlen und handeln; in so weit sie aber thierisch fühlen, denken und handeln, ist er auch von ihnen so ferne, als er bei den Thieren undenkbar ist. Daß aber der Fuchs diese Wahrheit ausspricht, ist leicht dadurch zu erklären, daß er nicht mehr im Löwendienst war; denn man weiß ja, Thiere außer dem Dienst reden ganz anders als Thiere im Dienst. Weit unerklärlicher scheint mir die Antwort des unterrichteten Esels; man sollte fast denken, er wäre an des Fuchsen Statt im Löwendienst angestellt gewesen. Wie wäre sonst ein armer Distelfresser und der Unterricht zusammen gekommen?

213. Das Rechtsgefühl der Thiere.

Der Löwe sagte: Wenn ich mein rechtliches Mahl zu mir genommen habe, so bin ich die edelmüthigste Thierheit unter der Sonne. Nur das Wort Schuldigkeit spreche Niemand gegen mich aus. Es empört sich etwas hinter meinem Rachen, wenn ich dieses Wort höre.

Der Stier sagte: Ich bin nicht so, ich erkenne mich gern schuldig, wenn ich etwas schuldig bin.

Der Fuchs sagte: Allenthalben in der Welt muß Rechnung und Gegenrechnung Statt finden; wenn der Löwe Jemand etwas schuldig ist, so sage man es nur mir.

Der Hund sagte: Wer vor den Großen wohl kriecht, und gegen die Kleinen laut bellt, der kommt gewiß zu seinem Recht.

Der Affe sagte: Narren sind's, die an Schuldigkeit glauben. Lange Arme sind ein großes Recht, und lange Finger eine große Kommlichkeit.

Die Schlange sagte: Ich finde das Recht, dessen ich bedarf, nur durch das Verbergen meines Daseins, durch einen schleichenden Gang und durch Kraftsprünge, die ich,

wenn ein Fang mir in der Nähe ist, auch ohne Füße und Klauen dem Fuchs und dem Tiger gleich zu machen im Stande bin.

Der Elephant hörte mit großer Verachtung, was Löwe, Stier, Hund, Affe und Schlange von der Gerechtigkeit sagten. Denn er fühlte sich in seiner hohen Kraft so anspruchlos als gutmüthig,[54]) und meinte, so sehr er sonst auch ein Thier ist und wie die andern gern gute Sachen frißt, so habe er, weil das, was er fresse, Niemand wehe thue und Niemand nachtheilig sei, alle Eigenschaften, die zur Gerechtigkeit nothwendig, die aber allen fleischfressenden Thieren eben so allgemein mangeln müßten.

Es ist merkwürdig, wie die Thiernatur in der Menschengestalt so gern den Schein der Menschennatur und der menschlichen Gerechtigkeit an sich tragen möchte, und wie die Gierigkeit nach diesem Schein der Menschlichkeit zu haschen beim Menschen selber auch den letzten Funken ihres Lichts in ihm auslöscht.

214. Die Freiheitsbegriffe der Thiere.

König Löwe verwunderte sich einmal, was doch die Thiere darunter verstehen möchten, wenn sie von Freiheit redeten.

Der Stier, dem er es zu verstehen gab, antwortete ihm: Nie ins Joch gespannt, aber wohl immer an vollen Barren angebunden zu sein, das wäre mir eine wünschenswürdige Freiheit.

Der Affe sagte: Ich kann mich nicht frei denken, so lange ich Haare am Leib und einen Schwanz habe; wenn ich das nicht hätte, so wäre ich ein vollkommener Mensch, und damit auch ganz frei.

Das Karrenroß sagte: Wenn mir mein Knecht alles vom Leibe schafft, was ich nicht selbst bin, so fühle ich mich frei.

Das Prachtpferd sagte: Wenn ich vom vollen Barren

weg den Prachtsattel auf meinem Rücken oder das Prachtgeschirr am Hals und den Prachtwagen zu einem kurzen Spaziergang hinter mir habe, so fühle ich mich freier als der Freiherr, der hinter mir im Wagen sitzt.

Der Esel sagte: Durch sein ganzes Leben keinen Korb und keinen Sack auf dem Rücken tragen zu müssen, das wäre ein großes Freiheitsleben.

Das Faulthier sagte: Wenn mich Jemand von dem Ast, den ich abgefressen, auf seinen Armen auf einen andern tragen und mir die Blätter, die ich liebe, mit seinen Händen vor das Maul hinlegen würde, so wäre ich frei.

Der Fuchs sagte: Wenn ich meinen Fraß ohne meine List, ohne meine Stille und ohne meine Furcht finden könnte, so wäre ich frei.

Ein Mensch, der diese Viehäußerungen über die Freiheit hörte, sagte zu sich selber: So darf doch nur das Vieh gelüsten, frei zu sein. — Und er hatte Recht. Jedes Gelüst und jeder Anspruch an eine viehmäßige Freiheit tödtet den einzigen wahren Begriff, den eine reine, menschliche Seele sich von ihr machen kann.

Indessen ist nichts weniger als wahr, daß die Menschen, wie sie wirklich sind, in irgend einem Stand sich allgemein wahre, gereinigte Begriffe von der Freiheit machen. Auch ist eben so gewiß, daß der Sinn des innern Wesens der wahren Freiheit sich in den ursprünglichen Urkunden aller positiven Rechte und Freiheiten der Völker sich durchaus nicht rein menschlich ausspricht. Es ist merkwürdig, daß sie durchaus nicht von allgemeinen theoretischen Grundsätzen von Freiheit, am allerwenigsten von dem Grundsatze ausgehen, Alles thun zu dürfen, was nicht gesetzlich verboten ist, daß sie hingegen allgemein von den einseitig beschränkten Ansichten selbstsüchtiger Privatvortheile der einzelnen Stände und Oerter, selber der einzelnen Handwerker- und Berufsvortheile ausgehen und dahin lenken, den Gliedern dieses Standes, dieses Ortes und dieser Innung die sinnlichen Lebensgenießungen der Glieder derselben leichter, bequemer

und ſicherer zu machen, als ſie es den nämlichen Ständen ohne dieſe Privilegien nicht ſind und nicht werden können.

Dieſe urſprünglichen, aus wahren, aber dunkeln und einſeitig beſchränkten und darum ſtandesmäßig ſelbſtſüchtig ausgeſprochenen Anſichten von der Freiheit hervorgegangenen Urkunden der Rechte und Privilegien einzelner Stände, Oerter und Innungen ſind überhaupt von einer Natur, daß ſie als eine Art von ſtiller, geräuſchloſer, gemäßigter und geſetzlich geregelter Fortſetzung des alten Naturkriegs aller gegen alle daſtehen und geeignet ſind, in unſerer Mitte iſolirte Gefühle und Begriffe von der Freiheit zu entfalten und zu nähren, die mit den Freiheitsbegriffen des Stiers, des Affen, des Eſels und anderer Thiere in großer Uebereinſtimmung ſtehen, auch vielſeitig und beinahe allgemein alles das entbehren, was den Beſitzern dieſer Privilegien die allgemeinen äußern und innern Bildungsmittel zu den Pflichten, Fertigkeiten und Kräften, die ein würdiger, menſchlicher Gebrauch der wahren Freiheit vor allem anſpricht und vorausſetzt, zu ſichern, und die Individuen dieſer bürgerlichen Vereinigungen fähig und geneigt zu machen, mit Anſtrengung ihrer ſelbſtſtändigen Kraft ihre Rechte und Privilegien gegenſeitig zum Segen aller Stände und aller Mitglieder derſelben zu benutzen. Dieſer Anfangsfehler der poſitiven Rechte und Freiheiten der Stände, der indeſſen ſeinen Urſprung in der Unſchuld, Gutmüthigkeit und dem altchriſtlichen und altbürgerlichen gegenſeitigen Zutrauen gegen einander zu ſuchen hat, iſt in der Folge der Zeit und des durch unſer Civiliſations-Raffinement eingeriſſenen Verkünſtlungsverderbens aller Stände und der allgemeinen Abſchwächungsfolgen, die es auf dieſelbe hatte, dem Menſchengeſchlecht zu unermeßlich großem Nachtheil geworden.

215. Wie die Thiere überhaupt regieren würden.

Wenn wir jetzt auch Menſchen wären und wie ſie die Erde regieren könnten, was würden wir thun? Alſo ſagte ein Affe zu einer Thierſchaar.

Der Löwe antwortete: Ich würde thun, was mich gelüstete, und es denn darauf ankommen lassen, was daraus entstünde.

Der Esel sagte: Ich würde in eine Schule gehen, und was ich darin lernen würde, das müßten mir Menschen und Thiere dann alle auch lernen und betreiben.

Das Schwein sagte: Ich würde die ganze Erde mit Eicheln besäen und dafür sorgen, daß die gemästeten Thiere allenthalben Pfützen fänden, sich darin zu erquicken.

Der Hund sagte: Ich würde, denke ich, auch dann ein Hund bleiben, und also dem dienen, der mich fütterte und streichelte, und den anbellen, an den er mich hetzte.

Der Stier sagte: Ich würde eine große Rathsstube erbauen; alles müßte mir beim offenen Mehr verhandelt werden, und Recht sein, was das Mehr wollte.

Der Fuchs sagte: Die Stierenordnung würde mir recht sein; aber ich würde mich hinter den Rathsbänken hindurch in ein Geheimnest unter den Thron hinschleichen und dann da freilich nicht für das Stierenmehr, sondern für meine Fuchsgelüste zu arbeiten suchen.

Die Schlange sagte: Sie wolle der Thiere Teufel sein und sie durch Entsetzen zu allem dem hinführen, was ihre weisern Oberthiere von ihnen fordern würden.

Der Rehbock fand den Antrag der Schlange abscheulich und trug seinerseits an, die Thiere von des großen Jupiters wegen und mit lauter Liebe zu eben diesem Endzwecke hinzuführen.

Der Affe sagte: Bald denke ich, ich wollte alle Thiere thun lassen, was sie gelüstete, und Freude haben am Spiel ihrer Freiheit; bald aber, ich wollte mich auf einen Thron setzen, der wie die Sonne glänzte, und alle Thiere der Erde müßten mir mit dem Schilde meiner Herrschaft auf eine Weise bezeichnet sein, daß man sie daran auf tausend Schritte hin als Unterthanen meiner Hoheit und Herrschaft erkennen würde.

Der Elephant wollte lange seine Meinung nicht sagen, da aber vom Löwen an bis zum Esel hinunter alles in ihn

drang, sagte er: Wenn ich regieren müßte, so würde ich glauben, in allewege nur in so weit gut zu regieren, als ich verhüten könnte, daß von allem dem, was ihr in diesem Falle thun würdet, gar nichts geschähe.

Ich würde also trachten, daß König Löwe gar nicht thun dürfte, was ihn gelüstete.

Ich würde dem Rathsherrn Esel bedeuten, die Eseleien seiner Schuljahre für sich selbst zu behalten und sie gar nicht zu Normalformen der allgemeinen Bildung des Viehreichs zu machen.

Ich würde dem Gemeinmann Schwein sagen, daß Menschen und Vieh nicht allein von Eicheln leben und daß die Pfützenordnung, die ihm so lieb sei, ihn und seine wilden Borsten eigentlich nicht schlechter machen, als sie schon seien, den meisten andern Thieren aber ihr Fell verderben würde.

Dem Allerweltsknecht Hunde würde ich erklären, daß er kurzum nicht mehr Hund sein oder nicht regieren müsse.

Dem Innungsmeister Stier würde ich sagen,[55]) daß bei einem Gemeinmehr, bei welchem ein Stier präsidire, der Stier selber auf seinem Präsidentenstuhl von den Füchsen unter dem Thron einem Metzger verkauft werden könnte.

Dem Geheimrath Fuchs würde ich seine Höhle unter dem Thron mit einer Glasthüre beleuchten und ihm alle Schleichwege hinter den Rathsbänken verrammeln.

Dem infamen Affen würde ich das Viehmäßige, beides, seiner Freiheits- und seiner Regierungsgelüste mit der Knute auf seinem Hintern austreiben.

Die satanische Schlange würde ich fangen und würgen, wo ich sie fände.

Der geweiheten Einfalt des Rehbocks würde ich die Schädel aller wilden Thiere an seine Hörner aufhängen, damit er sich anatomisch und physionomisch überzeugen lerne, wie groß die Thorheit sei, Menschenwahrheit und Menschenrecht in Löwenschädel, in Stierenköpfe, in Hundsbäuche und in Schlangenhäute hineinpredigen zu wollen. —

Der ganze Thierkreis schnitt lange Gesichter, aber er schwieg. Nur der Löwe antwortete: Ich weiß es schon lange. daß du den Adel aller Blutthiere verachtest und dich allein den schwachen, aber hinterlistigen Feinden unsers Geschlechts, den Menschen, gleich glaubst.

Der Elephant versetzte: Von mir sagte ich nichts, aber was ich über euch urtheilte, das ist Wahrheit. Ihr seid alle an Hirn und Herz nicht so beschaffen, daß es gut gehen könnte, wenn ihr regieren würdet, den Fall ausgenommen, wenn ihr mit Gewalt gehindert würdet, nach eurem Herzen und nach eurem Kopfe zu regieren.

Aber das würden wir in keinem Falle leiden, schrie jetzt der ganze Thierkreis, und der Elephant antwortete: Eben so schreien auch unter den Menschen alle die, so euch gleichen, wenn Recht und Gesetze sie hindern wollen, gewaltthätig, hinterlistig, niederträchtig, dumm, herzlos und affensüchtig, das heißt, also zu regieren, wie ihr es allenfalls auch könntet, wie ich es aber in keinem Fall möchte.

216. Der Elephant motivirt sein Urtheil über die Regierungsunfähigkeit der Thiere.

Ein Mensch, der diese Elephantenäußerung hörte, sagte zu ihm: Ich wünschte zu wissen, wie du dein Urtheil über die Regierungsunfähigkeit der Thiere gegen sie einzeln begründen könntest. Der Elephant erwiederte: Beim Löwen sind, außer seinem, in Blutsachen allen Verstand tödtenden Rachengefühle noch seine allgemeine Verachtung der Thiere, sein stolzer Anspruch an ungestörte Ruhe, und seine, den Mord wie ein Nichts vollbringende Organisation ein ewiges Hinderniß der Theilnahme, ohne die keine Regierungsfähigkeit Statt findet.

Daß auch die Esel gern regieren möchten, ist sehr natürlich, indem ihnen kein anderes Mittel übrig bleibt, sich einem elenden Leben zu entziehen, als dieses einzige. Aber ewig lebt unter einem abgeriebenen Fell die Beruhi-

drang, sagte er: Wenn ich regieren müßte, so würde ich glauben, in allewege nur in so weit gut zu regieren, als ich verhüten könnte, daß von allem dem, was ihr in diesem Falle thun würdet, gar nichts geschähe.

Ich würde also trachten, daß König Löwe gar nicht thun dürfte, was ihn gelüstete.

Ich würde dem Rathsherrn Esel bedeuten, die Eseleien seiner Schuljahre für sich selbst zu behalten und sie gar nicht zu Normalformen der allgemeinen Bildung des Viehreichs zu machen.

Ich würde dem Gemeinmann Schwein sagen, daß Menschen und Vieh nicht allein von Eicheln leben und daß die Pfützenordnung, die ihm so lieb sei, ihn und seine wilden Borsten eigentlich nicht schlechter machen, als sie schon seien, den meisten andern Thieren aber ihr Fell verderben würde.

Dem Allerweltsknecht Hunde würde ich erklären, daß er kurzum nicht mehr Hund sein oder nicht regieren müsse.

Dem Innungsmeister Stier würde ich sagen,[55] daß bei einem Gemeinmehr, bei welchem ein Stier präsidire, der Stier selber auf seinem Präsidentenstuhl von den Füchsen unter dem Thron einem Metzger verkauft werden könnte.

Dem Geheimrath Fuchs würde ich seine Höhle unter dem Thron mit einer Glasthüre beleuchten und ihm alle Schleichwege hinter den Rathsbänken verrammeln.

Dem infamen Affen würde ich das Viehmäßige, beides, seiner Freiheits- und seiner Regierungsgelüste mit der Knute auf seinem Hintern austreiben.

Die satanische Schlange würde ich fangen und würgen, wo ich sie fände.

Der geweiheten Einfalt des Rehbocks würde ich die Schädel aller wilden Thiere an seine Hörner aufhängen, damit er sich anatomisch und physionomisch überzeugen lerne, wie groß die Thorheit sei, Menschenwahrheit und Menschenrecht in Löwenschädel, in Stierenköpfe, in Hundsbäuche und in Schlangenhäute hineinpredigen zu wollen. —

Der ganze Thierkreis ſchnitt lange Geſichter, aber er ſchwieg. Nur der Löwe antwortete: Ich weiß es ſchon lange, daß du den Adel aller Blutthiere verachteſt und dich allein den ſchwachen, aber hinterliſtigen Feinden unſers Geſchlechts, den Menſchen, gleich glaubſt.

Der Elephant verſetzte: Von mir ſagte ich nichts, aber was ich über euch urtheilte, das iſt Wahrheit. Ihr ſeid alle an Hirn und Herz nicht ſo beſchaffen, daß es gut gehen könnte, wenn ihr regieren würdet, den Fall ausgenommen, wenn ihr mit Gewalt gehindert würdet, nach eurem Herzen und nach eurem Kopfe zu regieren.

Aber das würden wir in keinem Falle leiden, ſchrie jetzt der ganze Thierkreis, und der Elephant antwortete: Eben ſo ſchreien auch unter den Menſchen alle die, ſo euch gleichen, wenn Recht und Geſetze ſie hindern wollen, gewaltthätig, hinterliſtig, niederträchtig, dumm, herzlos und affenſüchtig, das heißt, alſo zu regieren, wie ihr es allenfalls auch könntet, wie ich es aber in keinem Fall möchte.

216. Der Elephant motivirt ſein Urtheil über die Regierungsunfähigkeit der Thiere.

Ein Menſch, der dieſe Elephantenäußerung hörte, ſagte zu ihm: Ich wünſchte zu wiſſen, wie du dein Urtheil über die Regierungsunfähigkeit der Thiere gegen ſie einzeln begründen könnteſt. Der Elephant erwiederte: Beim Löwen ſind, außer ſeinem, in Blutſachen allen Verſtand tödtenden Rachengefühle noch ſeine allgemeine Verachtung der Thiere, ſein ſtolzer Anſpruch an ungeſtörte Ruhe, und ſeine, den Mord wie ein Nichts vollbringende Organiſation ein ewiges Hinderniß der Theilnahme, ohne die keine Regierungsfähigkeit Statt findet.

Daß auch die Eſel gern regieren möchten, iſt ſehr natürlich, indem ihnen kein anderes Mittel übrig bleibt, ſich einem elenden Leben zu entziehen, als dieſes einzige. Aber ewig lebt unter einem abgeriebenen Fell die Beruhi-

gung nicht, ohne die ebenfalls keine wahre Regierungsfähigkeit Statt hat.

Auch der Stier wird am Pfluge zu müde, als daß er sich zu einer ruhigen, von Selbstsucht freien Gemeinnützigkeit emporheben könnte. Der Hund ist zum Knechte geboren. Lecken und Bellen in einem Munde, gehört ewig an die Kette.

Der Fuchs vereinigt, neben der Mordlust des Löwen, die ängstliche Besorgniß selbst gefressen oder zu Tode geprügelt zu werden. Hieraus entspringt eine Gemüthsstimmung, die die Theilnahme und die Zuverlässigkeit zugleich ausschließt.

Die Schlange ist nichts anderes, als ein Fuchs ohne Beine, mit noch tausendmal stillerer Mordkraft.

Der Rehbock kommt durch die Eitelkeit, die neben seiner Gutmüthigkeit unter seinem Horn und hinter seiner Nase sitzt, alle Augenblicke in Gefahr, in seinem Einfluß auf die friedlichen Thiere ein Spiel der fleischfressenden zu werden.

217. Das höchste Gesetz.[56])

Lehrer. Irre dich nicht! Setze die Grundsätze fest, und unterscheide genau: die Ruhe des Staats ist das höchste Gesetz. Dieser Ruhe ist der Gemeingeist entgegen, also sondere das Volk in Gemeinheiten. Das Uebrige wird dann die Natur für dich selbst thun.

Schüler. Wie das?

Lehrer. Sie wird im getheilten Volk den Geist der Gemeinheiten (Esprit du Corps) erzeugen, und mit diesem wird der Gemeingeist dahin sein.

Schüler. Also pereat Gemeingeist! Vivant Gemeinheiten!

Lehrer. Ja, ja! es kann nicht anders sein; der Gemeingeist muß dem Geiste der Gemeinheiten untergeordnet werden.

Schüler. Es ist doch etwas stark, pereat Gemeingeist, vivant Gemeinheiten.

Lehrer. Es versteht sich, psychologisch getrennte Gemeinten.

Schüler. Ich verstehe das nicht, ich meine: „pereat Gemeingeist — vivant Gemeinheiten" wolle nichts weniger sagen, als vivat l'Esprit du Corps! Pereat Patriotisme!

Lehrer. Der Esprit du Corps kann psychologisch zum Patriotismus erhoben werden.

Schüler. Ist das wahr? Kann der Esprit du Corps wirklich so leicht zum Patriotismus erhoben werden? und ist es thatsächlich und geschichtlich richtig, daß dieses vielseitig wirklich geschieht, und daß man den Esprit du Corps gewöhnlich und darum mit so viel Sorgfalt, Kunst und Gewandtheit cajolirt, damit man ihn dadurch zum Gemeingeist, zum Patriotismus, erhebe?

Lehrer (den Kopf schüttelnd). Ich will das eigentlich nicht behaupten, aber gewiß ist immer: die Ruhe des Staats ist das höchste Gesetz.

Der Schüler schüttelte jetzt auch den Kopf und sagte: Sie meinen doch die wahre Ruhe, und nicht eine bloße Scheinruhe.

Lehrer. Es versteht sich, daß ich das meine.

Schüler. Also wäre doch nur die wahre, in ihrem ganzen Umfang menschlich begründete Ruhe das höchste Gesetz des Staates.

Lehrer. Man darf sich in diesem kitzlichen Gegenstand nicht in Spitzfindigkeiten und metaphysische Abstraktionen einlassen.

Schüler. Ich sehe doch nicht, daß man den Grundsatz, die Ruhe des Staates, wenn sie als das erste Gesetz desselben anerkannt werden soll, müsse eine wahre und wohl begründete, und nicht blos eine Scheinruhe sein, als eine Spitzfindigkeit und metaphysische Abstraktion ansehen und also behandeln dürfe.

Der arme Lehrer hatte große Mühe, die Natur im Kopfe seines Schülers durch seine Schulmeisterkünste so sehr zu verdrehen, als sie in dem seinigen verdreht und verkrüppelt dasteht.

Der Kampf der Unnatur mit der Natur, so wie der Kampf der Verkünstlung mit der Kunst führt indessen in dieser Welt gar oft zu Erbärmlichkeiten, die ins Lächerliche fallen, aber dabei so enge mit Speise und Trank, mit Lob und Ehre zusammenhangen, daß bei weitem nicht ein jeder, der sie lächerlich findet, auch darob lacht.

218. Die Staatswirthschaft.

Sohn. Papa! In Berlin will ich dann auch einen Cursus in der Staatswirthschaft machen.

Papa. Du kannst ja diesen Cursus in meinem Hause machen.

Sohn. Das ist nicht möglich! Es versteht bei uns diese Wissenschaft kein Mensch.

Papa. Einfalt! Deine Vorfahren von väterlicher und mütterlicher Seite haben alle aus Staatspfenningen gelebt; also wird, ob Gott will! die Staatswirthschaft unserm Hause kein fremdes Feld sein.

Sohn. Papa! Das ist die praktische; aber ich glaube, es könne uns jetzt auch etwas dienen, ein wenig in der theoretischen zu schnüffeln.

Das Gespräch dieses Beamten, das er als Papa und Hausvater so ganz confidentiell mit seinem Sohne über die Bildung zur praktischen Staatswirthschaft hielt, die man durch die Aemterverwaltung in den Amthäusern selbst haben könne, ist im Grunde ein zwar einseitiger und beschränkter, aber sehr belebter Beleg von dem Unterschied, der zwischen der thierischen und menschlichen, zwischen der selbstsüchtigen und selbstsuchtlosen Ansicht von Wahrheit und Recht in tausend andern Verhältnissen Statt findet.

Aber es ist traurig, daß des guten Papa's, aus seinen

eignen, häuslichen Verhältnissen hervorgehende, einseitige und beschränkte, praktische Kenntniß der Staatswirthschaft so allgemein zum Fundament alles dessen gelegt wird, was man von der theoretischen als allgemein anwendbar anzuerkennen geruht.

219. Der Staats-Horoscop.

Dieser Serbling wird bald sterben, sagte Kunz. Nein! er wird noch lange leben, erwiederte Heinz, und bewies seinen Satz aus der Beschaffenheit der festen Theile eines Todtengerippes.

Dieser Horoscop war wohl ein Narr; aber doch ist wahr, das die Ueberreste kraftvoller und tiefgegründeter Staatseinrichtungen, auch wenn sie durch Alter und Abschwächung zu einem bloßen Knochengerippe geworden, den Staat dennoch auf eine Weise zusammenhalten können, die ohne die Segensfolgen, welche das Mark dieser Knochen ehmals ins ganze Leben des Staates verbreitete, nicht denkbar und nicht möglich wäre. Man hat deshalb Unrecht, solche veraltete Knochen ohne Dankbarkeit für ihren ehmaligen Staatseinfluß ihres gesunden Marks unter das alte Eisen zu werfen.

220. Der Staatsdienst.

Mit Blut an der Schnauze warf König Löwe den Fürsten der Thiere die Frage auf: Was ist der Staatsdienst?

Der erste Hofschranze, der aber etwas dumm gewesen zu sein scheint, antwortete: daß deine mächtige Schnauze täglich ihr Mahl finden und es täglich in ihrem hohen Wohlsein verzehren möge, das ist Jupiters erstes Gesetz, und die höchste, ewige Wahrheit der Thiere.[57])

Was, erwiederte wüthend der Löwe, das ist der Hyäne, der Leoparden, der Bären, aller meiner großen Gewaltsthiere und ihres niedrigen Anhängsels, der Wölfe, der

Luchſe, der Marder und Katzen erſtes Geſetz und ihre einzige Wahrheit. Er ſetzte hinzu: Es iſt aber auch für ſie nicht Staatsgeſetz, es iſt ein Privatgeſetz, das aus Privatbedürfniſſen entſprungen, deren Befriedigung ich nicht zu hindern vermag und auch nicht zu hindern gedenke; aber mein Wille und mein Wohlgefallen iſt es dennoch, daß keines von allen meinen Großthieren und ihrem Anhängſel das Freßrecht, das ihnen als eine Bewilligung und Erlaubniß für ihre Nothdurft und nicht als ein Recht meines ganzen Forſtes gegeben iſt, durchaus nicht als ein allgemeines, ihnen zu freier, unbeſchränkter Benutzung gegebenes Recht anſehe. — Ja, ja, das erſte Geſetz deines Reiches iſt, daß Gerechtigkeit in demſelben herrſche. — Und alle Großthiere des Reiches und ihr ganzer Anhang ſchreien jetzt dem Fuchs nach: Ja, ja, das erſte Geſetz im Thierreiche und die Grundſäulen alles Rechtes und alles Dienſtes in deinem Reiche iſt, daß Gerechtigkeit unter uns herrſche; dafür biſt du auch, o großer Löwe, unſer König.

Auch dieſe Rubrik iſt ein redender Beleg der für das Menſchengeſchlecht ſo wichtigen Wahrheit, daß die thieriſche Natur, ſo ſehr ſie auch in ihrem Fühlen, Denken und Handeln zur Unmenſchlichkeit verſunken, ſich dennoch allgemein beſtrebt, den Schein der Menſchlichkeit und Gerechtigkeit an ſich zu tragen.

221. Das Staatsrecht.

Nicht an einem Feſttage, (ich glaube, es war in der widerlichen Stunde eines gefahrenden Aufruhrs,) fragte dieſer König eben dieſe Fürſten und Edlen: Was iſt das Staatsrecht?

Allein der erſte Hofſchranze antwortete jetzt nicht. Er fand in dieſer Frage ſelbſt einen Staatsfehler des Löwen, indem er dafür hielt, die fleiſchfreſſenden Thiere müßten dieſelbe ſo wenig aufwerfen, als ſelbige von außen auf irgend eine Art an ſich kommen laſſen.

Also verlegen winkte er dem Kauze, der, weil sein Geschlecht Mäuse frißt, bei der Löwen-Aufwart auch Zutritt hat, er solle sich weislich bedenken und gut herausziehen.

Dieser hüpfte aus seinem Winkel hervor, stellte sich vor den König auf den Kanzleitisch, schüttelte das mächtige Haar von seinem dunkeln Gesichte und sagte: Herr König! Das Staatsrecht ist eine Sammlung trefflicher, wirksamer Mittel, einerseits deine heilige Macht zu sichern, daß du in der vollen Kraft deiner königlichen Thierheit immer und ewig bleiben kannst, wer du bist; anderseits uns deinen getreuen und ungetreuen Unterthanen die erhabenen Tugenden der Menschen anzugewöhnen, und uns mit Glimpf und Ernst dahin zu bringen, unsrer ursprünglichen Natur, nach deinem allerhöchsten Willen, zu entsagen, und nur insoweit Thiere zu bleiben nach unserer Art und Gattung, als es deiner heiligen Macht dienlich, ersprießlich und wohlgefällig sein mag.

Der Kauz verstand es vollkommen, mit schlauer Schonung des edeln fürstlichen Löwenherzens die seinem Fleisch und Blut inwohnenden Ansprüche seiner Thierheit und mit ihnen auch diejenigen aller fleischfressenden Gewaltsthiere zu sichern und die letzten vor den Gefahren zu schützen, denen sie hätten ausgesetzt werden können, wenn die Menschenfreundlichkeit des Löwen nicht in die, dem Thierreich unumgänglich nöthigen Schranken zurückgedrängt worden wäre.

222. Das blinde Vertrauen.

Sei du jetzt unser Vater! Also sprachen unerzogene Kinder zu ihrem ältesten Bruder vor dem Sarge ihres Vaters.

Dieser aber war ein fester Mann, und antwortete ihnen: Wenn ich euer Vater sein soll, so müßt ihr mir als meine Kinder gehorchen.

Das wollen wir gerne thun, antworteten die Kinder.

Er erwiederte ihnen: Das ist bald gesagt. Aber es gibt Stunden, wo es schwer fallen könnte, euer Wort zu halten, und auch ich bin ein Mensch. Ich habe ein Weib und eigene Kinder und eigene Verhältnisse. Tausend Umstände könnten eintreffen, wo auch diese Verhältnisse selbst mich an meiner Pflicht gegen euch hindern und gegen meinen Willen zu eurem Schaden blind machen könnten. Wählet also aus den Freunden unsers Vaters zwei Männer, die mir auf der einen Seite euern Gehorsam und eure Mithülfe versichern; auf der andern Seite aber mich zu einer genauen Rechenschaft von allem, was ich in eurem Namen verwalten werde, anhalten sollen.

Wir trauen dir ja ohne alles dieses, erwiederten die Kinder. Aber er antwortete ihnen: Ich traue mir selbst nicht und bin überzeugt, der Mensch thut seine Pflicht in jedem Falle zehnmal besser, wenn er für dieselbe verantwortlich ist, als wenn er darüber, wie man zu reden pflegt, Niemand als dem lieben Gott Rechenschaft zu geben schuldig ist.

Wie der Glaube und die Gottesfurcht beten, arbeiten und rechtthun lehrt, also lehrt auch die Verantwortlichkeit unser Geschlecht das nämliche: aber der Mangel an ihrer Realität ist allenthalben, wo das Truggewand unserer Verkünstlungsformen sie allgemein so unübertrefflich bedeckt, so groß, daß das hohe Glaubenswort: „Verflucht ist, wer auf Menschen vertraut“ täglich neue, das Menschenherz empörende Belege erhält. Ein Mensch darf dem andern nur in soweit und in dem trauen, worin er sich bewährt hat, daß er Glauben verdiene. So wie Niemand gut ist als nur Einer, so verdient auch Niemand Vertrauen, als nur Gott; vorzüglich darf der Mensch auf sich selber nicht allgemein das Vertrauen setzen; darum ist aber auch jeder edle Mensch in dem, was ihm vertraut wird, gern verantwortlich; und nur ein schwacher leichtsinniger Mensch nimmt das unbedingte Zutrauen der Gutmüthigkeit, ohne

in Verbindung mit der Pflicht der Verantwortlichkeit, gern an.

223. Leander und seine drei Söhne.

Leander, der seinen drei Söhnen drei gleiche, aber verwilderte Höfe hinterließ, sagte auf seinem Todtenbette zu ihnen: Bauet sie wohl und ihr werdet glücklicher werden, als ich es war.

Aber der erste Sohn dachte in seinem Herzen: Was will ich mit meinem verderbten Hofe machen? Ich will darauf wachsen lassen, was wächst, und übrigens warten, bis meine Kinder erzogen sind. Vielleicht ist es dann etwa mit ihrer Hülfe möglich, denselben in eine bessere Ordnung zu bringen. — (Aber er that von dem gar nichts, was unumgänglich nöthig gewesen wäre, um in seinen Kindern durch eine gute Erziehung die Kräfte und Fertigkeiten zu entfalten, die in ihnen den Willen und die Lust erzeugen konnten, ihm in ihren erwachsenen Tagen zur Verbesserung seines verwilderten Hofes mit Kraft und aufopfernder Hingebung an die Hand zu gehen.)[58])

Er hatte Unrecht und bereitete sich selber großes Verderben. Da seine Kinder erwachsen waren, fanden sie, er sei kein Vater an ihnen gewesen, und gingen in ihrem Unwillen darüber so weit, daß sein ältester Sohn, der durch seine Verwahrlosung im äußersten Grade roh und derb geworden, ihm ins Gesicht sagte: Du bist ein alter Lump, und hast uns und den Hof, beide, gleich verwahrloset!

Sein zweiter Sohn gab sich alle Mühe, ein paar Aecker seines Hofes in den höchsten Abtrag zu bringen, und sagte darauf seinen Kindern: Ihr könnet an diesen Aeckern sehen, wie glücklich ihr sein werdet, wenn ihr einst den ganzen Hof also bearbeitet.

Lieber Vater! antworteten die anwachsenden Kinder, gib die Aecker, welche du nicht anbaust, uns in freie Hand zu bearbeiten und zu benutzen, so siehst du dann noch bei deinem Leben selber, wie du uns durch das Beispiel und

die Lehre deiner zwei so unübertrefflich wohl besorgten Aecker und durch die Freiheit, deinen ganzen Hof eben so gut zu besorgen, glücklich machen kannst. Der Vater aber war ein ängstlicher, kleinlicher Mann. Er dachte bei sich selbst: Es ist ein altes Sprüchwort, und ich habe es schon von vielen braven und klugen Vätern nachsprechen gehört: Man muß den Löffel nicht eher aus den Händen geben, bis man selber gegessen hat. — Er that also das nicht, worum seine Söhne in herzlicher, kindlicher Gutmüthigkeit ihn baten. Dadurch wurden nun aber diese auch mißmuthig und fingen an, das Musterkartenleben des Vaters mit seinen zwei Aeckern und seine eigennützige Schwäche zu verachten, und dasselbe eben so mit selbstsüchtigen und eigennützigen Augen ins Auge zu fassen, und unter einander sich in die Ohren zu flüstern: Wenn er alles allein haben will, so kann er auch alles allein machen, und wenn er, wie der Junker, der seine Fische lieber im Teich von den Hechten fressen, als irgend Jemand mitfischen lassen wollte, auch so seinen Hof lieber unabträglich verwildern läßt, als uns erlauben will, ihn für ihn und uns abträglich zu machen, so müssen wir, weil er uns nicht, wie er wohl könnte, helfen will, trachten, uns selber zu helfen. Zwei seiner Söhne verließen auch wirklich sein Haus und suchten sich jeder eine selbstständige Laufbahn. Und der Vater hatte ein elendes Leben, er brachte es mit seinem Musterkartenleben nirgendwo hin, und seine zwei unübertrefflich wohl besorgten Aecker standen auf seinem verwahrlosten Hof, wie ein künstlich in Marmor gehauenes Prachtpflaster in der zerfallenen Mauer eines verlumpten Hauses.

Der dritte Sohn zog seine Kinder von Jugend auf, wozu er sie brauchte, um seinen Hof mit ihnen und durch sie so geschwind als möglich in eine gute abträgliche Ordnung zu bringen. Er freute sich jeder Kraft des Leibes und der Seele, die er in ihnen entwickelte. Sein höchster Stolz war, Söhne und Töchter vor seinen Augen zu sehen, die einst mehr als er wissen, verstehen und besitzen würden.

Je mehr sie waren, je mehr vertraute er ihnen, und je mehr er ihnen vertraute, je weiter brachten sie es.

Er genoß ein frohes, glückliches Leben und brachte seinen Hof bei seinen Lebzeiten auf einen Ertrag, auf den er ihn ohne die freie und thätige Theilnahme und Mithülfe aller seiner, für dieselben wohl erzogenen Kinder, in Ewigkeit nicht hätte bringen können.

Es ist traurig, daß so viele Menschen, theils als Individuen im Privatstand, theils im öffentlichen Leben als Regierungsglieder und Regierungsbehörden den progressiven Fortschritt der menschlichen Cultur und den dadurch zu erzielenden Fortschritt des menschlichen Wohlstandes durch die mißmuthige Unzufriedenheit, die sie, wie der erste dieser Väter, darüber zeigen, daß das noch nicht in der Ordnung ist, was sie in Ordnung machen sollten, und dadurch mit ihm in eine Gemüthsstimmung gelangen, die ihnen das Todeswort aller menschlichen Vorschritte auf die Zunge legt: Das Beste sei, bei ihrem Leben Alles bleiben zu lassen, wie es ist, in der Hoffnung, daß dann nach ihrem Tode vielleicht wohl jemand kommen könne, der das, was etwa einer immer gefährlichen Neuerung bedürfen möchte, dann zumal auf seine Rechnung und auf seine Gefahr versuchen und probiren könne.

Eben so traurig ist das, was in Rücksicht auf den zweiten Vater wahr ist, wenn der erbärmliche Grundsatz, man muß den Löffel nicht aus den Händen geben, bis man selber gegessen, schwache, kleinliche Eltern dahin bringt, aus unpassender Sparsamkeit das zu versäumen, was wesentlich nothwendig wäre, ihre Kinder von Jugend auf zu einer selbstständigen Mitwirkung in allem dem, was die Führung ihrer Haushaltungen wesentlich bedarf, kraftvoll und gebildet zu erziehen, und ihnen, wenn sie erwachsen, aus Furcht, sie möchten ihnen über den Kopf wachsen, eine freie, selbstständige Mitwirkung ihres Hauswesens zu versagen. Dieses kleinherzige Benehmen wird in seinen Folgen noch bedeutender und in die Störung des öffentlichen Wohls allgemein

eingreifend, wenn diese kleinliche Selbstsucht sich selber in Regierungsgrundsätzen und Regierungsmaximen im Munde von Beamten ausspricht und Personen von öffentlichem und bedeutendem Einfluß sich durch erbärmliche Sprüchwörter, Modemeinungen und Kameradenäußerungen ihres Esprit du Corps dahin verleiten lassen, aus Furcht, ihre Untergebenen möchten ihnen einst über den Kopf wachsen, alles das versäumen, was sie als Präsidenten unumgänglich thun müssen, um für den Dienst des Vaterlandes tüchtige Mitglieder ihrer Collegien und Tribunalien, als Chefs ihres Büreau's tüchtige Secretärs, als Landvögte tüchtige Untervögte und überhaupt als Oberbeamte tüchtige Unterbehörden sich zu bilden und zu erhalten und ihre Stellen nicht blos als einen Besitz des utile und honorificum. das ihnen rechtlich beigefügt wird, sondern als ein Bedürfniß des öffentlichen Wohls und als einen Inbegriff heiliger Pflichten anerkennen, ohne deren Erfüllung sie das öffentliche Wohl nicht zu fördern, sondern vielmehr ihm entgegen zu wirken geeignet sind. Unser Verkünstlungs-Zeitalter und die abschwächende Epidemie, zu der es seiner Natur nach allgemein hinführen muß, hat uns in allen Ständen und in allen Verhältnissen in dem, was zur Aeufnung sowohl des Privat- als des öffentlichen Wohls diesfalls geschehen sollte, unaussprechlich zurückgesetzt.

Millionen Hausväter, deren Familienglück sowohl in Rücksicht auf die Sicherstellung ihrer Gegenwartsbedürfnisse, als in Rücksicht auf diejenigen ihrer Nachkommenschaft größtentheils von einer Handlungsweise abhängt, durch welche der dritte dieser Väter sein Vaterherz befriedigt, seine Kinder wohl erzieht und das Glück seiner Nachkommenschaft vielleicht auf Jahrhunderte begründet, sind für alles das, was in ihnen selbst kraftvoll belebt sein sollte, abgestumpft und stehen im ganzen Umfang ihrer Umgebungen diesfalls verödet und unbeholfen in unserer Mitte.

Die Art und Weise, wie dieser Vater seinen Hof durch seine Kinder selber auf den größten Abtrag gebracht, indem er sie zu dem Geist und der Kraft einer Lebensweise er-

hoben, durch die sie hinwieder fähig werden, das Nämliche an ihren Kindern zu thun, diese Art und Weise des reinen, kraftvollen, häuslichen Familienlebens ist im Allgemeinen mit allen Segenskräften, die sie zur Folge hat, gleichsam aus unserer Mitte verschwunden; und wir dürfen uns nicht verhehlen, daß wir für alles dieses im Geist und Herzen abgestumpft da stehen; und wie dieses wahr, und hinwieder, wie es unwidersprechlich ist, daß durch die Fehler und Schwächen des Privatlebens auch die guten Kräfte des öffentlichen Lebens gefährdet, untergraben und abgeschwächt werden, so ist eben so wahr und unwidersprechlich, daß die in unserer Mitte tief erschütterten Fundamente des öffentlichen Wohlstandes hinwieder auf die immer steigende Abschwächung, Untergrabung und Erschütterung der Fundamente des Privat-Wohlstandes einwirken, und daß, um gerade heraus zu reden, zum Exempel die Folgen eines verkehrten Benehmens der Präsidenten gegen die Mitglieder der Collegien, der Chefs gegen ihre Subalternen, der Landvögte gegen ihre Dorfvögte auf die Untergrabung der Fundamente des Privatwohls der einzelnen Glieder des Staates einen nicht zu berechnenden Einfluß hat; und daß Millionen Menschen im Lande dadurch in den Mitteln ihren Privatwohlstand und durch denselben auch den öffentlichen Wohlstand ruhig, kraft- und segensvoll zu fördern, gehemmt, stillgestellt und verwirrt werden.

Wenn die Oberbehörden in einem Lande durch die Folgen unserer Zeitverkünstlung und der, ihrer Modenschwäche immer beiwohnenden, unpassenden Anmaßungen hierin den guten, alten Sinn ihrer Stellen gänzlich verlieren, und die größere Anzahl der Präsidenten, Direktoren, Chefs und Oberamtleute dahin gebracht werden, alles Interesse, aller Uebungen und aller Gewandtheit in allem dem zu mangeln, wofür sie in ihren höhern Stellen unumgänglich Takt, Interesse, Uebung und Gewandtheit haben sollten, um durch ihren Einfluß ihre untergeordneten Mitglieder der Collegien, Tribunalien, Sekretär's und alle Arten von Unterbeamten im Innern ihrer Denkungsart und ihrer

Bestrebungen in dem Geist leben und handeln zu machen, der allein geschickt ist, durch den Erfolg ihrer Stellen des Landes Wohl wirklich zu befördern, und für diesen Zweck bildend und erhebend auf das Volk, d. h. auf Jedermann, der durch ihre Stellung und durch ihren Einfluß mit ihnen in Berührung ist, einzuwirken, so sind die verderblichen Folgen dieses Abschwächungs- und Verkünstlungszustandes im Lande in allen Ständen doch gewiß nicht zu berechnen. Möge doch die Wichtigkeit dieser Ansicht, für die uns das oberflächliche Leben unserer Verkünstlung fast allgemein blind gemacht, bald mit einem größern Interesse beherzigt und die Ueberzeugung allmählich in unserer Mitte allgemein werden, daß das Volksheil und der Volkssegen einzig und allein aus der Volksführung hervorgehen, und daß dieses hohe Resultat nur durch die Weisheit, Edelmuth und Tugend des hohen Personals, in dessen Hand die wesentlichen Beförderungsmittel des öffentlichen Volkssegens gelegt ist, vorzüglich zu erzielen gesucht werden müssen, und daß es nur durch die Sicherstellung des höhern Staatsgeistes in den Oberbehörden im Lande möglich ist, den Staatsgeist der niedern Stände sowohl mit den wesentlichen Bedürfnissen der Menschennatur, als mit denjenigen des Staates selber in eine wirkliche, segensreiche Uebereinstimmung zu bringen.

Möge man doch bald und allgemein erkennen, daß im Staate, wie in einer Haushaltung nur ein Geist herrschen soll, und daß der Gemeingeist aller Stände nur durch den Zusammenhang desselben erzielt werden kann. Möge doch die Ueberzeugung bald allgemein werden, wie wichtig die Folgen des Zustandes in jedem Staate sind, wenn durch den Mangel des innern, geistigen und sittlichen Zusammenhangs der Ober- und Unterbehörden in einem Lande, d. h. durch den Mangel an intellectueller und sittlicher Einheit im Staatsgeist und im Staatsdienst die öffentlichen Behörden mit den wesentlichen Bedürfnissen des Volkssegens nicht nur nicht in Uebereinstimmung, sondern sogar sichtbar in offenem Widerspruche mit einander stehen.

224. Leonor, Matthias, Selmar und Nilson.
Vier Geistliche.

Sie waren ehemals Schulfreunde, aber sie hatten sich jetzt dreißig Jahre nicht mehr gesehen; nun führte sie ein Zufall zusammen.

Sie freuten sich eine Weile ihrer Zusammentreffens; dann aber sagte Leonor: Wir waren alle vier brave Jungens, und wollten das Gute, aber was haben wir nun in der Welt ausgerichtet?

Matthias antwortete: Ich habe mich durch eine einseitige Neigung zu vielerlei Wissen und durch ewiges, meistens oberflächliches und unverdautes Herumtappen in Büchern und Journalen bis auf die täglichen Zeitungen herab, gleichsam aus der Welt heraus geträumt und alle Kraft eines wahrhaft belebten, wirklichen Zusammenhangs mit meinen Gemeindegenossen durch dieselben verloren. Auch näherte ich mich schon den grauen Haaren, ehe ich merkte, daß alles mein Wissen und Kennen mich in meiner Stellung und meinem Beruf zum fünften Rad am Wagen gemacht und daß ich durchaus nicht einmal im Stande sei, meinen Leuten in irgend einem Fall einen Rath und eine Wegweisung zu geben, die auf ihre Umstände wirklich paßte. Und ich hingegen, erwiederte Selmar, habe eben dadurch, daß ich mich der Geschäfte und Angelegenheiten meiner Leute zu sehr annahm und in allen Stücken ihnen mit gutem Rath beistehen wollte, den Namen eines Menschen erhalten, der sich in Sachen, die ihn nichts angehen, mischt. Indessen bin ich dadurch für sie der Mann des Tages geworden, dem sie nachliefen, wenn sie ihn brauchten, den sie aber auch stehen ließen, sobald sie ihn nicht mehr nöthig hatten. Es konnte wohl nicht anders kommen. Die guten Räthe, die ich ihnen geben wollte, hatten in mir selbst kein solides Fundament und konnten in der Zerstreuung, in der ich lebte, keines in mir finden. Ich merkte aber auch erst in meinen grauen Haaren, wie viel mir fehlte, um meinen Pfarrkindern das wirklich zu sein, was ich ihnen hätte sein

ſollen und gern geweſen wäre, wenn ich es nur hätte können.

Nilſon ſagte: Ich ſah früh ein, daß für uns Geiſtliche bei aller Kunſt des Einfluſſes auf das Zeitliche nichts heraus kommt und daß überhaupt Leiden, Unrecht und böſe Gewalt auf der Erde ſein werden, ſo lange die Menſchen, wie unſer Katechismus ſagt, fortfahren, Gott und ſeinem Geſetze zu widerſtreben und ihren Nächſten zu haſſen. Ich ſuchte deswegen die Menſchen zur Verachtung des ganzen irdiſchen Lebens und aller ſeiner Güter und Segnungen hinzuführen und ſelber von allem Glauben an die Möglichkeit einer irdiſchen Ruhe und Zufriedenheit abzulenken, und ich bin auch erſt in meinen alten Tagen dahin gekommen, einzuſehen, daß meine Beſtrebungen das Volk aus der Wahrheit deſſen, was es in der Welt wirklich iſt und wofür es wirklich da ſein und leben ſoll, heraus zu reißen und in dem Träumerleben, in dem es weder in ſich ſelbſt noch in ſeinen Umgebungen ein erhebendes und ſtärkendes Fundament fand, ſein Heil zu ſuchen, ein Mißgriff war, durch den das Volk auf das, was wirklich göttlich, ewig und erhaben iſt, durchaus nichts gewann, hingegen was es in Rückſicht auf ſein zeitliches Daſein wirklich bedarf und was ihm Gott dafür wirklich gegeben, alles zu verlieren oder diesfalls in einen ewigen Widerſpruch mit ſich ſelber zu fallen gefahren. Ich richtete mit meinen Beſtrebungen durchaus nichts aus. Die Gelüſte meiner Gemeinde nach allen Genießungen, die ſie kennen, und nach allen, ſelbſt den unſinnigſten Rechten, die ihnen dieſe Gelüſte zu verſchaffen und ſicher zu ſtellen geeignet ſcheinen, ſind ſeit dreißig Jahren, da ich ihr Pfarrer bin, immer die nämlichen geblieben; indeſſen iſt es mir jetzt zur innigſten Ueberzeugung klar geworden, und ich darf und ſoll er mir nicht verhehlen, ich habe mit meiner träumeriſchen Sonderung deſſen, was der Menſch zum Segen, zur Aeufnung und zur Ruhe ſeines zeitlichen Lebens wahrhaft bedarf, von dem, worauf das Heil ſeines ewigen Lebens ruht und mit der daraus herfließenden Vernachläſſigung zur Genugthuung, Bildung und Ergreifung des Volks zu

dem, was es in der ersten Rücksicht bedarf, störend auf die allgemeinen Fundamente des Wohlstandes meiner Gemeinde eingewirkt, indem ich die Unschuld und das leichte Joch des unbefangenen Lebens in Liebe und Glauben in den Köpfen schwacher und gutmüthiger Menschen in das Kettengewand von Meinungen über die Pflichten der Liebe und des Glaubens umgewandelt, das sie jetzt wie ein Gespenst, wo sie gehen und stehen, verfolgt und ihnen weder Tag noch Nacht Ruhe läßt, indem es sie so aus sich selber und aus der Wahrheit ihrer Verhältnisse heraus hebt, daß viele derselben aus lauter Eifer für die Erkenntniß und freundlich müßiggängerische Besprechung über diese Pflichten nicht mehr Zeit genug dafür finden, die wesentlichsten derselben auch nur halb so gut auszuüben, als sie es vorher thaten.

Mehrere von ihnen sind dadurch sehr schlechte Hausväter und sehr schlechte Hausmütter geworden, und nicht nur für den Augenblick in ihrem diesfälligen Wohlstande zurückgekommen, sondern eigentlich in sich selber unfähig geworden, zur weitern Beförderung, zur diesfälligen Wiederherstellung ihrer selbst mit den Kräften, mit der Anstrengung und mit dem Interesse zu arbeiten, mit dem sie es vorher thaten. Es mußte mir sehr zu Herzen gehen, daß die Folgen dieser Verirrung auf die Umstände einiger Personen, die mir vorher sehr anhänglich waren, so verwildernd einwirkten, daß sie hernach ihre Anhänglichkeit an mich selber laut und öffentlich verwünschten und in der sich durch die Folgen meiner diesfälligen Unvorsichtigkeit zugezogenen Armuth in Laster und Verbrechen hineinfielen, daß wirklich drei Kinder aus Haushaltungen, die mir lange anhänglich waren, jetzt im Zuchthause stecken.

Das alles ging dem guten Manne so sehr zu Herzen, daß er mit Thränen in den Augen zu seinen Freunden sagte: Ich bin unter euch allen der Unglücklichste gewesen.

Seine Freunde antworteten ihm: Du dauerst uns sehr; wir kennen deinen Gang; du hast von dir reden gemacht; Freunde und Feinde geben dir das Zeugniß, du habest es gut gemeint; aber Freunde und Feinde sagen auch überall,

du ſeieſt die Unnatur ſelber. Wir widerſprechen auch nicht; aber wir fühlen dabei, daß auch wir den ſchlichten, einfachen Gang der Natur verfehlt haben, der in ſeiner Schwachheit und in ſeiner Kraft dahin lenkt, Alles zu vereinigen und nichts getrennt und iſolirt ſtehen und wirken zu laſſen, Alles mit ſich ſelbſt und mit ſeinen Umgebungen in Uebereinſtimmung zu bringen. Indeſſen iſt gewiß, ob wir gleich, wie du, in unſerm Thun und in unſern Beſtrebungen nicht in Uebereinſtimmung mit unſern Umgebungen zu handeln vermochten, ſo gingeſt du in deiner Unnatur dennoch unendlich weiter als wir. Wir waren in unſerm Einfluß auf das Volk unſtreitig ungeſchickt, eben wie du; aber wir gingen in unſrer Ungeſchicklichkeit nur oberflächlich und äußerlich zu Werke; du aber wollteſt tiefer wirken und brauchteſt Gewalt, innerlich durch die Belebung der Einbildungskraft einen Schein deſſen hervorzubringen, was wirklich nicht da war; du wollteſt einen Schein des Göttlichen herrſchen machen, wo durchaus die Wahrheit des Göttlichen noch nicht da war und wo ſogar in dem Perſonal und in den Umgebungen deiner Anhänger alles das mangelt, was nothwendig da ſein und gethan werden mußte, um die Kräfte, Fertigkeiten, Geſinnungen und Anſichten menſchlich zu entfalten und menſchlich zu beleben, die den wirklich göttlichen Kräften unſrer Natur immer nothwendig beiwohnen, wo Natur und Gnade im menſchlichen Leben ſich im ganzen Umfang ihrer beiderſeits göttlich gegebenen Kräfte und Segnungen wirklich vereinigen.

Selmar ſagte nach allem dieſem: Eure Erfahrungen ſind alle wahr; aber ein Hauptgrund, warum wir Geiſtliche bei allen unſern Beſtrebungen, etwas Gutes zu ſtiften, nicht dahin gelangten, wohin wir wollen, iſt auch dieſer: Wir werden in unſern Tagen immer mehr unter das Volk, ohne genugſame Kraft und ohne genugſame Mittel, auf daſſelbe zu wirken, wie ein Angel ohne Lockſpeiſe unter die Fiſche, hingeworfen. Wirth, Weibel, Schulze, Schreiber, Werber, kurz alle Gewalt- und alle Geldmenſchen angeln das Volk mit allem, was unſer Geſchlecht zu reizen im Stande iſt,

und die Welt, wie sie jetzt ist, kennt gegen dieses Angeln beinahe kein wirksames Recht mehr und vielleicht noch weniger einen wirksamen Willen. Der Geist des Zeitalters ist ohne Gewissenhaftigkeit und ohne Kraft gegen seine sinnliche Selbstsucht.[59])

Das Schicksal dieser verschiedenen Geistlichen ist ein eben so sprechender, als merkwürdiger Beleg von der Wahrheit, in welchem Grad das Verkünstlungsverderben unsrer Zeit unser Geschlecht in allen Ständen und Verhältnissen von dem Gange der Natur in der Entfaltung unsrer Kräfte abgelenkt, sie dadurch in sich selber entkräftet und jede segensreiche Anwendung derselben im Allgemeinen unmöglich gemacht.

Die Individualität dieser vier Männer war, sie konnte nicht mehr, unter einander verschieden, und ihre Lebenszwecke waren, obgleich im Wesen allgemein die nämlichen, wohlthätigen, und sich dem Dienste ihrer Mitmenschen als aufopfernd und hingebend auszeichnenden, dennoch durch die Individualität des Charakters und der Bildung eines jeden äußerst ungleich und beinahe sich allseitig entgegenstehend bestimmt. Sie, diese Männer, waren im Grunde unter sich selbst so ungleich, als nur immer Menschen unter einander ungleich sein können. Der eine lebte in den Büchern, gleichsam außer sich selbst. Der andere verlor durch die Aufmerksamkeiten auf seine Umgebungen sich selbst in sich selbst, er wollte auf die Welt wirken, aber sein Wirken ging nicht aus ihm selbst hervor; darum wirkte er nicht auf die Welt, die Welt wirkte auf ihn. Der dritte wollte eine Gewalt brauchen gegen die Welt, und trennte zu diesem Endzwecke, was Gott von Ewigkeit her in der Menschheit zusammengefügt. Der vierte wollte die Unschicklichkeit aller durch die Unpassenheit der Stellung, in der sie gegen das Volk gelassen wurden, erklären, und alle Schuld des Nichterfolgs ihrer Bestrebungen auf diesen Umstand hinschieben. Aber die Wahrheit von allem diesem ist: Die Welt, die sie umgab und auf die sie Einfluß suchten, lebte, eben wie

sie, in der höchsten Unnatur unsers Verkünstlungsverderbens und die wahren Ursachen des allseitigen Mißlingens ihrer Bestrebungen müssen offenbar in dem Zusammentreffen des Verkünstlungsverderbens, das in ihren Umgebungen, und in demjenigen, das in ihnen selbst lag, gesucht und anerkannt werden.

225. Verderbte Rehe und ein Thier-Prädikant.

Einer Göttin geweiht und von blutgefärbten Thieren und Menschen getrennt, lebte vormals eine Schaar von Rehen glückliche Tage, Friede malte sich auf jeder Stirne, Ruhe in jedem Auge und Anmuth auf jeder Lippe.

Aber ein wilder Berggott entweihte den heiligen Wald. Er verscheuchte die schüchterne Göttin von ihren geliebten Rehen; Löwen, Menschen und Hunde nisteten sich ein.

Jetzt sind die armen Thiere nicht mehr sich selbst gleich. Wer die Vorwelt gesehen hat, der jammert über ihr verderbtes Geschlecht. Ihre Stirnen sind voll Runzeln, ihre Augen trübe und ihre Lippen hängen anmuthlos und mißmuthig gegen die Erde.

Ein Thier-Prädikant meinte, er könne ihnen helfen und predigte ihnen: sie sollten desto ruhiger sein, je größer die Uebel seien, welche sie litten. Er meinte, sie müßten nur die Augenblicke ihrer Sicherheit und ihres Glückes mit desto mehr zusammengefaßter Kraft fest halten, je seltener sie seien.

Aber ein Reh, daß die Vorzeit gesehen hatte, schalt den predigenden Affen und sagte zu ihm: Elender Träumer! Entweihe den heiligen Ast nicht länger mit deinem grundlosen Geschwätze. Die Tugend unsers Geschlechtes ist ein Geschenk der Gottheit, die wir verehrt haben. So lange ihr Altar brannte, war kein Verderben in den Herzen der Rehe. Aber jetzt ist unsere Tugend unwiederbringlich verloren. Ich weiß es noch, wie wenn es gestern gewesen wäre, an einem Abend, (die Sonne ging in Blut gefärbt unter,) hörten wir den ersten jagenden Hund, und in der schrecklichen Nacht, (Donner

und Blitz verkündeten unser Unglück) hörten wir das erste Löwengebrüll. Am Morgen darauf war unsere Göttin verschwunden. Kannst du uns helfen, so vertilge die Hunde, tödte die Löwen und die wilden, jagenden Menschen; dann wird die schüchterne Göttin wieder zu ihren geliebten Rehen zurückkehren und uns ihr hohes Geschenk, die Tugend unsers Geschlechtes, wiederbringen. Kannst du das nicht, so überlasse uns dem verderbten, verhärteten Zustande, den uns das tägliche Hetzen und Jagen zu unsrer Natur macht, und schweige lieber, als uns mit deinem Geschwätzwerke von Lastern, die mehr unser Unglück, als unsere Fehler sind, noch das Bischen Kopf und Kraft zu rauben, das uns übrig geblieben ist und dessen wir so sehr bedürfen.'

Was soll ich zu diesem Bild sagen, als wer nichts taugt, um den Lauf der Uebel und Leiden, durch die das Volk allen Reiz und alle Kraft zu dem, was sein Segen und sein Heil ist, verliert, in seinen Quellen zu hemmen, der thut übel, wenn er als Tröster unter ihm auftritt; die empörte Menschennatur kennt das öde, leere Wesen des Maulbrauchens und will nichts von ihm. Wer den Schaden Israels heilen will, der muß in Israel die Kräfte wieder herstellen, durch die Israel Israel geworden, und durch die es allein wieder Israel werden kann.

226. Hans und Benedikt.

Benedikt. Sei ruhig, lieber Hans!

Hans Ich kann nicht, ich leide Unrecht.

Benedikt. Die Religion sollte dich trösten.

Hans. Sie sollte mir helfen.

Benedikt. Sie wird dir in deinem Innern helfen.

Hans. Das ist nicht wahr! Wenn sie mir in meinem Aeußern nicht hilft, so ist sie für mein Inneres nicht da.

Benedikt. Du lästerst!

Hans. Ich rede die Wahrheit. „Gott ist nicht da,

und der Glaube an Gott ist nicht da, wenn das Unrechtleiden nicht aufhört."

Benedikt. Ich zittere.

Hans. Wenn du keine Kraft hast gegen das Unrecht, so lege deine Kutte ab, diene für feilen Gewinn und trage die Livree der Herrschaft, der du gehörst.

Benedikt. Das hätte sich freilich der Heiland und seine Apostel nicht sagen lassen.

Hans. Auch dein Großvater, der bei uns Pfarrer war, hätte sich das nicht sagen lassen.

Das Wort des Hansen ist freilich ein Wort der Verzweiflung, aber es hängt dennoch mit einer großen, tiefen Wahrheit zusammen. Die Religion ist in ihrem Wesen eine Kraft Gottes zum Heil einem jeden, der da glaubt; und sie sollte auch in ihrem Aeußerlichen kraftvolle Mittel besitzen, der Noth und dem Elend der Menschen abzuhelfen, wo diese sich immer befinden. Und es ist unstreitig, da sie das Volk vorzüglich bei seinen Geistlichen sucht, so sollte sie auch vorzüglich bei ihnen zu finden sein, sie sollte ihnen auch vorzüglich gegeben sein und zwar nicht durch äußern Reichthum, sondern durch innere, göttliche, heilige Kraft in ihrer Theilnahme am Leiden ihrer Brüder. Es läßt sich nichts Herzzerschneidenderes denken, als die Erscheinung eines Geistlichen im Kreise armer, unrechtleidender Menschen, mit einem Schwall armseliger, eitler Trostworte Wunden zu heilen, die sich nicht vom bloßen Winde heilen lassen, sondern Oel und Essig für ihren Schmerz ansprechen. Ihr kennt den Eindruck noch, den es auf euch gemacht hat, als ein Geistlicher, den sein Pfarrkind um Gotteswillen bat, er solle bei dem Landvogt, der ihm Unrecht gethan, einen Vorspruch einlegen, geantwortet: Muthet mir das doch nicht zu! Ich bin mit meinem gnädigen Herrn in Verhältnissen, daß ich das nicht thun darf. Moralische Kraftlosigkeit kann in tausend Fällen Menschen zu Gefühlen und Ausdrücken bringen, die dem Wort des Hansen: Gott ist nicht da, und der Glaube an Gott ist nicht da, wenn das Unrecht-

leiden nicht aufhört — vollkommen gleich sind. Denke doch ein jeder, den das Wort des Hansen empört, zu seiner Entschuldigung, man suche zarte, feine und wohl besorgte Pflanzen in einem Garten umsonst, dessen Gärtner im Winter den Frost scheut und im Sommer die halbe Zeit des Tages unter Schattenbäumen auf der faulen Haut liegt. Der fromme, christlich gläubige Mensch trägt ein sanftes, mildes, liebendes Herz in seiner Brust. Er sieht den Armen und Leidenden als sein Kind an, das er von Gottes wegen auf alle Weise zu erquicken und zu behelfen verpflichtet ist. Wie Vater und Mutter einem kranken Kinde seine Schmerzen zu mildern suchen, also sucht er dem Armen und Leidenden in seiner Noth und in seinem Schmerz wirklich zu dienen. Er trocknet ihm den Schweiß von seiner Stirn. Er ermüdet nicht, jedes Labsal für ihn aufzusuchen, das in seiner Hand ist. Er bricht sich den Schlaf ab, für ihn zu wachen, und scheut die Lasten des Tages nicht in seinem Dienste. Er wirft sich in die Arme des Leidenden und benetzt des Kranken Angesicht mit seiner Thräne. Aber der leidige Tröster, der zum armen Job kam und zu ihm sagte: Du hast dein Unglück mit deinen Sünden verdient und mußt jetzt den Trost, den du bedarfst, in dir selber, in deiner Besserung suchen; es kann dir ihn Niemand geben und Niemand für dich suchen — hat den Geist des wahren, christlichen Trostes nicht in seinem Herzen. Er braucht in der Härte seiner Gefühle Kunst- und Bücherphrasen einer Trostart, die Niemand tröstet. Die Einfalt des christlichen, liebenden, schonenden und helfenden Sinnes braucht solche Phrasen, denen der wirkliche Geist des Evangeliums mangelt, nicht. Sie kennt sie nicht von sich selbst; sie kennt sie nur, wenn sie sie auswendig gelernt hat, und braucht sie in dieser Leerheit und Verödung nur im Nachsprechen dessen, was sie also wörtlich gelernt hat.

227. Der Biber und der Marder.

Es ist ein ekeliges Ding um deinen Zahn, und ich sehe nicht einmal ein, daß du ihn zu deinem Fraße nöthig hast, also sagte ein Marder zu einem Biber. Dieser antwortete ihm: Ich kann freilich meine Fische so gut ohne meinen Zahn fangen und fressen, als du deine Eier und Vögel ohne einen solchen auch finden und fressen kannst. Aber mein Zahn ist ein Kunstzahn, und du und deinesgleichen wissen nicht einmal, was das für eine Lust ist, einen Kunstzahn in seinem Kiefer zu haben; ich aber weiß es, und will dir nur sagen: er ist mir fast mehr werth als mein ganzes Freßgebiß und ich kann dich versichern, das Ausüben meiner Baukunst ist mir viel lieber, als das Fischessen.

Der Biber macht seiner Kunst eine Lobrede, die nicht alle menschlichen Künstler der ihrigen machen können. Die Menschenkunst ist weit mehr abhängig vom Menschenbrod, als die Thierkunst vom Thierfraß. Auch ist nur der Mensch unersättlich im Jagen nach Brod, das Thier aber gar nicht.

228. Ein Stier und ein Biber.

Auch der Stier sagte zum Biber: So ein Leben unter dem Wasser, wie du eins hast, möchte ich um aller Welt willen nicht haben. Der Biber schwieg und antwortete ihm nicht. Aber der Stier fuhr fort und machte jetzt eine Lobrede seines bessern und glücklichern Lebens. Mein Stall, sagte er, ist beinahe so viel werth als eine Menschenwohnung, und dann muß ich ihn nicht einmal bauen; der Bauer, der mich füttert, baut mir ihn selbst. — Der Biber antwortete ihm: Ich weiß wohl, daß es viele Stierenställe gibt, die besser aussehen und im Winter gar viel wärmer sind, als tausend und tausend armer Leute Wohnstuben, und ich kann auch gar wohl denken, es gefalle dir wohl darin, wenn dein Barren recht voll und dein Gras und

dein Heu darin recht gut ſind. Ich aber liebe die Wohnung, die ich mir ſelbſt baue, und in der ich frei bin, und möchte um alles in der Welt nicht eine Wohnung, die mir ein anderer baute, und mich nicht wie dich darin angebunden finden, wenn er dich anjocht und zum Pflug oder Wagen anſpannen will.

Ein wohl beſorgtes Stallſtier hat freilich eine bequemere Wohnung, als ein Biber unter dem Waſſer. Aber der Biber hat auch Recht, daß er lieber frei lebt, als bequem ſchläft. Wem ſeine Freiheit und ſein Recht nicht mehr iſt, als ſeine Bequemlichkeit, der iſt in jedem Falle ein armſeliger Tropf. Ich habe in meinem Leben unter allen Gefangenen, die ich ſah, ob keinem lachen müſſen, als ob einem an Händen und Füßen gefeſſelten Manne, der mit ſtolzer Behaglichkeit in ſeinem dunkeln Loche ſaß.

229. Eine Koppel Jagdhunde, ein Jäger und ein Junker.

Eine Koppel Jagdhunde beklagte ſich einmal beim Meiſter im Hundsſtall, beim Jäger, daß er alle Tage ſich voll ſaufe und ſie dann im Rauſche bald hungern, bald durſten laſſe, und des Strohes halber bei Froſt und Näſſe es auch ſo halte, daß ſie alle Kraft in den Beinen und allen Geruch in der Naſe verlören, und daß er ſie dann, wenn ſie in dieſem Zuſtande nicht gut jagen, noch untreulich prügle, ſo daß ſie, wenn dieſes ſo fortdaure, abſterben und unfehlbar ſterben müſſen. Der Jäger antwortete ihnen mit der Knute in der Hand: Ihr Hunde, meint ihr, ich ſoll euch anders, als Hunde behandeln? Nein, nein, fuhr er fort, wenn ihr auch alle verrecktet, ich will um deswillen kein Glas weniger trinken, und keinen Augenblick weniger auf der faulen Haut liegen, als es mir gefällt. — Aber endlich erkannte der Junker, dem die Hunde gehörten, ihren ſchlechten Zuſtand und kam den Urſachen deſſelben bald auf die Spur. Er ging ſelber in den Hundsſtall, um mit

eigenen Augen zu sehen, was an der Sache sei. Da erzählte ihm dann ein halblahmer Jagdhund fast mit menschlicher Wehmuth vor ihm kriechend umständlich, wie sie sich beim Jäger darüber beklagt und was er ihnen geantwortet. Das empörte den Junker im höchsten Grad. Er ließ den Jäger auf der Stelle zu sich kommen, redete ihn hart an und sagte zu ihm: Ich habe geglaubt, meine Hunde einem Menschen anvertraut zu haben, und du bist mehr Hund, als sie alle. Meinst du, die Hunde seien in deinem Dienste? Nein, nein, du bist in ihrem Dienst und du gehst mit ihnen um, daß es unter den Hunden und nicht blos unter den Menschen ein Gräuel ist; wenn sie dein wären, du dürftest nicht so mit ihnen umgehen; aber es ist kein Haar, das auf ihrer Haut wächst, dein, geschweige denn die Hunde selber. Meinst du, ich bezahle dich, daß du dich täglich voll und toll saufest, auf der faulen Haut liegest und meine Hunde verrecken lassest? Dem ist nicht so, ich bezahle, wie ich einen guten Hundsknecht nöthig habe, und ich glaubte, du seiest einer oder könnest wenigstens einer werden; und jetzt gehst du mit meinen Hunden so um. Aendert sich aber das nicht auf der Stelle, so kann ich meinen Hunden gar leicht helfen, wie es dir aber dann dabei gehe, da sieh' denn du zu. — Das war ein guter Tag für die Hunde. Der Jäger soff sich von nun an erst dann voll und legte sich von nun an erst dann auf die faule Haut, wenn seine Hunde besorgt waren, wie recht ist; auch besserte es ihnen an den Beinen, an der Nase und an der Jagdlust von Tag zu Tag; und der Junker sagte nach einigen Wochen dem Jäger, der ihm sonst lieb war, im Spaß: Es dünkt mich, ich komme mit dir doch noch dahin, daß du mir am Ende noch etwas mehr werth werdest, als meine Hunde.

Ach! daß solche Auftritte doch nur in Hundsställen Platz hätten. Aber der thierische Sinn der menschlichen Selbstsucht bringt unser Geschlecht in den verschiedensten Verhältnissen des Lebens, im Bauernstand, im Bürgerstand, im Kaufmannsstand, im Adelstand und selber im Stand

der Beamten und der öffentlichen Behörden gar oft dahin, die ihm untergeordnete Schwäche seiner Mitmenschen, eben wie dieser Jäger die Hunde, die nicht sein, sondern seines Herrn waren, zu behandeln. Es ist unwidersprechlich, es gibt in allen diesen Verhältnissen, ich weiß nicht, ob ich sagen darf, Menschen oder ob ich sagen muß, Unmenschen, welche die in ihren Verhältnissen ihnen untergeordneten Menschen, wie dieser Jäger seine Hunde behandeln, wenn ihre Selbstsucht mit der Selbstsucht ihrer Untergebenen in Conflikt kommt. Es ist unwidersprechlich, daß es in allen diesen Verhältnissen Menschen gibt, die sich nicht schämen, das arme, niedere Volk, dessen Heil und Segen durch den Geist und die Sitten unsers Civilisationsverderbens mit großer Kunst in die Hand harten Reichthums und harter Gewaltsmenschen gegeben ist, ein Hundepack (la canaille) zu nennen, und sie auf das Fundament dieses schönen Rechtstitels also zu behandeln, wie dieser Jäger die ihm anvertrauten Jagdthiere. Und das Allerbedauernswürdigste in dieser Lage ist dann noch, daß die Unglücklichsten unter diesem also betitelten Hundepack (la canaille) oft im höchsten, schreienden Unrechtleiden bei weitem nicht so leicht einen Mann aus einer höhern Behörde finden, der die diesfalls auch im höchsten Grad fehlenden Unmenschen mit der Kraft und Entschlossenheit zur Rede stellt, wie dieser Junker seinen Jäger wegen seiner Hunde mit Kraft und Entschlossenheit zur Rede gestellt hat.

230. Die Begriffe der Bienen von der Freiheit und der Gerechtigkeit.

Die guten Bienen, die bei ihrem Honigsuchen in aller Welt herumschwärmen, hörten in allen Ecken die thierischen Begriffe, die sich die Löwen und Bären, die Füchse und Marder, die Ochsen und Esel, die Auerhähne und Spatzen, die Hunde und Katzen von der Freiheit und der Gerechtigkeit machten; aber obwohl sie diese großen Thiere alle für höhere Wesen ansahen als sich selber, so konnten sie, so

klein sie sich auch immer gegen sie fühlten, doch nicht begreifen, daß irgend etwas von alle dem, was diese Thiere für sich als Freiheit und Gerechtigkeit ansprachen, wirkliche Freiheit und Gerechtigkeit sei; und jemehr sie dieses Geschwätzwerk über diese zwei großen Menschenwörter hörten, je mehr freuten sie sich, stille, kleine Bienen, und nicht so anmaßliche, große Thiere zu sein. Vorher, ehe sie ihr fades Geschwätz treiben hörten, fühlten sie sich in ihren Körben nur glücklich; sie wußten nicht, daß etwas in der Welt, das unter den Menschen Freiheit und Gerechtigkeit heißt und von dem auch alle Thiere der Welt auf die verschiedenste Weise, jedes nach seiner Gattung, das Maul brauchen. In Polens Wäldern, wo sie, von Menschen gesondert, ihre Wohnungen selbst bauten und ihren Honig mehr mit den Bären als mit den Menschen theilten, wußten sie nicht, daß etwas in der Welt sei, das Freiheit und Gerechtigkeit heißt; aber in den civilisirten Staaten, wo verkünstelte Menschen ihnen mit ihrer Hand Körbe und Häuser selbst bauten, auch den Honig jährlich mit ihnen theilten und dabei allerlei Arten von Unfug und Gewaltthätigkeit mit großer Mordlust an ihnen ausüben, hörten sie in allen Ecken und Enden diese Wörter, die an den Orten, wo sie von den Menschen gesondert und ihrethalben ihres eigenen Rechts sicher waren, nie vor ihren Ohren erschallten und nie über ihre Lippen hinausgingen. Aber jetzt sprachen sie es auch aus: Unsere Brutzellen sind bequem für unsere Brut und unsre Honigzellen für unsre Arbeit im Sommer und für unsere Nahrung im Winter. Jede einzelne Biene lebt befriedigt in unserm Korbe und ungestört in ihrer Zelle. Keine von den Tausenden und Tausenden, die neben einander aus- und einfliegen, hindert irgend eine andere weder an ihrer Brut noch an ihrer Arbeit. Alles, was wir sein sollen, die Kräfte und Fertigkeiten, die wir zum Honigsuchen, zum Wachsbereiten, zum Zellenbauen nothwendig haben, liegen in uns selber zur höchsten Kunstvollkommenheit entwickelt und erhaben. Die Ordnung und die Rechte der Lebensthätigkeit und Lebensgenießung jeder einzelnen Biene

ſind durch Schranken geſichert, die die Selbſtſucht keiner einzelnen Biene zum Nachtheil der andern zu überſchreiten vermag. Wir ſind alle innerhalb dieſer Schranken geſegnet und frei, und ſie, dieſe Schranken, ſind ſelber das Weſen der Gerechtigkeit, die wir bedürfen; ſie ſind unſer geliebtes, heiliges Recht. Wir ſind durch ſie ſelber glücklich und frei. Unſere Königin iſt eine liebende Mutter. Jede einzelne unſrer Zellen iſt durch ſie geſegnet, und gegen die trägen, müßigen Hummeln haben wir einen Stachel. Wir ſtoßen ſie aus, und ſumſen und lachen, wenn die Faulen vor unſern Zellen verfaulen.

Ein Menſch, der von dem Mißbrauch, den ſeine Zeitgenoſſen in Rückſicht auf den ganzen Umfang ihrer bürgerlichen Begriffe ſo allgemein verkünſtelten und in den Lobpreiſungen und den Verwünſchungen der einſeitigen Anſichten derſelben, gegenſeitig ſo hartnäckig, wie erbitterte Stiere an einander anſtießen, ſeit langem mißmuthig gemacht, jetzt in ſeinen alten Tagen weder zum Guten noch zum Böſen kein Wort mehr von irgend einer Anſicht des bürgerlichen Rechts und der bürgerlichen Freiheit weiter hören wollte, freute ſich, dieſe guten Thierchen von dieſen zwei ehemals dem Vaterlande und der Menſchheit ſo heiligen Begriffen auf eine Weiſe reden zu hören, wie er ſchon ſeit ſo langem im Kreiſe ſeiner Umgebungen keinen ſolchen Ton mehr vor ſeinen Ohren erſchallen gehört.

Man weiß, der Uebergang von lange gedauertem und tiefgewurzeltem Mißmuth zu einem befriedigtern Zuſtand erzeugt zu Zeiten, beſonders in edeln, tieffühlenden Seelen, einen Aufflug eines hohen erhebenden Entzückens. In einem ſolchen ſprach jetzt der Mann: Heil, Heil mir, daß ich jetzt die Bienen von Freiheit und Recht reden höre, wie ehemals die Menſchen davon redeten. Er ſtand von ſeinem Stuhl auf, ging wie in einem erneuerten Leben mit aufgerichtetem Haupte im einſamen Zimmer auf und ab, redete laut mit ſich ſelber und ſagte: Ja, ja, alle edeln Männer des Vaterlands, alle ſeine edeln Söhne redeten ehemals von den

Fundamenten der Freiheit und des Rechtes im Land, eben wie diese guten Thierchen von ihrem, durch Recht und Ordnung gesegneten, glücklichen und freien Leben in ihren Körben. Sie konnten nicht anders. Unsere Väter haben unsern Landessegen in seinem Umfang mit eben den Mitteln begründet, durch deren Genuß die guten stillen Thierchen Freiheit und Recht in ihren gesegneten Körben zu besitzen fühlen. Das hohe Ziel ihres Kampfes für das Vaterland, das hohe Ziel der kraftvollen Aufopferung ihres Guts und ihres Bluts für dasselbe, war kein anderes, als die Sicherstellung ihres Hausſegens in seinem ganzen Umfang, die Sicherstellung der wesentlichen Fundamente des sittlichen, geistigen und physischen Wohlstandes ihrer Weiber, ihrer Kinder und ihrer Mitbürger. Sie erkannten in ihm, in ihm allein, im wohlgegründeten und wohlgesicherten Individualsegen der einzelnen Haushaltungen das einzige, wahre und allgemeine Fundament des öffentlichen Wohls. Und wie die Bienen in der, einer jeden von ihnen einzeln gegebenen und instinktartig inwohnenden Kunstvollendung aller Kräfte und Fertigkeiten, die sie nöthig haben, sich ihre Bedürfnisse und ihre Lebensgenießungen zu verschaffen, die Fundamente ihres gesegneten Rechts erkennen, so fanden auch unsere Väter in der Ausbildung der Anlagen und Kräfte ihrer Kinder zum allgemeinen Dienst ihrer Lebenspflichten und Lebensbedürfnisse wesentlich die Fundamente des Lebensglücks derselben und förderten Alles, was sie zur Aeufnung der häuslichen Erziehung und der öffentlichen Schulen, und zur Erhebung derselben zum höchsten, ihnen bekannten Grad der Kunstvollendung, alles was ihnen immer möglich und erreichbar war. Die Volkskultur, d. i. die Bildung der Individuen in allen Ständen zu den, ihnen einzeln in ihren Lagen und Verhältnissen nothwendigen und dienlichen Kenntnissen und Fertigkeiten, so wie die Sicherstellung eines, von keiner Selbstsucht und keiner bösen Anmaßung gehemmten Gebrauchs dieser gebildeten, eigentlichen Hauskräfte und Hausfertigkeiten war in ihren Augen der heilige Mittelpunkt alles Segens, den sie durch die Erhaltung und Beschützung ihrer Freiheit

und ihrer Rechte zu erzielen ſuchten, und das ſie mehr oder minder Jahrhunderte durch in ihren kleinen Verbindungsſtaaten, wie die guten Bienchen in ihren geſegneten Körben, genoſſen. Die Natur des Menſchengeſchlechts, die in ihrem Weſen nicht die Natur unſres Fleiſches und Blutes, ſondern die Natur unſers Geiſtes, unſers Herzens und unſrer Menſchlichkeit iſt, macht auch keine andern Anſprüche an Freiheiten und Rechte, als ſolche, die aus dem Uebergewicht des Geiſtes und Herzens über unſer Fleiſch und Blut herſtammen, und dieſes Uebergewicht durch ihren Genuß immer mehr zu ſtärken, zu befeſtigen und zu heiligen, geeignet ſind.

Dieſe vorſtehende, enthuſiaſtiſche Lobrede der Bienenanſicht über Freiheit und Recht befriedigte einen zweiten Mann, dem ſie der erſte erzählte, ganz und gar nicht. Er erwiederte ihm: Dieſe Bienenanſicht von Freiheit und Recht iſt doch in ihrem Weſen durchaus keine rein menſchliche, ſondern im Weſen eine thieriſch-ſinnliche Anſicht; es liegt aber in der Natur aller ſinnlich-thieriſchen Anſichten, daß ihnen die weſentlichen Fundamente der menſchlichen Anſichten, die Menſchlichkeit ſelber, mangelt. Das iſt von den Anſichten des Eſels bis zu den Anſichten des Löwen hinauf gleich wahr; ſelber der hohe Elephant kann ſich nur inſoweit den menſchlichen Begriffen von Freiheit und Recht nähern, als er das gegenſeitige Schädigen, Morden und Auffreſſen der Thiere unter einander als ein Unrecht erklärt, und der Eigenheit ſeiner thieriſchen Natur nach als ein Unrecht erklären muß; aber er hat in ſeiner Natur auch nicht die geringſte Ahnung von dem Segenseinfluß, den die menſchliche Freiheit und die menſchliche Gerechtigkeit durch gegenſeitige Näherung, Handbietung und Theilnehmung unſerm Geſchlechte zu gewähren vermag. Auch er hat durchaus keinen Begriff von dem innern, göttlichen Weſen des eigentlich Menſchlichen, das den Anſprüchen an Freiheit und Recht weſentlich zu Grunde liegt; und durch ſeine Ausbildung und Belebung zum progreſſiven Wachsthum der wahren Segnungen unſers Geſchlechts und mit ihnen zur

wirklichen Veredlung desſelben hinführt, deren Stufen daſſelbe bis zur Wiedergeburt und Heiligung emporheben.

Die Zellenordnung der Bienen iſt freilich eine bewundrungswürdige Kunſteinrichtung zur Sicherſtellung der ſinnlichen Lebensbedürfniſſe und Anſprüche eines jeden dieſer Thierchen im Gefolge ihres Rechts und Verdienſts an dieſelbe; die Brutzellen ſind unverletzliche Bollwerke für die Sicherheit ihrer Brut, und die Honigzellen ſind unverletzliche Bollwerke des Eingriffes aller Bienen gegen das Eigenthum und den Beſitz einer jeden derſelben, indem ſie den Zugang einer jeden in die Zelle der andern unmöglich machen; aber die menſchliche Freiheit und das menſchliche Recht, ſo wie die weſentlichen Bedürfniſſe des Segens von beiden, verwerfen ſolche Bollwerke in ihrem ganzen Umfange. Sie fordern beiderſeits offenen und ungehemmten Zuſammenhang der Segenskräfte der einzelnen Menſchen und der einzelnen Stände gegen einander. Sie müſſen ihn fordern. Das weſentliche und eigentliche Fundament aller wahren menſchlichen Freiheit und alles wahren menſchlichen Rechts geht von Theilnahme und Liebe aus, und wird nur durch Vereinigung der Wahrheit mit der Liebe — eine, unſer Geſchlecht wahrhaft ſegnende Kraft. Eben ſo iſt auch das Bewundrungswürdigſte, das in der Kunſtkraft der Bienen liegt, durchaus nicht mit der Kunſtkraft des Menſchengeſchlechts zu vergleichen. Die thieriſche Kunſtkraft iſt in ihrem Weſen, auch wie ſie bei den Bienen, bei dem Biber und bei hundert andern Thieren unſere Bewunderung anſpricht, nichts anders als ein, in die Organiſation des Thieres in der höchſten Vollendung ſeines Zwecks hineingelegter, der Menſchen-Natur ganz unbegreiflicher und unerklärlicher Sinn, der in Rückſicht auf das Thier dem Sinn ſeines Auges, ſeines Ohrs und ſeiner Naſe ganz gleich iſt, und wie dieſer vom Willen des Thiers ganz unabhängende Sinn von ihm weder gebeſſert noch verſchlechtert werden kann. Die menſchliche Kunſt hingegen iſt eine, unſerm Geiſt und unſerm Herzen und unſerer Hand ganz untergeordnete Kraft, deren Wartung und Beſorgung allgemein und ſpeziell in die Hand

eines jeden Individuums gelegt ist. Wir können den Keim unserer Kunstkraft, dessen gereifte Vollendung noch kein sterbliches Auge gesehen, dennoch durch diese Wartung seiner Reifung vielseitig näher bringen, und zwar kollektiv durch die Folgen, die die Gesammtheit der Theilhaber jeder einzelnen Kunst auf den progressiven Vorschritt derselben hat, als auch durch diejenigen Folgen, die der Individual-Einfluß eines jeden einzelnen Künstlers auf diesen Vorschritt der Kunst hat. Der Keim der menschlichen Kunst ist, als aus dem Innersten unsers Wesens, aus dem tiefen Zusammenhang unserer geistigen, sittlichen und physischen Kräfte hervorgehend, eine in uns selbstständig liegende Kraft. Und so wie es gewiß ist, daß kein Thier auf Erden auch nur einen Funken dieses menschlichen Kunstkeims in sich selber hat, so ist eben so gewiß, daß jeder Mensch, der dem Thiersinn und der Selbstsucht unserer sinnlichen Natur unterliegt, dadurch auch das eigentliche Wesentliche seines Kunstsinns untergräbt, und mitten im Besitz großer einseitiger Kunstfertigkeiten zu einem thierischen Handwerksknecht der Kunst herabsinkend, das Göttliche und Menschliche der Kunst in sich selber abschwächen, verderben, und sogar verteufeln kann.

231. Der Ursprung der Kronen.

Im tiefsten Dunkel der Vorwelt umwand ein angebeteter König im Greisenalter seine Stirne mit einer Binde, die schwachenden Sinne fester bei einander zu halten.

Da er starb, umwand sein Sohn seine Schläfe mit der Binde des Vaters, und Jahrhunderte gehorchte das Volk dem Geschlechte williger, in welchem sich die Binde des angebeteten Königs erbte. Aber die Zeit, welche das Angedenken aller Dinge wie einen nichtigen Schatten auslöscht, machte den heiligen Ursprung der Binde verschallen. Die Enkel des Königs erkannten in ihr nichts mehr als das Symbol ihrer Macht. Sie legten das heilige Tuch in ein

Todtengewölbe, und umwanden ihre Stirnen mit Bändern von Gold gestickt und mit Steinen besetzt.

Darauf verhärteten diese ihre Enkel das Symbol der Macht, und trugen gegossene goldene Ringe um ihre Schläfe. Diese Ringe umwanden dankende Völker einem siegenden Könige mit Lorbeer, und Jahrhunderte trugen die Könige Kronen mit Lorbeer umwunden.

Aber ein geschlagener, mißmuthiger König umwandelte die Blätter des Lorbeers in zackige Spitzen, und Jahrhunderte trugen die Könige das Symbol der Macht mit harten, zackigen Spitzen, bis endlich im dunkelsten Alter des Welttheiles die Gewaltthätigkeit und die Eitelkeit der Macht mönchisch verhärtet sich in gothischen Verschnörkelungen zierte.

In diesem Zeitpunkte sind unsre Kronen, wie sie wirklich sind, und unsere Verfassungen, wie sie wirklich sind, ausgeheckt und verschnörkelt worden.

Das Heilige des Kronrechts ruht auf der göttlichen Salbung. Die Religion salbt nicht den Gekrönten, sie krönt den Gesalbten, und der Christ kniet in Demuth vor dem Gekrönten, weil er in ihm den Gesalbten des Herrn erkennt.

232. Der Schneider-Traum.

Willst du mich heute nicht aufdingen? Also sagte Jakobli Trüb zum Schneider Mellhorn.

Meister Mellhorn antwortete: Jakobli, was hat dir geträumt?

Mir hat geträumt, erwiederte Jakobli, ich hätte in eine Lotterie gelegt und vieles gewonnen.

Der Meister versetzte: Jakobli! Heute dinge ich dich nicht auf!

Am andern Morgen fragte der Junge wieder das Nämliche, und so fünf Tage nach einander. Aber allemal, wenn er

seinen Traum erzählte, antwortete ihm der Meister: Ich dinge dich heute nicht auf.

Am sechsten erzählte der Jakobli: Heute träumte mir, ich säße auf meinem Schneiderstuhl und schwitzte den ganzen Tag bei meiner Arbeit, daß mir die Tropfen von Stirn und Wange auf meine Kleider hinabfielen, und am Abend, da ich meine Nadel endlich abgelegt hatte, fand ich sie ganz golden.

Gut, sagte der Meister, das ist der Schneidertraum, den jeder Junge träumen muß, ehe man ihn aufdingt.

Ja, das war ein guter Meister, der also auf diesen Traum wartete, ehe er seinen Jakobli aufdingte; aber der Jakobli war auch ein für seinen Stand wohl erzogner Knabe, sonst hätte er diesen Traum nicht geträumt. Solche Träume träumten die Kinder aus dem Handwerksstand nur in der Zeit, als das Sprüchwort wahr war: Das Handwerk hat einen goldenen Boden. Und es war nur so lange wahr, als der bürgerliche Mittelstand durch das Altstädtische der bürgerlichen Regierungsformen ein Ehrenstand war, und als die dem Handwerksstand sich nähernden reichern und angesehenern Bürger den Handwerksmann als einen Mann von gleichem Stand anerkannten, und seine Ehrliebe ihm durch ihre Sitten sicherten, wie sein häusliches Einkommen durch das Eigenthümliche der Stadtgesetze und durch die Uebereinstimmung des öffentlichen Lebens der reichern und angesehenern Bürger mit dem ursprünglichen Geist der städtischen Verfassungen im Einklang stand. Solche Träume konnten Kinder im Handwerksstand nur so lange träumen, als der Mittelstand im Lande, der von jeher der Mittelpunkt der Segenskraft eines Volkes ist, im wohlhabenden und dadurch selbstständigen und unabhängenden Handwerks- und Berufsstand anerkannt, gesucht und respektirt wurde.

233. Der Patrioten-Traum.

Als Agis den Schneidertraum hörte, sagte er zu Selkopf: Was meinst du? Was war der Patriotentraum der Söhne des Vaterlandes, seitdem wir das Vaterland kennen?

Selkopf antwortete: „Die Söhne des Vaterlandes haben in seiner ersten Epoche von Ueberdrang der gesetzlosen Macht, von der Fürstendiener und des stolzen Adels böser Gewalt, von ihrem großen und bösen Unrecht gegen ein unschuldiges und gutes Volk, vom Lachen des Hochmuths und vom Weinen der Demuth geträumt; in der zweiten Epoche von den einfachen Folgen ihrer Thorheit, ihres Unrechts und ihres Irrthums, vom hohen Glauben des Volks an sich selbst und an sein Recht; vom Gemeingeiste der Freiheit; von Tellen- und Winkelrieden-Thaten; vom Vaterlandsrecht; von Vaterlandstreue und vom Heldentod für sein Weib, für sein Kind und sein Land; in der dritten von der Ausartung der Freiheit in Uebermuth; vom Erobern von Land und Leuten; vom Mißbrauche des Volkes; vom Menschenhandel mit Königen und Fürsten; in der vierten von einem neuen Hochflug des Geistes; vom Volksrecht über sein eigen Gewissen; von seiner Kraft, sich selbst aus den Sümpfen des Irrthums zu erheben; von Huttens und Zwingli's Tugend; vom Leben und Sterben für die Wahrheit, und vom hohen Dienen des Staates um Gotteswillen; in der fünften vom Stillestehen dieses Hochflugs; vom Einlenken in den Karren der Routine; von dem seelenlosen Anbeten des Meisterworts; vom Erschlaffen der Volkskraft im Handeln und Denken, im Wissen und Wollen; von Wahrheit erstickenden Formen der Lehre; von Tugend tödtenden Formen des Glaubens; von Wort und Treue tödtenden Formen des Rechts; von Siegel und Briefe untergrabenden Formen des Herrschens; von Ehre tödtenden Formen der Macht und von den Schleichwegen, in denen der böse Geist dieser Dinge im Lande herumspukt; in der sechsten Epoche von den vielseitigen Folgen dieses Stillstehens des Guten; von Vor-

ſchritten in allem Böſen; von einem neuen Einfluſſe des Auslandes auf Oben und Unten; von einem neuen Lachen des Hochmuths; von einem neuen Weinen der Demuth; von Kiſten mit Geld; von goldenen Ketten; von Seiden, von Baumwolle, vom Poltern und Kriechen: von großen Perrücken; kurz von einer, alle Staatskraft auflöſenden Loslaſſung einer zügelloſen Selbſtſucht, die die Abſchwächung und innere Erniedrigung aller Stände und aller Verhältniſſe zur Folge haben mußte; in der ſiebenten vom Sichtbarwerden aller Folgen dieſer Selbſtſucht und der lange verborgenen Unpaſſenheit und Unverhältnißmäßigkeit in allem Sein und Thun unſrer ſelbſt mit der Wahrheit unſrer ſelbſt und mit den Fundamenten unſrer Kräfte und unſers Segens; vom böſen Rathgeben der Noth und mitunter etwas von dem Keſſel, in welchem die Natur eine neue Ordnung der Dinge nun kocht."

Alſo erzählte Selkopf, was von den erſten Zeiten der Vorwelt bis in unſern Tagen den Söhnen des Vaterlandes geträumt hat.

Und Selkopf! erwiederte hierauf Agis, wenn wir jetzt könnten Träume machen, was meinſt du? Was würde den Söhnen des Vaterlandes jetzt träumen?

„Es würde ihnen, verſetzte Selkopf, wieder von der Tugend der Telle und Zwingli, von den Rechten des Landes und der Wahrheit; von dem Segen der Freiheit, vom Gemeingeiſte der Liebe, vom Vaterlandswohl und Vaterlandstreue, vom hohen Vertrauen aufs Volk, von der frohen Liebe der Bürger; vom Dienen des Staats um Gotteswillen und von nichts anderem träumen. Der Patriotentraum der Söhne des Vaterlandes wäre ein Volksfeſt zur Ehre der hoch über Könige ſiegenden Ahnen und hoch über Vorurtheile ſiegenden Väter. Es wäre ein Handſchlag der Treue und der Freude einem jeden biedern, rechtlichen Manne, der im Lande wohnt, und der Wahlſpruch des Patrioten wäre: „Das Vaterland wird ſeine Freiheit nur durch Wiederbelebung der Volkskraft, Volkserleuchtung und Volkstugend erhalten, durch welche

es sich bei der Erwerbung und Gründung seines hohen Wohlstandes und Segens ausgezeichnet hat.

Ich hoffe, der Geschichtschreiber des Vaterlandes werde die Beschreibung der Träume unsrer Patrioten in allen seinen Epochen nicht im Widerspruche mit der wirklichen Geschichte jeder dieser Zeiträume finden; und hinwieder, die biedern Schweizer werden mit mir wünschen, daß jeder brave Mann im Land gegenwärtig mit seinen Träumen über das Vaterland nicht mit dem im Widerspruche sei, was ich als den Patriotentraum der Gegenwart dargestellt habe.

234. Der Seelenverkäufer.

Er hatte sie jetzt alle am Bord; aber sie ferbten auch alle. Das Unrecht, das sie litten, drohte den Edelsten unter ihnen den Tod.

Es ging dem Räuber selber ans Herz. Er setzte sich unter sie hin, redete mit ihnen und sagte: Ihr werdet an dem Orte, wo ich euch hinführe, glücklicher sein, als ihr zu Hause waret. Während der Reise will ich euch alles gestatten, was ich immer kann, und wenn sich einer über irgend etwas zu beklagen hat, so rede er, ich will ihm Recht schaffen.

Die Sklaven bogen ihr Haupt; die meisten schwiegen, aber einer sagte: Wir sind durch Unrecht und böse Gewalt in deiner Hand und ich für mich will lieber sterben, als einen Mann, wie du bist, von Recht und Gerechtigkeit reden hören.

Der Seelenverkäufer antwortete: Du bist ein exaltirter Mensch und könntest mich in Zorn bringen; aber ich will deiner schonen und allen, die auf meinem Schiffe sind, zeigen, daß ihr es in der That besser haben sollet, als irgend Jemand, der in eurer Lage ist.

Der Sklave erwiederte: Dem sei wie ihm wolle. Es bleibt gleich wahr, daß zwischen dir und uns kein Recht

ſtatt hat und keines ſtatt haben kann, ſo lange wir auf deinem Schiffe und an deinen Ketten ſind.

Seelenverkäufer. Aber warum ſollte ich nicht zwiſchen Leuten, die allerſeits in meiner Gewalt und auf meinem Schiffe ſind, Recht und Gerechtigkeit ausüben können?

Sklave. Gott ſchenke dir Unrecht! Und in der Stunde deines tiefſten Leidens wird er unauslöſchlich das Wort in deine Seele legen: Es hat kein Recht ſtatt und kein Glaube an das Recht, ſo lange das Unrechtleiden nicht aufhört.

Seelenverkäufer. Mann! du haſt Recht. Ich war ein Gefangener und in der Stunde meines tiefſten Leidens hat Gott ſein Wort, wie du es ausſprachſt, in meine Seele gelegt, aber ich habe es wieder vergeſſen. Steuermann! kehre zurück! Die Gefangenen ſind frei, und du! den ich nicht frei machen kann, weil dein Herz dich in meinen Banden frei läßt, edler Mann! wenn du auf dem Boden deines Landes angekommen ſein wirſt, ſo frage dich ſelbſt, ob du mein Freund ſein könneſt.

Große Gabe der Menſchennatur! Scheidungspunkt meines innern, göttlichen Weſens von meiner thieriſchen Hülle! o du, mein Gewiſſen, wie erhaben drückſt du dich aus, wenn du im Menſchen mit deiner göttlichen Kraft durch die Hülle der Selbſtſucht ſeines Fleiſches und Blutes durchzudringen und ihn zum lebendigen Gefühl ſeines innern, heiligen, göttlichen Weſens zu erheben vermagſt. Des Seelenverkäufers hart gebundenes Herz wird in dem Augenblicke frei, in dem deine göttliche Kraft in ihm ſelbſt frei wird. Ob uns waltet ein höheres Weſen, ob uns waltet dein göttlicher Schöpfer; o du mein Gewiſſen, er iſt es, der die Hülle unſers Fleiſches und Blutes in dem Augenblicke ſeiner Gnade in uns erſchüttert, daß wir vor uns ſelber erzittern. Heil denen, die in dieſen Augenblicken der göttlichen Gnade nicht von ſich ſelber und von der Stimme entfliehen, die göttlich in ihnen ſie zum Göttlichen hinruft. Heil! ewiges Heil denen, deren ſteinernes Herz in den höchſten Augenblicken

der göttlichen Gnade, wie das Herz dieſes Seelenverkäufers, ein fleiſchernes Herz wird, daß ſie vom reinen, göttlichen Sinn ihrer innern Natur ergriffen, dem Steuermann ihres alten, böſen Lebens zurufen: Kehre zurück! — Heil ihnen! ewiges Heil ihnen! wenn ſie Menſchen, die ſie durch Unrecht und böſe Gewalt in tiefes Leiden und Elend geſtürzt, plötzlich und ganz, wie der Seelenverkäufer, wieder daraus erlöſen und ſo an ihnen handeln, daß ſie nicht anders können, als ſich als ihre dankbaren Kinder in ihre Vaterarme hinwerfen.

235. Das liebe Leiden.

Heinz. Es iſt ſchlimm, wenn in einem Lande die Herrſcher nichts taugen.

Kunz. Es iſt noch ſchlimmer darin, wenn die Beherrſchten nichts taugen.

Heinz. Wenn ſie aber beide nichts taugen, was iſt dann zu machen?

Kunz. Zu machen iſt dann eben nicht viel, wohl aber zu leiden.

Heinz. Aber was ſoll dieſes Leiden? Wozu wird es dienen?

Kunz. Das Leiden dient immer, und es wird auch in dieſem Falle dienen; es wird die einen dahin bringen, daß ſie wieder beſſer regieren, und die andern, daß ſie ſich wieder beſſer regieren laſſen.

Heinz. Wenn's ſo iſt, liebes Leiden! ſo komm doch, und komm bald! damit du beides, die, ſo regieren, und die, ſo regiert werden, noch bei einander, und wo möglich mit Kopf und Herz vereinigt bei einander antreffeſt.

Kunz. Das gebe Gott! Sonſt gibt es Leute, die gehen werden.

Ich habe dieſer Rubrik nichts beizufügen, als dieſes: Sie iſt bald vor vierzig Jahren geſchrieben worden, und

doch muß ich noch jetzt fragen, ist dieses liebe Leiden wirklich gekommen, und war es in unserer Mitte geeignet, um mit gutem Erfolg dahin zu wirken, daß die, so jetzt regieren, durch dieses Leiden der Zeit im Innersten ihrer Menschlichkeit tief ergriffen, in der Unschuld ihres Herzens höher erhoben und in der Unbefangenheit ihres Geistes zu richtigern und edlern Begriffen von den Pflichten und Rechten des Regierens gekommen, als es diejenigen waren, die vor diesem Leiden in unsrer Mitte regiert haben? und hinwieder, sind diejenigen, die regiert werden sollen, durch diese Leiden im Innersten ihrer Menschlichkeit eben so tief ergriffen, sind auch sie in der Unschuld ihrer Herzen und durch die Unbefangenheit ihres Geistes zu richtigern Begriffen von den Pflichten des Gehorsams und von den wesentlichen Bedürfnissen der öffentlichen Ordnung gelangt, als sie es vor diesen Leiden waren? Und wenn wir diese zwei Fragen nicht mit Ja beantworten dürfen und im Gegentheil fürchten müssen, die Leiden, die uns unsere bürgerlichen Verirrungen zugezogen, seien nicht groß genug gewesen, um uns diesfalls weiser zu machen, und es fordere noch größere, weit größere Leiden für diese Zwecke, so drängt mich mein Herz, ein Gottlob! auszusprechen, daß ich so alt bin und von den Leiden, die zu unserm Heil noch kommen müssen, nicht noch vieles erleben werde.

236. Es gibt Leute, die gehen werden.

Baron. Ich bin doch gewiß ein guter Herr.

Abbé. Du bist gewiß ein guter Mensch; aber jag' die Schurken fort, welche in deinem Namen Böses thun.

Baron. Du weißt wohl, ich kann das nicht.

Abbé. Nun wenn du es nicht kannst, so laß es gut sein; aber wundere dich dann auch nicht, daß deine Leute es nicht alle merken, daß du gern gut wärest.

Baron. Wenn ich nur meine Herrschaft verkaufen

und mit dem Gelde in einen andern Welttheil fortgehen könnte.

Abbé. Du mußt mich dann auch mitnehmen.

Was soll ich zu dem Wort unsers Zeit-Leichtsinns sagen: Es gibt Leute die gehen werden.

Es ist ein heiliges Wort: Bleib' im Land und nähre dich redlich.

Die Anhänglichkeit unserer Vorfahren an väterlichen Heerd, an unser väterliches Erb, väterliches Haus und Hab, an väterlichen Stand, väterliches Land und an väterliche Fürsten-Häuser ist eine heilige Anhänglichkeit.

Es ist ein böses Wort ubi bene ibi patria.

Das große Zeichen des innern Verlusts unserer schweizerischen Nationalität ist der Verlust unsers Heimwehs.

Die große Regierungs-Kunst, deren wir bedürfen, geht wahrlich aus dem Wort hervor: Bleibe im Lande und nähre dich redlich.

Dieses heilige Wort kann aber nur durch das Wachsthum der Bildungsmittel des Volks in allen Ständen, sich redlich nähren zu können, erzielt werden; im Allgemeinen aber hängt die Redlichkeit des Volks in den Mitteln, sich zu nähren, von der Ausbildung seiner Kräfte, dieses mit gesegnetem Erfolg thun zu können, ab, durch die es in dieser wichtigen Angelegenheit seines Lebens sich zur Selbstständigkeit im Besitz dieser Mittel erhebt. Denn je abhängiger der Mensch von den Mitteln, durch die er sich und die Seinen zu ernähren vermag, ist, je mehr gefährdet das innere Heiligthum, auf welchem das sich redlich Nähren in den innern Fundamenten seines Könnens und Wollens ruht.

237. Die Felsmasse.

Sie stand plötzlich und schauerlich ihnen gegenüber. Eine Weile schwieg Alles. Doch jetzt begann ein Gerede.

Einer sagte: Wenn sie jetzt auch noch mit Geschmack angelegt wäre!

Ein anderer: Ich kann nicht begreifen, was man Schönes daran ſehen kann.

Und noch ein anderer: Ihre Wildniß iſt ſchauerlich; man könnte in ihrem Anſchauen zum Narren werden. Laſſet uns von hinnen ziehen!

Es iſt mir, der Menſchenmaler wolle zum Abſchied die zu erwartende Kritik ſeiner Gemälde ſelber vorlegen, und ich denke wirklich, ſie werden viele Leſer finden, denen ſie geſchmacklos in die Augen fallen; andre, die gar nicht viel Schönes darin ſehen und allenthalben die Regeln der Aeſthetik nicht beobachtet finden werden; und noch andre, die, wie der Mann beim Anblick der Felsmaſſen, eine ſchauerliche Wildniß darin finden und mit ihm unwillig ausſprechen: Man könnte beim Anblick dieſer Figuren zum Narren werden, laßt uns Bücher in die Hand nehmen, die mit unſerm Sein und Thun, mit unſerm Fühlen, Denken, Handeln und Wandeln beſſer in Uebereinſtimmung ſtehen. Doch das närriſche Buch hat mit allem dem etwas Anziehendes an ſich, und wir wollen, ehe wir es ganz auf die Seite legen, doch noch den Affen hören, wie er den Thiermaler ins Auge faßt und ſeine Gemälde kritiſirt.

238. Der Thiermaler und ein Affe.

Der Thiermaler wies ſeine Thierzüge einem Affen. Dieſer fand ſie in ſeiner Gaukelſeele bedenklich, runzelte die Stirn und ſagte: So! ſo! Wenn das nicht heißt, im Thierreiche Alles gleich machen und dadurch Recht und Ordnung, wie ſie in der Welt ſind, aufheben, ſo weiß ich nichts mehr.

Der Maler. Aber Affe! Wie kann ich auch der Anerkennung der millionenfachen Ungleichheit unter den Thieren, wie kann ich dem Bedürfniſſe einer friedlichen Ordnung im Thierreiche und eines verhältnißmäßigen, aber ruhigen und ungewaltſamen Einfluſſes aller Vorzüge und Kräfte mehr das Wort reden, als ich es allenthalben

durch die Vorliebe, die ich für den Elephanten zeige, gethan habe!

Affe. Ja, aber wenn die Gewalt im Thierreiche, wie sie wirklich ausgeübt wird, blutdürstig, ungerecht, hinterlistig und niederträchtig wäre, was sollte dann dein Elephant?

Maler. Habe keinen Kummer, Affe! Auch in diesem Falle wird er sich der Anordnung, der Gewaltthätigkeit und allem Spiele der Leidenschaften mit aller seiner Kraft entgegenstellen.

Affe. Dummer Mensch! Du verstehst mich nicht. Ich habe vor nichts in der Welt Kummer, als vor eben diesem.

Maler. Warum doch das?

Affe. Meine Natur vermag es nicht, sich anders, als mitten im Treiben aller Leidenschaften zu beruhigen.

Maler. Dann ist freilich mein Reich nicht von dieser Welt.

239. Der Unterschied des Waldlebens und des gesellschaftlichen Zustands.[60])

Nerin und Philo, zwei Freunde, besuchten sich alle Jahre an dem nämlichen Tag und an dem nämlichen Ort, an dem sie sich zuerst kennen lernten, um das Band ihrer damals geschlossenen Freundschaft zu erneuern.

Am vierten Jahre hatten sie im Schatten der Bäume, mit welchen dieser Platz bewachsen war, folgendes Gespräch:

Nerin. Bei Allem, was ich bisher erfahren, ist mir doch noch nicht heiter, worin der Unterschied zwischen dem Waldleben und dem gesellschaftlichen bürgerlichen Zustande eigentlich bestehe; im Gegentheil, ich sehe täglich mehr, daß der Starke in dem einen Zustand eben wie in dem andern den Schwachen augenblicklich als Zange und Angel zu seinem Dienste braucht, sobald er etwas im Wasser oder im Feuer sieht, das er lieber mit einer fremden Hand als mit der seinigen herausnehmen und herausfischen möchte.

Philo. Das ist allgemein so, wenn der Mensch im gesellschaftlichen Zustand nicht zur Erkenntniß einer höhern Wahrheit und eines höhern Rechts gebracht wird, als diejenige ist, die er bei der sinnlich-thierisch befangenen Ansicht dieser Gegenstände schon im Waldleben besitzt.

Nerin. Und was ist denn diese höhere Wahrheit?

Philo. Sie ist nichts anderes, als die Erkenntniß, daß der Segen des gesellschaftlichen Zustandes, sowohl in seinem Einfluß auf das Privatleben seiner einzelnen Glieder, als auf den öffentlichen Zustand des gesellschaftlichen Lebens überhaupt, nicht aus dem Fleisch und Blut unserer sinnlich-thierischen Natur, sondern aus dem Geist und Leben des innern, göttlichen Wesens unserer Menschlichkeit selber hervorgeht.

Nerin. Aber kann die Erkenntniß dieser Wahrheit aus dem Dichten und Trachten des gesellschaftlichen Zustandes als solchen hervorgehen?

Philo. Nein, die reine Ansicht einer solchen höhern Wahrheit und eines solchen höhern Rechts kann nicht aus der Natur des gesellschaftlichen Zustandes als solchen hervorgehen, wohl aber kann der gesellschaftliche Zustand durch die Belebung des innern, göttlichen Wesens der Menschennatur in den Individuen durch Reinigung und Heiligung ihrer selbst in allen Ständen mit den Ansprüchen einer solchen höhern Wahrheit und eines solchen höhern Rechts in Uebereinstimmung gebracht werden. Dieses aber kann nur dadurch und nur in so weit geschehen, als die einzelnen Glieder des gesellschaftlichen Zustandes in allen Ständen sich über die Selbstsucht ihrer sinnlichen Natur und ihrer Ansprüche erheben.

Nerin. Das ist richtig. Das reine Wesen aller wahren Fundamente des Menschensegens, die Menschlichkeit selber, geht durchaus nicht aus Gefühlen, Ansichten, Neigungen, die dem kollectiven Zustand unsers Geschlechts, als solchem, eigen sind, sondern einzig und allein aus Gefühlen, Ansichten und Neigungen hervor, die die individuelle Veredlung unsers Geschlechts und ihr festes Emporstehen über die

Neigungen unſerer ſinnlichen thieriſchen Natur, anſpricht und ſich eigen macht.

Das iſt aber durchaus nicht die Sache des geſellſchaftlichen Zuſtand's; der Trieb dazu geht durchaus nicht aus der Natur dieſes Zuſtandes hervor, und wird eben ſo wenig durch die Formen und Geſtaltungen deſſelben in der Reinheit ſeines innern Weſens belebt. Wir können uns nicht verhehlen, das Streben, die Gefühle, Geſinnungen und Fertigkeiten, die der Individual-Veredlung unſers Geſchlechts eigen ſind, pſychologiſch ſo rein und tief zu begründen, als es nothwendig wäre, wenn ſie vom geſellſchaftlichen Zuſtand ſelber als das oberſte Geſetz ſeiner Vereinigung erkannt werden müßte, liegt durchaus nicht in dem Weſen des geſellſchaftlichen Zuſtandes. Es kann aber auch nicht darin liegen. Es iſt im Gegentheil wahr, ſowohl die weſentliche Natur des geſellſchaftlichen Zuſtandes, als ſeine Formen und Geſtaltungen wirken im Gefolge des Uebergewichts ihrer kollectiven Anſicht und Behandlung des Menſchengeſchlechtes den weſentlichen Anſprüchen der Individual-Veredlung deſſelben mit großen Sinnlichkeitsreizungen entgegen und entfalten, nähren und beleben in der Menge des Volkes, in allen Ständen, beinahe unwiderſtehliche Neigungen, Geſinnungen, Anſprüche und Angewöhnungen, die den weſentlichen Bedürfniſſen ſeiner Veredlung, das iſt, des progreſſiven Wachsthums der geiſtigen, ſittlichen, häuslichen und bürgerlichen Kräfte, die der Menſchlichkeit und allen ihren Segnungen zum Grund liegen und aus ihr hervorgehen, entgegen.

Es iſt unwiderſprechlich; es mangeln der Maſſenkultur unſers Geſchlechts und der einzig möglichen Maſſenbehandlung deſſelben weſentliche Fundamente, deren feſtes, geſichertes Daſein die Individual-Cultur deſſelben weſentlich anſpricht und anſprechen muß. — Noch mehr, ſie, die Maſſenkultur unſers Geſchlechts ruht als ſolche weſentlich auf Fundamenten, die den Anſprüchen unſrer Individualkultur unwiderſprechlich entgegenſtehen. Die Maſſenkultur, und mit ihr die weſentlichen Formen und Geſtaltungen des geſellſchaftlichen Zuſtands gehen unwiderſprechlich überwiegend von

den Anſprüchen unſers Fleiſches und unſers Blutes aus. Die Individual-Kultur und die weſentlichen Bedürfniſſe unſerer ſittlichen und geiſtigen Veredlung, ſowie unſeres häuslichen Lebens und Wohlſtands gehen überwiegend von den Anſprüchen unſers innern, höhern und göttlichen Weſens aus.

Philo. Wenn man dieſe Anſicht tiefer in ihrem pſychologiſchen Zuſammenhang mit dem Weſen der Menſchennatur auffaßt, ſo erklärt es ſich auch, warum der geſellſchaftliche Zuſtand in unſerer Mitte ſo vielſeitig nur als eine künſtliche Umwandlung der ekelhaften, rohen Außenſeite der thieriſchen Verwilderung im Waldleben in eine, das Ekelhafte, Rohe dieſer Außenſeite mildernde, aber das Innere ihrer Verwilderung feſt erhaltende Kunſtform dieſer Außenſeite erſcheint, deren täuſchendes Blendwerk ſich oft bis zum Schein des Aeſthetiſch-Artigen erhebt und in Gewändern auftritt, die unſerer Zeit Schneider-Kunſt nicht bloß bei eiteln Damen, ſondern ſelber bei der ſtolzeſten Armee unſers Welttheils Ehre machen könnten. So weit indeſſen die Kunſt dieſer Umwandlung der thieriſchen Rohheit des Waldlebens in gefällige Formen des Civiliſationsverderbens getrieben iſt, ſo iſt unſtreitig, daß ohne Erkenntniß der höhern Wahrheit, die aus den Tiefen des innern Weſens der Menſchlichkeit ſelber hervorgeht, nicht einmal der einzelne Menſch, will geſchweigen die Maſſe des geſellſchaftlichen Zuſtandes ſich über die ſelbſtſüchtigen Gefühle, Anſichten und Neigungen der ſinnlichen, thieriſchen Menſchennatur, und die ihr weſentlich beiwohnende Unrechtlichkeit, Liebloſigkeit und den Unedelmuth zu den Geſinnungen der wahren Menſchlichkeit zu erheben vermag. Der thieriſche Sinn unſers Geſchlechts kennt das Weſentliche der Menſchlichkeit und ſeiner, aus dem innern, göttlichen Weſen hervorgehenden Anſprüche nicht. Er kann ſie nicht erkennen. Die Anerkennung ihres reinen, heiligen, ſelbſtſuchtloſen Weſens iſt keine Folge der Erfahrungen äußerer Dinge, ſie iſt keine Folge der Erfahrungen von Welterſcheinungen in ihrer äußern Geſtalt; ſie iſt eine Erfahrung meiner ſelbſt in mir ſelbſt und der Kraft meiner ſelbſt über

mich ſelbſt und über mein ſinnliches, thieriſches Weſen. Aber der geſellſchaftliche Zuſtand, der in ſeinem Weſen nicht aus den innern Individualerfahrungen meiner ſelbſt in mir ſelbſt, ſondern aus den Erfahrungen äußerer Dinge und äußerer Verhältniſſe und ihres Eindrucks auf mich ausgeht, lenkt in allen Ständen an ſich ſelbſt durchaus nicht zur Entfaltung, Nahrung und Belebung der Erfahrungen meiner ſelbſt in mir ſelbſt, ſondern vielmehr zur Belebung und Entfaltung von Erfahrungen äußerer Welterſcheinungen, die aus der Selbſtſucht unſerer thieriſchen Natur hervorgehen.

Nerin ſtaunte. Dieſe Anſicht ſchien ihm im ganzen Umfang gleich wichtig und heiter, und Philo fuhr fort: Alle ſich auf ihren äußern, ſinnlichen Erfahrungskreis einſchränkende Menſchen kommen deswegen auch allgemein dahin, den Zweck des geſellſchaftlichen Zuſtandes in allen Ständen auf die Ausdehnung, Sicherſtellung, und Beruhigung ſich angewöhnter Sinnlichkeitsgenießungen einzuſchränken; ſie untergraben aber in ſich ſelbſt dadurch die Kraft unſerer wirklichen Menſchlichkeit.

Aus dieſer Anſicht erhellt denn auch ganz klar, warum beſonders in Tagen, in denen die ſinnliche Selbſtſucht aller Stände durch ihre geſteigerte Kunſt, wo nicht ſo gewaltthätig, doch gewiß ſo gierig und zaumlos iſt, als ſie beinahe je geweſen, ſo viele Menſchen in den verſchiedenen Ständen im geſellſchaftlichen Zuſtand gegenſeitig ſo leidenſchaftliche Anſprüche an Menſchlichkeit gegen einander machen und ſich hinwieder eben ſo leidenſchaftlich über die Verletzung der Menſchlichkeit gegenſeitig anklagen. Und hinwieder erhellt aus eben dieſer Anſicht, wie leicht in unſern Tagen eine Menge Leute dahin kommen, ſich vollkommen überzeugt zu halten, der Menſch könne im geſellſchaftlichen Zuſtand gar nicht durch die Ueberzeugung des Rechts, er müſſe unwiderſprechlich nur durch Täuſchung, Gewalt, Schrecken und Zerſtreuung dahin gebracht, zu thun, was das oft nichtige und irrende Blendwerk äußerer Verhältniſſe unabhängig von den innern Anſprüchen ſeiner Natur, ſelber mit Erdrückung und Verkrüppelung der Kraftanlagen, die die

göttliche Vorsehung zur Begründung seiner sittlichen, geistigen und häuslichen Selbstständigkeit in ihn gelegt hat, von ihm fordert.

Die beiden Freunde fragten sich noch, ehe sie aus einander gingen, durch was für Mittel dem Vorschritt des Civilisationsverderbens, das in unsern Tagen durch die zügellose Selbstsucht unsrer Zeit so allgemein verheerend auf alle Stände des gesellschaftlichen Zustands einwirkt, Einhalt gethan werden könne, und fanden einstimmig, dieses könne nur durch Mittel geschehen, die geeignet seien, die sittlichen, geistigen und häuslichen Segenskräfte der Menschennatur in den Individuen unsers Geschlechts in der Tiefe unsers innern Wesens zu erneuern, um ihnen dadurch ein Uebergewicht über das gesellschaftliche Verderben, das die Quellen des Menschensegens nach allen Richtungen untergräbt, zu verschaffen. Sie fanden, das einzige Heilmittel unsrer Tage bestehe in der sorgfältigsten Beförderung der Bildungsmittel der einzelnen Segenskräfte, die in allen Ständen des Landes wirklich da sind und vorliegen, und deren erweiterten und geheiligten Spielraum, ich möchte sagen, die Noth der Zeit so wesentlich fordert. Sie fanden ihn wesentlich in der Erhöhung der Wohnstubenkräfte des Volks in allen Ständen, und sahen die Möglichkeit dieser Erhöhung nur in der Vereinfachung der Entfaltungs- und Bildungsmittel dieser Kräfte, so wie hinwieder in der Vereinfachung ihrer Anwendungsmittel, welches beides aber nur durch eine merkliche Rücktretung unsrer Stände zu der kraftvollern und bedürfnißlosern Einfalt unsrer Väter möglich gemacht werden könne, indem dadurch allein die Mehrzahl unsrer abhängigen, dienstbedürftigen und gnadensuchenden Landeseinwohner gemindert, und die Zahl der kraftvollen, unabhängenden Mitbürger in allen Ständen vermehrt und so eine neue Basis einer solidern Selbstständigkeit derselben in unserer Mitte gelegt werden könne. Mit einem Wort, sie glaubten, die Uebel unsrer Zeit zu mindern, müsse man jeden Keim des Edeln, Guten und Schönen, wenn es auch nur noch ein halbes Leben zeigen sollte, mit edler Schonung

warten und pflegen, und besonders großen Landesübeln mehr bei ihren Quellen Einhalt zu thun suchen, als bei ihrem Ausfluß mit großem Geräusch eine überflüssige und nichtshelfende Mühe zur Schau tragen. Auch dieses meinten sie, man müsse vor der Wahrheit und vor dem Recht, wenn sie etwa in großherzigen Erscheinungen in unsrer Mitte hervortreten würden, zum voraus den Hut abziehn, und auch, wenn sie sich in schwacher, ohnmächtiger Gestalt, ich möchte sagen, im Bettelkleide, zeigen würden, ihnen nicht, wie asiatische Thiermenschen ihren Leibeigenen, ins Gesicht speien.

Ihr letztes, großes Wort war dieses: Die Veredlung des häuslichen Lebens in allen Ständen, und die Errichtung von Landesschulen, die, indem sie das Beten, das Denken und das Arbeiten mit psychologischer Tiefe und in Uebereinstimmung eines, in allen Ständen mit den Bedürfnissen des veredelten Hauswesens zu befördern geeignet seien, sei der einzige wahre Anfangspunkt ächter und allgemeiner Hülfsmittel gegen die millionenfach ungleichen Erscheinungen des innern Wesens unsers Zeitverderbens, über welches die Welt in allen Ständen allgemein schon seit langem ein so lautes Klaggeschrei erhebt, indessen aber nur wenige dieser Klagenden große Lust und große Gewandtheit zeigen, etwas tiefer in den Kessel hineinzugucken, in dem sich das innere Wesen dieses Verderbens siedend kocht und täglich mehr in unsrer Mitte emporsprudelt.

Nachschrift.

Ich fühlte schon bei der ersten Ausgabe dieser Bogen, und man sagte mir es auch schon damals, wie viel es auf sich habe, als Menschenmaler, und besonders als Menschenmaler seiner Epoche aufzutreten, und man bemerkte besonders noch, daß ich durch mein ganzes Leben die Menschen und die Vorfälle meiner Umgebungen zwar sehr lebendig, aber auch sehr einseitig ins Auge gefaßt habe. Ich widerspreche auch diesem Urtheil gar nicht, ich setze sogar noch

hinzu: Ich habe die Welt, ich möchte sagen, nur ein paar Schritte vor meiner Hausthür gesehen. Ich kenne sie und ihr millionenfach verschiedenes Sein und Thun nur in der Schweizertracht und in der Schweizerform, und es ist sogar wahr, ich kannte sie vor meinen zwanziger Jahren, in denen sich meine Hauptansichten über das Sein, Thun und Leiden des Menschengeschlechts in mir selbst bildeten, ich möchte fast sagen, fixirten, nur in ihrer Zürichertracht und in ihren Züricherformen, die aber auch noch dazu von ihrer jetzigen Tracht und Form in einem fast unbegreiflich großen Grad verschieden sind.

Ich habe durch mein ganzes Leben die Welt außer den Grenzen meines Vaterlands kaum betreten. Meine bildliche Darstellung von derselben muß also, sie kann nicht anders, in gewissen Rücksichten eben so beschränkt sein, als es der Erfahrungskreis, von dem sie ausging, auch ist. Ich muß viele Dinge in der Welt sehr einseitig ins Auge gefaßt haben, aber ich bin auch nichts weniger als ein unbedingter Feind und Verächter einseitiger Ansichten, im Gegentheil, ich glaube, die Welt werde in allen Winkeln und in allen Ecken von einseitig beschränkten Ansichten regiert, und das Glück und der Segen von Millionen Menschen hängt wesentlich von der stillen Reifung und innern Vollendung einseitiger Ansichten ab. Ich bin vollkommen überzeugt, daß eine einseitige, aber von vieler Anschauungswahrheit unterstützte und belebte Darstellung des menschlichen Lebens und seiner Verhältnisse gar oft geeignet ist, ein tiefgreifendes Fundament einer richtigen und soliden Ansicht derselben zu gewähren, den eine vielseitige Darstellung desselben nicht selten in ihren wesentlichen Theilen zu erreichen vermag. Diese Wahrheit ist in diesen Bogen auffallend; ich habe das schon an sich in beschränkter Einseitigkeit ins Auge gefaßte Thun und Lassen unsers Geschlechts mit dem ganzen Umfang seiner Anlagen und Neigungen im thierischen Gewande auftreten zu machen gesucht. Dadurch habe ich die lebendige Ansicht meiner einseitigen Darstellung auf der einen Seite zwar verdoppelt, bin aber auch auf der andern

Seite dahin gekommen, das Edle und Erhabene der Menſchennatur, um deswillen ich das Schlechte, Thieriſche unſers Fleiſches und Blutes allenthalben vorherrſchend auffallen gemacht, mit lebendigerer Kraft durchſchimmern machen zu können, als dieſes mir möglich geweſen wäre, wenn ich nicht durch dieſe anſcheinende Einſeitigkeit meiner Darſtellung Mittel gefunden hätte, den weſentlichen Anſichten meines Gegenſtands einen belebten und dem ſinnlichen Erfahrungskreis meiner Mitmenſchen in allen Ständen einen ſie lebendig anſprechenden Hintergrund zu geben.

Leſer! ich lege dir alſo dieſe Bogen als ein Bild meines Geſchlechts vor, wie dieſes meiner Individualität in einer für die Geſchichte der Menſchheit höchſt bedeutenden Epoche, zwar freilich nur in dem beſchränkten Erfahrungskreis, in dem ich lebte, und durch denſelben begründet in die Augen fiel, und ſich in der Eigenheit meiner Lage und Verhältniſſe in meiner Seele geſtaltete. Ich denke indeſſen nicht daran, daß die Welterſcheinungen meiner Epoche auf irgend jemand anders ganz und allgemein den gleichen Eindruck, wie auf mich gemacht und glaube auch eben ſo wenig, daß meine individuelle Anſicht der Welt und meiner Epoche gar große Vorzüge vor der Art und Weiſe haben möge, wie die Welt und dieſe Epoche hundert und hundert anderen meiner Zeitgenoſſen ins Aug gefallen ſein mag; aber ich wünſche von Herzen, daß mehrere meiner, beſonders vaterländiſchen Zeitgenoſſen ihre dießfälligen Anſichten mit eben der Einfachheit, Offenheit, Gradſinnigkeit und Unbefangenheit, wie ich es zu thun geſucht, und zwar mit einem den meinigen weit übertreffendern Pinſel darlegen mögen.

Was ich mir allein anmaße, iſt: daß ich mich ernſthaft beſtrebt habe, jedes Bild meines Gegenſtandes ſo darzuſtellen, wie es wirklich in meiner Seele lag. Ich weiß indeſſen auch wohl, daß das leichte Kleid, in dem ich meine Individualanſichten mehr zum belebten Anſchauen, als zum künſtlichen Zergliedern derſelben dargelegt, die große Menſchenzahl nicht befriedigen wird, die der Wahrheit nur dann huldigen, wenn ſie ihr wenigſtens dem Anſchein nach künſtlich

zergliedert vor Augen gelegt wird. Aber dazu habe ich weder Luſt noch Fähigkeit. Ich bin durchaus nicht gemacht, Leuten, die das Leben der Wahrheit nur durch Zergliederung der Begriffe zu ſuchen und nur in zergliederten Begriffen zu erkennen gewohnt und geneigt ſind, diesfalls zu befriedigen, und finde noch viel weniger Luſt, Leuten, denen die Scheindeutlichkeit leerer Worte, wenn dieſer auch ſchon ſowohl der Hintergrund feſter Anſchauungen, als die Fülle innerer Tiefe der Erkenntniß mangelt, alles in allem iſt, Genüge zu leiſten. Ich wäre aber auch, wenn ich ſchon wollte, unfähig, weder den einen noch den andern dieſer mir auch einſeitig ſcheinenden Forderungen einer ſolchen wirklichen oder bloß Scheinzergliederung der Begriffe zu entſprechen.

Ich bin mir ſelbſt nicht durch die Beſtimmtheit ſorgfältig gewählter und beſtimmt ausgeſprochener Worte, ich bin mir ſelber nur durch die Lebendigkeit meiner mehr oder minder gereiften Anſchauungen und Erfahrungen, der daraus hervorgegangenen Ueberzeugung von der Wahrheit meiner Anſchauungen und Erfahrungen in mir ſelber klar.

Was ich nicht habe, das kann und will ich auch Niemand geben, und ich will in dieſen Bogen eigentlich nur im gemeinen Menſchenſinn, im bon sens unſers Geſchlechts Anregungen zu Gedanken und Ahnungen veranlaſſen, deren Keime in der Menſchennatur und in jedem Individuum derſelben eben ſo allgemein vorliegen, als ſie durch belebte Darſtellungen von Bildern, die mit dem Gang ihrer Lebenserfahrungen übereinſtimmen und in ihm ſich allgemein von ſelbſt zu Tag fördern, und frei und ſelbſtſtändig, und folglich als ihnen eigenthümliche Gedanken und Anſichten aus ihnen hervortreten.

So wie ich dieſe Bogen anſehe, ſollen alſo auch die Gedanken, die ſie anregen, und die Anſichten, die ſie veranlaſſen, nicht ſo faſt als meine Gedanken und als meine Anſichten, ſondern als diejenigen der Individuen, deren Lebenserfahrungen mit der bildlichen Darſtellung derſelben übereinſtimmend ſind, angeſehen werden.

Also, liebe Blätter! geht in Gottes Namen noch einmal aus meiner Stille in die Welt, in der so viele Winde wehen und so viele Stürme brausen; wandert so weit ihr könnt den Weg meines Herzens, wandert auch diesmal so geräuschlos einher, als ihr dieses das erste Mal thatet.

Liebe Blätter! ich wünsche nicht mehr viel von euch zu hören, denn ich weiß, das wird nur in dem Fall geschehen, wenn ihr aus Mißverstand viel unnütze Worte veranlassen werdet, und was am allerleichtesten geschehen könnte, aber für mich auch das Allerempfindlichste wäre, wenn meine, im leichten Gewand, ohne eine Pickelhaube auf dem Kopf, ohne ein Schwert an der Seite und ohne einen Prügelstab in der Hand hingeworfenen Bilder den leidenschaftlichen Produkten irgend eines Parteigeists unserer Tage gleichgestellt, und mit denselben, wie wir Schweizer sagen, in einen Kübel geworfen würden.

Erklärung

einiger in diesem Buche vorkommender Provinzialwörter.

Abtrag, Ertrag.
Aerger, Unwillen, Verdruß.
Ankenballen, Butter in Form von ovalen Kugeln gebildet, womit an einigen Orten Geschenke gemacht werden.
Baare, Krippe.
Bätz, ein Instrument von 2, 3, 5 und mehr Zentner schwer, von Eisen oder Metall verfertigt, das man braucht, Pfähle in die Erde oder in das Wasser, hineinzuschlagen, (Ramme.)
Besenfrau, hier, ein Weib, welche mit dem Besen etwas auskehrt.
Emden, das Grummet abmähen.
Gauch, eine Art kleiner stinkender Käfer.
Gefahren, Zeitwort: heißt Gefahr laufen, in Gefahr kommen.
Gemeinmann, so heißen an einigen Orten die Vorgesetzten einer Stadt, Kommune, oder Dorfgemeine.
Grien, Kieselsand.
Herbsten, Trauben lesen.
Heuen, Gras abmähen und zu Heu dörren lassen.
Hudeln, alte Lumpen von Leinwand.
Jucharten, ein Maß Landes, ohngefähr soviel als ein Morgen.
Kindsverderberin, nennt man an einigen Orten eine Kindsmörderin.
Kollern, oder auch Koldern, zanken, schimpfen.
Kuder, ist eine Gattung schlechten Hanfes.
Lande, auch Landeren, die zwei Stangen des Vorzugs an einem einspännigen Wagen.
Mahlstein, Mühlstein.

Mehr, Mehrheit der Stimmen. Offenes Mehr, wo die Meinung, für welche man ſeine Stimme gibt, mit Emporhebung der rechten Hand zu Tage gelegt wird.
Nagelflüe, ein Bergfelſen, beſonders in den höchſten Alpen.
Obwelt, Oberwelt.
Rain, Abhang eines Hügels, auch deſſen Rand.
Runz oder Runs, das Bett eines Bächleins oder kleinen Fluſſes.
Saarbache, Pappelweide.
Schädigen, beſchädigen, Schaden zufügen.
Schaubhütlerin heißt eine Perſon, welche Strohhüte verfertigt.
Schlüßler, Schlüſſelbewahrer oder Thorſchließer.
Scholle, Erdſcholle.
Schwachen, abnehmen, ſchwach werden.
Schweinung, Abgang, Verminderung.
Serben, (von den Bäumen und Pflanzen ſowohl als von dem Menſchen gebräuchlich) abdorren, ausdorren, abzehren.
Serbling, ein abzehrendes, ſchwaches Geſchöpf.
Sigriſt, der Küſter, Meßner.
Sothane, (Kanzleiſtyl) ſolche.
Sträußen, ſich brüſten.
Tolen, heißt man kleine unter der Erde angelegte Kanäle, welche das Waſſer oder auch Unreinigkeiten abführen.
Trottbaum, Kelterbaum.
Vergehen, hier ſo viel als ſchmelzen.
Verleider, heimliche Auskundſchafter und Angeber oder Ankläger.
Um den Weg ſein, das iſt gegenwärtig, an einem Ort ſein, zugegen ſein.
Weibel, Amtsbote, Gerichtsbote.
Weyhen, eine Art Geier, gemeiniglich Hühnerweihen genannt.

Bemerkungen.

Die „Vorrede zu der neuen Ausgabe dieser Bogen" befindet sich nur in der C. A. v. 1823.

No. 1 und 2 sind in C. A. versetzt; in den beiden ersten Ausgaben macht der „Raupenfänger" den Anfang.

1) Der letzte Satz heißt in den frühern Ausgaben: Die Thoren! Kann denn der See fließen und der Fluß still stehen?

2) Die beiden letzten Absätze finden sich nicht in der frühern Ausgabe.

3) In der frühern A. heißt es von hier an weiter: so vergissest du ihren ewigen Glanz und achtest nur ihrer zeitlichen Flecken.

4) Hier schließt die Fabel in der 1. A.

No. 24 und 25 sind in allen 3 A. ganz gleich.

5) In den 1. A. heißt es: Ausbildung seiner Feinheit, „seines Anstandes und seines Stolzes. — Es ward ein edles Geschöpf, indessen das andere das Elend seines Lebens mit der Schlechtheit seines Meisters theilte."

No. 27 fehlt in den 1. A.

No. 28 in allen 3 A. gleich.

Zu No. 30 lautet die Ueb. in den 1. A.: Pontak u. Rheinwein.

6) Der letzte Theil lautet in den 1. A.: bis sich unter den Stieren wieder einer hervorthun wird, wie Buonaparte unter den Franken.

7) Hier schließt die 1. A. mit den Worten: aber ich muß doch einmal und mit etwas anfangen helfen.

8) In den 1. A. heißt es hier weiter: und das tönende Erz zum Schemel seiner Füße gemacht, goß er aus dem Ueberrest seiner Materie noch für seinen Schemeldienst klingende Schellen.

9) Hier schließt die Fabel in den 1. A.

10) Der letzte Absatz ist Zusatz der C. A.

11) Von hier ab ist Zusatz der C. A.

12) In den 1. A. heißt es weiter: Aber der Wärter antwortete: sein Geweih ist ein bloßer Auswuchs seines Hirns und Marks, je größer das Horn, je dünner das Thier. — Damit schließt die Fabel.

13) Hier schließt die Fabel in den 1. A.

14) Der letzte Absatz lautet in den 1. A.: Ein Mensch, der es hörte, antwortete ihm: Du hast zu viel Aug für deine Kraft, und zu wenig Kraft für dein Aug, du taugst deswegen eben so viel, als eine Waage, deren Schalen nicht gleich sind.

15) Hier schließt die Fabel in den 1. A.

16) Von hier ab lautet es in den 1. A.: so lobe ich mir den Mann, „der zu den Armen gesagt hat: Seid klug wie die Schlangen! Dieser Mann hielt Dummheit sicher nicht für Menschenpflicht, und wenn er gesagt hat: Gebet das Heilige nicht den Hunden und werfet die Perlen nicht vor die Schweine, so wollte er gewiß nicht sagen: Behaltet das Volk dumm und laßt es nicht zum Gebrauche seiner fünf Sinne kommen; im Gegentheil, dieser Mann hat sicher Alles gethan, dem Armen und Verlassenen den besten Gebrauch seiner Vernunft möglich zu machen, und hingegen nichts und gar nichts, die bürgerliche Stellung der Römer, der Herodes und der Oberstepriester dem Volke als eine Sache in die Augen fallen zu machen, um deren Erhaltung die Jünger seines Reichs sich etwas zu bekümmern hätten und doch —"

17) 18) der letzte Absatz fehlt in den 1. A.

19) Von hier ab heißt es einfacher in den 1. A.: Sonne, Thau und Regen antworteten ihm zwar nichts, sagten aber unter einander: Was sich doch das Großgras gegen das Kleingras heraus nimmt!

20) Die 1. A. haben über der Ueberschrift noch folgenden Satz: Hic niger est, hunc tu Romane caveto!

21) 1. A.: er solle ein beleidigendes Wort aus dem Munde eines Großen aufnehmen, wie wenn es sonst ein gemeiner Mensch gesagt hätte.

22) 1. A.: erhalte uns „die Wahrheit" unsrer Bücher.

23) Die 1. A. schließen hier: aber er wässert auch das Dorf nicht mehr.

24) Hier schließt die Fabel in den 1. A.

25) Die Ueberschrift lautet in den 1. A.: Von Zäunen mit faulem Holze und mit faulen Menschen.

26) Hier schließt die Fabel in den 1. A.

27) Hier schließen die 1. A. mit folgendem Zusatz: und dann meine ich noch mehr, ein jeder Narr sollte diesen Unterschied merken.

28) 29) Hier schließen die 1. A.

30) Statt „Dei" haben die 1. A.: „König."

No. 99 ist in allen 3. A. gleich; ebenso 102.

31) 1. A.: „und brauchte sein Volk zu unterjochen ... und die Jesuiten und die Kapuziner."

32) 33) Hier schließt die Fabel in den 1. A.

34) Ueb. lautet in 1. A.: In welchem Falle macht die Selbstsucht sehen und in welchem Falle macht sie blind?

35) Ueb. in 1. A.: Die Unentbehrlichkeit einer Sache beweist gar nicht, daß sie gut ist.

36) In 1. A. lautet die Ueb.: „Was man verabscheuen dürfe," und die Rede des Pfarrers: „Wehe dem Manne, der in der Welt bei irgend einem Unglücke etwas mehr zu verabscheuen wagt, als das Elend selbst und seine allernächste Ursache."

Statt No. 136 haben die 1. A. folgendes Stück: 138. Sylvia. — Verkünstelte Menschen wägen sich gar gern auf der Waage der Kunst und fürchten die Schale der Natur. Das antwortete ein Bauer, da man ihn fragte, warum seine Frau Amtmännin mehr vor ihrem Portrait stehe, als vor ihrem Spiegel. — Er hatte Recht. Die bezahlte Kunst macht aus dem Zahlenden, was er sein will; die freie Natur zeigt auch der höchsten Gewalt nur, was sie ist.

Die „Bemerkung" u. s. w. zu No. 138 ist Zusatz der C. A.

37) Die 1. A. sagen hier einfacher: Ein Narr, welcher hörte, daß man den Tod des Kindes seiner Mutter zuschreibe, sagte: es ist eine böse Gewohnheit, daß wir alle Uebel, die wir leiden, fremden Ursachen, die nicht in uns selbst liegen, zuschreiben. Das Kind ist an seinem Verderben selbst Schuld: ich sehe es ihm jetzo noch an; man konnte es nicht in die Hände nehmen, ohne es zu tödten.

38) Hier schließen die 1. A.

39) In 1. A. heißt es hier weiter: oder er hat ein unangenehmes Leben.

40) Ueb. in 1. A.: Ein Wollefehler.

41) No. 149 bildet in 1. A. drei Stücke: 151. Die Welt. — Hans. Diese Welt ist doch die beste. — Jacob. Ich will das nicht glauben, so lange dem Schafe auf der Weide, der Kuh am Barren und der Henne an der Hausthür vor dem Recht und der Freiheit des Wolfs, des Fuchses und des Bären bang ist. — H. Der liebe Gott konnte diese Welt nicht besser machen. — J. Du lästerst. — H. Nein, Jacob! Wir müssen das selbst thun. — — 152. Das Dorf. — H. Unser Dorf ist doch eins der besten. J. Ich will das nicht glauben, so lange der Nikkel im Hazfelder Schloß behaupten darf, die Kutteln in meinem Leib seien seine. — H. Auch unser Dorf konnte der liebe Gott nicht besser machen. — J. Du lästerst. — H. Nein, Jacob! Wir müssen das selbst thun. — — 153. Das Land. — H. Unser Land ist doch eins der besten. — J. Ich will das nicht glauben, so lange noch so viele Leute darin so schlecht aussehen, wie in dem schlechtesten. — H. Es ist mit dem Lande, wie mit der Welt und mit dem Dorfe. — Der liebe Gott wollte auch unser Land sicher nicht besser machen. — J. Du lästerst forthin. — H. Nein, Jacob! Wir müssen das selbst thun. — J. Ich begreife die Sache nicht. — H. Du begreifst doch, — der liebe Gott kann nicht thun, was er nicht kann wollen und er

kann sicher nicht wollen, daß wir gut haben, was wir schlecht machen. — Das folgende Stück: „Ein großes Bedenken" fängt in den 1. A. folgendermaßen an: Jacob. Aber dein „wir müssen es selbst thun" hat dennoch immer ein großes Bedenken. — Hans. Worin? u. s. w. zw. J. u. H.; das Uebrige stimmt mit den 1. A., bis auf den letzten Satz, wo die 1. A. haben: Hans. Nirgends und allenthalben. — Nirgends, wo du ihn im Menschen (in Individuo), und allenthalben, wo du ihn im Gesetze (in Concreto) suchst. — Die Bezeichnung des Gesetzes als Concretum hat hier mindestens etwas Eigenthümliches. —

42) Ueb. in 1. A.: Noch einmal der Geist menschlicher Entschuldigungen; dieselbe Ueb. hat auch

43) Nr. 155.

44) Ueb. in 1. A.: „Unfühlend ist die Natur." Göthe.

45) Die 1. A. haben von hier ab: Aber die Hausverwaltung lachte darüber und sagte: Man kann in einem Hause, das mit Lumpen und Narren gefüllt ist, unmöglich eine Ordnung machen, bei der es vernünftigen und in ihren Rechten stehenden Männern wohl sein könnte. — Die Antwort ist gut, aber nur für den Spital.

46) In den 1. A. ist der Beichtvater eine Schlange; der letzte Absatz lautet hier: Die Schlange hatte Recht. Löwen, welche heucheln, drücken mehr, als Löwen, welche fressen.

47) Der letzte Absatz lautet in 1. A.: Als Ulo den Eindruck dieser Gründe auf die armen und trägen Uferbewohner sah, legte er seine Flöte nieder. Aber er hatte Unrecht. Einmal ich möchte deswegen nicht aufhören zu singen.

48) Ueb. in 1. A.: Monopolen-Irrthümer.

49) Ueb. in 1. A.: Regierungs-Irrthümer.

No. 176 ist aus dem Schweizerblatt II. S. 111, woselbst es die Ueberschrift hat: Beitrag zum Fabelhaufen. —

No. 188 fehlt in den 1. A.

No. 192 ist in allen 3 A. gleich.

50) Ueb. in 1. A.: Die Gerechtigkeit des alten Hahns.

No. 197 fehlt in den 1. A.

51) Dieser Satz ist dunkel; der Sinn ist wohl: das Staatsverderben findet statt, wenn stolze Gewalthaber sich und ihre Kreaturen in den Besitz aller Ehrenstellen setzen, während der verdienstvolle Mann ihnen gegenüber (an ihrer Seite) ohne Ehre gelassen, je verunehrt und dadurch erbittert wird.

52) Die [—] eingeschlossene Stelle fehlt in den 1. A.

53) 54) Hier schließen die Fabeln in den 1. A.

55) Die 1. A. haben von hier ab: Daß bei einem Stierenmehr Alles zu kurz komme, was nicht Stier sei.

56) Ueb. in 1. A.: Der Staatsgeist.

57) Hier schließt die Fabel in den 1. A.

58) Die [—] eingeschlossene Stelle steht nicht in den 1. A.

59) Die Reden der vier Geistlichen sind in der C. A. etwas erweitert, dagegen fehlt am Schluß folgende Stelle, welche die 1. A. haben: Der Geist des Zeitalters ist ohne Gewissenhaftigkeit und ohne Kraft gegen sich selbst; die Wahrheit findet keinen Fuß mehr, weder in der Unschuld des Herzens, noch in der Weisheit des Staats und der rechtlichen Stellung der Bürger. — Die Umstände machen den menschlichen Verstand zu einem spielenden Gaukelwesen, der es nicht wagen darf, die Rechte des Mannes anzusprechen, der Wahrheit und Recht in sich selber hat. Wir dürfen in uns selber und gegen uns selbst nicht mehr denken, was recht und was wahr ist, darum verstummet das Wort des Rechts und der Wahrheit auf unsern Lippen, wenn wir es für Andern aussprechen. Indessen ist unser Zeitalter mit seinem Gaukelwissen sich selbst dennoch vorgelaufen, wie eine Uhr, die um Mitternacht Mittag schlägt. — Ich sehe deswegen auch keine Möglichkeit, das Menschengeschlecht unsres Zeitalters wirklich einen Schritt vorwärts zu bringen, ohne auch die Bildung der höhern Stände und auf ihren Vorschritt in gesetzgeberischer Weisheit zu wirken, und darum habe ich auch meine Pfründe niedergelegt und weihe mich jetzt der Erziehung eines Jünglings, dessen Vater dem Throne nahe steht.

No. 225. 226. 227. 228 fehlen in den 1. A.

60) Ueb. der 1. A.: Die Philosophie meines Buches. — Dieses Stück ist in der C. A. sehr erweitert. Ein Aufsatz, W. v. Humboldts „Ueber öffentliche Staatserziehung" (Berlinische Monatsschrift 1792; neu abgedruckt in den Abhandlungen über Geschichte und Politik v. W. v. Humboldt. Berlin 1869) behandelt dasselbe Thema unter ähnlichen Gesichtspunkten. — Der große Gelehrte und Staatsmann kannte Pestalozzi's frühere Schriften und stellt dessen Ideen sehr hoch, wie er denn auch das preußische Schulwesen nach diesen Ideen reformirte. —

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Fabeln	3
Einleitung	5
Vorrede zu der neuen Ausgabe dieser Bogen	8
1. Der Menschenmaler	11
2. Der Raupenfänger	12
3. Der Regentropfen	13
4. Der Kiesel und der Fels	14
5. Der Berg und die Ebene	14
6. See und Fluß	15
7. Das Meer und alle Wasser der Erde	16
8. Schwamm und Gras	16
9. Sonne und Mond	17
10. Noch einmal Sonne und Mond	17
11. Der Strahl und der Graswurm	18
12. Der Sturm und die Schneeflocke	18
13. Das Himmelblau und die Wolken	19
14. Die brennbare Erde	19
15. Die wasserreiche Erde	19
16. Die Brücke und der Weg	20
17. Der gebrochene Marmor	20
18. Die Quelle und der Berg	21
19. Die Entstehung der Berge	21
20. Ebenisten- und Naturstärke	22
21. Der Vogelsang	22
22. Das Feuer und das Eisen	22
23. Handlanger-Werth	23
24. Die Anbetung des Teufels	23
25. Der Cyklopen-Schutz	24

Seite

26. Zwei Füllen 25
27. Die zwei Bären 25
28. Die Flamme und die Kerze 28
29. Das ewige Licht 28
30. Reiner und verfälschter Wein . . . 29
31. Das inwendige Toben 29
32. Die Philosophie des Auerhahns . . . 30
33. Der Heerochs 30
34. Der alte Thurm 31
35. Die goldene Mittelstraße 31
36. Der Ursprung der Glocken 32
37. Das Hahnen-Geschrei 32
38. Der Thoren Recht 33
39. Das Trinkglas und der silberne Becher . . 33
40. Der Stern mit der Ruthe 34
41. Der Kröten-Trost 34
42. Die aufgeopferten Steine 35
43. Aufmerksamkeiten 36
44. Nur noch jetzt nicht 37
45. Die Affen-Beichte 37
46. Was der Affe bei der Schlange gelernt hat . 38
47. Der Hunde Bescheidenheit 38
48. Der Plünderer und das Klostergut . . 39
49. Der Thor, der Feuer sucht 39
50. Der Schiffer ohne seinesgleichen . . . 40
51. Der Thor, der Feuer löscht 40
52. Der Kutscher, wie es deren viele gibt . . 41
53. Stoffels Brunnen 41
54. Löwe und Reh 42
55. Roßfliege und Horniß 42
56. Kauz und Adler 43
57. Gauch und Käfer 43
58. Löwen-Schwäche, Stieren-Art und Fuchsen-List 43
59. Der Richter in der Sache seines eigenen Bratens 44

Seite

60. Der Gutsherr und sein Erblehnsträger . . 45
61. Hirschenhorn 46
62. Die undankbare Henne 47
63. Die reiche Quelle 48
64. Das Veilchen und die Stinkblume . . 48
65. Der Esel, der vom Fuchs herkommt . . 49
66. Der Luchs 49
67. Der Nebelmacher 50
68. O du heilige Einfalt 51
69. Die alte Mauer und das Bürgerhaus . . 51
70. Der Löwe, die Schlange und der Teufel . 51
71. Das Gras unter der Eiche 52
72. Wieder die Eiche und das Gras . . . 53
73. Noch einmal die große, harte Eiche . . 53
74. Der veraltete Kuhfelsen 54
75. Zwei Weiden 54
76. Der unglückliche, verirrte Mensch . . . 55
77. Der Stein aus der Höhe 56
78. Hühner, Adler und Mäuse 57
79. Bach und Garten 57
80. Die verdorbene Straße 58
81. Der alte Bär auf der Tanne . . . 59
82. Zwei Schäfer 59
83. Der Tolenmacher Toffel 60
84. Von Zäunen mit faulem Holze und von schlechten Dorfvorgesetzten 61
85. Die Waage und der Trottbaum . . . 62
86. Des Inwendige des Hügels 63
87. Der unbekannte Ausweg 64
88. Des Hansen Rock 64
89. Stoffel und seine Uhr 65
90. Graf Albo 65
91. Nero 66
92. Die Linde und der König 67
93. Noch einmal die Linde und der König . . 67
94. Faule Eichen und junge Tannen . . . 68

		Seite
95.	Das Recht der Heuerlinge	68
96.	Die Erfahrung, wie sie ein Narr braucht	69
97.	Noch einmal die Erfahrung, wie sie ein Narr braucht	69
98.	Das Storchenland	70
99.	Die jauchzende Hölle	70
100.	Das Nachenrecht und seine Folgen	71
101.	Sprüchwörter-Folgen	72
102.	Das Erdbeben, ein Traum	74
103.	Bajazet und sein König	74
104.	Wallo und ein anderer Bajazet	75
105.	Das kranke Bäumchen	76
106.	Die frierenden Kinder	77
107.	Die Schaubhütlerin und das Samenkorn	77
108.	Eine Tanne, die der Stolz tödtet	78
109.	Der Bauer und die Eiche	79
110.	Der Ursprung des Blutdursts	80
111.	Was ist der Mensch? — Blatt oder Stamm	80
112.	Alte Zeit, gute Zeit	81
113.	Die Unverschämtheit des unbrauchbaren Mannes	81
114.	Die Armbrust und der Degen	82
115.	Das ungleiche Obdach	82
116.	Das unauslöschliche Gleichheitsgefühl	82
117.	Das Schuhmaß der Gleichheit	83
118.	Das Katzen-Seelenmachen	83
119.	Der gefrorne See	84
120.	Der Schöppe Plumb	84
121.	Die mürben Stricke	85
122.	Die seltene Pfirsiche	86
123.	Die Feldmusik	86
124.	Die unheilbarste aller Krankheiten, das schleichende Mittelmäßigkeitsfieber	87
125.	Das Spatzenschießen	88
126.	Ein Amtmann, der blind an dem Bauern ist, den er liebt, und sehend an dem, den er haßt	88
127.	Die Welle und das Ufer	89

		Seite
128.	Der Maurer und sein Junge	89
129.	Ein Esel und ein Löwenschädel	89
130.	Der Löwe und sein Rathgeber	90
131.	Wo wird es sich enden?	90
132.	Noch einmal — wo wird es sich enden?	91
133.	Eis und Eisen	92
134.	Zwei Dorfmeister	92
135.	Das ungleiche Gefühl eines Pfarrers und eines Bauern über den Schaden, den ein Waldbach ihrem Dorfe that	93
136.	Eine Dame, zwei Kammerfrauen und ein Justizbeamter	94
137.	Zwei Pferde und die Deichsel	95
138.	Die verwandelten Schafe	95
139.	Gemeingeist und Gemeinkraft	97
140.	Eine Kindsverderberin und ein Narr	98
141.	Die ungleichen Herren	99
142.	Mauschelhofen	99
143.	Ein Fuchs und ein Esel	100
144.	Der Halb-Fuchs und der Ganz-Fuchs	101
145.	Fisi und Hallo	102
146.	Ein Sprachfehler in der Beurtheilung der Wolle	102
147.	Das Menschenvertilgen	103
148.	Das hohe Roß und der Zwerg	104
149.	Meinungen über die beste Welt	104
150.	Ein großes Bedenken	106
151.	Das Wallen und Weben der Menschen	106
152.	Der Geist der menschlichen Entschuldigungen	108
153.	Noch einmal der Geist der menschlichen Entschuldigungen	110
154.	Untreue Schafhirten im Sumpflande	111
155.	Von des Hansen Hause und von schwerem Holze	112
156.	Noch einmal der Geist der menschlichen Entschuldigungen	113

		Seite
157.	Wie Edwich sein Vaterherz verliert	114
158.	Spital-Ordnung	115
159.	Das zerrissene Herz	116
160.	Junker Fritz und seine Bauern	116
161.	Er wieder — und ein Geistlicher, wie es viele, — und ein Pfarrer, wie es wenige gibt	117
162.	Das Pflanzenversetzen	120
163.	Großdumm und Kleindumm	121
164.	Der Unrath im Fischteich	121
165.	Der gute Rath	122
166.	Die Tugend des Todbettes	122
167.	Ulo's Gesang	123
168.	Die Biberegger Liebhaberei	124
169.	Veraltete Ehre	125
170.	Milos Fischer-Ordnung	125
171.	Verirrungen eines Schaf- und eines Roßhirten	126
172.	Theilungs-Grundsätze	127
173.	Bürgereinfalt und Kabinetsweisheit	128
174.	Teufels-Sorgen	128
175.	Der Schmiedjunge und die Zange	129
176.	Warum Zeus den Löwen zum König macht	129
177.	Der Löwe und der Thiere Erleuchtung	130
178.	Die unglückliche Halb-Aufklärung	130
179.	Die Bärenaufklärung	134
180.	Der Wind und der Schiffer	134
181.	Meine Angst vor dem Hunde. (Ein Traum)	135
182.	Der Hirt und das Schaf	137
183.	Der Zankapfel	138
184.	Ein alter Elephant	139
185.	Der Streit über die Elle, das Pfund und den Eimer	140
186.	Heidensorgen	141
187.	Der Streit einer Bande	144
188.	Herr Frommann und ein Zuchthäusler. (Keine Fabel, sondern eine Wahrheit)	146

		Seite
189.	Der Thiere Gerechtigkeitspflege . . .	150
190.	Die Affen-Gerechtigkeit	151
191.	Die Gerechtigkeit im Waaghause . . .	152
192.	Die Spinnen-Gerechtigkeit	153
193.	Die Baukunst in Nollingen, und ein Hansmichel, der sie beurtheilt	154
194.	Die Freßordnung im Hühnerstalle . . .	156
195.	Das Zutrauen der Thiere	157
196.	Milka und Emma	159
197.	Die Lobrede des Maulbrauchens und der Frechheit vom Mephistopheles	161
198.	Der Junker Milichius	163
199.	Eben dieser Junker Milichius . . .	163
200.	Der Steg ohne Lehnen	165
201.	Ein Klubb im Thierreiche	169
202.	Die Katzen-Gerechtigkeit	181
203.	Auszug aus der Anrede der T. T. Maus, welche von aller Mäuse wegen die T. T. Katzengesandtschaft bekomplimentirt hat . .	185
204.	Der große Thierkrieg mit seinen Ursachen und Folgen	193
205.	Die Menschengerechtigkeit	201
206.	Der allgemeine Thiervorschritt in der Gerechtigkeit	203
207.	Die Löwen-Gerechtigkeit	204
208.	Der Fuchs arbeitet gegen das goldene Zeitalter	205
209.	Der Fuchs arbeitet noch mehr gegen die Ehrliebe	206
210.	Der Fuchs simplificirt das System der Natur	208
211.	Der Fuchs erklärt das Wort Usurpation .	209
212.	Fuchs und Esel beurtheilen den Löwen . .	210
213.	Das Rechtsgefühl der Thiere . . .	211
214	Die Freiheitsbegriffe der Thiere . . .	212
215.	Wie die Thiere überhaupt regieren würden .	214
216.	Der Elephant motivirt sein Urtheil über die Regierungsunfähigkeit der Thiere . . .	217

		Seite
217.	Das höchste Gesetz	218
218.	Die Staatswirthschaft	220
219.	Der Staats-Horoscop	221
220.	Der Staatsdienst	221
221.	Das Staatsrecht	222
222.	Das blinde Vertrauen	223
223.	Leander und seine drei Söhne	225
224.	Leonor, Matthias, Selmar und Nilson. Vier Geistliche	231
225.	Verderbte Rehe und ein Thier-Prädikant	236
226.	Hans und Benedikt	237
227.	Der Biber und der Marder	240
228.	Ein Stier und ein Biber	240
229.	Eine Koppel Jagdhunde, ein Jäger und ein Junker	241
230.	Die Begriffe der Bienen von der Freiheit und der Gerechtigkeit	243
231.	Der Ursprung der Kronen	249
232.	Der Schneider-Traum	250
233.	Der Patrioten-Traum	252
234.	Der Seelenverkäufer	254
235.	Das liebe Leiden	256
236.	Es gibt Leute, die gehen werden	257
237.	Die Felsmasse	258
238.	Der Thiermaler und ein Affe	259
239.	Der Unterschied des Waldlebens und des gesellschaftlichen Zustandes	260
Nachschrift		266
Erklärung einiger in diesem Buche vorkommender Provinzialwörter		271
Bemerkungen		273

Pestalozzi's

sämmtliche Werke.

GENERAL LIBRARY
University of
MICHIGAN

Gesichtet, vervollständigt und mit erläuternden Einleitungen versehen

von

L. W. Seyffarth,
Rector und Hilfsprediger zu Luckenwalde.

Zehnter Band.

Brandenburg a. H.
Druck und Verlag von Adolph Müller.
1871.

Meine

Nachforſchungen

über den Gang der Natur

in der

Entwicklung des Menſchengeſchlechts.

Einleitung.

Die gegenwärtige Schrift erschien zuerst 1797 bei Heinrich Geßner in Zürich; in der Cotta'schen Gesammtausgabe bildet sie den ersten Theil des siebenten Bandes (1821); andere Ausgaben sind davon nicht erschienen.

Ueber diese Schrift sagt Pestalozzi selbst (im Anfange von: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt"): „Ich schrieb drei Jahre lang mit unglaublicher Mühseligkeit an den „Nachforschungen ꝛc." wesentlich in der Absicht, über den Gang meiner Lieblingsideen mit mir selbst einig zu werden, und meine Naturgefühle mit meinen Vorstellungen vom bürgerlichen Rechte nnd von der Sittlichkeit in Harmonie zu bringen. Aber auch dieses Werk ist mir selbst wieder nur ein Zeugniß meiner innern Unbehülflichkeit — ein bloßes Spiel meines Forschungsvermögens, einseitig, ohne verhältnißmäßige Kraft gegen mich selbst, und leergelassen von genugsamem Streben nach der praktischen Kraft, die ich zu meinen Zwecken so nothwendig hatte. Die Unverhältnißmäßigkeit meiner Kraft mit meinen Einsichten stieg nur desto mehr und machte in mir die Lücke immer größer, die ich zu Erzielung meines Zweckes ausfüllen sollte und immer weniger ausfüllen konnte.

Auch erntete ich nicht mehr, als ich säte. Die Wirkung meines Buches um mich her war wie die Wirkung all meines Thuns; es verstand mich bald Niemand und ich fand in meiner Nähe nicht zwei Menschen, die mir nicht halb zu verstehen gaben, daß sie das ganze Buch für einen Galimathias ansahen. Und noch neulich, noch jetzt (1801) drückte sich ein Mann von Bedeutung, der mich sonst liebt, mit

ſchweizeriſcher Traulichkeit hierüber ſo aus: „Aber nicht wahr, Peſtalozzi, Sie fühlen doch jetzt ſelber, daß Sie damals, als Sie dieſes Buch ſchrieben, nicht recht wußten, was Sie wollten? —“ Doch das war mein Schickſal, mißkannt zu ſein und Unrecht zu leiden; ich hätte es benutzen ſollen, aber ich benutzte es nicht; ich ſetzte meinem Unglück nur innern Hohn und Menſchenverachtung entgegen...“

Peſtalozzi betritt in dieſer Schrift die ſeinem Weſen nicht entſprechenden Wege abſtract philoſophiſcher Forſchung, indem er ſeine Fragen durch ein dialektiſchen Prozeß zu löſen ſucht; aber das Gebiet rein verſtandesmäßiger Speculation war eben nicht ſein Feld, wie wir ſchon in der Einleitung zum Ganzen bemerkten, und darum mußte dieſe Schrift in mancher Beziehung ihren Zweck verfehlen.

Die Anregung zu dieſer Form der Darſtellung hatte Peſtalozzi, wenn auch nicht direct, ſo doch indirect von Fichte erhalten.

Fichte hatte ſich nämlich von 1788 bis 1790 in Zürich als Hauslehrer aufgehalten und war da mit den dortigen literariſchen Kreiſen, hauptſächlich mit Lavater in nähere Berührung gekommen; zugleich hatte er ſich daſelbſt verlobt und verlebte deshalb ſpäter (1793 bis 94) nach ſeiner Verheirathung wieder einige Zeit in Zürich und zwar im Hauſe ſeines Schwiegervaters, des Wagemeiſter Rahn. Während dieſer Zeit hielt er auch öffentliche Vorleſungen, die vielleicht auch von Peſtalozzi beſucht worden waren, der ſich ja auch öfters in Zürich aufhielt. Auch war Fichte mit Peſtalozzi in nähere Bekanntſchaft getreten, wie aus der von ſeinem Sohne herausgegebenen Biographie Fichte's hervorgeht. Um Näheres über dies Verhältniß zu erfahren, wendete ich mich deshalb an den Sohn, Herrn Profeſſor Dr. Immanuel Hermann Fichte in Stuttgart, derſelbe konnte mich aber nur auf das verweiſen, was ſchon in der Biographie mitgetheilt war. Die betreffende Stelle des Briefes lautet: „Aus dieſen Mittheilungen ergibt ſich nun, daß Peſtalozzi als der ältere, ſchon in ſeiner Richtung eingelebte Mann, von ſeinem jüngern Freunde gewiß angeregt, vielleicht auch

zu eigner höherer Klarheit gesteigert, kaum aber belehrt oder geleitet sein möchte. Die Vorlesungen Fichte's in Zürich, deren Sie erwähnen, waren der erste Entwurf eines Vortrags der „Wissenschaftslehre", also streng philosophischen Inhalts, und sind niemals gedruckt worden. Daß Pestalozzi ihnen beigewohnt habe, wie Lavater, Usteri u. A. ist mir höchst unwahrscheinlich. Sie werden als Pestalozzi's Biograph besser es beurtheilen können, indem Sie wissen, wo Pestalozzi im Winter 1793 auf 94 sich aufhielt; dies ist der Zeitpunkt, in den jene Vorlesungen fallen.

Wenn Sie daher in der Schrift Pestalozzi's: „Meine Nachforschungen über den Gang der Natur ꝛc.", welcher 1797 erschien, parallele Gedanken mit Fichte's Ideen finden, so ist dies jener erfreuliche Zusammenklang verwandter Geister, von dem sich auch sonst Proben finden bei den Genien älterer und neuerer Zeit."

So weit diese brieflichen Mittheilungen. Aus dem von mir schon angezogenen Werke über Fichte geht wenigstens die nähere Bekanntschaft zwischen Fichte und Pestalozzi hervor. Ich gebe die betreffenden Stellen:

„Bei der Abreise Fernow's und Baggesen's von Zürich (1793) begleitete sie Fichte den Züricher See hinunter bis nach Richterswyl, um sie zu seinem Freunde Pestalozzi zu führen, der dort, nur noch von Wenigen beachtet, in der Verborgenheit die ersten Versuche seiner Volkserziehung auszuführen begann. In seinem Hause trennten sich die Freunde, Baggesen und Fernow, um zu Fuße ihre Wanderung über St. Gallen und Lindau nach Augsburg fortzusetzen, Fichte, um noch einige Tage in Pestalozzi's Hause zu verleben. Beide waren schon früher durch die innige Freundschaft, welche ihre Gattinen verband, einander näher geführt worden, und Fichte hatte bald in dem Manne von äußerlich abstoßender Form ein tiefliegendes Kleinod entdeckt, das er ans Licht zu fördern und zu allgemeiner Würdigung zu bringen wünschte. Jetzt vollendete dieser Besuch ihre Freundschaft wie ihre gegenseitige Anerkennung. Pestalozzi theilte ihm mit der be-

geisternden Wärme seines persönlichen Wortes, deren er so fähig war, seine umfassenden Pläne über Volkserziehung mit, und Fichte, ergriffen von der Wichtigkeit dieses Gedankens, sagte ihm auch in seiner abweichenden Laufbahn jede Unterstützung zu, deren er fähig wäre. Daß und wie er sein Wort gelöst, und in welchem wichtigen Wendepunkte der deutschen Bildung, ist allgemein bekannt.“*)

Aus einem Briefe Fernow's, der an demselben Orte angeführt wird, hebe ich noch folgende Stelle aus: „Wir gingen das linke Ufer des schönen Züricher See's hinab, bis zwei Stunden vor Zürich, wo wir uns nach Richterswyl, einem großen Dorfe, zwei Stunden von da, über den See setzen ließen. Hier hält sich ein gewisser Gelehrter Namens Pestalozzi auf, der unter anderm durch das schweizerische Volksbuch „Lienhard und Gertrud“ bekannt geworden ist. Diesen wollte Baggesen kennen lernen. Er ist ein Mann zwischen Vierzig und Fünfzig, häßlich und blatternarbig von Gesicht, simpel in seiner Kleidung und seinem Aeußern, wie ein Landmann, aber so voll Gefühl, wie ich wenig Menschen kenne und worin ihn nur Baggesen übertrifft, dabei voll trefflicher praktischer Philosophie, die auch in allen seinen Schriften athmet. Mit diesen beiden Männern schwanden uns die Stunden wie Secunden, und ich habe diesen Tagen viele selige Augenblicke zu verdanken.“

Ueber das intimere Verhältniß zwischen Fichte und Pestalozzi gibt auch ein Brief Zeugniß**), den Pestalozzi an Fichte's Frau als Antwort auf einen gemeinschaftlichen Brief Fichte's und seiner Frau, welchen die „Reden an die deutsche Nation“ als Geschenk begleiteten, gerichtet hat. Er lautet:

Yverdun, den 10. März 1809.

Liebe edle Freundin!

Es gibt ein Benehmen, bei dem beinahe keine Entschul-

*) Johann Gottlieb Fichte's Leben und literarischer Briefwechsel. Von seinem Sohne Immanuel Hermann Fichte. Zweite Auflage. Leipzig. A. Brockhaus. I. S. 158. 159.

**) Fichte's Leben ꝛc. II. S. 566.

digung mehr ſtatt hat, und mein Stillſchweigen gegen ihren edlen Gatten und gegen Sie, liebe, edle Freundin, ſcheint ganz von dieſer Natur. Doch ich wage es, Sie um Verzeihung zu bitten und einfach zu ſagen: Wer mit ſeinem Leben in einen Strom fällt, deſſen hinreißende Gewalt kein Verhältniß mit der Kraft des armen Schwimmenden hat, dem mag auch Vater und Mutter am Ufer zurufen, er hört auf die Welle, die ihn forttreibt von dem Anblicke der Geliebten und ſelbſt von ihrer Stimme, und ſteht keinen Augenblick ſtille. Das Unglück iſt, meine Kraft nimmt in dem Grade ab, als meine Lage ihres bezüglichen Zunehmens bedürfte. Ich wollte an Fichte nicht mit wenigen Worten ſchreiben; ich wollte ihm die Stunden in Erinnerung zurückbringen, in denen ſeine Anſichten und ſein Eintreten in die meinigen meinen Geiſt erleuchteten und mein Herz ſo ſehr erhoben; ich wollte ihn mit dem Weſen meiner jetzigen Anſichten, mit der Lage, in der ich mich jetzt befinde, mit den erſten meiner Freunde und mit dem Umfang der Mittel, die jetzt in der Hand unſers vereinigten Hauſes ſind, etwas Weſentliches für die Volkserziehung zu leiſten, bekannt machen und ich will es noch immer. Blos ihm zu danken, das mochte ich nicht, er verdient mehr, aber was er verdient, das kann ich nicht thun. Niederer, der aber faſt eben ſo überladen iſt wie ich, muß ihm für mich ſchreiben; ich will es auch thun. Jetzt aber kann ich mich nur entſchuldigen und darf nichts thun, als Sie bitten: Sagen Sie Ihrem Fichte, daß ich die Größe des Verdienſtes, das er um mich hat, in ſeinem ganzen Umfange erkenne. Sein Wort hat für mich und mein Thun und meine Zwecke Folgen, wie noch keines Menſchen Wort gehabt hat. Danken Sie ihm, liebe Freundin, und ſagen Sie ihm, daß mein Fehler gegen ihn gewiß nicht von Mangel an Hochachtung, ſondern gänzlich nur vom Drange meiner Lage herrühre. Es iſt mir angenehm, Ihnen noch ſagen zu können, daß das jetzige preußiſche Miniſterium ſich mit großer Thätigkeit für meine Methode intereſſirt. Doch vielleicht wiſſen Sie das ſchon früher als ich.

Leben Sie wohl, empfehlen und entschuldigen Sie mich bei Ihrem edlen Fichte und behalten Sie immer in freundschaftlichem Andenken Ihren Ihnen mit Achtung ergebenen Freund und Diener

Pestalozzi.

N. S. In Rücksicht auf Ihren mir empfohlenen Verwandten zählen Sie auf meine freundschaftliche Bereitwilligkeit, denselben unter möglichst leichten Bedingnissen in meine Anstalt aufzunehmen. Ich wünsche sehr, ihn kennen zu lernen; das Andenken an unsern lieben verstorbenen Rahn ist mir so schätzbar, daß ich jedes Verhältniß, das auf einige Weise mit diesem Andenken in Zusammenhang steht, liebe und ehre. Lassen Sie mich meine Liederlichkeit nicht entgelten, schreiben Sie mir bald wieder und bleiben Sie mir gut."

Das ist Alles, was ich über das Verhältniß Pestalozzi's zu Fichte authentisch mittheilen kann. Aus diesen angeführten Stücken geht jedenfalls die nähere Bekanntschaft zwischen beiden hervor und Pestalozzi bezeugt selbst den anregenden Einfluß, den Fichte auf ihn ausgeübt. Die speculative Form der gegenwärtigen Schrift ist jedenfalls ganz dem ungesucht ausgeübten Einflusse Fichte's zuzuschreiben.

Außerdem finden sich in dieser Schrift auch viele Anklänge an Rousseau, so z. B. in Bezug auf die „Natur", nur daß Pestalozzi geradezu zu gegentheiligen Aussprüchen kommt; denn wenn Rousseau die Natur als das Höchste preist, durch welche die Gesellschaft neu aufgebaut werden soll, so schreibt ihr Pestalozzi Selbstsucht zu, die die Gesellschaft zu Grunde richtet.

Doch bleibt sich Pestalozzi in dieser Schrift nicht immer consequent in seinen Aussprüchen und diese Widersprüche sind lediglich Folge seiner falschen formellen Eintheilung. Er hat drei Stufen der menschlichen Entwickelung: den Naturzustand, den gesellschaftlichen und den sittlichen Zustand. Diese Trennung ist logisch unhaltbar. Indem er nun auf diese Stufen die Entwickelung des Individuums bezieht, bringt er den Naturzustand mit den Ergebnissen der Kultur in Verbindung, so daß daraus sich nothwendiger Weise

schiefe Urtheile ergeben müssen. Dazu kommt, daß Pestalozzi in seinen Begriffsbestimmungen nicht immer klar ist, z. B. wenn er sagt: „Das Dienen ist Bedürfniß verlorner thierischer Kräfte.“ Das Dienen, als Bedürfniß, kann unmöglich ein Bedürfniß einer verlorner Kraft sein; es ist im Gegentheil der Ausfluß der Liebe. Es soll wohl nur heißen: der Mensch, der seine Kraft verloren hat, läßt sich von Andern leiten und regieren; er dient. Ebenso falsch ist es, wenn er den Besitzstand in seinem Ursprunge ein Unrecht nennt oder wenn er das Forschen aus dem Fehlen der Liebe, und Religion aus der Behaglichkeit ableitet, — Aussprüche, denen er anderwärts selbst widerspricht.

Trotz dieser Mängel, die aus der verfehlten Form entspringen, enthält diese Schrift doch auch viele Vorzüge und hauptsächlich sind hierher zu rechnen alle die Stellen, wo er sich von aller Spekulation frei macht und seinem ursprünglichen Genius folgt. Da fördert er wieder Wahrheiten von ewiger Geltung zu Tage und mit Rücksicht auf diese ursprünglichen Ideen konnte diese Schrift auch von hervorragenden Männern, z. B. von Herder, gelobt werden. Sonst aber stimmen die Biographen Blochmann, v. Raumer, Morf u. A. darin überein, daß Pestalozzi's ureigenthümliches Wesen in dieser Schrift nicht zum vollen Ausdruck gelange.

Wie unsorgfältig übrigens die Cotta'sche Ausgabe von Schmid redigirt ist, zeigt sich gerade bei dieser Schrift; die in der ersten Ausgabe angegebenen Druckfehler sind meist auch in die Cotta'sche Ausgabe übergegangen. Natürlich haben sie in unsrer Ausgabe ihre Berichtigung erfahren, wie dieselbe auch die wenigen Abweichungen zwischen der 1. und 2. Ausgabe in den „Bemerkungen enthält.

Beide Ausgaben haben statt des Vorworts folgende „Zuschrift an einen edeln Mann, den ich aus Ehrfurcht nicht nenne, der es aber zu fühlen vermag, daß ich Ihn, nur Ihn im Auge hatte.“

Wen er damit bezeichnet, habe ich nicht erforschen können; ob vielleicht den Berner Landvogt Tscharner? — Die Zuschrift lautet:

„Herr!

Zwei Männer in einem Lande suchten Wahrheit fürs Volk.

Der eine, Hochgeboren, durchwachte seine Nächte, und opferte seine Tage dem Lande, in dem er herrschte, Gutes zu thun. Er erreichte sein Ziel, sein Land war durch seine Weisheit gesegnet; Lob und Ehre krönten sein Haupt; seine Edeln trauten auf ihn und das Volk gehorchte ihm schweigend. —

Der andere, ein Müdling, erreichte sein Ziel nicht; jede seiner Bemühungen scheiterte. Er diente seinem Lande nicht, — Unglück, Leiden und Irrthum bogen sein Haupt, sie entrissen seiner Wahrheit jede Kraft und seinem Dasein jeden Einfluß. Die Edeln im Land kennen ihn nicht und das Volk spottet seiner. —

Welcher von beiden, meinst du, Herr! hat die Wahrheit fürs Volk wirklich gefunden?

Die Welt wird augenblicklich antworten: Der Müdling ist ein Träumer, und die Wahrheit ist auf der Seite des Hochgebornen. —

Aber dieser urtheilte nicht also. Da er von dem unablässlichen Forschen des Müdlings nach Wahrheit fürs Volk hörte, ging er in seine Hütte und fragte ihn: Was hast du gesehen?

Da erzählte dieser dem Edeln den Gang seines Lebens; und der Edle entwickelte jenem den Zustand vieler Verhältnisse, die dieser nicht kannte. Der Müdling ließ dem Edeln Gerechtigkeit widerfahren, und der Edle gönnte den Erfahrungen des Müdlings seine Aufmerksamkeit.

Stiller Ernst war auf der Stirne von beiden, als sie schieden, und auf beider Lippen lagen die Worte:

Wir meinten es beide gut —
Und wir irrten beide. —“

Die Widersprüche, die in der menschlichen Natur zu liegen scheinen, wirken vielleicht auf wenige Sterbliche so gewaltsam, als auf einen Menschen, dessen Lage und Umstände auf eine seltene Art zusammentrafen, die Gefühle eines zwanglosen und ungebogenen Naturlebens mitten durch eine nicht anspruchlose*), aber äußerst gehemmte und in einem hohen Grad unbefriedigende Thätigkeit bis an sein nahendes Alter lebhaft zu erhalten.

Jetzt sitze ich endend und ermüdet nieder und freue mich, wiewohl gekränkt und in meinem Innersten verwundet, des Kindersinnes, mit dem ich mich selbst frage:

Was bin ich, und was ist das Menschengeschlecht?

Was hab ich gethan? und was thut das Menschengeschlecht?

Ich will wissen, was der Gang meines Lebens, wie es war, aus mir gemacht hat; ich will wissen, was der Gang des Lebens, wie er ist, aus dem Menschengeschlecht macht.

Ich will wissen, von was für Fundamenten mein Thun und Lassen, und von was für Gesichtspunkten meine wesentlichsten Meinungen eigentlich ausgehen, und unter den Umständen, unter denen ich lebe, eigentlich ausgehen müssen.

Ich will wissen, von was für Fundamenten das Thun und Lassen meines Geschlechts, und welchen Gesichtspunkten seine wesentlichsten Meinungen eigentlich ausgehen, und unter

*) viel versprechende.

den Umständen, unter denen es lebt, eigentlich ausgehen müssen.

Der Gang meiner Untersuchung kann seiner Natur nach keine andere Richtung nehmen, als diejenige, die die Natur meiner individuellen Entwickelung selbst gegeben; ich kann also in derselben in keinem Stück von irgend einem bestimmten philosophischen Grundsatz ausgehen; ich muß sogar von dem Punkt der Erleuchtung, auf welchem unser Jahrhundert über diesen Gegenstand steht, keine Notiz nehmen. Ich kann und soll hier eigentlich nichts wissen und nichts suchen, als die Wahrheit, die in mir selbst liegt, das ist, die einfachen Resultate, zu welchen die Erfahrungen meines Lebens mich hingeführt haben; aber eben darum werden diese Nachforschungen einem großen Theil meines Geschlechts einen ihrer Art und Weise, die Sachen dieser Welt anzusehen, naheſtehenden Aufschluß über ihre wesentlichsten Angelegenheiten ertheilen.

Vom Throne bis zur Lehmhütte nimmt die Geschäftswelt, wie ich, weder von der Philosophie der Vorzeit, noch von derjenigen der Gegenwart irgend eine Kunde; aber das Unrecht der Menschen und ihre Thorheiten führen allenthalben eben die Erfahrungen, eben die Gefühle und eben die Leiden herbei, die meiner individuellen Anschauungsart der Dinge die Richtung gegeben, die sie genommen.

Ich bin überzeugt, der größte Theil der lebenden Menschen trägt die Fundamente meiner Wahrheit und meiner Irrthümer, mit meinen Gefühlen belebt, in seinem Busen, und die Welt im Großen steht den Gesichtspunkten nahe, von denen meine wesentlichsten Meinungen eigentlich ausgehen. Ich bin überzeugt, meine Wahrheit ist Volkswahrheit und mein Irrthum ist Volksirrthum. Das Volk spricht freilich die Grundsätze nicht bestimmt so aus, wie ich sie jetzt und hier ausspreche; aber auch ich sprach dieselben nicht aus, da sie schon längst zu sichern Gefühlen in mir gereift waren. Ich trug die Frage: was bin ich? Jahre lang schwankend im Busen, bis mir endlich nach langem und langem Suchen folgende Sätze den Faden zu enthalten

ſchienen, an welchem ich den Pfad der Natur in jeder Entwicklung des Menſchengeſchlechts mit Sicherheit nachſpüren und ihn von ſeinem Anfang an bis zu ſeiner Vollendung verfolgen könnte.

Die Grundlage meiner Nachforſchungen.

Der Menſch kommt durch die Unbehülflichkeit ſeines thieriſchen Zuſtandes zu Einſichten.

Seine Einſichten führen ihn zum Erwerb.

Der Erwerb zum Beſitzſtand.

Der Beſitzſtand zum geſellſchaftlichen Zuſtand.

Der geſellſchaftliche Zuſtand zur Macht und zur Ehre.

Ehre und Macht zur Unterwerfung, zur Beherrſchung.

Unterwerfung und Beherrſchung zum Adel, zum Dienſtſtand, zur Krone.

Alle dieſe Verhältniſſe rufen einen geſetzlichen Rechtszuſtand herbei.

Das geſetzliche Recht ruft der bürgerlichen Freiheit.

Der Mangel dieſes Rechts führt die Tyrannei und die Sklaverei herbei, d. i. einen Zuſtand, in welchem die Menſchen ohne gegenſeitig bildende und bindende Geſetze dennoch geſellſchaftlich vereinigt leben.

Ich folge dem Gang der Natur von einer andern Seite. Ich finde in mir ſelbſt ein Wohlwollen, bei deſſen Daſein Erwerb, Ehre, Eigenthum und Macht mich in meinem Innerſten veredeln, und durch deſſen Mangel alle dieſe Vorzüge meines geſellſchaftlichen Daſeins auf Erden mich in meinem Innerſten entwürdigen.

Ich forſche der Natur dieſes Wohlwollens nach und finde daſſelbe in ſeinem Weſen ſinnlich und thieriſch; aber ich erkenne auch eine Kraft in mir ſelbſt, daſſelbe in meinem Innerſten zu veredeln, und heiße dieſes alſo veredelte Wohlwollen Liebe. Aber auch die Liebe gefahret durch mein Lechzen nach eigener Behaglichkeit, ſich in meinem Innerſten zu verlieren; wenn dieſes geſchehen, ſo finde ich mich in mir ſelbſt verödet und wüſte; dann ſuche ich mich durch die Kraft meines Ahnungsvermögens über die Grenzen alles

hier möglichen Forschens und Wissens zu der Quelle meines Daseins zu erheben, und bei ihr Handbietung gegen die Verödung meiner selbst in mir selbst und gegen alle Uebel und Schwächen meiner Natur zu suchen.

Ich frage mich jetzt: Ist die Reihe dieser Vorstellungen richtig? geht die Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts diesen Weg? — und faßte dann jeden Hauptbegriff dieser Sätze einzeln ins Auge.

Die Kenntnisse, das Wissen des Menschen. —

Der Mensch labt sich an der Quelle seines Wissens mit reinem Wasser, und wenn er sich weiter wagt, wenn er die großen Wellen der ewigen Meere durchbricht und über ihre unergründlichen Tiefen daher schwimmt, so erhebt sich sein Herz im schwellenden Busen. Einer trinkt dann auch wohl in der Brandung am Felsengestad giftigen Schaum; einer wagt sich in Untiefen, die er nicht kennt; ein anderer in den Strom, wo er Gebirge mit sich in seinen Schlund reißt; sie gehen in der Kühnheit ihrer Bestrebungen einzeln vielseitig dem Tod entgegen. Aber das Grab der Menschheit, worein unser Geschlecht ungezählt und zu Haufen hineinsinkt, sind die weiten Ebenen, wo eingezwungene Wasser zum stehenden Sumpf werden; du findest in ihrem weiten Raum keine Stelle zum Trinken, keine zum Schwimmen, keine zum Baden, aber du sinkst mit jedem Schritt in ihren unergründlichen Koth.

Die menschliche Erkenntniß entspringt aus der Unbehülflichkeit unserer Natur in ihrer thierischen Freiheit, diese führt unser Geschlecht zur Vereinigung seiner Kräfte, und der erste Zweck dieser Vereinigung ist, die Genüsse des Lebens, die unsere Natur fordert, uns selber leichter, sicherer und befriedigender verschaffen zu können, als dieses uns ohne Vereinigung unserer Kräfte mit andern möglich wäre.

Der ursprüngliche Zweck des menschlichen Wissens ist seiner Natur nach mit dem Zweck der menschlichen Vereinigung der nämliche; aber es ist nichts desto weniger gewiß, daß die gesellschaftliche Menschheit sich durch ihr Wissen

immer mehr von diesem Zweck entfernt, daß unsere Kenntnisse immer mehr auf einer schwärmenden Neigung beruhen, uns den Kopf mit fremden, uns gar nicht mehr berührenden Gegenständen anzufüllen. Daher eine Menge Menschen mit den ausgebreitetsten Kenntnissen dennoch in ihren wesentlichsten Angelegenheiten handeln, als wenn sie nichts wüßten, und verführt durch die Ausartung ihrer Kenntnisse, dahin kommen, Träumer, Bettler und Schurken zu werden.

Gott sprach zum Menschen in Eden: Du sollst die Früchte des Baums der Erkenntniß nicht mit thierischer Rohheit an dich reißen; — thust du es, so wird deine Erkenntniß eine unversiegliche Quelle des Todes für dich sein; wirst du dich aber, deiner Pflicht getreu, zum ruhigen Beschauen seiner Früchte erheben, so wirst du glücklich leben auf Erden, ich selber will mit dir in deinen Gefilden wohnen. Aber der Thiersinn des Menschen wand sich wie eine Schlange um den Baum der Erkenntniß und sagte zum lüsternen Geschlecht: warum solltest du sehen, was wahr und was gut ist, und nicht mit aller Macht, die in deiner Hand ist, darnach greifen? Da riß seine thierische Begierlichkeit mit weibischer Schwäche die verbotene Frucht von den Aesten des Baums — jetzt war seine Unschuld dahin — die Scham blieb ihm übrig — er suchte jetzt Feigenblätter gegen die Wahrheit seiner Natur und ein Recht gegen seinen Verführer. — So war es im Anfang, und so ist es immer.

Erwerb.

Er entspringt, wie die Erkenntniß, aus der Unbehülflichkeit meines Geschlechts im Verderben seines Naturstandes. Diese führt uns durch die Vereinigung unsrer Kräfte zu den unzähligen Mitteln, Künsten, Fertigkeiten, Einrichtungen, Verträgen, Vorkommnissen und Gesetzen, durch welche wir im gesellschaftlichen Zustand den Endzweck zu erzielen suchen, uns unter einander unsere Lebensgenüsse leichter, sicherer und befriedigender machen zu können.

Der Erwerb geht also ebenfalls von meiner Selbstsorge aus und soll mich, seiner Natur und seinem Zweck gemäß, einfach und gerade zur Befriedigung meiner selbst in meinen nächsten Verhältnissen hinführen.

Das Recht des Erwerbs ruht daher auf dem Zweck der gesellschaftlichen Vereinigung. Aber der Mensch dehnt im gesellschaftlichen Zustand das Recht des Erwerbs weit über den Zweck dieser Vereinigung aus; darum gibt der gesellschaftliche Zustand dem Menschen auch bald allgemein die verschrobene Richtung, daß er den Zweck desselben nicht erzielt, wohl aber durch die Schwerfälligkeit seiner Anstrengung die wonnevolle Behaglichkeit des Naturlebens in sich selbst auslöscht und die wohlwollende Gemüthsstimmung ganz verliert, die das wesentliche Kennzeichen seiner innern Befriedigung und seiner Kraft ist, seine Nebenmenschen in irgend einer Sache durch sich selbst freundlich und froh befriedigen zu können.

Eigenthum — Besitzstand.

Sein Zweck und sein Recht muß ebenfalls von meiner Selbstsorge ausgehen, und mich zur Befriedigung meiner selbst in meinen nächsten Verhältnissen hinführen. Aber der gesellschaftliche Mensch genießt dieses Recht und erkennt diesen Zweck nicht; im Gegentheil das Eigenthum ist in seiner Hand Pandorens Büchse geworden, aus der alle Uebel der Erde entsprungen. Es ist durch die Nahrung, die es der Selbstsucht unserer thierischen Natur gibt, das große Hinderniß des gesellschaftlichen Zwecks geworden und hat den Menschen bald allgemein dahin gebracht, daß er dasselbe entweder wie ein beladener Esel auf wundem Rücken herumträgt, oder wie ein spielendes Kind als ein nichtiges Ding verspliittert.

Eine ursprüngliche Rechtmäßigkeit des Besitzstandes, oder eine Möglichkeit, den ursprünglich rechtmäßigen von dem ursprünglich unrechtmäßigen Besitzstand zu sondern, vermag ich mir nicht zu denken.

Der Besitzstand ist geheiligt, weil wir gesellschaftlich

vereinigt sind, und wir sind gesellschaftlich vereinigt, weil der Besitzstand geheiligt ist. Welchen Ursprung er auch immer gehabt habe, das geht uns weiter nichts an, wir müssen ihn respektiren, weil er ist und größtentheils, wie er ist, oder unsere Bande alle auflösen. — Aber wie er gebraucht wird und wie er gebraucht werden dürfe, das geht uns unendlich viel an. Je größer das gesellschaftliche Eigenthum, je mehr ist es mit den Rechten vieler anderer, die auf eine nähere oder entferntere Art daran Theil haben, belastet und kann folglich dem Zweck der gesellschaftlichen Vereinigung nur insoweit ein Genüge leisten, als die an demselben theilnehmenden Mitnutznießer derselben, in ihren Rechten gesichert, sich durch dasselbe einen befriedigenden Ersatz ihrer Naturrechte verschaffen können. Die Beschränkung der Nutznießung des Eigenthums muß daher nach dem Grad seiner Ausdehnung immer steigen und nach dem Grad seiner Einschränkung muß die Nutznießung immer abnehmen. Die Natur führt uns allgemein auf diese Bahn. Der Mann mit beschränktem Vermögen zieht, mit gleicher Thätigkeit und mit gleichen Kenntnissen, Nutzen aus denselben, dem sich der große Reichthum nie nähern kann.

Auch ruht dieser Grundsatz ganz und gar nicht auf willkürlichen Voraussetzungen, sondern auf der Natur der gesellschaftlichen Rechtmäßigkeit des Besitzstands selber. Wenn dieser nicht als der fortdauernde Genuß aller Folgen meiner blos thierischen Kraft soll angesehen werden, so muß seine Benutzung nothwendig so weit in gesetzliche Schranken gelenkt werden, daß es dem untergeordneten Nutznießer des großen Besitzstands immer möglich bleibt, im gesellschaftlichen Zustand durch diese Nutznießung diejenige Befriedigung zu finden, um deren willen er das bürgerliche Joch beruhigt am Halse trägt. Hier schlägt also natürlich die Frage ein: Was ist in einem Staat das Verhältniß der Eigenthümer gegen die Nichteigenthümer? — des Besitzstandes gegen die Menschen, die keinen Theil an der Welt haben? — Gehört diesen unseren Mitmenschen, die mit gleichen Naturrechten, wie wir geboren, uns, den Besitzern der Erde, mit gleichen

Ansprüchen ins Angesicht sehen, gehört diesen Staatsbürgern, die jede Last der gesellschaftlichen Vereinigung siebenfach tragen, keine ihre Natur befriedigende Stellung in unserer Mitte? — Fürchtet euch nicht, Besitzer der Erde; es ist hierin wahrlich mehr um Grundsätze, als um Almosen, mehr um Rechtsgefühl, als um Spitäler, mehr um Selbstständigkeit, als um Gnaden zu thun.

Aber wenn ich frage: Kennt die Welt diesen Grundsatz? Findet der Mensch, der keinen Theil an der Welt hat, in den bestehenden Einrichtungen der Staaten einen wirklichen Ersatz seiner Naturansprüche an das Gemeinrecht der Erde? oder findet er in denselben sichere Bildung und Mittel, sich diesen Ersatz wirklich zu verschaffen?

Wenn ich das und dergleichen frage, so kann ich mir nicht verhehlen: das erleuchtete Jahrhundert kennt diesen Grundsatz nicht; je aufgeklärter unsre Zeiten werden, je weniger lassen die Staaten solche Fragen an sich kommen. Unsere Gesetzgebungen haben sich zu einer solchen Höhe geschwungen, daß es ihnen unmöglich ist, an die Menschen zu denken. — Sie besorgen den Staat und machen alle Kronen glänzend, indessen ist der, so keinen Theil an der Welt hat, zum voraus von ihnen vergessen; man steckt ihn aber unter das Militär oder erlaubt ihm, sich selber darunter zu stecken, — zu Zeiten macht man für ihn eine Lotterie, darin ein jeder sein Glück mit wenigen Kreuzern probiren kann.

Gewiß ist es, daß der große Besitzstand in der Welt nicht einmal in einem realen Verhältniß zu dem kleinen belastet ist, und daß man die Reichen ihre Fonds täglich mehr auf eine Art anhäufen läßt, die die Welt mit elenden, tief verdorbenen Menschen voll macht. Auch das ist wahr, wenn die Folgen dieses Volksverderbens sichtbar werden, so wirft man die Schuld auf diejenigen, die verdorben worden sind, und nicht auf diejenigen, so sie verdorben haben und immer fortfahren, zu Befriedigung ihrer Selbstsucht und ihrer Gelüste tausend Umstände zu veranstalten, einzulenken,

durchschlüpfen zu lassen und sogar mit Gewalt zu erzwingen, durch deren Dasein das Volk immer von Schlechtheit zu Schlechtheit, von Verderben zu Verderben, von Niedrigkeit zu Niedrigkeit herabsinken muß. Gewöhnlich sieht die Schwachheit des Volks nicht, was diesfalls zu seinem Nachtheil geschieht, und wenn der Fall eintritt, daß dennoch zur Sprache kommt, was diesfalls wahr ist, so werfen diese Leute im Gefühl dessen, was sie im Land dürfen, ein beati possidentes zu ihrer Rechtfertigung hin und schicken die Klagenden mit einem — sie sind selber schuld — und habeant sibi vor die Thür.

Gesellschaftlicher Zustand.

Bis die Macht das Wort ausspricht, sie wolle, daß der gesellschaftliche Zustand als ein nur auf ihrer List, auf ihrer Gewalt und auf ihrem Glück ruhender Zustand angesehen werde, nimmt der Mensch allgemein an, sie wolle, daß dieser Zustand als gesellschaftlich rechtmäßig angesehen werde, und handelt auf der ganzen Erde, wie er ohne diese Voraussetzung nicht handeln würde und nicht handeln könnte.

Er legt mit der trägen Gutmüthigkeit seiner sinnlichen Natur das Unrecht, aus welchem der Besitzstand und die bestehende Gewalt entsprungen sein mag, allenthalben gern in ewige Vergessenheit und begnügt sich mit der schwankenden Hoffnung, daß das fernere Beieinanderwohnen der Staatsbürger vor Gewaltthätigkeit und Unrecht gesichert werde. Sowohl das Eigenthum, als der gesellschaftliche Zustand wird durch den Anspruch an Rechtmäßigkeit etwas, das er vorher und in seinem Ursprung nicht war, nämlich ein auf einem stillen aber wahren Vertrag ruhender Besitzstand, dessen erste Bedingung ist, alles Unrecht ihres Ursprungs zu vergessen, aber dasselbe für die Zukunft unmöglich zu machen. Wenn es also schon wahr ist, daß die Staaten sich nicht durch einen gesellschaftlichen Vertrag gebildet, so ist dennoch auch wahr, daß die Menschen nicht ohne den Geist eines solchen Vertrags in der bürgerlichen

Gesellschaft leben, und daß Recht und Gerechtigkeit, auf welche alle Staaten ihre Einrichtungen zu gründen sich rühmen, nichts anders sind, als ein lautes Anerkennen des allgemeinen Bestehens eines solchen Vertrags, der ihre Verwalter zu dem Wesen desselben, zu Recht und Gerechtigkeit, als zu ihrer Pflicht, hinlenkt.

Indessen sagen die Erfahrungen aller Zeiten, daß der Mann am Platz jeden Verein zwischen sich und seinen Untergebenen zuerst zu seinen Gunsten motiviren, stilisiren, zu Zeiten auch radiren und variren läßt, und dann noch das Wenige, was nach allen diesem den Untergebenen noch dienen könnte, als der Herrschaft lästige Eingriffe erklärt, die als bloße Gnadensachen gar nicht nach dem Buchstaben, sondern nach dem Befinden der Herrschaft erklärt werden müssen.

Allenthalben wendet der Mensch im Besitz der Macht alles Mögliche an, um ohne wirkliche Anerkennung des gesellschaftlichen Rechts in der bürgerlichen Gesellschaft doch Meister zu sein. Die Ursachen davon liegen so tief in unsrer thierischen Natur, daß wir uns darüber gar nicht verwundern sollen.

Alles gesellschaftliche Unrecht ist in seinem Wesen immer eine Folge des freien Spielraums, den meine thierische Natur im gesellschaftlichen Zustand gegen den Zweck der gesellschaftlichen Vereinigung findet. Alle Maßregeln der gesellschaftlichen Ordnung sind daher nichts anderes, als gesellschaftliche Einrichtungen, diesen Spielraum meiner thierischen Natur zu Gunsten des gesellschaftlichen Zwecks einzuschränken; und der gesellschaftliche Vertrag selber ist nichts anderes, als der sichere Wille gesellschaftlich vereinter Menschen, der diese Einschränkung zu Gunsten der gesellschaftlichen Zwecks gebietet. Der Geist dieses Vertrags soll mich sichern, das nicht zu entbehren, was ich vermöge meiner Natur im gesellschaftlichen Zustand immer wollen muß, und das nicht zu leiden, was ich in demselben nicht wollen kann.

Macht.

Die Macht kann dem Vertrauen, das die gutmüthige Schwäche meines Geschlechts allenthalben in sie setzt, als Macht nicht entsprechen. Wenn ich in ihrem Besitz Löwenkräfte in meinen Gebeinen fühle, was soll mir das Recht der kleinen Thiere und der kindische Wahn, sie hätten mich zum Löwen gemacht? Gehen ihre Schaaren zu Grunde, ich bin der Löwe, meine Zähne und meine Klauen sind mein. Also denke ich im Besitz der Macht, und weil ich ein Narr bin, oder ein Sonderling, oder ein vorzüglich ungerechter Mann, ich denke also, weil ich den Kopf gern in den Lüften trage und am milden Strahl der Sonne gern der Vergangenheit und der Zukunft vergesse.

Aber muß sich der Mensch der Macht in diesem Sinne unterwerfen, muß er ihre Ansprüche, die einfache Folge ihrer thierischen Begierlichkeit sind, als solche anerkennen?

Er thut es.

Soweit die Erde rechtlos ist, hat sich auch den Begriff und die Vorstellung von ihrem Recht verloren.

Der Mensch steht in dieser Lage vor dem Bild seines eigenen Rechts wie ein Verschnittener vor dem Bild der Göttin, die er bedient, er hat sie gesehen, denkt an sich selber, schüttelt den Kopf, und geht von ihr weg zu seinem Reistopf. Aber ist eine solche Unterwerfung unter den Thiersinn der Macht Pflicht der Menschen? — Als man Jesum Christum dieses fragte, nahm er einen Pfenning und sagte: Wes ist das Bild und die Ueberschrift? Sollte er mit diesen Worten mehr gesagt haben, als der Mensch müsse sich vermöge seiner Natur nothwendig dem unterwerfen, der Gewalt über ihn hat? Sollte er damit mehr gesagt haben, als die Pflicht der Menschen in dieser Lage sei seine Noth, und was Gott und ihr gutes Herz weiter aus dieser Noth heraus zu bringen vermöchten?

Einmal eine gesellschaftliche Pflicht, d. h. eine Folge des gesellschaftlichen Rechts kann eine solche Unterwerfung nicht sein. Der Mensch thut in der bürgerlichen Gesellschaft nicht

einseitig auf sein Naturrecht Verzicht; die Macht thut es, wie der Mensch; wenn nun diese ihr Wort bricht und ihrerseits das bluttriefende Recht der Naturverwilderung aufstellt, so tritt sie mit diesem Schritt unwidersprechlich in den Naturstand und probirt ihre Thierkraft außer allen Schranken des Rechts, was soll dann das Volk, was ist sein unwillkürliches allgemeines Wollen in dieser Lage? Im Innersten seines Gefühls ist sein Vertrag mit der Macht gebrochen, woher soll ihm jetzt das bindende Gefühl seiner Pflicht kommen? Durch was für Mittel muß es in seine Seele hineingebracht werden? Die Macht habe nicht blos Gewalt, sondern auch ein Recht gegen das allgemeine unwillkürliche Naturwollen des Volks. Entweder schüttelt das Volk beim Fühlen des allgemeinen Unrechts, wie der Verschnittene, den Kopf, oder es erwachen in ihm die lebhaften Gefühle der Selbsterhaltung.

Ein dritter Fall ist möglich: Ein Mensch, aber nicht ein Volk, höher als sein Geschlecht, entweicht dem Unrecht einer solchen gesellschaftlichen Zerrüttung und stirbt in lauter Verehrung von Pflichten, die höher sind als die gesellschaftlichen, ihnen zum Zeugniß einen Tod, der wenigen Sterblichen zu sterben vergönnt ist. Aber die gesellschaftliche Menschheit ist auf der ganzen Erde fern von dieser Höhe und das gesellschaftliche Recht nimmt von ihr keine Kunde. Das menschliche Geschlecht theilt sich beim Leiden des äußersten Unrechts nur in zwei Theile: entweder greift es nach seinen Erdäpfeln, oder nach seiner Keule.

Das ist nicht meine, das ist die Meinung meiner Natur, deren hohen ewigen Gang die Meinungen der Zeit weder viel fördern, noch viel hindern.

Möge deine Gesetzgebung noch so eine trefflich geweihte Wand sein, möge der Thiersinn der Macht sich hinter ihrem Blendwerk auch noch so menschlich gebehrden, ewig unterwirft sich der Mensch mit wahrem, freiem Willen nie einer Ordnung, die irgend Jemand das Recht gibt, ihm in den Verirrungen seines Thiersinns die Haut über die Ohren herabzuziehen. Das Verhältniß der Menschen im Staat

gegen einander ist ein blos thierisches Verhältniß. Der Mensch als Geschlecht, als Volk, unterwirft sich dem Staat gar nicht als ein sittliches Wesen; er tritt nichts weniger als deswegen in die bürgerliche Gesellschaft, damit er Gott dienen und seinen Nächsten lieben könne. Er tritt in die bürgerliche Gesellschaft, seines Lebens froh zu werden, und alles das zu genießen, was er als ein sinnliches thierisches Wesen unumgänglich genießen muß, um seine Tage froh und befriedigt auf dieser Erde zu durchleben.

Das gesellschaftliche Recht ist daher ganz und gar kein sittliches Recht, sondern eine bloße Modifikation des thierischen.

Inzwischen liegt der Macht freilich alles daran, daß ich ein sittlicher Mensch sei und sie nie in den Fall komme, daß mein Thiersinn sich an dem ihrigen reibe. Sie leitet es deswegen auf der ganzen Erde dahin, dem Menschengeschlecht das Verhältniß zwischen ihr und dem Volk und zwar einseitig als ein sittliches Verhältniß in die Augen fallen zu machen. Aber die Neigung der Macht, sich für ein sittliches Verhältniß auszugeben, ändert die wahre Lage ihres Verhältnisses gegen das Volk nicht und wenn das Personal der Macht diese Neigung, von innerer Unsittlichkeit gereizt, nur für eigenen Vortheil nährt, und sie nur zum Deckmantel ihrer bürgerlichen Gesetzlosigkeit und ihres gesellschaftlichen Unrechts braucht, so thut sie hierin nichts anderes, als was der Wolf und der Fuchs, wenn sie könnten, auch thun würden, um das Schaf und die Henne zu einem unbedingten Zutrauen zu bewegen. Indessen thut die Henne wohl, wenn sie des Nachts auf den Bäumen schläft, und das Schaf, wenn es trotz allem, was der Wolf sagt, sich an den Hirten hält.

Wahr ist indessen doch auch, wenn die Macht durch persönlichen Edelmuth freiwillig, oder durch die Weisheit der Gesetze gezwungen, in den Schranken einer gesetzlichen Rechtlichkeit fest steht, so ist ihre desfallsige Meinung, wenn sie sich schon auf Irrthum gründet, in diesem Fall dem Staat oft ganz unschädlich, sie kann ihm unter gewissen

Umständen sogar vortheilhaft sein. Wenn sie aber, aus welchen Ursachen es auch immer sein mag, dahin versunken ist, Volksdummheit und Volkssittlichkeit in ihren Begriffen mit einander zu verwechseln und beide als Polster ihrer thierischen Behaglichkeit und als Mittel anzusehen, sich selbst im Besitz jedes gesellschaftlichen Unrechts so weit zu sichern, daß sie weder durch die Kraft der Gesetze, noch durch diejenige des Volks im Genuß derselben beeinträchtiget werden, sondern in Sardanapalischer Sorglosigkeit jede noch so unrechtmäßige Handlungsweise ohne irgend eine Art von ihrer Sinnlichkeit unangenehmen Folgen zu gefahren, forthin als rechtmäßig, oder wenigstens als sicher behaupten kann: in diesem Fall ist dann aber freilich die sinnliche Neigung der Macht, ihr Verhältniß zum Volk diesem als ein sittliches Verhältniß in die Augen fallen zu machen, durchaus nichts anderes, als ein Ausdruck der Selbstsucht ihres eignen, innern Verderbens.

Indessen wird sie in jedem, so auch in diesem Fall dich allemal mit der Miene der Unschuld fragen: Wie sollte ein Staat bestehen können, dessen Gesetzgebung nicht auf Sittlichkeit gegründet ist? Sie sollte zwar freilich diese Frage nicht thun, um den Verirrungen ihres eigenen Thiersinns einen Anstrich zu geben. Aber es begegnet ihr in diesem Fall, was dem Menschen überhaupt begegnet, wenn er seinen Leidenschaften unterliegt. Sie kommt mit sich selbst in Widerspruch, und glaubt auf der einen Seite wirklich, der Staat müsse auf Sittlichkeit gegründet sein, auf der andern Seite führt sie ihre Bürger selber zu hundert und hundert Verhältnissen, Umständen und Genüssen, die alle Fundamente der Sittlichkeit in unserm Geschlecht auslöschen, und im Gegentheil dem Thiersinn des Volks eine gesellschaftliche Verhärtung, Schlauheit und Verwegenheit ertheilen, daß das Zwischenspiel der mitten durch alle diese Umstände angepriesenen Sittlichkeit selbst zu dem frommen Betrug nicht mehr dienen kann, zu dem es eigentlich bestimmt ist. Wenn es also der Macht schon zu verzeihen ist, daß sie das Verhältniß des Volks gegen sich selbst als ein

sittliches ansehe und anpreise, so darf ein Gesetzgeber sich von diesem Irrthum nicht täuschen lassen, er darf weder den König, noch das Volk sittlich glauben, und muß die Rechte und Pflichten aller Stände im Staat also bestimmen, daß der allgemeine Thiersinn unserer Natur bei dem ersten Bürger wie bei dem letzten nicht zum Nachtheil der andern in seiner bürgerlichen Lage Nahrung und Begünstigung finde.

So sehr also die Macht wünscht, daß ich ein sittlicher Mensch sei, so darf sie es als Macht nicht von mir fordern.

Die Macht darf nur insoweit von mir fordern, daß ich ein sittlicher Mensch sei, als sie selbst sittlich, das ist, als sie nicht Macht ist, nicht als Macht handelt. Sie darf es nur insoweit von mir fordern, als sie in der Göttlichkeit ihrer Kraft lebt und wallet, nicht, daß ihr gedient werde, sondern daß sie diene und ihr Leben gebe zur Erlösung für viele. Das ist der Stein in der Krone der Fürsten, der ihr Recht göttlich macht.

Wo er glänzt, da kniet das Volk und begehrt kein Recht, aber wo er mangelt und falsch ist, da hat es ein Recht nöthig.

Die Macht, als Macht, ist auf der ganzen Erde gesetzlos, und die gesetzlose Macht ist wie das Schlagen der Welle im Sturm, die selber vergeht, indem sie eine andere verschlingt.

Wer will das Recht dieser Wellen, dieses Verschlingens, dieses Vergehens ansprechen?

Herr, verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!

Ehre.

Wenn der Wilde in seine Haut wie in ein hölzernes Brett schneidet, wenn er sich Farben anstreicht, die schlechter sind, als er selber, wenn er sich Nase und Ohren durchsticht, damit etwas an ihm hange, das glänzt, so thut er mit allen diesem weniger und macht sich weniger Plage, als der Europäer zu gleichem Zweck.

Der Schmuckkasten des Otaheiten ist von dem Schmuckkasten des Europäers nicht sehr verschieden, und der Beinorden des Südländers ist mit allen Orden unsers Welttheils die nämliche Sache.

Allenthalben führt der Trieb zur Auszeichnung den thierischen Menschen dahin, daß er die Schleppe seines Kleides und einen Ring an der Nase mehr achtet, als sich selber, und für Branntwein, Glaskorallen und Bänder einen jeden todtschlägt, der dahin gekommen, um Mord und Unterdrückung seines Geschlechtes durch Glaskorallen, Branntewein und Orden anzuzetteln und bezahlen zu können.

Unterwerfung.

Der Grund der Unterwerfung ist nichts weniger als ein unserm Geschlecht natürlicher Dienstwille; es ist keine Spur eines solchen Willens in unserer thierischen Natur.

Der Grund der Unterwerfung ist Selbstsorge.

Das gesellschaftliche Recht kann also die Grundsätze der Unterwerfung auf kein anderes Fundament bauen, als auf dasjenige, auf welches unsere Natur sie selber gebaut hat. Auch kann die äußere Form, in welcher der unterworfene Mensch dem thierischen Treiben seiner Selbsterhaltung und Selbstversorgung entgegen zu streben genöthiget ist, das Wesen seines gesellschaftlichen Rechts auf keine Weise verändern. Er soll durch Unterwerfung nichts weniger, als den Zweck der gesellschaftlichen Vereinigung, den Ersatz seiner Naturansprüche verlieren, er soll ihn vielmehr durch dieselbe sicher stellen. Er hat, als unterworfener Mann, vorzüglich Anspruch an eine weise Organisation des bürgerlichen Erwerbs, an gesetzliche Sicherstellung der niederen Rechte des untergeordneten Eigenthums, an gesicherte und allgemeine Volksbildungsanstalten, an Schutz eines jeden, dem Armen möglichen Erwerbs, an gesetzliche Beschränkung des Reichen in jeder gemeinschädlichen Benutzung ihrer Fonds.

Eine andere Frage ist: Genießt der unterworfene Mann

in den wirklich bestehenden bürgerlichen Einrichtungen sein gesellschaftliches Recht? Oder ist im Gegentheil wahr, daß die Unterwerfung in den Jahrbüchern des Menschengeschlechts allgemein blos als ein Zwang- und Nothstand zum Vorschein kommt, in welchem die Schwäche unsers Geschlechts, von aller Sicherheit des Rechts soviel als gesetzlich ausgeschlossen, und in den wesentlichsten Bedürfnissen des Lebens beeinträchtiget, sich in Lagen versetzt sieht, die ihm nicht einmal erlauben, sein Leben anders, wenn auch nicht mühsam und elend, doch in seinen ersten Gefühlen gekränkt, und durch Rechtlosigkeit und Ehrlosigkeit erniedrigt, zu durchserben. Eben diese Jahrbücher aber sagen dann auch, daß das Menschengeschlecht unter diesen Umständen allgemein neidisch, tückisch, diebisch, niederträchtig, untreu und verrätherisch werde, daß sein Innerstes sich gegen jede größere gesellschaftliche Kraft und gegen einen jeden Menschen, der in einer gesellschaftlich bessern Lage ist, empöre.

Die thierische Selbstständigkeit, die meine Natur fordert, findet nur in der gesellschaftlichen Selbstständigkeit einen befriedigenden Ersatz.

Die Grundgefühle meiner thierischen Natur sind alle wider die Unterwerfung, sie stößt in ihrem Wesen an den gewaltsamen Trieb, in den Angelegenheiten meiner Selbsterhaltung unabhängig und selbstständig zu sein, oder wenigstens mich unabhängig und selbstständig machen zu können; und gegen das mit so vieler Kraft in mir liegende Mißtrauen, gegen alles, was diese Selbstständigkeit entreißen oder erschweren kann.

Das Gefühl meiner rechtlosen unsichern Lage im gesellschaftlichen Zustand tödtet alle Grundlagen des menschlichen Geistes, durch welche die Veredlung der Nation allein möglich gemacht wird. Die Geschlechter der Menschen versinken durch bürgerliche Erniedrigung in jedem Staat in Sümpfe hinab, in denen sich die Schlechtheit der Menschennatur so behaglich befindet, als die Frösche in der Fette des Teichs und das Schwein in der Fette der Pfütze. Diese Geschlechter aber erheben sich denn auch die gesellschaftliche

Selbstständigkeit, in welcher sich die bürgerliche Würde entfaltet, zu jeder Kraft und zu jeder Tugend des gesellschaftlichen Zustands. Daher der Unterschied zwischen dem Edelmuth des ungarischen Adels und der Kriecherei des **schen und **schen; daher der Unterschied zwischen einem gesetzlich gesicherten Handlungsstand und tief erniedrigten, auch reichen Fabrikknechten, zwischen einem ehrenfesten bürgerlichen Arbeitstand und ehrlosen Fabrikgesindel; daher auch bestimmt der Unterschied zwischen den freien Hirtenvölkern in Helvetiens Bergen und den belandvogteten Bewohnern ihrer Acker- und Weinbau treibenden Thalbauern.

Beherrschung.

Wesentlich von der Regierung verschieden, ist sie eine bloße Folge des Privateigenthums, der Privatbedürfnisse und der Privatrechte. Die Regierung hingegen ist eine bestimmte Folge des allgemeinen Eigenthums, der allgemeinen Bedürfnisse nnd Rechte.

Sowohl Beherrschung als Regierung müssen den Grund ihres Rechts beiderseits in dem Zweck der gesellschaftlichen Vereinigung suchen. Die Beherrschung muß ihr Recht mehr als die Regierung auf diesen Zweck, *insofern er durch die Bedürfnisse und Neigungen der Individuen im Staat bestimmt wird, gründen* Die Regierung hingegen muß dasselbe mehr als die Beherrschung auf diesen Zweck, *insofern er durch die Abstraktion der allgemeinen Bedürfnisse und des allgemeinen Willens bestimmt ist, gründen.*

Es liegen aber sowohl in der Natur der herrschaftlichen, als der Regierungsrechte so viele Reize gegen diese beiden Grundgesichtspunkte, daß es unmöglich zu erwarten ist, daß dieselben den Menschen, die im Besitz sowohl der einen als der andern gesellschaftlichen Vorzüge stehen, von selbst auffallen. Sowohl im einen als im andern Fall ist seine ganz thierische Stellung dagegen, er faßt sie also nicht.

Es ist nicht möglich, es kann im Besitz großer gesell-

schaftlicher Kräfte nie mein thierischer Wille sein, mich im Gefühl meiner Rechte durch allgemeine oder durch Privatbedürfnisse und Neigungen eingeschränkt und gehemmt zu sehen.

Es kann im Besitz der Macht nie mein thierischer Wille sein, den Zweck der gesellschaftlichen Vereinigung gegen mich selbst anzuerkennen, und im Gefolg dieser Anerkennung nicht anders als gesellschaftlich rechtmäßig zu regieren.

Dieser Wille besteht in einem jeden Staat nur insoweit, als die Weisheit und Kraft der Gesetzgebung die Ansprüche unserer thierischen Natur in den Theilhabern der gesellschaftlichen Vereinigung allgemein mildert, indem sie die ursprünglich ungesellschaftliche und gesellschaftlich unrechtmäßige Ungleichheit aller gesellschaftlichen Kräfte, durch eine mit dem Endzweck der gesellschaftlichen Vereinigung übereinstimmende Organisation des Gebrauchs derselben rechtmäßig zu machen, und durch Vorsorge für die Menschenrechte derer, die keinen Theil an der Welt haben, den Geist des gesellschaftlichen Vertrags in ein Geschlecht hinein zu bringen sucht, bei welchem die Natur den Hang zu allem gesellschaftlichen Unrecht mit solchem Reiz verwoben. Es ist gewiß, der reine gesellschaftliche Wille besteht in einem jeden Staat nur insoweit, als die Gesetzgebung das ganze Wirrwarr des im namenlosen Chaos des Zufalls, wie in Mackbeths Kessel gekochten Undings unsers Reichthums und unserer Armuth, unserer Rechte und unserer Rechtlosigkeit, unserer Ansprüche und unserer Niederträchtigkeiten in eine solche Ordnung zu bringen sucht, die auch der Schwäche unsers Geschlechts die Möglichkeit offen läßt, durch den gesellschaftlichen Zustand wirklich gesellschaftliche Rechte zu erhalten, und durch dieselbe unter den Schranken der bürgerlichen Vereinigung wahre Befriedigung zu finden.

Freilich geschieht das alles nicht; — unsere Gesetzgebungen lassen der Hexe ihren Kessel, und wir leben in dem Unding, das sie uns gekocht hat, wie die Frösche im Sumpf, unbesorgt für die, so der Storch frißt. — Der alternde

Welttheil hat die Grundsätze der wahren gesellschaftlichen Ordnung wie aus dem Gedächtniß verloren.

Die Masse des Volks hat keinen Begriff von seinem gesellschaftlichen Recht, also auch keinen gesellschaftlichen Willen; und Verkleisterungsmittel unserer bürgerlichen Entmannung sind weder ein Ersatz des mangelnden bürgerlichen Rechts, noch ein Fundament einer wahren gesellschaftlichen Ordnung; und die Gewaltsordnung, die die Macht nicht für das Menschengeschlecht, sondern für ihren Dienst einrichtet, ist noch schlimmer, als das Unding, das uns die Hexe gekocht hat.

Indessen ist das, was geschieht, um deswillen nicht das, was geschehen soll.

Der herrschaftliche Stand ist gar nicht durch seinen Ursprung, sondern nur durch das Gesetz rechtmäßig, das Gesetz aber darf den Grund seiner Rechte weder in den Gewaltgelüsten übergroßer Herren, noch in den demüthigen Niederträchtigkeiten überschwacher Knechte suchen. Es muß ihn in dem Zweck und dem Wesen der gesellschaftlichen Vereinigung suchen. Aber die meisten Staaten tummeln sich in den barocken Formen des Unrechts, dem sie die Gestalt des Rechts und der Ordnung, wie dem Esel die Löwenhaut über die Ohren herumziehen. Wenn wir indessen von Herrschaftswegen Genüsse und Rechte fordern, die den Zustand derer, die sich um unser Eigenthum bewerben, um unsers größern Vortheils willen abhängig, ehrlos und rechtlos machen, so handelten wir, wenn auch die ganze Welt das Gleiche thut, hierin nicht nach den Gesetzen des gesellschaftlichen Rechts, sondern nach denjenigen unserer thierischen Selbstsucht, und die Folgen, die diese Handlungsweise dann haben mag, sind in jedem Fall nicht Folgen unserer gesellschaftlichen Rechtlichkeit, sondern des Gegentheils.

Gesellschaftliches Recht.

Ich sah unter allen vorstehenden Abschnitten den entscheidenden Einfluß meiner selbstsüchtigen Natur auf das

allgemeine Zugrundrichten des gesellschaftlichen Zwecks im gesellschaftlichen Zustand.

Die ersten Bedürfnisse der gesellschaftlichen Menschheit rufen deswegen gebietend einer Kraft, die den Vergehungen meiner Selbstsucht in diesem Zustand allgemein und wirksam Einhalt zu thun im Stande sei.

In dem Gefühl dieser Bedürfnisse liegt der Ursprung aller gesetzlichen Einrichtungen unsers Geschlechts.

In der Uebereinstimmung dieser Einrichtungen mit dem gesellschaftlichen Zweck liegt das Wesen des gesellschaftlichen Rechts.

Im Mangel dieser Uebereinstimmung hingegen liegt das Wesen des gesellschaftlichen Unrechts, oder die Quelle der Uebereinstimmung derselben mit dem Gelüsten derer, die das physische Uebergewicht der Gewalt, die in ihrer Hand ist, zum Fundament ihrer gesellschaftlichen Einrichtungen legen und vermög ihrer Natur nicht anders können als dieses zu thun.

Der Mensch kann und will als thierisches Geschöpf nicht anders als selbstsüchtig handeln; er ist in dem freien Spielraum seiner Naturtriebe allenthalben zur Gesetzlosigkeit geneigt und lebt als Tyrann und Sklave nach den gleichen Grundtrieben seiner thierischen Gefühle; und wenn er jetzt im öffentlichen Getümmel des Aufruhrs wüthet, so schlich er vorher in trügender Staatsruh der Rechtlosigkeit, wie ein stilles grundfressendes Wasser einher.

Man muß daher das letzte Unglück des Staates nie ohne Rücksicht auf den Einfluß ihres frühern Verderbens ins Auge fassen. Nur Betrüger und Betrogene berühren die Ursachen nicht, wenn von Wirkungen die Rede ist.

Adel.

Meine thierische Natur bindet mich durch meine Ehre wie durch mein Gut an mein Kind, ich muß, vermöge derselben, nothwendig es dahin lenken, jeden Lebensgenuß, den ich in meine Hand gebracht, in der Hand meines Kindes fortdauernd zu machen, also liegt Anspruch an

erbliche Ehre in dem Grundgefühl meiner thierischen Natur, wie der Anspruch an erbliches Eigenthum.

Der Grad der Kultur und des Bedürfnisses, die wesentliche Eigenheit des Besitzstandes, kurz der bestehende Fuß aller Dinge entscheidet an jedem Ort und in jedem Zeitalter über die Schicklichkeit oder Unschicklichkeit eines jeden Mittels, unser Geschlecht dem Endzweck der gesellschaftlichen Vereinigung näher zu bringen.

Der Adel war in der Feudalform der Vorzeit als der Mittelpunkt des allgemeinen Besitzstandes ein Mittel zu diesem Zweck. Es ist wahr, das Mittel fraß den Zweck; der Adel stellte den Fortschritt des Menschengeschlechts still, wie die Priester, er haßte das Recht der Schwächern, insofern es ihm entgegenstand, wie alle Stärke der Welt das Recht der Schwäche, das ihr entgegensteht, haßt. Er ward selbstsüchtig, wie die Reichen, und gewaltthätig, wie die, die Gewalt haben. Aber sein Unrecht lag offen und schreiend vor den Augen der Welt. Es ward ihm selbst zur Last und gerieth ihm selbst zum schnellen Verderben, da hingegen das Unrecht der Könige und der Großreichen, in deren Händen das Unrecht, in deren Seelen die Irrthümer des Adels hinüber gegangen, ihnen nicht so leicht selber zur Last fallen, und nicht so leicht zum schnellen Verderben gereichen werden.

Die Welt wird große Mühe haben, über das Unrecht und die Ungesellschaftlichkeit unserer Souveränitäts- und Finanzanmaßungen das zu gewinnen, was sie über das Unrecht und die Ungesellschaftlichkeit des Feudaleinflusses wirklich gewann. Die Welt, die in der Feudalform der Vorzeit wie in eisernen Banden still stand, ist jetzt durch die Coalition der Gewaltsrechte des Throns, mit allen Schlüpfrigkeiten des Geldeinflusses zu einer Tontine gemacht worden, wo endlich Niemand und nichts bleibt, was es ist und was es war.

Indessen hat die Handlung, die jetzt auf den Trümmern des Adels und durch die Finanzlücken der Höfe ihr allmächtig gewordenes Haupt emporhebt, nirgends als in England

einen in das Weſen der Regierung eingewobenen großen Geiſt, wie das Feudalſyſtem der Vorzeit einen ſolchen hatte.

Jetzt iſt die Welt in der Hand des Geldes, oder vielmehr des Geldmangels und der gefährlichen Nothhelfer im Geldmangel, der Hofjuden, und dieſe in der Hand des Volks, das die Schätze der Welt in der Mitte der dürren Ebenen ſeiner eigenen Volksarmuth als Hügel und Berge des Einzelnreichthums aufgethürmt. Indeſſen flattert der allgemeine Beſitzſtand des Lands, vom Boden losgemacht, wie ein verſcheuchter Vogel auf demſelben herum. Vor Allem garantirte das Landeigenthum dem Staat die Treue und Anhänglichkeit des Großreichthums; der Edelmann ſaß auf ſeiner Burg wie der Adler in ſeinem Neſt; ſeine Burg war auf Felſen gebaut und dadurch an ſein Land gekettet. Seit ein paar Jahrhunderten fangen viele Staaten an, eine Vorliebe für das herumflatternde Fluggeld der Handlung zu zeigen. Der Wahn iſt eingeriſſen, das Fluggeld trage mehr Zins ein als das angebundene, und man ſagt auch als Beleg zu der Wahrheit dieſer Anſicht: Die kleinen Vögel legen mehr Eier als die großen. Und das iſt auch bei den Vögeln ganz wahr, die Hühner legen mehr Eier als die Adler; aber dann iſt auch wahr, die Handlung umwandelt oft durch Glücksſtreiche eierlegende Hühner in hühnerfreſſende Raubthiere, in Adler; und der Staat muß die Gegenwirkung des Geldeigenthums auf das Landeigenthum, und des Landeigenthums auf das Geldeigenthum in jedem Fall genau ins Aug faſſen, wenn er irgend ein großes Neſt im Staat zu Gunſten eines andern zerſtören will, ſei es jetzt um das Seine in das Gold der Welt einzufaſſen, oder das Gold der Welt in demſelben zu verſplittern; ob die Zeitmacht bei irgend einem Eingriff in Geldangelegenheiten das eine oder das andere bezwecke, das iſt gleich viel; auf dem einen und auf dem andern Weg wird das Geld des Welttheils verſchwinden und wir werden nach einigen Erfahrungen, die nahe ſind, wieder froh ſein, unſer Eigenthum, wie vor Alters, an Grund und Boden anzuketten.[1]) Wenn man indeſſen die Formen der Vorzeit für den Geiſt

erbliche Ehre in dem Grundgefühl meiner thierischen Natur, wie der Anspruch an erbliches Eigenthum.

Der Grad der Kultur und des Bedürfnisses, die wesentliche Eigenheit des Besitzstandes, kurz der bestehende Fuß aller Dinge entscheidet an jedem Ort und in jedem Zeitalter über die Schicklichkeit oder Unschicklichkeit eines jeden Mittels, unser Geschlecht dem Endzweck der gesellschaftlichen Vereinigung näher zu bringen.

Der Adel war in der Feudalform der Vorzeit als der Mittelpunkt des allgemeinen Besitzstandes ein Mittel zu diesem Zweck. Es ist wahr, das Mittel fraß den Zweck; der Adel stellte den Fortschritt des Menschengeschlechts still, wie die Priester, er haßte das Recht der Schwächern, insofern es ihm entgegenstand, wie alle Stärke der Welt das Recht der Schwäche, das ihr entgegensteht, haßt. Er ward selbstsüchtig, wie die Reichen, und gewaltthätig, wie die, die Gewalt haben. Aber sein Unrecht lag offen und schreiend vor den Augen der Welt. Es ward ihm selbst zur Last und gerieth ihm selbst zum schnellen Verderben, da hingegen das Unrecht der Könige und der Großreichen, in deren Händen das Unrecht, in deren Seelen die Irrthümer des Adels hinüber gegangen, ihnen nicht so leicht selber zur Last fallen, und nicht so leicht zum schnellen Verderben gereichen werden.

Die Welt wird große Mühe haben, über das Unrecht und die Ungesellschaftlichkeit unserer Souveränitäts- und Finanzanmaßungen das zu gewinnen, was sie über das Unrecht und die Ungesellschaftlichkeit des Feudaleinflusses wirklich gewann. Die Welt, die in der Feudalform der Vorzeit wie in eisernen Banden still stand, ist jetzt durch die Coalition der Gewaltsrechte des Throns, mit allen Schlüpfrigkeiten des Geldeinflusses zu einer Tontine gemacht worden, wo endlich Niemand und nichts bleibt, was es ist und was es war.

Indessen hat die Handlung, die jetzt auf den Trümmern des Adels und durch die Finanzlücken der Höfe ihr allmächtig gewordenes Haupt emporhebt, nirgends als in England

einen in das Weſen der Regierung eingewobenen großen Geiſt, wie das Feudalſyſtem der Vorzeit einen ſolchen hatte.

Jetzt iſt die Welt in der Hand des Geldes, oder vielmehr des Geldmangels und der gefährlichen Nothhelfer im Geldmangel, der Hofjuden, und dieſe in der Hand des Volks, das die Schätze der Welt in der Mitte der dürren Ebenen ſeiner eigenen Volksarmuth als Hügel und Berge des Einzelnreichthums aufgethürmt. Indeſſen flattert der allgemeine Beſitzſtand des Lands, vom Boden losgemacht, wie ein verſcheuchter Vogel auf demſelben herum. Vor Allem garantirte das Landeigenthum dem Staat die Treue und Anhänglichkeit des Großreichthums; der Edelmann ſaß auf ſeiner Burg wie der Adler in ſeinem Neſt; ſeine Burg war auf Felſen gebaut und dadurch an ſein Land gekettet. Seit ein paar Jahrhunderten fangen viele Staaten an, eine Vorliebe für das herumflatternde Fluggeld der Handlung zu zeigen. Der Wahn iſt eingeriſſen, das Fluggeld trage mehr Zins ein als das angebundene, und man ſagt auch als Beleg zu der Wahrheit dieſer Anſicht: Die kleinen Vögel legen mehr Eier als die großen. Und das iſt auch bei den Vögeln ganz wahr, die Hühner legen mehr Eier als die Adler; aber dann iſt auch wahr, die Handlung umwandelt oft durch Glücksſtreiche eierlegende Hühner in hühnerfreſſende Raubthiere, in Adler; und der Staat muß die Gegenwirkung des Geldeigenthums auf das Landeigenthum, und des Landeigenthums auf das Geldeigenthum in jedem Fall genau ins Aug faſſen, wenn er irgend ein großes Neſt im Staat zu Gunſten eines andern zerſtören will, ſei es jetzt um das Seine in das Gold der Welt einzufaſſen, oder das Gold der Welt in demſelben zu verſplittern; ob die Zeitmacht bei irgend einem Eingriff in Geldangelegenheiten das eine oder das andere bezwecke, das iſt gleich viel; auf dem einen und auf dem andern Weg wird das Geld des Welttheils verſchwinden und wir werden nach einigen Erfahrungen, die nahe ſind, wieder froh ſein, unſer Eigenthum, wie vor Alters, an Grund und Boden anzuketten.[1]) Wenn man indeſſen die Formen der Vorzeit für den Geiſt

unsrer Tage zu eng findet, so werfe man dennoch kein Mittel, das unser Geschlecht einmal wirklich weiter gebracht hat, mit unbedingter Sorglosigkeit weg.

Der Barbar lebt nur unter der willkürlichen Gewalt gesellschaftlich und welche Form der Besitzstand auch immer in einem Staat haben mag, so ist dieses gewiß, wenn der Endzweck der gesellschaftlichen Vereinigung in demselben erzielt werden soll, so muß man dem Bürger in demselben immer einen, seinem Eigenthum verhältnißmäßigen gesetzlichen Werth und Einfluß ertheilen.

Das Eigenthum regiert immer besser, als der Mensch.

Ich glaube wenigstens, es sei nur durch den Geist von Gesetzen, die diesen Gesichtspunkt zum Fundament haben, möglich, den alternden Welttheil vor der gedoppelten Gefahr zu bewahren, in allen seinen Abtheilungen entweder von den Anmaßungen der Krone verschlungen, oder von den Anmaßungen des Sansculotism zerrissen zu werden.

So lebhaft uns auch die Irrthümer und das Unrecht des Adels vor Augen stehen, so sollen wir doch nicht vergessen, daß das Eigenthum immer der Fuß unsers gesellschaftlichen Daseins ist und sein muß, und daß also der Naturkampf zwischen dem Eigenthümer und Nichteigenthümer im gesellschaftlichen Zustand ewig nicht aufhören kann. — Wir dürfen das alte Heiligthum des Pflugs und seinen ewigen Vorzug vor allem Judenwesen ohne Gefahr für die Pflanzschule aller wahren Staatskräfte, ohne Gefahr für den Mittelstand und den mit der Kraft des Mittelstandes innig zusammenhangenden, allgemeinen Wohlstand des Volkes nicht aus den Augen verlieren. Man mache einen Unterschied zwischen dem Recht des Adels als Eigenthümer und den Anmaßungen dieses Standes, die keinen Grund im Recht des Eigenthums haben, man überlasse die letztern dem Zahn der Zeit, der so kraftvoll an ihrem Irrthum nagt, und unterwerfe die ersten den Grundsätzen, ohne welche das Eigenthum kein gesellschaftliches Recht sein kann, so scheint mir der Streit gehoben, der, indem er in unsern Tagen ohne Edelmuth und ohne großen gesetzgeberischen Geist ge-

führt worden ist, nicht anders konnte, als das Wohlwollen des Menschengeschlechts unter einander weit mehr als es gut und nützlich gewesen ist, zu stören.

Kronrecht.

In seinem Ursprung schwankend, zwischen den Gefühlen des Privatrechts, oder vielmehr der Privatanmaßungen in dem Besitz der unverhältnißmäßigen gesellschaftlichen Kräfte, und den Ansprüchen des öffentlichen Rechts und des öffentlichen Bedürfnisses. Einzig durch seine Uebereinstimmung mit dem gesellschaftlichen Zweck und dem gesellschaftlichen Recht gesellschaftlich, und nur insoweit rechtmäßig.

In der Hand der Individuen als solcher, ist es bloße thierische Kraft, und insoweit in seinen Wirkungen nicht blos wie das Eigenthum, die Macht und die Ehre, allgemeine Nahrung unsers thierischen Sinnes und aller Verirrungen, zu welchen dieser Sinn uns alle hinführt, sondern die bestimmte höchste Stufe, das bestimmte non plus ultra aller möglichen Attentate gegen alle Fundamente der gesellschaftlichen Wahrheit und des gesellschaftlichen Rechts.

Könige können Anbetung verdienen, aber es ist gleich wahr: der Begriff des Kronrechts, als ein allgemeiner Begriff, erregt beim sinnlichen, selbstsüchtigen Menschen eben die Gefühle, welche die Wörter Freiheit und Gleichheit beim französischen Sansculotten erregt haben.

Freiheit.

Unser Geschlecht hat eine allgemeine und starke Neigung, in dem Genuß seiner Lebensansprüche unabhängig und selbstständig zu sein. Naturfreiheit ist Genuß dieser Selbstständigkeit in vollem Leben meiner thierischen Kraft. Bürgerliche Freiheit ist Ersatz der Naturfreiheit, Besitz gesellschaftlicher Selbstständigkeit. Das Recht der Naturfreiheit ruht auf dem allgemeinen unwillkürlichen und unwandelbaren Gefühl des Bedürfnisses meiner Selbstständigkeit im Naturstand.

Das Recht der bürgerlichen Freiheit ruht auf dem eben

so allgemeinen Gefühl des Bedürfnisses eines Ersatzes dieser Naturfreiheit im gesellschaftlichen Zustand.

Der thierische Reiz dieses Gefühls ist eine einfache Folge der Eigenheiten der Thierart meines Geschlechts. Ich bin vermöge desselben kein trauliches kraftloses Hausthier, das unter den Füßen eines stärkern ruhig gaukelt und frißt; im Gegentheil, ich gehöre vielmehr zu den gewaltsamen, unruhigen, die Sicherheit selbst dem Genuß vorziehenden Raub- und Waldthieren. Es ist freilich auch wahr, meine Neigung zur Selbstständigkeit wird durch meine Trägheit, und mein Hang zur Sicherstellung meines Rechts durch denjenigen zum Genuß in mir selbst geschwächt, und es ist unstreitig, man kann mich durch sichern Sinnengenuß unter allen Umständen zum schwächlichern Hausthier umbilden, aber von Natur bin ich kein solches, ich will ja immer lieber herrschen als dienen.

Das Mittel zwischen Herrschen und Dienen, Selbstständigkeit, ist Bedürfniß meiner Natur. Das Herrschen ist Bedürfniß überwiegender thierischer Kräfte, oder wenigstens der Einbildung davon. Das Dienen ist Bedürfniß verlorner oder geschwächter thierischer Kräfte, oder wenigstens der Einbildung davon. Auch gemäßigte thierische Kraft spricht in ihrem gesunden Zustand Selbstständigkeit an. Dieser Anspruch ist in meinem Geschlecht eine unwillkürliche Folge der Unverdorbenheit meines Blutes und des freien Spieles meiner Säfte in Hirn und Herz, ich verlange sie, weil dieses Herz in mir wie in einem Mann schlägt, weil dieses Hirn nicht vom Schlag getroffen in einem ohnmächtigen bettlägrigen Kopf stockt, — ich verlange sie, weil mein Blut in Jünglingsfarbe meinen Geist in jeder Ader frei und ohne Gift nährt. Also beschaffen, muß ich sie verlangen, weil ich bin, was ich bin, und ich höre auf zu sein, was ich im gesunden thierischen Zustand nothwendig bin, wenn ich aufhöre, thierische Selbstständigkeit zu verlangen.

Im bürgerlichen Leben ist alles Thun und Lassen des gesellschaftlichen Menschen ein ewiges Haschen nach Selbstständigkeit, freilich ein ohnmächtiges und fast immer mit

der Kränkung des Fehlgreifens gebrandmarktes Haſchen. Es läßt ſich gar nicht leugnen, es gelingt ihm in dieſem Zuſtand ſelten, von Geſetzen abzuhangen, die auf dem Recht ruhen, das in ſeiner Bruſt ſchlägt, und das er ſich ſelber gegeben.

Bald hängt er allgemein von der Willkür der Gewalt, die immer nur danach trachtet, unſer Geſchlecht auf den Ruinen ſeiner zertrümmerten Selbſtſtändigkeit als ein neugeſchaffenes, menſchheitloſes und menſchheitleeres Weſen blos zu regieren, demſelben alle Kraft und alles Recht ſeiner Natur zu rauben, und dann wenn dieſes geſchehen, in ihm die alſo erniedrigte Menſchheit zu beglücken und zu begnaden.

Armes Geſchlecht, das höchſte Ziel deiner Geſetzgebung geht dahin, dich entwürdigt zu füttern, und der alternde Welttheil lobt ſeine Weisheit, wenn du von dieſem Futter nur fett wirſt.

Tyrannei.

Tyrannei iſt Kränkung meiner Selbſtſtändigkeit ohne und wider den geſellſchaftlichen Zweck. Es gibt eine barbariſche und eine civiliſirte Tyrannei. Unter der barbariſchen blute, unter der civiliſirten ſchmachte ich; ihr Weſen iſt in beiden Fällen das nämliche, Gebrauch der Macht ohne Reſpekt für ihre Beſtandtheile und ohne Rückſicht auf ihren Zweck. Sie ruht allgemein auf dem Thierſinn meiner Natur, der im Vollgefühl unverhältnißmäßiger Kräfte nicht anders kann, als die Schwäche meines Geſchlechtes zu erniedrigen und mißbrauchen.

Sie iſt nichts anderes, als die Unterdrückung des bürgerlichen Rechts durch die Naturfreiheit der Macht.

Wer dieſe Unterdrückung leiden muß, iſt Sklav.
Wer ſie nicht leiden muß, iſt frei.
Wer ſie leiden macht, iſt Tyrann.
Wer ſie leiden machen kann, kann Tyrann ſein.
Wer das nicht kann, kann nicht Tyrann ſein.

Völker, deren Fürsten nicht Tyrannen sein können, haben ein Recht.

Völker, deren Fürsten Tyrannen sein können, haben kein Recht.

Fürsten, die Tyrannen sein können und nicht sind, sind Engel oder Schatten.

Der Anspruch an Tyrannei ist nicht Bosheit, er ist Menschennatur. Nur der Schafskopf spricht sie nicht an, wenn er kann. Der wahrhaft Reine, Tugendhafte freilich auch nicht, aber es ist von reiner Tugend nicht die Rede, wenn man vom gesellschaftlichen Recht und von der öffentlichen Einrichtung des bürgerlichen Verhältnisses als solchen spricht.

Aufruhr.

Das Wimmern des Menschengeschlechts unter dem Druck des gesellschaftlichen Unrechts und der gesetzlosen Gewalt, ist nicht Aufruhr. Auch lauter Tadel der öffentlichen Unordnung ist an sich nicht Aufruhr. Das Streben des Menschengeschlechts, die Maßregeln der öffentlichen Ordnung und des gesellschaftlichen Rechts, wo sie mangeln, einzuführen, und wo sie geschwächt sind, zu stärken, dieses Streben liegt im Innersten meiner unentwürdigten Natur; jedes Volk, dem es mangelt, ist in tiefe niedere Schlechtheit versenkt worden. Hin bist du, Name Vaterland! wenn dieses Streben in der Brust deiner Bürger todt ist![2]) Deine entwürdigten Söhne sind nicht mehr Staatsbürger, sie sind in der Erniedrigung eines verdorbenen Staatsdiensts *als Bürger* zu Grund gegangen, und *als Menschen* ist jede gute Kraft, die sie noch zu besitzen vermögen, außer allen Einfluß auf den Volkssegen, auf das Wohl des Vaterlandes geworfen, folglich für sie *als Bürger* zu einer todten Kraft geworden.

Selbst du, meine Menschlichkeit, bist hin, wenn ich ohne Interesse für das öffentliche Recht und ohne Abneigung gegen das öffentliche Unrecht und gegen seine Quelle, die willkürliche Gewalt, in der bürgerlichen Gesellschaft lebe.

Aber wie kann man das Intereſſe für die Angelegenheiten des Vaterlands bei den Individuen im Land alſo lebhaft werden laſſen, und dabei den Staat auf jeden Fall vor Aufruhr ſicher ſtellen?

Alſo fragt ein Zeitalter, das nie einfach und gerade hin recht thun, aber ſich bei allem Nichtrechtthun ſelber beſtens geſichert wiſſen will.

Ich weiß auf dieſe Frage, wie ſie geſtellt iſt, keine Antwort. Ich weiß gegen die Ausartung keiner einzigen menſchlichen Kraft und keiner einzigen menſchlichen Tugend auf jeden Fall Mittel. Aber das weiß ich doch, daß keine Kraft und keine Tugend in meiner Seele deswegen ausgelöſcht werden ſoll, damit ſie nicht ausarten könne, und daß die lebendige Anhänglichkeit des Bürgers an das Recht ſeines Landes eben ſo wenig zu einer Kraftloſigkeit, in der ſie gar kein geſellſchaftliches Uebel mehr veranlaſſen könne, verſenkt werden darf. Gewiß iſt wenigſtens, um dem Aufruhr vorzubeugen, muß ich doch nicht die menſchliche Seele ändern, daß ſie zu allen Phantaſien der Willkür und zu allem Unflath der Rechtloſigkeit paſſe.

Wenn aber eine Regierung aus Gründen, die ſie nicht protokollirt, die Grundfrage des bürgerlichen Rechts und der bürgerlichen Selbſtſtändigkeit nicht mehr will, oder nicht mehr darf an ſich kommen laſſen, dann bleibt gegen den Aufruhr, das iſt, gegen die beim Volke unter dieſen Umſtänden nothwendig erwachenden lebhaften Gefühle von der Unſicherheit und Unrechtmäßigkeit ihrer Lage, freilich kein Mittel übrig, als der Gebrauch phyſiſcher Kraft, ratio ultima regum — und dieſes wirkt dann auch ſo viel ſicherer, wenn man im Fall iſt, mit ganz verſtockter Stille zu Werke zu gehen; das aber weiß ich freilich dann auch nicht, wie dieſes auf jeden Fall möglich iſt, ohne das Volk noch ſchlechter zu machen, als es durch den Aufruhr ſelber kaum hätte werden können.

Wenn ich indeſſen ſchon zweifle, ob die Lagen und Umſtände, unter denen der Menſch zum Giftmiſchen geneigt werden kann, denen vorzuziehen ſeien, durch die wir gereizt

werden, mit Kains Keule zu morden, so billige ich das Todtschlagen mit der Keule so wenig als das Giftmischen. Und wenn ich schon zweifle, ob das Volk durch den Aufruhr schlechter werde, als durch politische Täuschung, so billige ich den Aufruhr so wenig, als die falsche Gewaltthätigkeit der Staatskunst. Das Verderben des gesellschaftlichen Zustandes führt uns offenbar zu zwei Extremen, die unser Geschlecht auf ungleichen Wegen, aber beiderseits gleich zu Grund richten, und diese sind Ruchlosigkeit und Erschlaffung. Wir dürfen aber um der Gefahren willen, welche die Ruchlosigkeit und ihr äußerstes Verderben, der Aufruhr, über unser Geschlecht verhängt, diejenigen nicht verkennen, welche die bürgerliche Erschlaffung im gesellschaftlichen Zustand veranlaßt. Und wenn auch mein Zeitalter, durch Umstände verführt, der letzten allgemein das Wort redet oder wenigstens über sie hinschlüpft, wie über glühendes Eisen, ich werde es nie thun. Sie ist gänzlicher Mangel des Glaubens an bürgerliche Tugend, gänzliche Gleichgültigkeit für das Wesen des gesellschaftlichen Rechts. Wer durch sie entwürdigt ist, verachtet sich selber, und haßt den, der es nicht thut.

Wenn vom Recht die Rede ist, so spricht er: Wir haben ja zu essen und zu trinken, und schöne Häuser; wenn vom Volk die Rede ist, so fragt er: Was ist das? Das Menschengeschlecht, meint er, sei die Geldkiste, Freiheit Alles, was einträgt, und Alles, was wohlthut, Sklaverei Alles, was kostet, und Alles, was wehthut.

Mein Geschlecht verbindet in diesem Zustand die ekelhafteste Großsprecherei mit der tiefsten Niederträchtigkeit. Belastet mit Fluch des bürgerlichen Jochs, ohne bürgerliche Kraft, entblößt von irgend einem stärkenden Gefühl einer befriedigenden Selbstständigkeit, tanzt es dann, den Ring an der Nase, ums Brod, bückt sich, kniet und purzelt vor dem Mann, der es diesen Diensttanz mit dem Prügel in der Hand gelehrt hat. Der Mensch trägt in diesem Zustand nicht einmal die Kraft und die Ruhe des stärkern Viehs in seiner Brust, das Herzklopfen des schwächsten

wird dann sein Theil. Von jedem Reiz gelockt und von jeder Drohung geschreckt, meint er dann, Alles, was er thut, sei Sünde, und thut doch Alles, was er meint, das Sünde sei. Er ist ohne Wohlwollen gegen sein eigen Geschlecht; wenn von der Noth seiner Kinder die Rede ist, so sagt er, sorgen sie auch, ich habe auch müssen sorgen, und eben so wenig rührt ihn die Nachwelt, sein Geschlecht und sein Volk.

Die Frage, ob der Mensch durch eine solche Erschlaffung nicht schlechter werden könne, als durch den Aufruhr, ist also, so Gott will, keine verfängliche Frage.

Staatsrecht.

Es ahnte mir jetzt, alle Wonne des Lebens scheitere an den öffentlichen Einrichtungen des gesellschaftlichen Zustandes, ich mußte mich fragen: Was ist das Staatsrecht? Aber unwillkürlich stand mir Göthes Lied vor der Seele:

Edel sei der Mensch,
Hülfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.

Heil den unbekannten
Höhern Wesen,
Die wir ahnen!
Sein Beispiel lehr' uns
Jene glauben.

Denn unfühlend
Ist die Natur:
Es leuchtet die Sonne
Ueber Böse und Gute,
Und dem Verbrecher
Glänzet, wie dem Besten,
Der Mond und die Sterne.

werden, mit Kains Keule zu morden, so billige ich das Todtschlagen mit der Keule so wenig als das Giftmischen. Und wenn ich schon zweifle, ob das Volk durch den Aufruhr schlechter werde, als durch politische Täuschung, so billige ich den Aufruhr so wenig, als die falsche Gewaltthätigkeit der Staatskunst. Das Verderben des gesellschaftlichen Zustandes führt uns offenbar zu zwei Extremen, die unser Geschlecht auf ungleichen Wegen, aber beiderseits gleich zu Grund richten, und diese sind Ruchlosigkeit und Erschlaffung. Wir dürfen aber um der Gefahren willen, welche die Ruchlosigkeit und ihr äußerstes Verderben, der Aufruhr, über unser Geschlecht verhängt, diejenigen nicht verkennen, welche die bürgerliche Erschlaffung im gesellschaftlichen Zustand veranlaßt. Und wenn auch mein Zeitalter, durch Umstände verführt, der letzten allgemein das Wort redet oder wenigstens über sie hinschlüpft, wie über glühendes Eisen, ich werde es nie thun. Sie ist gänzlicher Mangel des Glaubens an bürgerliche Tugend, gänzliche Gleichgültigkeit für das Wesen des gesellschaftlichen Rechts. Wer durch sie entwürdigt ist, verachtet sich selber, und haßt den, der es nicht thut.

Wenn vom Recht die Rede ist, so spricht er: Wir haben ja zu essen und zu trinken, und schöne Häuser; wenn vom Volk die Rede ist, so fragt er: Was ist das? Das Menschengeschlecht, meint er, sei die Geldkiste, Freiheit Alles, was einträgt, und Alles, was wohlthut, Sklaverei Alles, was kostet, und Alles, was wehthut.

Mein Geschlecht verbindet in diesem Zustand die ekelhafteste Großsprecherei mit der tiefsten Niederträchtigkeit. Belastet mit Fluch des bürgerlichen Jochs, ohne bürgerliche Kraft, entblößt von irgend einem stärkenden Gefühl einer befriedigenden Selbstständigkeit, tanzt es dann, den Ring an der Nase, ums Brod, bückt sich, kniet und purzelt vor dem Mann, der es diesen Diensttanz mit dem Prügel in der Hand gelehrt hat. Der Mensch trägt in diesem Zustand nicht einmal die Kraft und die Ruhe des stärkern Viehs in seiner Brust, das Herzklopfen des schwächsten

Der edle Mensch
Sei hülfreich und gut!
Unverändert schaffe er
Das Nützliche, Rechte,
Sei uns ein Vorbild
Jener geahneten Wesen.

Warum steht dieses Bild meiner Natur vor meiner Seele, wenn ich mich frage: Was ist das Staatsrecht? Ist es, weil wir alle nach ewig ehernen, großen Gesetzen unsers Daseins Kreise vollenden, also kein Recht, folglich auch kein Staatsrecht statt hat? Oder ist es, weil jedes Recht meines Geschlechts, folglich auch das Staatsrecht, wesentlich dahin wirken soll, das, was den Menschen von allen Wesen, die wir kennen, unterscheidet, in ihm seiner möglichsten Entwicklung näher zu bringen? Unstreitig würde die Staatskunst, wenn sie sich die Entwicklung der menschlichen Kräfte als ihre Bestimmung vorsetzte, mehr leisten, als die Welt bis jetzt von ihr empfangen zu haben scheint. Aber kann sie sich diesen Zweck vorsetzen, würde sie durch Anerkennung derselben in der Hand der Gewalt, in der sie immer sein muß, dadurch das Menschengeschlecht nicht mehr verhunzen, als selbiges durch alle Noth und den unsäglichen Drang, zu welchen es ihre Fundament- und Rechtlosigkeit seit einem Jahrhundert hingeführt hat, wirklich verhunzt worden ist?

Aber ich wollte mit dieser Frage: Was ist das Staatsrecht? eigentlich nicht so viel wissen; sie war eine bloße Folge der Ahnung: alle wahre, alle gegründete, alle meine Ruhe sichernde Wonne des Lebens scheitere an den öffentlichen Einrichtungen des gesellschaftlichen Zustandes, und wollte in Verbindung mit den Gefühlen, welche die Gegenstände, die ich bis jetzt ins Auge faßte, in mir rege gemacht, eigentlich so viel sagen: Ist die Staatskunst gesellschaftlich rechtmäßig, wenn der Mensch in und zu ihrem Dienst, durch sein Wissen und seine Kenntnisse zum Träumer, zum Schurken und zum Bettler gemacht wird, wenn das Eigenthum in seiner Hand, vorzüglich durch ihre Einmischung

Wind und Ströme,
Donner und Hagel
Rauſchen ihren Weg
Und ergreifen,
Vorübereilend,
Einen um den andern.

Auch ſo das Glück
Tappt unter die Menge,
Faßt bald des Knaben
Lockige Unſchuld,
Bald auch des kahlen
Alten ſchuldigen Scheitel.

Nach ewigen, ehrnen,
Großen Geſetzen
Müſſen wir alle
Unſeres Daſeins
Kreiſe vollenden.

Nur allein der Menſch
Vermag das Unmögliche,
Er unterſcheidet,
Wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Er allein darf
Den Guten lohnen,
Den Böſen ſtrafen,
Heilen und retten,
Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden.

Und wir verehren
Die Unſterblichen,
Als wären ſie Menſchen,
Thäten im Großen,
Was der Beſte im Kleinen
Thut oder möchte.

Der edle Menſch
Sei hülfreich und gut!
Unverändert ſchaffe er
Das Nützliche, Rechte,
Sei uns ein Vorbild
Jener geahneten Weſen.

Warum ſteht dieſes Bild meiner Natur vor meiner Seele, wenn ich mich frage: Was iſt das Staatsrecht? Iſt es, weil wir alle nach ewig ehernen, großen Geſetzen unſers Daſeins Kreiſe vollenden, alſo kein Recht, folglich auch kein Staatsrecht ſtatt hat? Oder iſt es, weil jedes Recht meines Geſchlechts, folglich auch das Staatsrecht, weſentlich dahin wirken ſoll, das, was den Menſchen von allen Weſen, die wir kennen, unterſcheidet, in ihm ſeiner möglichſten Entwicklung näher zu bringen? Unſtreitig würde die Staatskunſt, wenn ſie ſich die Entwicklung der menſchlichen Kräfte als ihre Beſtimmung vorſetzte, mehr leiſten, als die Welt bis jetzt von ihr empfangen zu haben ſcheint. Aber kann ſie ſich dieſen Zweck vorſetzen, würde ſie durch Anerkennung derſelben in der Hand der Gewalt, in der ſie immer ſein muß, dadurch das Menſchengeſchlecht nicht mehr verhunzen, als ſelbiges durch alle Noth und den unſäglichen Drang, zu welchen es ihre Fundament- und Rechtloſigkeit ſeit einem Jahrhundert hingeführt hat, wirklich verhunzt worden iſt?

Aber ich wollte mit dieſer Frage: Was iſt das Staatsrecht? eigentlich nicht ſo viel wiſſen; ſie war eine bloße Folge der Ahnung: alle wahre, alle gegründete, alle meine Ruhe ſichernde Wonne des Lebens ſcheitere an den öffentlichen Einrichtungen des geſellſchaftlichen Zuſtandes, und wollte in Verbindung mit den Gefühlen, welche die Gegenſtände, die ich bis jetzt ins Auge faßte, in mir rege gemacht, eigentlich ſo viel ſagen: Iſt die Staatskunſt geſellſchaftlich rechtmäßig, wenn der Menſch in und zu ihrem Dienſt, durch ſein Wiſſen und ſeine Kenntniſſe zum Träumer, zum Schurken und zum Bettler gemacht wird, wenn das Eigenthum in ſeiner Hand, vorzüglich durch ihre Einmiſchung

in und zu ihrem Dienſt zu Pandorens Büchſe wird, aus der alle Uebel ſich über die Erde verbreiten?

Hat ſie ein Recht gegen das allgemeine unwillkürliche Naturwollen des Volks und gegen den Geiſt des geſellſchaftlichen Vertrags, der auf dieſem Naturwollen ruht? Hat ſie ein Recht, den geſellſchaftlichen Zuſtand auf die Liſt, die Gewalt und den Betrug der Macht zu gründen? Iſt ſie geſellſchaftlich rechtmäßig, wenn ſie ſelber die Auswahl der Bürger durch die Verirrungen der Ehre bis dahin entmenſchlichet, daß dieſe ihr eigen Geſchlecht auf den Wink eines Jeden todtſchlagen, der ſo weit gekommen, über Glaskorallen, Branntewein, Liqueurs, Edelſteine und Ordensbänder disponiren zu können? Darf ſie meinem Geſchlecht durch Unterwerfung den Erſatz ſeiner Naturanſprüche entreißen und für den herrſchenden Stand dieſen Erſatz in Genüſſe verwandeln, die ihn zu aller Sinnlichkeit und zu aller Gewaltthätigkeit des Naturlebens herabwürdigen müſſen? Darf ſie die Unverdorbenheit meines Bluts und das freie Spiel meiner Säfte in Hirn und Herz mir zu Grund richten, und wider meinen Willen und wider mein Recht mich dahin bringen, daß dieſes Herz in mir nicht mehr wie in einem Manne ſchlägt; daß dieſes Hirn wie vom Schlage getroffen, in meinem ohnmächtigen Kopfe ſtockt, und mein Blut in Todesfarbe umwandele, meinen Geiſt in jeder Ader vergifte? Iſt ſie geſellſchaftlich rechtmäßig, wenn ſie mein Geſchlecht dahin erniedrigt, ſich ſelber als ein bloßes Mittel, den Thierſinn der Macht zu befriedigen und allmählich zu verfeinern, anzuſehen? Iſt ſie geſellſchaftlich rechtmäßig, wenn ſie mein Geſchlecht durch Rechtloſigkeit und Ehrloſigkeit zum Geſindel macht und zur Erhaltung der Staatsruhe die Leiber und Seelen der Menſchen dahin entnervt, daß ſie zu allen Phantaſien der willkürlichen Gewalt und zu allem Unflath der Rechtloſigkeit paſſen? Hat ſie ein Recht, das Ebenmaß der bürgerlichen Stände aufzuheben, welches beſtehen muß, wenn die Menſchen nicht in einem ewigen Krieg miteinander ſich ſelber auffreſſen oder zu einer ſolchen bürgerlichen Erſchlaffung verſinken

sollen, daß es dann selber einem Duc d'Alba keine Freude machen könnte, dasselbe noch ferner zu drücken? Ist sie gesellschaftlich rechtmäßig, wenn sie die Privatangelegenheiten ihrer Günstlinge, die Ausschweifungen der Staatsehre, die Staatshoffahrt, die Staatseitelkeit und die Staatsgemächlichkeit eine Richtung nehmen läßt, die, indem sie bei dem Personal der Menschen, die auf die Sitten des Landes den größten Einfluß haben, Anmaßungen, Bedürfnisse und Gelüste erzeugt, die, da sie mit dem wirklichen Fundament des Staats kein Verhältniß haben, dahin wirken müssen, der arbeitenden und erwerbenden Klasse der Bürger die Gewohnheiten, Sitten und Lebensart, und selber den bürgerlichen Spielraum zu rauben, der wesentlich ist, sie im Stand zu erhalten, die gesellschaftlichen Rechte und Vorzüge, die sie von ihren Vätern geerbt, ihren Kindern, nicht als ein bloßes Schattenwerk, sondern wirklich zu hinterlassen? Ich gehe weiter. —

Wohlwollen.

Harmlose Behaglichkeit ist die Mutter meines bloß thierischen Wohlwollens.

Du findest dasselbe beim unmündigen Kind und beim behaglichen Wilden, wie beim Hirten, der seine Weiden nicht verzinset und mit seinen Nachbarn nicht market, du findest es allenthalben, wo der Sinnengenuß des Menschen erquickend und leicht ist.

Aber so wie es Anstrengung erfordert, sowie er durch Sorgen und Angst unterbrochen, sowie er mit Gefahr und Kränkung begleitet ist, sowie meine thierische Natur keine harmlose Befriedigung mehr findet, also mindert sich dieses Wohlwollen in derselben. Sowie das Kind das Uebel empfindet, sowie es weint, sowie es leidet und mangelt, also mindert sich bei ihm diese thierische Quelle seines Wohlwollens, seine Harmlosigkeit. Also auch beim Wilden; sowie ihm Behaglichkeit mangelt, sowie seine Sonne nicht mild ist, sowie er sich des vergangenen Uebels erinnert, das zu-

künftige fürchtet und vom gegenwärtigen leidet, also mindert sich sein Wohlwollen.

Da wo seine Haut vom Frost erstarrt und er beschneites Moos mit seinem magern Rennthier theilt, da wird er falsch und hart wie der Bauer, der den unbezahlten Pflug auf rohem Land treibt, und der mühselig lebende Bürger. Auch der Hirt, wenn er hinter magerm Vieh auf dürren Haiden flucht und jeden Zuber Milch hinter Schloß und Riegel verwahrt, ist ohne dieses Wohlwollen. Es verliert sich allenthalben da, wo der Sinnengenuß meiner Natur für mein Geschlecht mühsam ist und Anstrengung fordert: und dieses ist bald auf der ganzen weiten Erde der Fall, nur selten gönnt ein ewiger Frühling den flötenden Hirten einen immerwährenden Scherz mit seinen Heerden und mit seinem Geschlecht.

Aber es ist für den gesellschaftlichen Menschen wirklich gut, daß es so ist, das Menschengeschlecht bildet sich durch eben die Hemmungen, durch welche sein thierisches Wohlwollen verloren geht, und es ist für diese Ausbildung wesentlich wichtig, daß der Boden, den er baut, Geld kostet. Er soll sich freuen, wenn er für Weib und Kind Milch bekommt von der Kuh, die nicht sein ist, und Brod von dem Acker, den er für einen fremden Mann bauet. Dennoch ist behagliche Wonne das allgemeine Ziel meines thierischen und meines gesellschaftlichen Daseins auf Erden.

Alle Kunst des Eigenthums ist nichts anderes, als das Streben meines Geschlechts, die Behaglichkeit der ganzen Erde auf den Fleck zusammen zu bringen, auf dem ein jeder lebt.

Alle Kunst des Staates ist nichts anderes, als das Streben meines Geschlechts, die Behaglichkeit der ganzen Erde auf den Fleck zusammen zu bringen, auf welchem die Menschen leben, für die er wirklich sorgt, seien diese jetzt, welche sie wollen; seien es nur seine Lieblinge oder auch die Nothleidenden unter den Seinigen; seien es wenige Auserwählte oder alle, die ein Recht auf seine Vorsorge haben. — Alle Kunst des Staates ist in jedem Fall

nichts anderes, als die Folge des Strebens meines Geschlechts, die Behaglichkeit der ganzen Erde auf den Fleck zusammenzubringen, auf dem diejenigen leben, für die er wirklich sorgt.

Der Mensch setzt, sowie ihm dies gelingt, sich selbst in eben die Lage, in welcher der harmlose Südländer die Gutmüthigkeit mit sich ins Grab trägt, die die belasteten Völker nur mit sich auf die Welt bringen, und der Staat thut, insoweit er seine Bürger in eine harmlose Lage setzt, in Rücksicht auf diejenigen, die er also setzt, die nämliche Sache. Das Wohlwollen der Paläste ist daher im Allgemeinen nichts anderes, als die Wirkung einer solchen Südseeluft und einer solchen Südseefülle.

Zürnet nicht, gute Töchter von Menschen, deren Amtleute hart sind, wenn ich die Liebe zu eurem Papagei und zu eurer Tante für nichts anderes erkläre. Wenn ihr mitten in Genüssen, die auf dem Unrecht vollendeter Staatsverhärtung ruhen, wie die schuldlosen Südländerinnen empfindet, so ist euer Wohlwollen nichts anderes, als der Selbstbetrug der thierischen Neigung zur harmlosen Behaglichkeit, die auch den rohesten Mann dahin bringt, daß es ihm lieb ist, wenn ohne seinen Abbruch andre Leute auch essen, trinken und schlafen können.

Diese Neigung zur Behaglichkeit ist die allgemeine Triebfeder unsers thierischen Daseins. Du dankst ihr deine Betriebsamkeit, aber wenn du aus Unbetriebsamkeit verfaulst, so geschieht es aus gleicher Neigung. Um ihretwillen bist du barmherzig, aber auch um ihretwillen zerfleischest du unser Geschlecht. Um ihretwillen frohnest du der Meinung des Volks, aber auch um ihretwillen höhnest du das Urtheil deines Geschlechts. Um ihretwillen baueſt du der Ehre Altäre, und um ihretwillen gründest du den Sitz der Throne auf die Ehrlosigkeit des Menschengeschlechts. Um ihretwillen erscheinst du unter deinem Geschlecht gern als gepriesene Mutter der Gnade; aber auch um ihretwillen zertrittst du das Recht deines Geschlechts. Sie ist es, die zum Helden-

ſinn der Freiheit erhebt, aber ſie iſt es auch, was dich jedes Joch der Knechtſchaft zu ertragen gewöhnt.

Liebe.

Wenn der Menſch in aller Gedankenloſigkeit ſeiner ſinnlichen Natur ſein Daſein an der Sonne verträumt und in allem Nebel ſeines Thierſinns mit ſeinem ſchweifenden irrenden Wiſſen weit von ſich weg fliegt, die Noth der Seinen bricht ihm doch das Herz, er wirft die Afterkrone ſeines Wiſſens zu ihren Füßen und liegt ſeiner Wirthſchaft ob, ihr Leben zu retten.

Wenn vom ewigen Reiben des Eigenthums ſeine Hand hart wird, wie der Fuß des ſchwerfälligſten Thiers: das Sinnengefühl ſeiner thieriſchen Theilnehmung erhält ihm dennoch ſein Herz noch weich. Der Mann, der an ſeinem Pult für die Ordnung eines Kreuzers unerbittlich iſt, gibt dem Elenden unter ſeiner Thür ungezähltes Geld.

Wenn du im Beſitz der Macht mit unermeßlichem Thierſinn den Nacken der Völker unter deinem Fuß fühlſt, dieſer Sinnengenuß hält dich zurück, daß du mit deiner Ferſe weniger hart auftrittſt auf den Nacken der liegenden Völker. Und wenn dir der Athem faſt ſtille ſteht vor dem Gefühle der Ehre, und du das Blut und den Hohn der Unſchuld nicht achteſt, damit ein Weichling dir lächle, und tauſend Narren deinen Namen nennen, dieſes Sinnengefühl bringt dich zu dir ſelber, daß das Lächeln des Schwächlings dir den Mord der Unſchuld und den Hohn des Elends weniger vergütet, und die Tauſende, die deinen Namen kennen, dir nicht mehr werth ſind, um ihretwillen mit dir ſelber im Streit und ein Schurke zu ſein vor deinem eigenen innern Richter.

Das thut die Liebe in der Hülle des thieriſchen Wohlwollens, aus dem ſie entkeimt. Noch iſt ſie nicht Liebe! — ſie iſt es nur, wenn ſie ſich zum Götterſinn einer zuverläſſigen Treue zu erheben vermag. Aber wo findeſt du dieſen Götterſinn der zuverläſſigen Treue? — Ich habe ſie auf Erden geſucht und nirgend anders gefunden, als ge-

pfropft auf Gehorsam und Furcht. Zeitalter! Ich danke es dir nicht, auch ich warf in deinen Fluthen Zwang und Furcht als ein lästiges Gewand weg, wie deine Jünglinge alle. Die Nachwelt wird sie wieder suchen, die heilige Furcht und den frommen Gehorsam, auf dem so menschliche Früchte gedeihen.

Sie weilen nicht ewig auf dem Stamm, dem sie entkeimten. Wenn dem Menschen auf Weisheit gegründete Furcht und auf Liebe ruhender Gehorsam zur zweiten Natur geworden, so finden die gereiften Früchte an dem Stamm, dem sie entkeimt, keine Nahrung mehr, und das große Werk, das der Mensch in sich selbst erschafft, seine zuverlässige Treue wird dann frei.

So allgemein das thierische Wohlwollen, so selten ist die Liebe. Wo du sie suchst, da findest du Untreue, und wo du einen Menschen treu glaubst, da findest du ihn kraftlos.

Aber der Trug des Wohlwollens und die Lügen seiner Schwächen sind noch verachtenswürdiger, als die Kraft des liebloſen Mannes.

Die Armseligkeit des thierischen Wohlwollens untergräbt alle Fundamente des gesellschaftlichen Lebens, seine Schwäche ist gedankenlos und fahrlässig, jeder Erwerb entschlüpft der ohnmächtigen Hand, die es mit der ganzen Welt wohl meint. Undank überlebt den armseligen Mann, dieser hat von jeher das gedankenlose Wohlwollen mit Verachtung bezahlt; auch endet der Mensch diese Laufbahn so oft damit, daß er entweder ein Narr wird, oder ein Menschenfeind.

Selber die Macht geht durch den Trug dieses Wohlwollens zu Grund, sie kann nicht anders, ihr Wesen ruht auf kraftvoller Erhaltung ihrer thierischen Stellung. Auf die Liebe macht sie zwar selten Anspruch, aber ihre Neigung zur Behaglichkeit reizt sie zuweilen, auch dem Sinnengenuß des harmlosen Wohlwollens zu gelüsten, dann verdirbt sie sich selber; eben so die Ehre. Schande ist die ewige Gefährtin aller blos thierischen Harmlosigkeit.

Religion.

Das kühnste Wagstück deiner Natur, o unbegreiflicher Mensch, die Erhebung deines Ahnungsvermögens über die Grenzen alles hier möglichen Forschens und Wissens — auch dieses ist in seinem Ursprung ein Kind deiner thierischen Neigung zur Behaglichkeit.

Kronen und Scepter, den Göttern gleich werden, sitzen auf Thronen, weder hungern noch dürsten, weder Frost noch Hitze dulden, mit erwünschten Leuten schmausen, alle diese Bilder zeigen, daß sie aus dem Hirn deiner nach Harmlosigkeit schmachtenden Natur entsprungen sind.

Aber sei mir auch in aller Schwäche deines Ursprungs, sei mir auch im Lallen deiner kindlichen Selbstsucht ehrwürdig, göttliche, weit angebetete Mutter meines Geschlechts.

Wenn ich dich in der Hülle deines Entstehens für thierisch erkläre, so setze ich das Ziel deiner Vollendung gar nicht in die Grenzen der Hülle deines Entstehens.

Ich achte das Innere deines Wesens für göttlich, wie das innere Wesen meiner Natur; aber wie dieses in meinem thierischen Leib ruht und aus dem Moder seines Todes entkeimt, so entkeimst und wallest auch du in meinem thierischen Leib und in dem Moder seines Todes.

Wenn der Mensch einen Baum oder eine Blume pflanzt, so gräbt er die Erde um, er legt Mist an die Wurzeln und deckt sie wieder mit Erde. Was thut er mit allem diesem für das innere Wesen des Baums und der Blume?

Der Stoff, durch den sich jeder Keim entwickelt, ist in der ganzen Natur unendlich geringer an Werth, als der Keim selber.

Darum seid meine Richter, ihr freundlichen Guten, die ihr in der Weihe des himmlischen Funkens göttlicher lebt, als unser Geschlecht. Seid meine Richter, verdunkle ich damit der Sonne Licht, wenn ich sage, alle Wärme der Erde entkeimt aus dem Boden dieser Erde? oder wenn ich sage, der Säugling müsse nach thierischen Gesetzen entwöhnt

werden, behaupte ich damit, es gebe gar kein ſittliches Geſetz in meiner Natur?

Nenne es Abtödtung, nenne es Wiedergeburt, dieſes kühne Wagſtück deiner Natur, dieſen salto mortale außer dich ſelbſt, inſofern du nur ſinnliche Natur biſt.

Es iſt die höchſte Anſtrengung deines ganzen Weſens, den Geiſt herrſchen zu machen über das Fleiſch, eine in meiner Natur lebende beſſere Kraft, die ſelbſt mein thieriſches Weſen entflammt gegen mich ſelbſt, und meine Hand aufhebt zu einem unbegreiflichen Kampf.

Der Menſch findet in ſeiner Natur keine Beruhigung, bis er das Recht ſeiner thieriſchen Sinnlichkeit in ſich ſelbſt verdammt hat gegen ſich ſelbſt und gegen ſein ganzes Geſchlecht. Aber er ſcheint die Kraft nicht zu beſitzen, dieſem Bedürfniß ſeines Weſens ein Genüge zu leiſten. Die ganze Macht ſeiner ganzen thieriſchen Natur ſträubt ſich gegen dieſen ihr ſo ſchrecklichen Schritt. Aber er ſetzt die Kraft ſeines Willens der Macht ſeiner Natur entgegen.

Er will einen Gott fürchten, damit er Recht thun könne; er will einen Gott fürchten, damit der Thierſinn ſeiner Natur, den er an ſich ſelber verachtet, ihn nicht länger in ſeinem Innerſten entwürdige. Er fühlt, was er in dieſer Rückſicht kann, und macht ſich nun das, was er kann, zum Geſetz deſſen, was er ſoll. Dieſem Geſetz, das er ſich ſelber gibt, unterworfen, unterſcheidet er ſich vor allen Weſen, die wir kennen.

Ihm allein mangelt die Schuldloſigkeit des Inſtinkts, durch deſſen Genuß das Vieh beruhigt, auf dem Punkt bleibt, den dieſer ihm anweiſt.

Er allein vermag es nicht, auf dieſem Punkt ſtehen zu bleiben, er muß ſich entweder über denſelben erheben, oder unter denſelben verſinken. Er hat eine Kraft, getrennt vom Inſtinkt, Ueberlegung und Gedanken in ſich ſelbſt wollen zu laſſen, auch gegen den Inſtinkt.

Er hat eine Kraft, in ſich ſelbſt den Gedanken herrſchen zu laſſen über den Inſtinkt. Er kann aber im Gebrauch dieſer Kraft von dem gedoppelten Geſichtspunkt,

entweder deſſen, was er ſoll, oder deſſen, was er gelüſtet, ausgehen.

Wenn er im Gebrauch derſelben von dem letzten ausgeht, ſo führt ſie ihn dahin, ohne alle Aufmerkſamkeit auf den Trug und das Unrecht ſeiner thieriſchen Natur zu handeln, ſie führt ihn auf die Höhe des Tempels, zeigt ihm alle Reiche der Welt, und lispelt ihm zu, das Alles iſt dein, wenn du nur willſt. Dann lebt der Menſch im Glauben an das Wort ſeiner thieriſchen Selbſtſucht, unter ſeinem Geſchlecht ein Verderber. Sein Auge glüht gegen den Mann, der ſein will, was Er iſt, auf ſeiner Lippe iſt Hohn gegen die Wahrheit und gegen das Recht ſeines Geſchlechts, er liebt die Trägheit, die Gewaltthätigkeit, die Galeeren, die Monopole, die Chikane, den Eigenſinn, und die geſellſchaftliche Kraft des Eigenſinns, die willkürliche Gewalt.

Wenn er aber im Gebrauch dieſer Kraft von dem ausgeht, was er ſoll, ſo führt ſie ihn zu einer Gemüthsſtimmung, in der der Trug und das Unrecht, die Trägheit, die Gewaltthätigkeit, die Galeeren, die Chikane, die Monopole, der Eigenſinn und die willkürliche Gewalt von ihm verachtet werden, in der er tief fühlend, mit der ganzen Fülle ſeines Weſens ſtrebend nach dem Beſten, Edelſten, das er zu erkennen vermag, nur innere Vollkommenheit ſucht und nichts anderes.

Und es iſt in der Weihe dieſes Strebens, daß er ſeine Traumkraft über die Grenzen der ſinnlichen Wahrnehmung erhebe, damit er finde das Bild eines Gottes, das ihm Kraft gebe gegen den Thierſinn ſeiner Natur. Sollte der Menſch dieſes nicht thun, ſollte er die Handbietung ſeiner ſinnlichen Natur, ſollte er ſein Ahnungsvermögen über die Grenzen alles hier möglichen Wiſſens nicht benutzen? Sollte er der Wahrheit um der Wahrheit, und dem Recht um des Rechts willen getreu ſein? Fordre das nicht von ihm, bis er's kann, und denke nicht, daß er's könne, ſo lange er ein Thier iſt, und eben ſo wenig, daß er anders als thieriſch dahin gebracht werden könne, ein Menſch ſein zu wollen.

Störe alſo das Werk deiner Natur, die thieriſche Ein-

lenkung in das Gebiet der Sittlichkeit nicht durch die Anmaßungen deines Thierſinns ſelber. Hätte der Menſch die ſinnliche thieriſche Ahnung einer Hoffnung über das Grab nicht, ſo wäre Recht und Wahrheit von der Erde verbannt, es würde ſich dem thieriſchen Menſchen um der Seifenblaſe einer nichtigen Meinung willen nicht lohnen, ſich aus Wahrheit und Recht, wie er ſolche in dieſem Zuſtand zu erkennen vermöchte, viel zu machen.

Alſo ſei mir heilig, kühnſtes Wageſtück meiner Natur, Erhebung meiner Traumkraft über ihre thieriſchen Grenzen, du erhältſt die Schamröthe im Leib meines Todes, du erzeugſt die Thränen des reuenden Sünders, des kämpfenden Beters mächtige Kraft, des hohen Dulders ſich opfernden Sinn, der Demuth nie ermüdete Weisheit und der Selbſtverleugnung menſchenändernde Tugend.

Holde Mutter meines Geſchlechts, wenn der Schwindelgeiſt meiner Natur ſich in ſeinem Wiſſen und Nichtwiſſen blähet, ich kniee vor deinem Altar und der Dunſt meines Kopfes weicht vor meiner Ahnung, wenn die bleierne Laſt meines nichtigen Daſeins mich Himmel und Erde und mich ſelber vergeſſen macht; ich kniee vor deinem Altar und vergeſſe Himmel und Erde und mich ſelber nicht mehr. Wenn das Joch des Eigenthums meinen Nacken beugt und ich im Wühlen ſeines Koths gegen die Wahrheit kalt und gegen das Recht hart werde, wenn auch die Liebe durch mein Lechzen nach eigner Behaglichkeit dahingeht und mir jetzt ſogar auch die armſelige Kraft des thieriſchen Wohlwollens in meinem Innerſten mangelt, wenn nun mein Auge zum Schutz meiner Höhle glüht, wie das Auge des Tigers; wenn im Sinnengenuß der Eitelkeit mir der Athem faſt ſtill ſteht vor dem tiefen Gefühl der Ehre und ich im Beſitz der Macht die Menſchen, die mich umſchwärmen, wie das Licht trauliche Mücken, verbrenne, kurz, wenn ich in den Verirrungen des Wiſſens, der Macht, der Ehre und ſelber der Liebe auch den letzten Funken der Menſchlichkeit in meinem Innerſten verloren, wenn Nacht und Tod mich umgibt, und ſelber das Leben keinen Werth für mich hat,

weil ich ſeiner nicht werth bin: was iſt Wahrheit und was iſt Recht für mich in dieſem Zuſtand?

Es ſind Worte, die noch im Trugſinn meines Thierſinns glänzen, wie die Sterne am Himmel. Aber ſie leiten weder mein Gehen noch mein Stehen, weder mein Liegen noch mein Aufſtehen.

Ohne der Gottesfurcht ſinnliche Handbietung iſt Wahrheit und Recht meinem Geſchlecht nur Täuſchung und Schein.

Entwürdige ich damit das Heiligthum meiner Natur? Ich meine nein! Wie bei der Treue und dem frommen Gehorſam die Früchte der Gottesfurcht nicht mehr an dem Stamm, dem ſie entkeimen, angeheftet bleiben; Engel tragen ſie dann in heiligen Händen.

Alles Aeußere der Religion iſt innigſt mit meiner thieriſchen Natur verwoben.

Ihr Weſen allein iſt göttlich.

Ihr Aeußeres iſt nur gottesdienſtlich.

Ihr Weſen aber iſt nichts anders, als das innere Urtheil meiner ſelbſt von der Wahrheit und dem Weſen meiner ſelbſt. Es iſt nichts anderes als der göttliche Funken meiner Natur und meiner Kraft, mich ſelbſt in mir ſelbſt zu richten, zu verdammen und loszuſprechen.

Das Aeußere der Religion iſt jede in die Sinne fallende Wartung und Pflege dieſes Funkens.

Die Wahrheit der Religion iſt die Uebereinſtimmung dieſer Wartung mit ihrem Weſen.

Offenbarung: jede Führung zu irgend einer Wartung dieſes Funkens, die ſich meiner Vorſtellungskraft, als von höhern Weſen herrührend, dargethan hat.

Glaube: eine auf reiner Neigung zu innerer Vervollkommnung ruhende Vorliebe für die Wahrheit von Geſchichten, Meinungen und Lebensregeln, die ſich meiner Vorſtellungskraft als von höhern Weſen herrührend dargethan haben.

Andacht: jede an ſolche Geſchichten, Meinungen, Lebensregeln angekettete Erhebung meiner Seele, die zum Zweck

hat, den Reiz meiner thierischen Sinnlichkeit durch die Kraft dieser Vorstellungen zu schwächen.

Alle äußeren Folgen der Erhebung meiner Traumkraft über ihre thierischen Grenzen, Gebet, Andacht, Glauben u. s. w. sind an sich nicht göttlich, sondern nur gottesdienstlich, und vermöge ihres Ursprungs mit sinnlichen Vorstellungen und thierischen Begierden innigst verwoben, also in ihrem Wesen allgemeine Nahrung meines thierischen Sinns und aller Verirrungen, zu welchen dieser Sinn uns alle hinführt. Deswegen auch die Erfahrungen aller Zeiten und aller Welttheile laut sagen, die Religionen geben dem Menschengeschlecht allgemein die verschobene Richtung, daß ihre Wirkungen, wie die Wirkungen des Eigenthums, der Macht und der Ehre, in den Jahrbüchern der Welt, fast immer nur als schaudernde Denkmäler unsers kalten, selbstsüchtigen, und blutdürstigen Thiersinns, und aller List, alles Betrugs, und aller Windbeutelei derselben zum Vorschein kommen.

Es ist nicht anderes möglich; wo immer dein Geist, ehe er vom innern Wesen der Religion geheiligt ist, an irgend einem Bild deiner Traumkraft verweilt, da findest du im Bild deines Gottes das Bild deiner selbst.

Bist du dann dumm, dein Gott lohnt die Dummheit mit dem ewigen Leben und den Menschenverstand mit der ewigen Verdammniß.

Bist du ein Tyrann, dein Gott kennt keine Tugend als Unterthänigkeit, und seine Engel bücken sich vor seinem Thron, wie deine Sklaven vor dir.

Bist du gefräßig, du legest die Fette der Stiere auf den Altar deines Gottes, und deine Knechte machen das Recht deines Bratens zur * * * des Menschengeschlechts.

Verschobener Menschenverstand macht sich dann zum Lehrer des Volks.

Es ist diesem dann nicht genug, daß man blos unwissend sei.

Bloße Unwissenheit läßt dem Menschensinn noch Spielraum.

Es erfordert dann Hörſäle, Akademien, Edikte, Seminare und militäriſche Gewalt, den verworfenen Menſchenverſtand gehörig, ſicher nnd allgemein zu verſchieben.

Die Guillotine des Wahns wird dann nothwendig, Menſchenfreſſer braten dir dann dein Herz, und ſcalpiren dir deinen innern Schädel.

Beklage dich nicht, ohne das könnte die Macht die Welt nicht mit den Prieſtern theilen, und dein König könnte nicht an einen Gott glauben, der die Wahrheit ſo ſchwachköpfig fürchtet und das Recht ſo ſtarrköpfig haſſet wie er.

Ohne das würde die Menſchheit ihr größtes Verderben nicht auf den Thronen vergöttern und den vergötterten Prieſter, deſſen Veſtalien dem Schönſten aller Schönen an einem ſchmutzigen Kreuz liebäugelt, und deſſen Mönche die erſten Grundſätze des geſellſchaftlichen Rechts für Verbrechen der beleidigten Majeſtät erklären.

Bild des Menſchen,

wie es ſich meiner Individualität vor Augen ſtellt.

Ich ſehe den Menſchen in ſeiner Höhle, er wandelt in derſelben als ein Raub jeder Naturkraft dahin, das ſtärkere Thier zerreißt ihn, das ſchwächere vergiftet ihn; die Sonne trocknet ſeine Quelle auf, der Regen füllet ſeine Höhle mit Schlamm; Flüſſe durchfreſſen den Damm ſeiner Wohnung, und er findet in ſandigen Ebenen ſein Grab; die Gluth der Winde wehet ihn blind; das Gift der Sümpfe raubt ihm ſeinen Athem, und wenn er drei Tage keinen Fiſch und keine Ratte findet, ſo ſtirbt er.

Dennoch erhält er unter allen Himmelsſtrichen ſein Daſein und ſiegt allenthalben über alle Uebel der Erde.

Sein Leichtſinn iſt unausſprechlich, wo ihm Nichts mangelt, da ſchläft er, wo er nichts fürchtet, da ſonnt er ſich, wo er ſich nicht ſonnt, da geht er auf Raub aus.

Allenthalben trieft er von dem Blut ſeines Geſchlechts, er ſchützt ſeine Höhle wie ein Tiger, und tödtet ſein eigen

Geſchlecht, er ſpricht die Gränzen der Erde als ſein an, er thut unter der Sonne, was er will.

Er kennt kein Recht, er kennt keinen Herrn; ſein Wille iſt ſein einziges Geſetz, und von der Sünde fragt er, was iſt ſie?

Aber wie ſehr ſie ihn auch reizt, die bluttriefende Freiheit der Erde, er kann ſie nicht tragen, er erſchlafft unter dem ſonnigen Palmbaum: wo er Ueberfluß findet, da tödtet ihn eine Mücke, wo er Mangel leidet, da tödtet ihn ſelber ſein Ingrimm.

In allen Lagen ſehnt er ſich nach einem beſſern Recht, als nach dem Recht ſeiner Keule.

In allen Lagen wird er müde des Kriegs mit ſeinem Geſchlecht; in allen Lagen ſehnt er ſich nach der Vereinigung mit den Menſchen, die er mordet.

Aber trotzend und furchtſam wagt er unter dem eiſernen Norden Jahrtauſende den Schritt nicht, gefroren wie ſeine Erde iſt ihm ſein Herz in ſeinem Buſen erſtarrt, ehe er ein Menſch iſt, und unter der glühenden Sonne verzehrt ſich ſein Hirn in der Wuth ob dem Unrecht und ob dem Elend wieder, ehe er ein Menſch iſt.

Auch unter dem mildeſten Himmel fürchtet er ſein eigen Geſchlecht, flieht vor dem Mann, der jenſeits des Gebirges lebt, und tödtet den Fremden, vor deſſen Volk er ſich fürchtet.

Dennoch bietet er ſeinem Geſchlecht unter einem ſolchen Himmel früher die Hände.

In der Harmonie der höchſten thieriſchen Befriedigung iſt größere Ruhe in ſeinem Geiſt, als wo die Natur ihn erſchöpft und leicht preis gibt.

Schüchtern, aber nicht mild, geht er unter einem milden Himmel aus ſeiner Höhle, ein Stein iſt ihm zu ſchwer, ein Aſt iſt ihm zu hoch, er fühlt, wenn noch ein Menſch bei mir wäre, ich hübe den Stein, ich pflückte den Aſt; jetzt ſieht er einen Mann neben dem Stein, unter dem Aſt; es drängt ihn ein Gefühl wie der Hunger und der mächtige Durſt; er muß zu dem Manne neben dem Stein und unter

dem Aſt; jetzt ſteht er neben dem Mann, in ſeinem Auge ſtrahlt ein Blick, der noch nie darin ſtrahlte, es iſt der Gedanke, wir können uns dienen; im Auge des Nachbars ſtrahlt der nämliche Blick; ihre Buſen wallen, ſie fühlen, was ſie noch nie fühlten; ihre Hände ſchlingen ſich in einander, ſie heben den Stein, ſie pflücken den Aſt; jetzt lachen ſie ein Lachen, das ſie noch nie lachten; ſie fühlen was ſie vereinigt vermögen.

Sie genießen ihre Erkenntniß, ihre Kraft wächſt mit ihrer Erkenntniß, ihr Genuß mit ihrer Kraft, die Zeichen ihrer Vereinigung vermehren ſich, der Laut ihres Mundes wird Sprache.

Sie reden.

Jetzt iſt es geſchehen, wie das Meer am Felſengeſtade, alſo findet die bluttriefende Freiheit meines Geſchlechtes am Wort des Menſchen ihr Ziel.

Denn öde war ſie und wüſte, ehe der Hauch ſeines Mundes, ehe das Wort des Menſchen über die Erde ſchwebte.

Aber mit dem Hauch ſeines Mundes baut der Menſch ſeinen Welttheil, und mit ſeinem Wort baut er ſich ſelber.

Er iſt ſtumm, er iſt ein Vieh.

Er redet, er iſt ein Menſch geworden.

Unkunde und Mißtrauen, Mangel und Furcht verlieren jetzt ihre entſetzliche Allmacht und ihr grimmiges Allrecht.

Der Menſch erkennt jetzt in ſeinem Wort den Grund ſeines Rechts und den Grund ſeiner Pflicht.

Er hat jetzt der bluttriefenden Freiheit ſeiner Natur entſagt, gegen ſich ſelbſt und gegen ſein ganzes Geſchlecht.

Er iſt durch ſein Wort Menſch geworden, dem Geſetz unterworfen, das in ihm ſelbſt liegt und das er ſich ſelber gegeben.

Darum macht er auch alles aus ſeinem Wort, er will, daß es ewiglich lebe, er gräbt es in ſteinerne Tafeln, er gießt es in ewiges Erz, und Barden preiſen in hohen Geſängen das Recht, das er ſich ſelber gegeben und das ſein Recht iſt und keines andern.

Aber wie? die Freiheit meiner Natur war alſo blut-triefend, ehe ſie ein Recht kannte, ich war ein Vieh, ehe ich redete? Unkunde und Mißtrauen gingen auf dieſer Erde der Liebe, dem Zutrauen, der Erkenntniß vor, wie Dorn und Diſtel der angebauten und gedüngten Feldfrucht, und ein grimmiges Thierrecht befleckte die Erde, ehe Menſchentreue und Menſchenrechte ſie wieder mit ihren Opfern verſöhnte?

Alſo iſt es nicht wahr, daß der Urmenſch friedlich lebte auf Erden, es iſt nicht wahr, daß er die Erde ohne Gewalt, ohne Unrecht und ohne Blut vertheilt hat; es iſt nicht wahr, daß der Urſprung des Mein und des Dein in meinem Gefühle der Billigkeit und des Rechts zu ſuchen iſt?

Es iſt im Gegentheil wahr, das Menſchengeſchlecht theilte die Erde, ehe es ſich auf ihr vereinigte, der Menſch riß an ſich, ehe er etwas hatte, er frevelte, ehe er arbeitete, er richtete zu Grunde, ehe er etwas hervorbrachte, er unterdrückte, ehe er verſorgte, er mordete, ehe er antwortete, der Hauch ſeines Mundes athmete Wortbruch, ehe der Laut eines Worts auf ſeiner Zunge gebildet, ein Recht verlangte.

Ich war thieriſch verdorben, ehe ich menſchlich gebildet wurde, die Zeit meiner thieriſchen Unſchuld ging wie ein Augenblick vorüber, mein thieriſches Verderben war plötzlich da und dauerte lange, und ich ſchmiegte mich nur, durch das Elend ſeiner Folgen gebeugt, ins Joch des bildenden geſellſchaftlichen Lebens.

Aber es iſt geſchehen, aller Koth der Erde hat nun ſeinen Herrn, rühre ihn nicht an, wenn er nicht dein iſt; der Vogel in der Luft und der Fiſch im Waſſer hat ſeinen Meiſter; wenn dich ſchon dürſtet, wälze den Stein nicht von der Quelle, die nicht dein iſt; wenn du ſchon hungerſt, reiß keine Frucht von dem Baum, brich keine Aehre ab vom Halme, erlege das Wild nicht, das dir aufſtößt.

Sie werden dich hängen — ſchaudere nicht, du haſt dich ſelber dem Geſetz unterworfen; und die Erde wäre wüſte geblieben, ein Wohnſitz der Thiere, und dein Geſchlecht

das unbehülflichste in der ganzen Wildniß, wenn du es nicht gethan hättest.

Aber du hast es gethan, nun wird deine Höhle ein Haus; dein Haus trennt dich von der Erde, bindet dich an das Deinige, und das Deinige vereinigt dich wieder mit deinem ganzen Geschlecht. Du bist jetzt Eigenthümer; du dehnst deine Sorge aus über Geliebte und Mitarbeiter; du sorgst über dein Grab hinaus, dein Sohn ist dein Erbe, dein Bruder schützt deine Wittwe, und dein Freund erzieht dein unmündiges Kind. Was hast du verloren?

Du findest auf Millionen Wegen Mittel durch Anstrengung, Ordnung und Kenntnisse mit der Würde des Rechts, das dir dir selber gegeben, menschlich zu benutzen, was du thierisch ungenutzt ließest.

Auf unübersehbaren Haiden wachsen im freien Gemisch namenlose Pflanzen; du tödtest sie alle und baust auf den unabsehbaren Haiden ein nützliches Korn.

Du schlägst die Krone der Berge und baust auf ihren Hügeln einen einzigen Strauch.

Du thürmst dein Geschlecht auf einander wie Wind und Wellen nichtigen Sand. Völker wohnen auf einander, wie Häringe in einer Bucht und Ameisen auf einem handbreiten Haufen. Du schließest Nationen mit einem Riegel ein. Am Morgen öffnet sich ein Thor und eine Welt durchwallt die Erde, du sprichst zu dem Abgrund: Reiß du den Sand, der Jahrtausende dein Eigenthum war, nicht ferner vom Ufer.

Du pflanzest das Wasserrohr in dürren Haiden und die Sonnenröthe des Grapps in der Tiefe der Sümpfe.

Du missest die Kreise der Sterne und irrst in dem Schatten der Welten in tausend Jahren um keine Stunde.

Einer baut eine Strecke des Landes, auf der hunderte wohnen könnten, ein anderer nährt sich auf einem Raum, der kaum etwas größer ist, als seine Grabstätte.

Ein Mann redet ein Wort, und die Erzeugnisse der Welttheile wechseln sich, wie die Erzeugnisse nachbarlicher Gärten.

Ein Handzug mangelt, und Tausende zittern für ihr Leben, das Brod der Menge hängt an diesem Handzug.

Der Mensch ist ein hohes Wunder im chaotischen Dunkel der unerforschten Natur.

In einem ewigen Wechsel tödtet er sein Glück durch den Anspruch an sein Recht, und sein Recht durch den Anspruch an sein Glück. So geht er elend und rechtlos dahin und trägt die Schuld seiner Erschöpfung in sich selber. Auf der Richtstätte blutet ein Weib, edler und größer, als das Geschlecht, unter dem sie lebte. In der Verbannung fühlt sich ein Bettler höher, als sein König, der ihm sagte: Weich du! und ihn nicht hörte.

Ein entwürdigter Mann nährt Menschenverachtung in seinem Busen, trotzt dem Irrthum und reizt den Verleumder, daß er noch mehr auf ihn schmähe.

Der Hohn seines Stolzes entwürdigt ihn selber, und macht des Verleumders Lügen in seinem Innersten zur Wahrheit.

Indessen weint die jungfräuliche Röthe eines betenden Weibes über ein kränkendes Wort, das ihren Lippen entschlüpft, sie schlägt ihre Augen nieder vor dem Mann, den weder die Wohnstube, noch das Blut an sie bindet. Ein angebetetes Weib dient in dunkler Vergessenheit einem verworfenen Mann, und die Bosheit des Elenden vermag nicht die Ruhe ihrer Lippen zu wandeln — Was ist das? —

Völker verzeihen einem Mann, der die Gefühle der Menschlichkeit in den Einwohnern des Landes auslöscht, wie sie in ihm ausgelöscht sind, sie verzeihen einem Mann, der ihre Söhne dem Tod weiht und ihre Töchter der Entehrung, einem Mann, der die Rechte ihrer Städte und ihrer Dörfer der Büberei preis gab, einem Mann, der das Vaterland zu einer Wüste, ihre Häuser zu Brandstätten und ihre Gärten zu Einöden gemacht hat.

Hier folgen Nationen wie gehörnte Stiere einem Kinde, das sie an einem Zwirnsfaden führt, und verspritzen ihr Blut für jeden Einfall des unmündigen Kindes oder seiner Amme. Hier ersticken Völker in der windigen Leerheit der

Macht, wie Mücken im luftleeren Raum, dort erſticken ſie im Ueberfluß ihrer eigenen Kraft, wie Bienen im überfließenden Honig. Ein Mann wird ein Narr und redet Unſinn, wie ihn die Erde noch nie gehört hat, Völker fallen vor ihm auf die Knie, bauen ihm Altäre und werden fromm, gehorſam, arbeitſam und menſchlich bei der Anbetung eines Kalbs oder des Teufels. Legionen Buben lauern in den Wohnungen der Gerechtigkeit, wie hungrige Katzen vor den Löchern der Mäuſe, und mein Geſchlecht wird in Jahrhunderten nicht müde, ſich von ihnen freſſen zu laſſen.

Aber wie will ich den Faden finden, von dem dieſes Gewinde von Elend und Wohlſtand, von Weisheit und Thorheit, von Wahnſinn und großer Erhebung des Geiſtes ausgeht?

Der Menſch iſt ſchon in ſeiner Höhle nicht gleich; unter dem Dach, hinter Riegel und Wänden wächſt dieſe Ungleichheit mächtig, und wenn er zu hunderten und tauſenden zuſammen ſteht, ſo iſt er gezwungen, ob er will oder nicht will, er muß zu dem Starken ſagen, ſei du mein Schild, zu dem Liſtigen, ſei du mein Führer, und zu dem Reichen, ſei du mein Erhalter.

Das iſt der Urſprung der Macht, der tief in unſerer Natur liegt, und ſich auf das weſentliche Bedürfniß der Entwicklung des ganzen Geſchlechts gründet. Aber freilich auch wie der Strom, der nach innern Geſetzen, die Dämme und Schleußen ihm auflegen, Länder wäſſert und ſegnet; aber wenn er, Dämme und Schleußen zerreißend, außer ſeine Ufer tritt, dieſe Gegenden auch wieder verheert. Die Macht und alle ihre Folgen ſind heilig, wenn der Mann, der ſie in der Hand hat, das Recht ſeines Geſchlechts anerkennt und ihm treu iſt.

Es iſt nicht die Macht, es iſt der Menſch, der ſie in ſeiner Hand hat oder frevelnd den Mann irrleitet, in deſſen Hand ſie gelegt iſt, — der Menſch iſt ſchuld an dem Verderben unſers Geſchlechts. Die Macht und alle ihre Folgen ſind in der Hand des Mannes heilig und ſegnend,

der dem Gesetz seines Geschlechtes, das in seiner Brust schlägt, getreu ist, so lange sein Wort ein biederes Wort ist und seine Treue unbeweglich, wie die unbeweglichen Sterne.

Aber wenn der Mensch sich nicht zum Götterſinn der Treue zu erheben vermag, wenn sein Wort ein Rohr ist, das der Wind bewegt, wenn er sich im Besitz der Macht nicht höher fühlt, als das Geschlecht, dessen Recht in seiner Hand ist, wenn er untreu ist wie der Mensch, dessen Schwäche auch ihm zu Leib geht, so zertrümmert er mit der Kraft, die in seiner Hand liegt, das Recht des Menschengeschlechts, das aber nicht sein Recht ist, und düngt mit dem Blut der Menschen, denen er nicht Wort hält und kein Recht läßt, die Erde, die er verwüstet.

Aber auch im Kampf der Lügen und des Unrechts bildet sich unser Geschlecht, und erhebt sich zum Gefühl jeder Würde und zum Besitz jeder Kraft, die in seiner Natur liegt.

Also gehe ruhig im Kampf der Wahrheit und des Rechts, zittre nicht bei dem Siege der Lügen, lerne den Unwerth des Thierſinns deines Geschlechts nur desto tiefer kennen, je mehr er über Recht und Wahrheit gewinnt, und wenn du in den Banden der Rechtlosigkeit gefangen liegst, wie eine Mücke in den Banden der mordenden Spinne, so lerne zu sterben, damit du Mensch bleiben und deinem Geschlecht dienen könnest.

Es ist geschehen, in der Weihe der Thierkraft, die die entheiligte Macht angebetet, ist der Erdkreis verwildert.

Die sinnlose Untreue der Macht hat die Gefühle der Selbsterhaltung unter der verdorbenen Menge rege gemacht, jetzt greift das rasende Volk der schuldigen Macht an die Kehle.

Alle Stricke sind aufgelöst, die vormals die Macht banden, daß sie bei dem Sirenengesang aller Reize zur Untreue und zum Wortbruch nicht so leicht ihre guten Sinne verlieren konnte.

Das Elend des alternden Welttheils ist unabsehbar.

Nach ewigen, ehrnen, unwandelbaren Geſetzen lenkt ſich der Sterblichen Weſen immer zum Uebergewicht ſeines Thierſinns und ſeiner Thierkraft, und ewig ſagt der Menſch, der mächtig und thieriſch zugleich iſt, zu der Schwäche ſeines Geſchlechts: Du biſt um meinetwillen da; und ſpielt dann über die gereihten Schaaren derſelben, wie über gereihte Saiten des Hackbretts; was achtet er das Springen der Saiten, es ſind ja nur Saiten; ſo viel Männer im Land ſind, ſo viel hat er ja Saiten, ſo viel ihrer zerſpringen, ſo viel wirft er weg, und ſo viel er wegwirft, ſo viel ſpannt er wieder über ſein löcherichtes, klimperndes Brett, es ſind ja nur Saiten.

Ha es ſind Menſchen! Und ſie werden in der namenloſen Erniedrigung eines rechtloſen Dienſtes, wie die Pfoten an den Klauen des Bären, ſie wiſſen gar nicht, was das murrende Thier will, das auf ihren Vieren ſteht, aber ſie klammern ſich feſt in die Eingeweide eines jeden, gegen den es brummt.

Ha es ſind Menſchen! und ihr Geſchlecht wird in der Erniedrigung eines ſolchen Dienſtes wieder, was es vorher war, ehe es die Macht aus dem Nichts rufte und zu der Stärke ſeines Geſchlechts ſagte: Sei du mein Schild und mein König.

Wenn die Macht einmal zur Untreue verſunken, und das Unrecht des Wortbruchs mit kaltem Geſchwätz zu übertünchen gelernt hat, ſo iſt das Recht des Menſchengeſchlechts von der Erde gewichen.

Sie ſagt dann zu der Schwäche ihres Geſchlechts: Das iſt mein Geſetz, dem mußt du gehorchen, ich verkaufe dich dem königlichen Volk, das mir Geld gibt für dein Leben und für dein Sterben; rühre die Trommel und juble dem königlichen Volk, das für die Menſchen ſo viel zahlt. Heil ihm, dem hohen Geſchlecht, das bei den Königen anfragt, wie theuer iſt das Menſchengeſchlecht feil. Heil ihm und Jubel und Dank, es leitet ſeine Goldbäche in den Schooß der männerfeiltragenden Könige, damit ſie auf ihren Thronen geſichert, der männerbedürftigen Inſel unſer Ge-

ſchlecht forthin feil tragen und der alternde Welttheil bleibe, was er iſt, ein morſches, ſeinem Zuſammenſtürzen unaufhaltſam entgegeneilendes großes Gebäude; daß er bleibe, was er iſt, rechtlos, entzweit, unbehelflich und unbeholfen, und kein Volk auf Erden werde, was das königliche iſt, das die Meere beherrſcht, und das feſte Land gängelt. Es iſt geſchehen; in der Weihe der Thierkraft, die die entheiligte Macht angebetet, iſt der Erdkreis verwildert.*)

Wenn du einen Stein findeſt, der an der Sonne glänzt, ſo ſpricht dein Gewaltiger: Du und deine Kinder ſollen wohnen in der ewigen Nacht, dein Lebenlang ſollſt du unter der Erde ſuchen den glänzenden Stein.

In der Tiefe der Erde und in der ſchaurigen Nacht ewiger Dünſte vergißt die unrechtleidende Mutter der ewig mangelnden Sonne und des nie geſehenen Tageslichts, ſie lobt den Herrn, der ihr Brod ſendet in die Gewölbe der Nacht, ſie dankt ihm in der tödtenden Luft, die ſie athmet, für ein Glas ſtärkenden Trank; ſie drückt den ſterbenden Erben ihrer kurzen Tage, den ſie kaum ſieht, mit innerer Wonne an ihr Herz, und freut ſich in täglicher Pflichttreue des Steins, den ſie findet und ihn hinaufſendet dem Herrn, der die Sonne ſieht und alle Wonne des Tages genießt.

Iſt ſie nicht ein Engel in den Gewölben der Nacht? Aber das Menſchengeſchlecht iſt nicht dieſer Engel!

An den Ketten der Macht, die kein Recht kennt gegen ſich ſelber, ſinkt der Menſch wieder zu aller Unbehelflichkeit und zu aller Gefühlloſigkeit ſeines verdorbenen Naturſtandes hinab, dann nähert ſich die Auflöſung der Staaten durch das Allgemeinwerden der innern Gefühle des Sanscülottism. —

Ehe dieſes geſchehen, werden die Könige auf ihren Thronen hart, wie die eiſerne Eiche, tiefes Entſetzen umgibt ihre Kronen, wie die todte Natur in den Abgründen ſtrauchloſer Gebirge, ehrloſe Mönche und freudenloſe Hage-

*) Anſpielung auf England, das zum Kriege gegen die amerikaniſchen Colonieen Menſchen kaufte.

ſtolze werden dann die letzten Stützen der Staaten, bis auch dieſe ſinken und die Völker ſich im Elend der Anarchie, zu dem ſie durch den Muthwillen der Rechtloſigkeit gebildet und erzogen worden, auflöſen wie die Leichname der Menſchen im Grab.

Die Staaten blühen und verderben, wie der Menſch, ſie ſind Nichts, als der Menſch ſelber, wie er öffentlich blüht und öffentlich verdirbt, wie er vereinigt ſeine Kraft braucht zu ſeinem Wohl und zu ſeinem Verderben.

Ich will zur Vollendung des Bildes der Menſchen einige Züge der nahenden Auflöſung der Staaten entwerfen.

Die öffentliche Verwaltung ſpricht dann dem Geiſt aller Verfaſſungen Hohn, unter denen die Menſchen ein ſelbſtſtändiges, von der willkürlichen Gewalt nicht gekränktes, vom Geſetz wider die Macht geſchütztes Leben führen könnten.

Das Gefühl des Volks wird dann in der Nutzung ſeines Eigenthums, in ſeinem häuslichen Leben, in der rechtlichen Verwaltung ſeiner Dorf- und Stadt-Befugniſſe ohne Noth wider Recht und wider die Uebung väterlicher Sitten gekränkt.

Allenthalben wird dann das Mittel über den Zweck, der Schein über das Weſen, die Gewalt über die Treue, die Liſt über die Rechtſchaffenheit, die Glückſeligkeit über das Recht, Empfindelei über die Vernunft, Kunſt über die Wahrheit, und der Dienſt über das Verdienſt erhoben.

In dieſer Richtung der menſchlichen Gefühle wird dann der Rang nothwendig der einzige Maßſtab der Achtung, und die Menſchen erſcheinen in dieſem Zeitpunkt allgemein ohne ſchlichte Menſchenſtellung, ohne ſchlichten Menſchenſinn, zugeſchnitten für eine Dienſtform, für einen Dienſtlärm und für einen Dienſtglanz, der wider die Natur iſt und der innern Veredlung meines Geſchlechts unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg legt. Die ſchlüpfrige Sittlichkeit reicher, behaglicher Menſchen vereinigt ſich dann mit den Anſprüchen der Macht, die erwerbenden Stände, in dem

Fall, wo sie den Anmaßungen des Reichthums und der Gewalt im Wege stehen, allemal für Gesindel zu taxiren, und in dem Fall, wo sie diesen Anmaßungen nicht im Weg stehen, sie als Maschinen zu gebrauchen.

Das Glück des Lebens und Wallens auf Erden wird dann in die Kunst des Aufwartens auf Erden verwandelt und die Selbstkraft des Volks, die nach einem dauernden rechtlichen Wohlstand strebt, geht dann in den trügenden Schimmer einer fundamentlosen Beruhigung — in die Trugruhe der bürgerlichen Gleichgiltigkeit hinüber, die bei den größten Gefahren und bei den unglücklichsten Zufällen des Vaterlandes kein Trostwort mehr im Mund hat, als — es ist nun einmal so, was wollen wir machen? — Das Volk aber, das, also von der Macht verlassen, dieses Todeswort seiner Entkräftung ausspricht, verläßt dann die Macht auch, und sie, die Macht, die dann also vom Volk verlassen dasteht und tief fühlt, daß das heilige Band, das die Menschen wirklich bindet, aus ihrer Hand gefallen, sieht sich dann genöthigt, das Volk mit heillosen Verkünstlungsmitteln taliter qualiter zusammenzuhalten und sich mit schwerer Belastung des in sich selbst entkräfteten Volks zum Schein zu geben, was sie durch gebildete und gesicherte Volkskraft zum Segen desselben in der Wahrheit und mit heiligem Recht in der Hand haben würde. Es ist nicht anders möglich. So wie die innere Kraft des Menschen, sich selber und seinem Geschlecht wahrhaft selbstständig und rechtlich zu helfen, aufgelöst wird, so tritt dann das öffentliche Bedürfniß ein, die Welt durch einen unverhältnißmäßig großen Dienststand[3]) in den Scheinzustand der Kraft zu erheben, den sie — aber auch nur da wirklich hat, wo die Individuen im Staat sich in einem hohen Grad allgemein selbst helfen können.

Jede unnatürliche und unverhältnißmäßige Erhöhung des Dienststandes führt natürlich einen eben so unnatürlichen Zustand des Dienstgeistes und seines esprit du corps herbei. Auch hat sie ihrer Natur nach hinwieder eine unnatürliche Verhärtung der Anstöße und Reibungen der

verschiedenen Dienstarten im Land zur Folge, die denn wie vieles andere die Belebung und Benutzung der Schlechtheit aller Individuen im Staat zum Dienst seines Verderbens zur Folge haben und zur Folge haben müssen.

Forschest du in der Geschichte oder blickst du nur mit offenem Aug auf das hin, was um dich geschieht, so wirst du allenthalben finden, wo der Dienststand unnatürlich vergrößert, da ist er auch unnatürlich verdorben, und wo er unnatürlich verdorben, da ist sein esprit du corps auch unnatürlich verhärtet. Es kann nicht anders sein. Der Boden des reinen, gegenseitigen Wohlwollens und des nur aus der Erhaltung dieses Wohlwollens hervorgehenden, gegenseitigen Vertrauens ist unter diesen Umständen ganz eingetreten, und der Urzustand der menschlichen Natur, sein sinnliches Wohlwollen ist dann ganz der Unnatur unsrer verdorbenen Kunst dargeworfen. Dann aber ist auch die Welt zum Theater der unglaublichsten Bizzarrerien geworden. Beamte, die an Ort und Stelle zu Strickreutern tauglich wären, sind denn noch in einem hohen Grad gewandt und im Stand, alles Verderben, das ihre Derbheit und ihre Arglist über das Land bringt, mit der Larve einer heiligen Sorge für das Wohl des Menschengeschlechts zu bedecken, und Offiziere, die im Stand wären, auf dem Theater die Rolle der schwächsten Mädchen zu spielen, machen sich unter diesen Umständen gar nichts daraus, über die Manneskraft und über die Mittel, sie im Heer allgemein einzuführen, öffentliche Vorlesungen zu halten.

Doch, ich will das Bild der Armseligkeit, wohin das Aeußerste der Verkünstlung der öffentlichen Einrichtungen unsern Welttheil hinführen könnte, nicht weiter ausführen.

Ich bemerke nur noch dieses: Wo immer das Aeußerste dieses Verkünstlungsverderbens in einem Staat nähert, da wird denn auch das Mark des Landes, der Mittelstand, allgemein verunglimpft, hintangesetzt und gedrückt; dann aber schleicht sich auch das Mißvergnügen in die Herzen von Menschen, die die einzigen im Lande sind, durch die es noch möglich wäre, die alte bürgerliche Tugend wieder

zu beleben und den erſten Quellen des Verderbens im Lande wahrhaft Einhalt zu thun.

Indeſſen wird Wahrheit und Recht in dieſem Zeitpunkt nicht ſogleich mit Gewalt, beides wird aber durch Argliſt und durch ſogenannte Sitte (Etiquette) erſtickt.

Es ſchleicht dann eine Philoſophie des Unrechts und der Lügen im Gewand des Anſtandes, der Weisheit und der Ordnung umher.

Die Verführerin eilt der unbefangenen Gutmüthigkeit als die Unſchuld ſelber in die Arme; ſie erſcheint allenthalben mit dem Anſtrich des Edelmuths, der Rechtlichkeit und der Tugend; ſelber ihre Bedächtlichkeit hat gefallenden Anſtand. Wo du auch immer hinſiehſt, ſie ſtellt Alles um dich her in Schatten.

Du mußt ſie lieben, bis du ihre Politik berührſt. Thuſt du das, rührſt du in den Koth, den ſie vor dir verbergen will, ſo fällſt du plötzlich außer ihre Gnaden, und ſie fallen faſt eben ſo plötzlich außer die Unbefangenheit ihres artigen Anſtands. Sie verlieren dann ſehr oft ihre ganze contenance, und der Fall iſt nicht ſelten, daß bei einer ſolchen Gelegenheit ihr Anſtand, ihre Würde, ihr Edelmuth und ſelber ihre Vernunft ſtarr wird und ſtill ſteht, wie der Fuß eines Pferds, das, wie die Bauern ſagen, an einem Ort, wo es nicht richtig, ein Geſpenſt wittert.

Ich will einige Züge ihres Benehmens in dieſem Zeitpunkt entwerfen.

Wenn du von den Freiheiten deines Standes, deiner Stadt mit der Unſchuld deiner Ahnen mit ihr redeſt, ſo wird ſie die Grundſätze, die auf der Natur der menſchlichen Seele ruhen, als excentriſch, und wenn ſie auf Vernunftſchlüſſen ruhen, als idealiſch verwerfen.

Wenn du deine Geſichtspunkte auf Geſchichte und Erfahrung gründeſt, ſo wird ſie dir ſagen, Geſchichte und Erfahrung paſſen nicht auf deinen Fall, und wenn ſie nicht ableugnen kann, daß ſie darauf paſſen, ſo wird ſie dir einwenden, deine Grundſätze ſtritten mit den höhern

Gesichtspunkten der Philosophie und der Staatskunst, und wohl auch, wenn du ein Mensch darnach bist, der Religion.

Also wird sie mit dir aber nur reden, wenn du als ein Fremder und ohne ein Interesse gegen ihr Unrecht vor ihr stehst; wenn du aber als auf irgend eine Art von ihrer Amtsstelle abhänglich vor ihr erscheinst, so ist ihr Benehmen ganz anders.

Dich entfernende Hoheit strahlt dann auf ihrer Stirn, glühender Argwohn in ihren Augen und drückende Verbissenheit herrscht auf ihrer Lippe. Wenn du an sie ein Recht begehrst, so hast du Unrecht, weil du unverschämt Ansprüche machst; du bist undankbar, weil du klagst, frech, weil du bittest. Sie wird deine ernste Sorge für das Wohl des Landes für bübische Einmischung in Sachen, die dich nichts angehen, erklären; weises Forschen nach den Fundamenten des gesellschaftlichen Rechts mit oberflächlichem Geschwatz über Sachen, die du nicht verstehst, und bescheidne Behauptung des gesellschaftlichen Rechts mit der unruhigen Zudringlichkeit einer gesetzlosen Neuerungssucht verwechseln.

Jede Besorgniß für das Recht des Volks wird sie dir als Gespensterseherei, und jede Aufmerksamkeit auf das Benehmen der Macht, wo nicht als Klubisten-Tand, doch als Mißtrauen in ihre Güte aufnehmen, sie wird die Ruhe der Regierung mit der Ruhe des Staats, und deine Pflicht gegen den letztern mit deinen Attentionen gegen den erstern verwechseln.

Wenn du es wagst, der Ehrfurcht zu nahe zu treten, mit der sie für die Palliative ihrer Staatskunst Anbetung fordert, so wird sie dich, wo nicht des Sansculottism, doch sicher einer gefährlichen Neigung zu Grundsätzen, die zu demselben führen, comme il faut, bezüchtigen. Eben so, wenn du den Aristokratism auf Grundsätzen gebaut wissen willst, die mit der Menschennatur und mit dem Zweck der gesellschaftlichen Vereinigung übereinstimmen, so entgehst du ihrer Nachrede, daß du ein Demokrat bist, unmöglich.

Freund der Wahrheit, denke nicht, daß es in diesem Zeitpunkt anders sein könne, die politischen Halbköpfe und

Viertelsherzen desselben vermögen es nicht, irgend eine einfache Wahrheit und noch weniger den ganzen Sinn eines einfachen Mannes zu ertragen.

Sie vermögen es nicht einmal, die Festigkeit eines einzigen Grundsatzes, als desjenigen des Machiavellism, oder vielmehr ihres Halbmachiavellism, zu ertragen. Wahrheit und Recht ist in ihren Köpfen allgemein den Bedürfnissen ihrer Routine und allen Elendigkeiten, diese Routine in alle Ewigkeit zu erhalten, untergeordnet.

Selbst die Religion ist in ihrer Hand nichts anderes, als ein elendes Dienstmittel ihrer Schiefköpfigkeit und ihrer Herzlosigkeit, und ein Lückenbüßer ihrer elenden Polizei und ihrer Staatsmängel.

Eine jede Seele sei unterthan der obrigkeitlichen Gewalt, dieser wahre Ausdruck der Gesinnungen der Unschuld und Rechtschaffenheit, diesen reinen Sinn Jesu Christi, der seinem Vater und aller Ordnung der Welt gehorsam war, bis zum Tode des Kreuzes, diese hohe Lehre der Sittlichkeit wird dann außer Verbindung mit dem wesentlichen Geist des Christenthums dahin gemißbraucht, die Masse der gesellschaftlichen Menschheit als solche zu bereden, daß sie gegen die Willkür der Macht kein gesellschaftliches Recht habe.

Die Stelle: Fürchte dich nicht vor denen, die nur den Leib tödten können, wird dann nimmermehr dahin erklärt, als ob du auch in Behauptung deines bürgerlichen Rechts als ein standhafter Mann zu handeln und der Wahrheit gegen jedes Unrecht Zeugniß zu geben, schuldig und befugt seiest. Sie werden dir nicht sagen, daß du auch als Bürger Gott mehr gehorsamen müssest, als den Menschen. Sie werden dir nicht einmal das Benehmen Jesu Christi gegen die geistlichen und weltlichen Vorgesetzten seines Landes als ein Beispiel eines wahrhaft christlichen Betragens gegen heuchlerische und gewaltthätige Landesbeamte anpreisen.

Die Priester stehen in diesem Zeitpunkt in jedem Streit der Macht gegen das Volk auf der Seite der ersten, und sie können nicht anders, sie stehen in ihrem Dienst, sie essen

in demſelben dann immer ganz das Brod der Macht und nicht mehr das Brod des Volks, und was man auch immer mit vieler Höflichkeit dagegen einzuwenden beliebt, ſo bleibt, ſo lange die Welt ſteht, das Sprüchwort: Wes Brod ich eſſe, des Lied ich ſinge, bei allen Menſchen wahr, die gerne eſſen.

Wir müſſen es ihnen alſo auf jeden Fall verzeihen, aber wir müſſen es auf jeden Fall auch wiſſen. Ihr Benehmen iſt dem Weſen des geſellſchaftlichen Rechts um ſo gefährlicher, wenn ſie in den Augenblicken, in denen ſie zur Untergrabung deiner geſellſchaftlichen Kraft alles mögliche beitragen, zugleich Menſchlichkeit und Mitleiden für dich predigen.

Das non plus ultra ihrer Kunſt, das Recht, das ihrem Unrecht im Weg ſteht, der Maſſe des Volks ſelber als Unrecht in die Augen fallen zu machen,[4]) beſteht in ihrer Manier, die erſten Fragen des geſellſchaftlichen Rechts, das Intereſſe für die Freiheit ſelber, und die einfachen, aber erſten Geſichtspunkte unſers Forſchens über dieſen Gegenſtand, unſern reichen, behaglichen und unſern nach Behaglichkeit ſchmachtenden armen und armſeligen Zeitmenſchen ganz aus den Augen zu rücken, ihnen dieſe Geſichtspunkte als für ihre Glückſeligkeit unbedeutend und ſogar für ihre Sittlichkeit gefährlich in die Augen fallen zu machen, und dabei den Anſehnlichen unter ihnen den Antheil, den ſie an dem göttlichen Recht der Macht ſelber haben, zu reliviren, und den Hoffahrtskitzel, den ſie alſo in ihnen verſtärken, durch den Wonnegenuß der Gnade und des Mitleids zu verfeinern, auch tiefen Argwohn und Unwillen gegen jeden Mann rege zu machen, der es wagt, ihr ruchloſes Auslöſchen der bürgerlichen Tugend durch den Trug einer wahrheitleeren Sittlichkeit, und ihr Verſcharren des Rechts in die Miſtgrube der Gnade für das zu erklären, was es wirklich iſt. Wenn du in dieſem Zeitpunkt Gutes thuſt oder wenigſtens das thuſt, was deine Väter Gutes thun hießen, wenn du die Grundſätze der geſellſchaftlichen Ordnung wider den Thierſinn der Macht ins Licht ſetzeſt und auf

das Recht und die gute Ordnung deiner Väter dringst und gegen die Mißbräuche der Macht eiferst, so fürchte dich, denn sie trägt in diesem Zeitpunkt das Schwert zur Beschützung ihrer eignen thierischen Selbstsucht. Thust du aber Böses oder wenigstens das, was deine Väter Böses thun hießen, und hilfst du ihr dann die Menschheit entadeln, den rechtlichen Freiheitssinn in einen das Innerste der menschlichen Natur entwürdigenden thierischen Dienstsinn umzuwandeln, so wirst du Lob von derselben haben, denn sie ist in diesem Zeitpunkt ein Diener ihrer eignen Selbstsucht.

Uebergang zu dem Wesentlichen meines Buchs.

Ich hätte also das Bild der Menschen und mit ihm das Bild der nahenden Auflösung der Staaten vollendet.

Es ist mir ganz Wahrheit, das heißt, es steht meiner Individualität so und nicht anders vor Augen. Es trägt darum aber auch das Gepräge, daß die Natur meiner individuellen Entwicklung selbst gegeben, und steht folglich mit der ganzen Einseitigkeit da, mit welcher einige Gegenstände der Welt im Gang meines Lebens mit vielem Reiz verwoben, andere mit vielem Ekel umhüllt, einige mit großen Erfahrungen belegt, andere von dem Schatten der Erfahrungslosigkeit verdunkelt vor meinen Augen erscheinen. Es soll also sein. Mein Bild vom Menschen soll wie mein Buch Nichts sein, als die Wahrheit, die in mir selbst liegt, sonst wäre sie ein Gewebe von Lügen wider mich selbst und wider meinen Zweck.

Ich ging jetzt weiter und fragte mich: Aber warum ist es also? Warum geht mein Geschlecht im Jammer der Rechtlosigkeit und im Elend innerer Entwürdigung dahin, indessen einzelne Menschen sich zu einer merklichen Höhe bürgerlichen Wohlstands und sittlicher Veredlung erheben? Hier muß ich Licht finden, oder der Eindruck, den der Gang meines Lebens auf mich gemacht hat, bleibt bis an mein Grab ein Chaos vor meinen Augen.

So viel sah ich bald, die Umstände machen den Menschen, aber ich sah eben so bald, der Mensch macht die Umstände, er hat eine Kraft in sich selbst, selbige vielfältig nach seinem Willen zu lenken.

So wie er dieses thut, nimmt er selbst Antheil an der Bildung seiner selbst und an dem Einfluß der Umstände, die auf ihn wirken. Ich suchte jetzt dieses Gemisch von Zufall und Freiheit, welches das Geschick meines Daseins auf Erden zu sein scheint, mir selbst näher zu entwickeln, und fragte mich zuerst, wie bin ich das, was ich wirklich bin, geworden? wie kommt der Mensch dahin, daß er wirklich ist, was er ist?

Ich fragte mich: Geht auch ein Kind, wenn es nicht dazu gezogen und angehalten wird, am Morgen früh an seine Arbeit und macht ruhig und zufrieden sein Tagewerk, bis die Sonne sich neigt und die müden Glieder sich nach Ruhe sehnen, und der Bauer, wenn er sonst hätte, was er wollte, würde er den Tag hinüber und das Jahr hindurch in Holz und Feld schwitzen und frieren, wie ers jetzt thut? Also auch der Kaufmann und der Handwerker, würden auch diese den Tag über und das Jahr durch also an ihrem Pult und an ihrer Werkbank angeschlossen sitzen, wenn sie nicht sämmtlich von Jugend auf mit Zwang dahin gebracht worden wären, in tausend Dingen anders zu empfinden, zu denken und zu handeln, als der Mensch ohne Zwang und Gewalt auf der ganzen Erde sonst allgemein empfindet, denkt und handelt?

Ich müßte mir antworten, alle diese Leute würden, wenn sie sonst hätten, was sie wollten, dieses alles nicht thun, im Gegentheil sie würden in diesem Fall nur dahin trachten, ihrer Ruh zu pflegen, ihren Freuden nachzujagen, sich um Niemand als um sich selber zu bekümmern und ihre Tage ohne Mühseligkeit und ohne Leiden und ohne Anstrengung zu durchleben suchen. Also ist der Mensch, was er ist, durch den Zwang und die Mühe, durch die er dahin gebracht wird, in seinen wesentlichsten Angelegenheiten anders zu empfinden, zu denken und zu handeln, als er

ohne Zwang und Mühe empfinden, denken und handeln würde. Es ist aber offenbar, wenn der gesellschaftliche Mensch sich ohne diesen Zwang selbst überlassen würde, so würden alle Bande der Welt aufgelöst und namenloses Elend würde wie ein Engel des Todes über der zerrütteten Erde schweben.

Indessen muß ich mich dennoch vermöge der ersten Grundgefühle meiner Natur in dieser Lage nothwendig fragen: Muß ich also nicht mein Recht und mein Glück dahin geben, damit die Welt in einer Ordnung bleibe, von der ich im Grunde nicht weiß, ob sie gut oder böse ist?

Aber ich kann es bei mir selbst nicht verhüten, daß ich wirklich nicht zu wissen verlange, ob die Ordnung der Welt, durch die ich bin, was ich bin, gut oder böse sei. Ich kann mich unmöglich überreden, daß die Zwanglosigkeit, die meine Natur begehrt, für mein Geschlecht gut sein könnte, indem sie mich unwidersprechlich dahin führen würde, alles das zu versäumen, wodurch ich allein dahin gelangen kann, also zu leben, daß mich mein Weib lieben, daß mich mein Sohn ehren, daß mir mein Freund trauen, daß der Arme mich segnen und mein Land mir Dank haben könne.

Wenn ich aber alles dieses weiß, höre ich dann um deswillen auf, die zwanglose Freiheit meiner thierischen Natur mit der ganzen Gewaltsamkeit meiner ersten thierischen Triebe zu fordern? Ich muß wieder antworten: Nichts weniger! Ich kann auf der einen Seite freilich die Folgen selber nicht tragen, die es auf mich hat, wenn ich den thierischen Trieben meiner Natur gegen meine Ueberzeugung unterliege. Auf der andern Seite ist der Grad der Sinnengewalt, dem ich unterliege, meiner Natur wesentlich.

Ich kann die Grundgefühle meiner thierischen Natur nicht unentkräftet in meinem Busen tragen, ohne mich selig zu fühlen, wenn ich am milden Strahl der Sonne, der Vergangenheit und der Zukunft vergessend, meine Augenblicke träumend durchlebe.

Ich kann nicht mit den Thieren des Feldes die Aehn-

lichkeit haben, die ich habe, ohne meine Hand mit unbeſchränkter Freiheit auszuſtrecken nach der Frucht des Feldes und des Weinſtocks. Ich kann nicht ſein, wer ich bin, und den Vorrath meiner Höhle gern und willig mit einem Mann theilen, der mir nicht half, ſie zu ſammeln. Und doch muß ich das und tauſend Dinge, die dem gleich ſind, als Bauer und Bürger, Handwerker u. ſ. w. nicht blos können, ſondern auch wollen. Und wenn ich mich dann frage: Warum bin ich Bürger, Bauer, Handwerker u. ſ. w. warum will ich nicht lieber blos Menſch ſein? ſo finde ich, ich genieße in allen dieſen Verhältniſſen Vortheile, die ich mir außer denſelben nicht verſchaffen kann und die meine thieriſche Natur auch für den ganzen Werth ihrer thieriſchen Zwangloſigkeit nicht geneigt iſt, fahren zu laſſen.

Es iſt alſo mitten in den Einſchränkungen meiner geſellſchaftlichen Bildung dennoch mein thieriſcher Vortheil, folglich auch mein thieriſcher Wille, daß die Verhältniſſe fortdauern, ohne deren Daſein ich die Vortheile derſelben nicht genießen könnte. Wenn alſo ſchon die Grundlage meiner geſellſchaftlichen Bildung weſentlich eine auf thieriſchen Zwang gegründete Einſchränkung meiner Naturfreiheit und ihrer ganzen Wonne iſt, ſo iſt es gleich wahr, die Erfahrungen meines Lebens führen mich immer mit ſicherm Schritt dahin, den Folgen meines thieriſchen Zwanges durch meinen Willen ſelber Dauer zu verleihen. Unwiſſend und ohne Kunde deſſen, was ich, durch Zufall und Erfahrung geleitet, aus mir ſelber machen werde, und eben ſo ohne vorzügliche Sorgfalt für das, was die Kunſt meines Geſchlechts aus mir machen möchte, ſetzte mich die Natur mit einer vorzüglichen Kraft auf die Erde, mein thieriſches Daſein allenthalben durch mich ſelbſt, ohne Zuthun der Kunſt meines Geſchlechts, ſicher ſtellen zu können.

In der Einfachheit dieſer urſprünglichen Grundkraft meiner Natur, in meinem Inſtinkt, liegt das Weſen meines geſunden thieriſchen Empfindens, Denkens und Handelns.

Sobald ich aber mehr ſein will oder mehr ſein muß,

als die Natur allgemein aus meinem Geschlecht gemacht hat, so muß ich mich zum Herrn über den einfachen Führer meines ungekünstelten und ungebildeten Daseins auf Erden emporheben.

Die Natur kann das nicht für mich thun.

Sie kann mich nicht mit dem Gesetz ihrer Allmacht zwingen, daß ich den Kopf nicht in den Lüften trage, daß ich nicht gern am milden Strahl der Sonne der Vergangenheit und der Zukunft vergesse, eben so wenig, daß ich ohne mein Zuthun und wider meinen Willen ein guter Schneider, ein guter Schuhmacher werde. Wenn sie das könnte und thäte, so wäre ich nicht Mensch, die ganze Grundlage, durch die ich mich selber dazu machen muß, mangelte mir dann.

Sie konnte eben so wenig den Grad der thierischen Kraft, den der Mensch in der Unbehülflichkeit der ungebauten Erde unter allen Himmelsstrichen nöthig hat, zu der Schwäche erniedrigen, daß es einem jeden Scheerenschleifer und einem jeden Fürsten immer gar leicht sein müßte, sich bei allem Eigensinne vor aller Sorge, aller Noth und aller Schande zu bewahren. Auch das Dasein unsers Geschlechts würde in Gefahr gesetzt, wenn die Verirrungen unsrer Selbstsucht im gesellschaftlichen Leben nicht in den starken Gefühlen unsrer Selbsterhaltung ein Gegengewicht fänden.

Das ist so wahr, daß selbst die Dorfschulzen die Welt schon zur Wüste gemacht hätten, wenn die Gewaltsamkeit, mit der sie in den Rauchwinkeln ihrer Schenkstuben sich eine Allgewalt anmaßen, nicht in der Stärke der ersten Grundgefühle unsrer Natur ein allgemeines und sichres Gegengewicht finden würde.

Was die Schulzen mit den Schenkstuben, das probiren Könige mit dem Scepter, Eroberer mit dem Schwert, Pinsel mit Schwatzen, Pfaffen mit Klöstern, Edelleute mit Schlössern, Obrigkeiten mit Kammern, kurz ein jeder mit der Eigenheit der physischen Kraft, die in seiner Hand ist.

Das Unrecht der Welt endet daher allenthalben nur durch Gewalt.

Thierischer Unsinn weicht keinem Recht, und gesellschaftlicher Unsinn ist nichts anderes, als gesellschaftlich verstärkter und gesellschaftlich organisirter thierischer Unsinn.

Sollte um deswillen Wahrheit und Recht meinem Geschlechte gar nichts sein?

Sollte es unbedingt wahr sein, daß alle Vorfälle des Lebens für dasselbe allgemein nur Zauberauftritte seien, die ihm den innern Unterschied aller Dinge mit einem undurchdringlichen Nebel umhüllen?

Nein auch dieses ist nicht so, wenn schon Wahrheit und Recht dem Menschen nicht von selbst in die Hand fallen, so ist es um deswillen doch nicht wahr, daß er Wahrheit und Recht gar nicht in seine Hand bringen kann.

Nein, das Modewort unsrer Zeit: Was nutzt alles Forschen nach Wahrheit und Recht, es kommt doch nichts dabei heraus, ist nicht Wahrheit, es ist nur ein Stoßseufzer unsrer Verlegenheit und unsrer Abneigung gegen Wahrheit und Recht, insofern sie uns nicht dient.

Auch wenn wir uns nur ein wenig umsehen, wer von jeher die Leute gewesen, die dieses Modewort unserer Zeit am meisten im Munde geführt haben und noch heute im Munde führen, so zeigt es sich allgemein, daß die Meisten von ihnen sicher ihren Tisch ändern müßten, wenn man von dem, was sie notiren, einregistriren, controliren, ausfertigen, besiegeln, beloben, befehlen und predigen, etwas in der Nähe untersuchen dürfte, ob es weiß oder schwarz ist.

Aber solche Menschen sind insoweit alle zu den Lügen ihres Thiersinns eigen gestempelt. Ihre Stimme entscheidet deswegen in Rücksicht auf die Kraft des Menschengeschlechts für Wahrheit und Recht gar nichts. Wir kennen ihr Lirumlarum, wir wissen, was ihr Dudeldumdei will.

Ehrliche Leute rufen so wenig in den Haufen: Ihr seid alle Narren, als: Ihr seid alle Canaillen.

Aber das Menschengeschlecht ist in Sachen, die seinen Tisch ändern könnten, nicht ehrlich, selten ist es der Mensch. In Rücksicht auf die Kraft des Menschengeschlechts für Wahrheit und Recht ist so viel wahr:

Wir sehen alle Tage Leute, die jeden Vorfall des Lebens, der sie nahe berührt, mit offenen ruhigen Sinnen, wie er wirklich ist, ins Auge fassen. Wir sehen aber freilich auch solche, die täglich in den wesentlichsten Angelegenheiten ihres Lebens wie im Rausch handeln, und mit zerstreuten Sinnen und mit einem unruhigen zerrütteten Innern beinahe Alles, was weiß ist, wirklich für schwarz, und was schwarz ist, wirklich für weiß ansehen. Aber die einen sind so wenig allgemein mit ihrem offnen Kopf, als die andern mit ihrem Brett vor der Stirne auf die Welt gekommen.

Wahrheit und Recht ist für unser Geschlecht, insofern es blos thierisch handelt, blos physische Kraft ist, freilich gar nichts.

Wahrheit und Recht ist ihm nur etwas, insofern es sich etwas daraus macht, insofern es nicht blos thierisch handelt, nicht blos physische Kraft ist. Die Frage, warum mein Geschlecht also im Jammer der Rechtlosigkeit und im Elend innerer Zerrüttung dahin gehe, indessen einzelne Menschen sich zu einer merklichen Höhe bürgerlicher Glückseligkeit und innerer Veredelung erheben, schien mir jetzt sich also aufzulösen: Der Mensch ist rechtlos und zerrüttet, weil er sich aus Wahrheit und Recht nichts macht.

Aber er findet Wahrheit, wenn er Wahrheit sucht.

Er hat ein Recht, wenn er eines will.

Der Mensch ist also durch seinen Willen sehend, aber auch durch seinen Willen blind. Er ist durch seinen Willen frei und durch seinen Willen Sklav. Er ist durch seinen Willen redlich und durch seinen Willen ein Schurke. Dieser Gesichtspunkt veranlassete folgendes Gespräch:

Die innere Gleichheit der menschlichen Verirrungen.

Er. Hat der Mensch den festen und reinen Willen, durch den er zur Wahrheit und zum Recht zu gelangen vermag, wenn er empfindet, denkt und handelt, wie er ohne allen Zwang und Gewalt immer thut?

Ich. Das ist nicht möglich.

Er. Warum?

Ich. Weil er in diesem Fall in seinem Empfinden, Denken und Handeln ganz von dem Punkt ausgeht, auf welchem mein Geschlecht in wirklicher Unempfänglichkeit für Wahrheit und Recht blos thierisch dahin geht.

Er. Wohin muß aber diese Beschaffenheit meiner selbst mich in allen Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens hinführen?

Ich Zur Untreue am gesellschaftlichen Recht.

Er. Worin besteht diese Untreue?

Ich. In der Unredlichkeit, die Entsagung des Rechts der bluttriefenden Freiheit der Naturverwilderung nur zu heucheln, im Grund aber mitten in der bürgerlichen Gesellschaft das gewaltthätige, blutdürstige Raubthier zu bleiben, das der Mensch im thierischen Verderben seiner Naturverwilderung im Walde ist.

Er. Wie äußert der Mensch diese Untreue auf dem Thron?

Ich. Durch Neigung zur Tyrannei.

Er. Gesteht aber der Mensch auf dem Thron diese Neigung zur Tyrannei?

Ich. Nichts weniger.

Er. Wie heißt er dieselbe?

Ich. Festigkeit in der Erhaltung seiner hoheitlichen, seiner Souveränitäts-, seiner Kronrechte, und wie die hohen Namen alle heißen.

Er. Wie äußert der Mensch diese Untreue unter dem Strohdach?

Ich. Durch Neigung zur Anarchie, zur Standesauflösung, zum Sansculottism.

Er. Aber gesteht er unter dem Strohdach seine Neigung zur Anarchie und zur Standesauflösung?

Ich. Nichts weniger.

Er. Wie heißt er dieselbe?

Ich. Sorgfalt für Menschenrechte, für Freiheit, für Gleichheit, und wie die schönen Namen alle heißen.

Er. Wie äußert der Patrizier diese Untreue am gesellschaftlichen Recht?

Ich. Durch Neigung zur Oligarchie.

Er. Gesteht aber der Patrizier diese Neigung zur Oligarchie?

Ich. Nichts weniger.

Er. Wie heißt er dieselbe?

Ich. Neigung zur Aristokratie.

Er. Und wenn das böse Leben der Oligarchie den zum Blendwerk dargeworfenen Namen Aristokratie auch bei der blinden Menge gebrandmarkt hat, wie heißt er dann seine Untreue am gesellschaftlichen Recht?

Ich. Wie es kommt, bald landesherrliche Sorgfalt, landesherrliche Treue.

Er. Wie äußert der Edelmann diese Untreue am gesellschaftlichen Recht?

Ich. Durch Verfeinerung aller Heillosigkeiten unter dem Strohdach, durch Wild- und Jagdverschwendung, und durch Tracasserien seiner Amtleute mit seinen Wirthshäusern, Mühlen, mit seinem Maß und Gewicht, kurz mit allen Eigenheiten der amtlichen Manier in Behandlung der herrschaftlichen Einkünfte.

Er. Gesteht aber der Edelmann in diesem Fall, daß er ein so heilloser Mensch ist, wie sein verdorbener Bauer?

Ich. Nichts weniger.

Er. Wie heißt er seine Heillosigkeit?

Ich. Standesmäßige Aufführung.

Er. Gesteht aber sein Amtmann diese Untreue am gesellschaftlichen Recht?

Ich. Gott behüte!

Er. Wie redet er von derselben?

Ich. Als von seiner großen Treue und Sorgfalt in der Verwaltung der herrschaftlichen Gefälle, die sich alle auf heitere klare Rechte, auf vormundschaftliche Rechte, auf Schirmrechte, auf Lehnsrechte, Canzleirechte, Zollrechte, Wegrechte, Zehentrechte, Frohnrechte, Lieferungsrechte, Jagdrechte, Fischrechte, Weidrechte u. s. w. gründen und alle vollkommen in der Ordnung seien, daß auch kein Mensch im geringsten daran zu zweifeln habe.

Er. Und der Kaufmann und der Handwerker, wie äußern diese ihre Neigung zum gesellschaftlichen Unrecht?

Ich. Durch Vorliebe zu Monopolien.

Er. Was ist ein Monopol?

Ich. Ich denke soviel als eine Bemächtigung, irgend eine Sache mit gesellschaftlich unrechtmäßiger Beschränkung seiner Nebenmenschen benutzen zu dürfen.

Er. Also wäre ein Monopolist so ziemlich ein in der bürgerlichen Gesellschaft privilegirtes Naturthier?

Ich. Ich denke nicht viel anders.

Er. Und die Cyklopen, die mit ihrer Keule zu todt schlugen, was in der Nähe ihrer Höhlen zu weiden wagte, wären also die ersten Monopolisten?

Ich. Ja; aber doch privilegirten diese dennoch sich selber und waren also in ihrer eigenen Sache selber Richter, die neuern gehn doch nicht so völlig via facti zu Werke, sie lassen wohl auch ganz nahe an ihrem Wege leben, was lebt, und mögen zu Zeiten, wenn sie bei guter Laune sind, es noch gar wohl leiden, wenn sich etwa ein braver Mann bei ihnen um ein Stück Brod meldet; das macht doch einen großen Unterschied zwischen ihnen und den einäugigen Menschenfressern.

Er. Es macht einen Unterschied, aber wir wollen ihn nicht zu genau entwickeln. Wie äußert sich die Untreue an dem gesellschaftlichen Recht bei dem Gelehrten?

Ich. Durch Streit und Zank, vorzüglich aber durch das Hungergewäsch ihrer unbehelflichen Seelen.

Er. Wie heißen sie ihren Streit und Zank?

Ich. Eifer für Wahrheit und Recht.

Er. Und das Hungergewäsch ihrer unbehelflichen Seelen?

Ich. Geistesprodukt.

Er. Und die Geistlichen, wie äußern diese ihre Untreue am gesellschaftlichen Recht?

Ich. Durch Schlaf und Herrschsucht, durch Einmischung und durch ihre allerunterthänigste Unterthänigkeit.

Er. Wie heißen sie ihre Schlafsucht?

Ich. Ruhe in Gott.
Er. Und ihre Herrschsucht?
Ich. Königliches Priesterthum.
Er. Und ihre Einmischung?
Ich. Heilige Pflichttreue.
Er. Und ihre allerunterthänigste Unterthänigkeit?
Ich. Nachfolge eines Mannes, der zwar freilich der Ordnung der Welt bis in den Tod gehorsam war, aber seinen Rücken dennoch nie vor Unrecht, Anmaßungen und Heuchelei bog.

Er. Sind aber diese Anmaßungen der Untreue unsers Geschlechts an Wahrheit und Recht allgemein etwas anderes, als Folgen des Uebergewichts unserer thierischen Neigung, mitten in der bürgerlichen Gesellschaft also zu leben, wie der Mensch ohne allen Zwang und Gewalt im Wald lebt?

Ich. Sie sind allgemein nichts anderes, als Folgen der Heillosigkeit im Gebrauch jeder gesellschaftlichen Kraft zu diesem Zweck; daher ist die Neigung des Königs zur Tyrannei, und die Neigung des Bauern zur Anarchie in ihrem Wesen die nämliche Sache, daher spricht der Oligarch und der Sansculott aus einem Munde, daher sind die Heillosigkeiten des adeligen Landlebens bloße Verfeinerungen der Heillosigkeiten unter dem Strohdach und eben so die Tracasserien des Amtmanns mit den Tracasserien des Geistlichen, und hinwieder die monopolischen Großsprechereien der Kaufleute mit den monopolischen Gewaltthätigkeiten und den Innungsarmseligkeiten der gelehrten Republik eine und eben dieselbe Sache.

Erste Darlegung meines wesentlichsten Gesichtspunkts.

Es ward mir immer heiterer: Der Mensch, oder vielmehr ich selbst stelle mir Wahrheit und Recht wesentlich ungleich vor, wenn ich empfinde, denke und handle, wie der Mensch ohne Zwang und Gewalt immer empfindet, denkt und handelt — oder wenn ich empfinde, denke und handle,

wie der Mensch durch die Kunst und den Zwang des bürgerlichen Lebens zu empfinden, zu denken und zu handeln lernt.

Oder endlich, wenn ich empfinde, denke und handle, wie ich soll, wenn ich meine innere Unabhängigkeit von meiner thierischen Begierlichkeit und von meinen gesellschaftlichen Ansprüchen als das Fundament meines Urtheils über Wahrheit und Recht anerkenne.

Es schien mir heller: Wahrheit und Recht kommen mir in einem ungleichen Licht vor, wenn ich meinen Instinkt — oder wenn ich meine bürgerlichen Anmaßungen — oder wenn ich die Uebereinstimmung mit dem Edelsten, Besten, das ich zu erkennen vermag, in mir selbst zum Fundament meines Urtheils über Wahrheit und Recht anerkenne. Ich glaubte jetzt, ich müßte den Aufschluß der Widersprüche, die in meiner Natur zu liegen scheinen, in diesem wesentlichen Unterschied der Vorstellungsart von Wahrheit und Recht, deren meine Natur fähig ist, suchen.

Nähere Bestimmung dieses wesentlichen Gesichtspunkts.

Ich nahm also an, der Mensch, oder vielmehr ich selbst, stelle mir die Welt auf drei verschiedene Arten vor, und deswegen sei die Vorstellung von Wahrheit und Recht in mir selbst in Folge dieser dreifachen Gesichtspunkte wesentlich verschieden; ich erschaffe mir durch einen jeden derselben in mir selbst eine für denselben aufschließend passende Vorstellung von Wahrheit und Recht.

Also habe ich in mir selbst eine thierische Wahrheit, das ist, ich habe in mir selbst eine Kraft, alle Dinge dieser Welt als ein für mich selbst bestehendes Thier anzusehen.

Ich habe eine gesellschaftliche Wahrheit, das ist, ich habe eine Kraft, alle Dinge dieser Welt, als ein mit seinem Nebenmenschen in Vertrag und Verkommniß stehendes Geschöpf anzusehen.

Ich habe eine sittliche Wahrheit, das ist, ich habe eine Kraft, alle Dinge dieser Welt unabhängig von meinen

thierischen Bedürfnissen und von meinen gesellschaftlichen Verhältnissen gänzlich nur in dem Gesichtspunkt, was selbige zu meiner innern Veredelung beitragen, ins Auge zu fassen.

Also habe ich hinwieder ein thierisches Recht, das ist, es entspringt aus der Art und Weise, wie ich alle Dinge dieser Welt als ein für mich selbst bestehendes Thier ansehe, ein allgemeines, unwillkürliches und einfaches Bedürfniß, auf dieselben, zu Folge dieses Gesichtspunkts, einen thierischen Anspruch zu machen.

Ich habe ein gesellschaftliches Recht, das ist, es entspringt aus der Art und Weise, wie ich alle Dinge dieser Welt als ein in Verkommnisse und Vertrag stehendes Geschöpf ansehe, ein allgemeines, unwillkürliches und einfaches Gefühl, wie ich auf alle diese Dinge im Gefolg dieses Gesichtspunktes Ansprüche machen darf und Ansprüche machen soll.

Ich habe ein sittliches Recht, das ist, es entspringt aus der Art und Weise, wie ich alle Dinge dieser Welt unabhängig von meinen thierischen Bedürfnissen und gesellschaftlichen Verhältnissen ins Auge fasse, ein allgemeines, unwillkürliches und einfaches Gefühl, daß ich alle diese Dinge gänzlich nur nach dem Maßstab ihres Einflusses auf meine innere Veredelung begehren oder verwerfen soll.

So wie meine Vorstellungen von Wahrheit und Recht in mir selbst eine Folge meines thierischen Instinkts, oder meiner gesellschaftlichen Ansprüche, oder meiner sittlichen Kraft sind, also bin ich in mir selbst ein dreifach verschiedenes, ein thierisches, ein gesellschaftliches und ein sittliches Wesen, und eben so finde ich in diesem dreifachen Unterschied meiner selbst, gegen mich selbst, gegen andere, und gegen alles was ist, den Grund, warum ich mir bei gewissen Ansprüchen, die ich in mir selbst nähre, vorstelle, sie gründeten sich auf ein Naturrecht; bei andern, sie gründeten sich auf ein gesellschaftliches, und wieder bei andern, sie gründeten sich auf ein sittliches Recht.

Und die Frage: Was ist Naturrecht. — Was ist ge-

sellschaftliches Recht — Was ist sittliches Recht? schien mir jetzt nichts anderes sagen zu wollen, als: Was macht die dreifach verschiedene Vorstellungsart von Wahrheit und Recht deren meine Natur fähig ist, in jedem Fall aus mir selber?

Was bin ich, wenn die Welt meiner sinnlichen Begierlichkeit ohne Rücksicht auf den gesellschaftlichen Zustand ins Auge fällt?

Was bin ich, wenn die Welt meiner sinnlichen Begierlichkeit mit Rücksicht auf diesen Zustand ins Auge fällt?

Was bin ich, wenn selbige mir blos in Rücksicht auf meine innere Veredelung ins Auge fällt?

Ich nahm also für wahr an, der erste Zustand sei der Naturstand, der zweite der gesellschaftliche, und der dritte der sittliche, und faßte nun den Menschen in diesen dreifachen verschiedenen Gesichtspunkten ins Auge.

Was bin ich im Naturstand?

Die Art, wie die Welt mir, wenn ich mir dieselbe mitten in der bürgerlichen Gesellschaft lebend als ein für mich selbst bestehendes Thier vorstelle, ist gar nicht die nämliche mit derjenigen, wie ich mir dieselbe im wirklichen Naturstand meines Geschlechts vorstellen kann und vorstellen muß.

Naturstand, im wahren Sinn des Worts, ist der höchste Grad thierischer Unverdorbenheit.

Der Mensch in diesem Zustand ist ein reines Kind seines Instinkts, der ihn einfach und harmlos zu jedem Sinnengenuß hinführt.

Voll Wohlwollen liebt er seine Gaselle, seine Marmotte, sein Weib, sein Kind, seinen Hund, sein Pferd, er weiß nicht, was Gott und was Sünde ist, einen Teufel fürchtet er leicht,[5]) Licht, Wald und Flur sind ihm heilig, wie sie Gott schuf, die aufgebrochne Erde ist ihm ein Fluch, er wechselt seine Stunden zwischen Schlaf und Sinnengenuß; Trunkenheit des Geistes, Leerheit des Kopfes und das Versinken in taumelndes Träumen ist ihm Wonne des Lebens; er liebt Spiel, Wein, Mädchen und Märchen; den fremden

Mann führt er in seine Hütte und frägt ihn, nachdem er gegessen und getrunken, woher er komme und wie es in seinem Land gehe; für den morgenden Tag steht er dir heute nicht vom Stuhl auf, er gibt seine einzige Kuh für gläserne Korallen und das Leben des künftigen Jahres kauft er dir nicht um die Pfeife Tabak, die er im Munde hat.

So lebt er auf der ganzen Erde, wenn er ohne Anstrengung Sinnengenuß und ohne Sorgen Sicherheit findet.

Aber wir nennen ihn doch noch Naturmensch, wenn er seinen Sinnengenuß längst mit Anstrengung und seine Sicherheit längst mit Sorgen erkauft hat. Er wirft jetzt den Wurfspieß, mit dem er den Feind tödtet, zur täglichen Uebung an die Wand, er achtet seinen Bogen höher, als Weib und Kind, wir nennen ihn doch noch Naturmensch.

Jünglinge versammeln sich hinter ihm in Reihen, er führt sie zum Streit an, wir nennen ihn doch noch Naturmensch. Jetzt ist in seinem Busen kein Wohlwollen mehr, sein Weib ist seine Sklavin, der schwächere Mann sein Knecht; wir heißen ihn doch noch Naturmensch.

Wer ihm im Wege steht, den tödtet er, wer ihm ausweicht, der muß ihm dienen; wir heißen ihn doch noch Naturmensch.

Er kennt jetzt die unsterblichen Götter, aber er sagt mit den Cyclopen: Wir sind besser als sie; wir nennen ihn doch noch Naturmensch.

Die Welt, die ihn umgibt, zittert vor seiner Stirn, sein Wille ist seines Nachbars Gesetz, er behauptet ihn mit Geißel, mit Schwert, mit bindenden Stricken, er jagt das genossene Weib und den erzeugten Sohn aus seiner Höhle; noch nennen wir den Barbaren Naturmensch.

Jetzt ist ihm Berg und Flur nicht mehr heilig, wie sie Gott schuf, die aufgebrochene Erde kein Fluch mehr; soweit er den schwächern Mann fliehen gemacht, nimmt er die Erde in Anspruch, das heißt, er nimmt sie zuerst ganz und theilt dann, was ihm weder zum Nutzen, noch zur Lust dient, zu Lehn und um Zins aus.

Jetzt nennen wir ihn nicht mehr Naturmensch; wenn der Ochs am Pfluge geht und der Mensch um des Zinses willen, den er von der Erde, die er baut, zahlen muß, vor der Sonne aufsteht, so sagen wir: Er ist in den gesellschaftlichen Zustand hinübergegangen.

Er geht zwar nicht einzig auf diesem Wege in denselben hinüber; wenn in Asiens fetten Weiden die Stämme der unbefleckten Hirten sich mehren, so marken sie ihre Weiden oft friedlich, bauen den milden Boden zufrieden und einig, werden arm und reich, kennen Eigenthum und Recht ohne die Gewaltsverhärtung unserer Zeit; sie gehorchen dem Mann, der die Vorwelt gesehen; oft lehren auch Sänger das träge Geschlecht Arbeit und Fleiß und sich fürchten vor dem heiligen Blut.

Immer enden wir in unsern Begriffen den Naturstand erst da, wo der Zustand unsers Geschlechts in einem hohen Grad verwickelt und mühselig zu werden anfängt.

Bis auf diesen Punkt nennen wir den Menschen in unendlich verschiedenen Abstufungen seines Daseins immer Naturmensch.

Aber wir theilen ihn in diesen Abstufungen in den verdorbenen nnd unverdorbenen Naturmenschen.

So lange er einfach und harmlos an der Hand des Instinkts leichten Sinnengenuß findet, nennen wir ihn einen unverdorbenen Naturmenschen; wenn er aber diesen Sinnengenuß nicht mehr sorgenlos und leicht findet, und dadurch seine Harmlosigkeit und sein thierisches Wohlwollen dahin geht, so heißen wir ihn einen verdorbenen Naturmenschen.

Aber wir setzen die Grenzen der Unverdorbenheit des Naturmenschen zu weit und bestimmen den Anfang seines Verderbens nicht richtig. Wir nennen ihn noch lange Naturmensch, wenn die Art und Weise, wie die Welt seiner thierischen Begierlichkeit ins Auge fällt, schon längst durch Rücksichten auf den gesellschaftlichen Zustand bestimmt sind.

In allen Epochen seines thierischen Verderbens bis an

die Grenzen der gänzlichen Unterjochung seines Instinkts unter anerkannte und ausgesprochene Gesetze des gesellschaftlichen Zustandes, bis an die Grenzen wo Könige, Gesetze, Schwert und Beruf ihm den Instinkt bis an seine Wurzel auslöschen, bis an die Grenzen, in welchen er der vollendeten Schiefheit und Verhärtung des gesellschaftlichen Zustands unterliegt, nennen wir ihn immer Naturmensch.

Aber worin besteht denn die Unverdorbenheit des Naturmenschen, von was für einem Punkt seines Daseins geht sie aus? und was ist ihr Wesen? Sie geht unstreitig von der Behaglichkeit aus, die allgemein aus der leichten Befriedigung unserer Wünsche, die ohne Anstrengung, ohne Schmerz, ohne Abhänglichkeit von irgend einer unsichern Sache und von irgend einem unsichern Willen Platz hat, entspringt.

Aber ist ein solcher Zustand unsers Geschlechts denkbar? Lebten die Menschen jemals in gänzlicher Unkunde des Uebels? — ohne Besorgnisse, ohne Mißtrauen, und ohne Abhänglichkeit von irgend einer unsichern Sache, von irgend einem fremden Willen?

Diese Frage ist die nämliche mit derjenigen: Gibt es einen Zeitpunkt, in welchem der Kinderzustand des Menschen ganz rein ist? das ist, in welchem das Kind ganz ohne Kenntniß des Uebels, des Schmerzes, des Hungers, also ganz ohne Leiden, ohne Besorgnisse, ohne Mißtrauen und ohne Abhänglichkeits- und Unsicherheitsgefühl in der Welt lebte?

Allerdings gibt es einen solchen Zustand, es ist der Augenblick, in welchem das Kind auf die Welt kommt.

Aber sowie dieser Augenblick da ist, so ist er vorüber.

Beim ersten weinenden Laut ist der Punkt schon überschritten, von der die thierische Harmlosigkeit des Kindes eigentlich ausgeht.

Von diesem ersten Laut an entfernt sich das Kind mit jedem Gefühl eines unbefriedigten Bedürfnisses, eines unerfüllten Wunsches, eines jeden Schmerzes immer weiter von diesem Punkt ins Unendliche.

Sowie seine Erfahrungen wachsen, kommt es in Proportionen, die sich immer verdoppeln, von dem Punkt weg, von dem die Reinheit seiner Unschuld eigentlich ausgeht.

Also der Mensch, wie er aus der Hand der Natur kommt, ist er ganz Unschuld, und es scheint unstreitig, die innere Reinheit seiner Natur und die wirkliche Unverdorbenheit derselben geht von dem Punkt dieser Unschuld aus, den wir freilich an ihm nur ahnen, aber nicht kennen. Sie waren bei ihm, wie beim Kinde, in dem Augenblick da, da es ganz ohne Kunde des Uebels lebte; sowie sie da war, ging sie vorüber; mit der Erkenntniß des ersten Irrthums, der ersten Täuschung war der Punkt schon überschritten, von der die Unverdorbenheit seiner Natur eigentlich ausgeht.

Von diesem Augenblick an entfernt sich der Mensch, wie das Kind, mit jedem Irrthum, mit jeder Täuschung, immer weiter von diesem Punkt bis ins Unendliche.

Sowie seine Erfahrungen wachsen, sowie er das vergangene Uebel kennt, das zukünftige fürchtet und vom gegenwärtigen leidet, also kommt er in Proportionen, die sich immer verdoppeln, von dem Punkt weg, auf dem die Unverdorbenheit seiner Natur eigentlich ruht. Unser thierisches Verderben entspringt aus allem dem, was dem guten Zustand unsers thierischen Daseins entgegen steht.

Wir sind aber als Thiermenschen nicht blos dann verdorben, wenn wir einen Höker haben und lahm sind, sondern auch, wenn wir die Fähigkeit verloren haben, in Sachen, die unser thierisches Wohlsein betreffen, als Thiermenschen richtig zu urtheilen, als solche uns kraftvoll und consequent zu helfen und als solche unsere Tage beruhigt und wonnevoll zu verträumen.

Das thierische Verderben unserer Natur fängt also von dem Punkt an, wo der Takt unserer thierischen Natur, der Instinkt, und die Saite unserer thierischen Harmonie, unser thierisches Wohlwöllen, anfängt in uns kraftlos und unsicher zu werden.

Die Unverdorbenheit meiner thierischen Natur wäre folglich das Befinden meiner selbst in dem Zeitpunkt, in welchem weder mein Instinkt, noch mein Wohlwollen in mir angefangen hatten, ihre Kraft zu verlieren.

Ich habe eine Art Bewußtsein des wirklichen Daseins eines solchen Zeitpunkts.

Ich besitze eine Fähigkeit, mich selbst im Genuß der vollen Kraft meines Instinkts und der ganzen Reinheit meines Wohlwollens zu denken, wie ich mich, wenn ich einen Arm oder ein Bein im Mutterleib verloren hätte, dennoch im Besitz dieses Gliedes denken könnte.

Durch diese Fähigkeit erzeuge ich in mir selbst das Bild der Unschuld, die ich verloren, das ist: eine Vorstellung von der Beschaffenheit meiner selbst außer meinem Verderben. Diese Unschuld aber fällt mir in einem gedoppelten Gesichtspunkt ins Auge.

Im ersten, wie ich beschaffen sein würde, wenn der Eindruck des Uebels gar nicht auf mich gewirkt hätte;

Im andern, wie ich beschaffen sein würde, wenn der Eindruck des Uebels wieder in mir ausgelöscht wäre.

Wenn ich dann mit dem letzten Gesichtspunkt die Kraft verbinde, zu streben nach dem Edelsten, Besten, das ich erkenne und das ich suchen soll, so wird dieses Bild der Unschuld in mir das Ziel der Vollkommenheit, wonach ich strebe, das ist, das Fundament meines sittlichen Zustandes.

Aber niemals kann es das Fundament meines gesellschaftlichen Rechts sein.

Es läßt sich an den Punkt, von welchem die Unverdorbenheit des Naturstandes eigentlich ausgeht, so wenig ein Begriff eines Rechts anknüpfen, als an denjenigen, von welchem die Harmlosigkeit des Kinderstandes eigentlich ausgeht.

Ohne Bewußtsein des Unrechts kommt der Begriff des Rechts, und ohne Leiden des Unrechts das Gefühl des Rechts nicht in meine Seele.

Daher ist jeder Rechtsbegriff ein gesellschaftlicher Begriff, und jedes Rechtsgefühl ein gesellschaftliches Gefühl,

und also der Begriff eines Naturrechts, rein genommen, nichts anderes, als eine Täuschung. Da sich aber das gesellschaftliche Gefühl des Rechts wirklich an die äußersten uns bekannten Grenzen, von denen der Zustand unser selbst, den wir Naturmensch heißen, ausgeht, anschließt, so heißen wir jeden Begriff des gesellschaftlichen Rechts, insofern wir ihn als diesen Grenzen nahe stehend anerkennen, ein Naturrecht.

Dieses Naturrecht aber ist nichts anderes, als eine einfache Folge des Gefühls, daß die Einrichtungen, Verkommnisse und Verträge des gesellschaftlichen Lebens alle auf Regeln und Grundsätzen ruhen sollen, die mit unserer unverdorbenen Natur, das ist, mit uns selbst, insofern das thierische Wohlwollen unserer Natur noch nicht in uns selbst zu Grund gerichtet, übereinstimmend sind.

Wir wollen nämlich, daß der Mittelbegriff zwischen jeder Forderung und jeder Schuldigkeit, das ist, unsere Vorstellung von Recht und Pflicht auf Gründen ruhen, die dem Edelsten, Besten, das wir zu erkennen vermögen, nicht widersprechen. Dieser Wille in uns selbst ist also die Quelle dessen, was wir Naturrecht heißen.

Aber das Naturrecht, oder vielmehr die gesellschaftlichen Begriffe, die wir Naturrecht heißen, sind gar nicht die Quelle dieses Willens. Es liegt von diesem Recht im unentwickelten thierischen Menschen bestimmt und allgemein gar nichts, als der Trieb zur Selbsterhaltung. Die Art und Weise aber, wie dieser Trieb unser Geschlecht durch seine Erfahrungen zu Gefühlen und Neigungen hinführt, die mit dem, was wir Naturrecht heißen, gänzlich übereinstimmen, ist diese:

Vermöge dieser stärksten aller meiner Triebe empört sich das Innerste meiner Natur gegen Alles, von dem ich zu erkennen vermag, daß selbiges mittelbar oder unmittelbar meinem thierischen Wohlstand und meinem thierischen Dasein Gefahr und Nachtheil bringen könnte:

Dadurch lerne ich die mich in dieser Welt umgebenden Gefahren kennen.

Unzweideutige Erfahrungen überzeugen mich, daß mein Geschlecht im gesellschaftlichen Zustand fähig ist, auf eine solche Art gegen mich zu handeln, wie ich nach dem thierischen Wohlwollen, wovon wenigstens immer noch eine Regung in meiner Brust bleibt, mich nicht fähig glaube, gegen meinen Nebenmenschen handeln zu können:

Dadurch führt meine Selbstsucht mich ganz einfach und nothwendig auf den Begriff, es wäre gut, daß keiner von dem andern eine feindselige Handlungsweise zu befahren hätte.

Ich kann nicht anders, wenn ich den getödteten Mann vor meiner Thür sehe, so führt mich meine Selbstsucht bei seinem Anblick selber unwillkürlich und nothwendig auf den Gedanken, die Menschen könnten mich tödten, wie sie ihn getödtet haben. Dieser Gedanke ruft einen zweiten: es wäre gut, daß keiner getödtet würde, ich nicht, und er nicht. Und dieser, in Verbindung mit dem thierischen Wohlwollen, bringt dann nothwendig die Gemüthsstimmung hervor, in welcher der Mensch alsdann durch seine Selbstsucht selber das gesellschaftliche Gebot, du sollst nicht tödten, erschafft.

Er hebt es aber eben durch diese Selbstsucht augenblicklich wieder auf, sobald es mit den starken Gefühlen seiner wahren oder geglaubten Selbsterhaltung in Streit kommt.

Gewiß ist dieses Gebot, so wenig als jeder Begriff des von uns so geheißnen Naturrechts ganz und gar keine Folge eines von den Grundgefühlen unserer thierischen Selbsterhaltung unabhängigen und selbstständigen in uns liegenden Gefühls von irgend einem Recht.

Der Trieb der Selbsterhaltung ist wesentlich individuell; ohne gesellschaftliche Erfahrungen ist er von dem Gefühl der Theilnehmung, so wie von dem Begriff von Recht und Unrecht gänzlich entblößt, er wird aber theilnehmend, insofern gesellschaftliche Erfahrungen ihn durch Vereinigung der Gefühle unserer Selbstsucht und unsers Wohlwollens theilnehmend machen. Der

Begriff eines Naturrechts kommt also offenbar als eine Folge von Gefahren zum Vorschein, von denen beunruhigt, wir den Mangel eines Rechts in der Welt, zugleich aber auch eine Kraft in uns selbst zu erkennen vermögen, ein solches durch unsern Willen zu erschaffen.

Eben dieses ist auch vom gesellschaftlichen Vertrag wahr. Ursprünglich liegt von demselben in uns selbst nichts, als eine Kraft zu empfinden, daß kein solcher Vertrag in der Natur ist, daß wir aber eine Kraft besitzen, einen solchen durch unsern Willen in die Natur hineinzubringen.

Das Gefühl des Unrechtleidens ist der Boden, aus dem der Begriff des Rechts im menschlichen Geist entkeimet.

Deswegen ist die individuelle Beschaffenheit dieses Gefühls für den Menschen von der ersten Wichtigkeit, seine Wahrheits- und Rechtsempfänglichkeit ist gänzlich eine Folge der Unverdorbenheit, oder vielmehr des guten Zustands dieses Gefühls.[6])

Wenn die Eindrücke des Unrechtleidens sich in meinem Innersten mit Wohlwollen und mit einem Bestreben nach Vollkommenheit verbinden, so erzeugen sie in mir reine Begriffe von Wahrheit und Recht, ich kann dann nicht anders, ich biete meinem Geschlecht freundlich die Hände.

Wenn dieses aber nicht ist, wenn mein Gefühl beim Unrechtleiden in meinem Innersten ohne Wohlwollen tobt und mit keinem Streben nach innerer Veredelung verbunden ist, so erzeugt mein leisestes Ahnen, daß mir Unrecht geschehen könnte, jede Greuelthat, deren meine Natur fähig ist.

Der thierische, sowie der gesellschaftliche Mensch, erlaubt sich alles Unrecht, damit ihm nicht Unrecht geschehen könne.

Auch die Repräsentation der Gesellschaft, die Regierung, thut das nämliche, sie ist im Augenblick gewaltsam und grausam, wenn sie fürchtet Unrecht zu leiden.

Die gesellschaftliche Bildung als solche schützt das Innere meines Wesens nicht vor den einfachen Folgen meiner thierischen Selbstsucht.

Nur als sittliches Wesen vermag ich mich selbst durch meinen Willen dahin zu erheben, lieber Unrecht zu leiden, als Unrecht zu thun.

Als thierisches Wesen verhärtet mich die entfernteste Ahnung des Unrechtleidens.

Als solches verwildere ich beim wirklichen Unrechtleiden; als sittliches Wesen werde ich durch die Ahnung und durch das Leiden des Unrechts weise und sanft.

Was bin ich im gesellschaftlichen Zustand?

Der gesellschaftliche Zustand besteht wesentlich in Einschränkungen des Naturstandes.

Aber der Mensch schränkt die Wonne dieses Standes nicht ein, bis er muß, und er muß es nicht, bis er in diesem Stand tief verdorben und sein thierisches Wohlwollen in demselben dahin ist.

Er tritt also, in seinen Grundlagen verhärtet, als ein verdorbener Naturmensch in den gesellschaftlichen Zustand.

Er hat auch beim Uebergang in denselben den bestimmten Zweck, die Folgen, die sein thierisches Verderben auf seine thierische Glückseligkeit hat, zu mildern und sich durch die Schranken dieses Zustands sicher zu stellen, die Bedürfnisse seiner thierischen Natur sich leichter, sicherer, befriedigender zu verschaffen, als er selbige bei der Vorstellungsart, die ihm in diesem Zustand möglich ist, sich in der Freiheit des Naturlebens verschaffen könnte.

Auch braucht der Mensch im gesellschaftlichen Zustand zur Erreichung seines Zwecks keine andern Mittel, als diejenigen, die er im Naturstand zur Befriedigung seines Instinkts auch gebraucht hat, thierische Kraft.

Aber diese Kraft ist durch sein thierisches Verderben, schon ehe er in diesen Zustand getreten, geschwächt und die Maßregeln der gesellschaftlichen Ordnung sind nichts weniger, als dazu gemacht, diese Kraft wieder herzustellen, im Gegentheil sie zernichten in ihrem Wesen die harmlose Behaglichkeit des Naturstandes, sie zerstören die Sorglosigkeit seines Allrechts, sie binden unser Dasein an einen schwer-

fälligen Verdienst und an ein mühseliges Leben; selbst indem sie unsere Genüsse vervielfältigen, erhöhen sie unsere Lasten und erheben Ungleichheiten, die wir im Naturstand kaum achten, zu den bittersten Gefühlen. Das alles hat auf den Zweck, um deswillen der Mensch in die bürgerliche Gesellschaft tritt, den entscheidenden Einfluß, daß er denselben durch diesen Schritt nicht erhält.

Einfacher Genuß ist das Theil des Naturstandes.

Hoffen und Harren ist das Theil des gesellschaftlichen Lebens. Es kann nicht anders sein, die ganze Stellung des gesellschaftlichen Lebens ruht auf Vorstellungen von Sachen, die im Grund eigentlich nicht da sind, das ist, sie ist Repräsentation. Eigenthum, Erwerb, Beruf, Obrigkeit, Gesetze, sind alles künstliche Mittel, meine thierische Natur beim Mangel thierischer Freiheit dennoch zu befriedigen.

Eigenthum ist Repräsentation meiner Naturkraft zu meiner Erhaltung. Gesetz, Obrigkeit, Repräsentation meiner Naturkraft zu meiner Beschützung.

Was dem Wilden seine Keule, das ist dem Schneider seine Nadel, dem Schreiber seine Feder, dem Kaufmann seine Kniffe, dem Bauer seine Heerde, dem Edelmann sein Land, dem König seine Krone.

Aber welch ein Unterschied zwischen dem thierischen Genuß, wenn ich sorgenlos zwischen ewigen Gewürzen lebe, und wenn ich um ein halbes Procent mit einem Juden keife, oder meinem Amtmann hundert Bauern für das künftige Jahr für einige hundert Gulden höher versteigere.

Welch ein Unterschied zwischen dem Genuß, wenn ich, froh und stark, jeden Tag sicher mein Wild finde und sorgenlos durch Berg und Thal reite, einen Mann zu jagen, der einen Mantel hat, den ich brauchen kann, und aller Last der Jahrsconto, der Danksagungsadressen, und selber der Rathhausstellen und der ehrbaren Reinlichkeit! Der Naturmensch weiß nicht, was er durch diesen Uebergang verliert, dieser Schritt ist für ihn vollends die Wirkung einer Täuschung.

GENERAL LIBRARY University of MICHIGAN

Er sucht thierischen Genuß und verliert in dieser Rücksicht unendlich.

Die Unbehaglichkeit, die er flieht, wird das Fundament des Lebens, in das er sich stürzt. Er will die Wonne des verlornen Naturlebens wieder herstellen, dafür wird der eine ein Schneider, der andre gelehrt, einer treibt dafür Esel über den Berg, ein anderer Bauern in den Wald, einer putzt dafür dem andern den Bart, einer sucht diese Wonne mit dem Kopfe, ein anderer mit dem Herzen, einer mit Künsten gegen den Kopf, ein anderer mit Künsten gegen das Herz. Schon in diesem Unterschied liegen unsägliche Quellen der Unbehaglichkeit unsers Geschlechts. Der Gelehrte hat von dem Scheitel bis zu den Füßen einen schwerfälligen Leib, der Schmied einen Arm, der stärker ist, als seine beiden Füße; der Schneider wackelt, wenn er geht und der Ackerbauer hat einen Schritt wie der Ochs, mit dem er pflügt.

Ob der Mensch will oder ob er nicht will, er ist im Joch des gesellschaftlichen Lebens gezwungen, das Glied am Leib und die Kraft der Seele, auf die ihm sein Brod und sein Haarpuder im gesellschaftlichen Zustand angewiesen sind, vorzugsweise und zum Nachtheil aller seiner übrigen Glieder und Kräfte zu gebrauchen.

Das geht so weit, daß viele Regenten sich auf solche Fundamente Register machen lassen, aus welchen zu ersehn, was für Subjekte aus ihren Unterthanen als vorzüglich gute Ohren, als vorzüglich gute Mundstücke, als vorzüglich gute Schreibmaschinen, als vorzüglich gute Blasbälge u. s. w. zu gebrauchen sind.

Zwar ist dann freilich auch gar oft so ein Brauchstück einer solchen Duodezmenschlichkeit an seinen übrigen Organen ganz lahm, dieses aber achtet man im gewöhnlichen Dienstleben unsers alternden Welttheils denn weiter auch gar nichts. Diese Nichtachtung kann freilich auch Folgen auf die Grundkräfte unserer Natur haben, indem wir gezwungen werden, aus unserer Nase, aus unserm Mund, unsern Ohren, und wohl auch aus unserm Hammer, aus unserm Ellenstab,

aus unsern Wappen und aus unserer Krone Alles in Allem zu machen.

Die allgemeine Schiefheit der Menschen, in allen bürgerlichen Verhältnissen und ihre allgemeine Verhärtung im gesellschaftlichen Zustand ist eine Folge der innern Verstümmelung der Naturkräfte unsers Geschlechts in diesem Stand.

Aus ihr entspringen die besondern Gefühle des esprit du corps in allen Verhältnissen: die Patriziergefühle, die Adeligengefühle, die Staats- und Rathsmännergefühle, und mit ihnen alle Arten bürgerlicher Anmaßungen, mit welchen der Mensch seine thierische Stellung im gesellschaftlichen Zustand, wie der Tiger seine Höhle, beschützt. — Diese Verirrungen gehen dann aber in hart und tief verkünstelten Klein- und Großstaaten oft auch sehr weit. — Guter Ausburger nicht blos fürstlich, sondern auch republikanisch beherrschter Staaten, wirf einen offenen, die Geschichte deines Landes nicht blos zu seiner Schein- und Trugehre verkünstelnden Blick auf die Thatsachen, die hierüber Licht geben können, und antworte: Was haben hie und da nicht selber Rathsherren kleiner Städte sich gegen Männer im Land erlaubt, die etwa gegen ihre Mitbürger die Aeußerung wagten, sie seien ihnen, den Rathsherren und Niemand in der Welt schuldig, in Sachen, die wider Gott, wider das Vaterland, und wider das Heil des Menschengeschlechts sein könnten, einen unbedingt blinden Gehorsam schuldig, oder gar, jeder von diesen Herren sollte in jedem Fall an Leib und Seele nüchtern sein, wenn er dazu berufen wird, auf seinem Stuhl über das Gut und Blut seiner Mitbürger abzusprechen. Doch selber zünftige Schneider sind nicht immer an Leib und Seele nüchtern, wenn es darum zu thun ist, über das Recht eines Mitschneiders, das dem ihrigen Eintrag thun könnte, zunftförmlich abzusprechen. Es ist in der Welt Alles gleich. Die Menschlichkeit eines Rathsherrn ist in Dingen, die mit der Selbstsucht seiner bürgerlichen Stellung in Streit kommen könnte, nicht kleiner, als die Menschlichkeit des Schneiders im gleichen Fall.

Der Vorsatz, die Ansprüche meiner thierischen Natur im gesellschaftlichen Zustand durch jede Kraft, die ich in meine Hand bringe, und durch jedes Rafinement, dessen meine Arglist fähig ist, gegen jedermänniglich zu behaupten, ruht auf dem allgemeinen Zweck, um dessenwillen der Mensch in die bürgerliche Gesellschaft tritt, und diesem Zweck ist jeder getreu, ich, der Schneider, der König, und alle, ein jeder nach seiner Lage und nach seiner Kraft.

Je größer diese Kraft, je größer ist auch der Reiz meiner thierischen Selbstsucht zu gewaltsamer Beschützung meiner thierischen Anmaßung. Daher die Uebel des gesellschaftlichen Zustandes immer in dem Grad steigen, als unverhältnißmäßige thierische Kräfte in demselben freien Spielraum finden.

Mein Geschlecht ist, als thierisches Wesen ins Aug gefaßt, allgemein nur bei einem gewissen Maß physischer Kräfte fähig, nicht Barbar, und nur bei einem gewissen Maß gesellschaftlicher Kräfte nicht Tyrann zu werden, das ist, sein wahres Verhältniß gegen seine Mitmenschen nicht zu verkennen.

Es ist schon an sich selbst wahr, daß das Wesen des gesellschaftlichen Zustandes das thierische Wohlwollen meiner Natur in mir schwächt; wenn dann noch zu diesem allgemeinen Grundübel dieses Zustandes ein großes Uebergewicht gesellschaftlicher Kräfte mitten in diesem Zustand einen ungezähmten Spielraum findet, wer kann die menschliche Natur kennen und glauben, daß es in der Welt anders aussehen sollte, als es wirklich darin aussieht?

Der gesellschaftliche Zustand ist in seinem Wesen eine Fortsetzung des Kriegs Aller gegen Alle, der im Verderben des Naturstandes anfängt und im gesellschaftlichen nur die Form ändert, aber um deswillen nicht mit weniger Leidenschaft geführt wird; im Gegentheil der Mensch führt ihn in diesem Zustand mit der ganzen Schiefheit und Härte seiner verstümmelten und unbefriedigten Natur.

Der gesellschaftliche Mensch als solcher sitzt auf dem Blut seines Instinkts und auf dem Grabe seines Wohl-

wollens, wie ein Mörder auf dem Blut seines Erschlagenen; sei er gewesen, wer er wolle, der Leichnam des Getödteten hat für ihn keinen Werth mehr; er zählt auf ihm seinen gefundenen Beutel.

Also sorgt der gesellschaftliche Held auf dem Leichnam des Instinkts für das gesellschaftliche Wohl und berechnet auf dem Grab des thierischen Wohlwollens die Finanzen des Staats.

Der thierische Heldensinn des gesellschaftlichen Lebens muß es hassen, wenn nur noch ein Schatten dieses Wohlwollens in den Fundamenten der bürgerlichen Einrichtungen spukt.

Er baut die ganze Ordnung der Welt auf psychologische Mittel, Wohlwollen und Zutrauen im Gang der Geschäfte außer Einfluß zu setzen. Und wenn man consequent ist und den Grundsatz von der Schädlichkeit des Wohlwollens und Zutrauens in den öffentlichen Angelegenheiten eben so gegen die Macht als wahr annimmt, wie man sie gegen das Volk als wahr erkennt, so ist man vollkommen in der Ordnung.

Die Regel gründet sich auf das unausweichliche Verderben, das der gesellschaftliche Zustand über unsere thierische Natur verhängt.

Aber sie ist Volkswahrheit, wie Regierungswahrheit; sie lebt im Gefühl der beherrschten Menge, wie im Gefühl der herrschenden Macht; deswegen ist auch die ihr widersprechende Regel: das Volk muß Zutrauen haben, ohne Zutrauen kann kein Volk bestehen — ohne die weise, rechtliche und menschliche Einschränkung, die auch im entgegengesetzten Fall statt hat, nicht wahr. Denn es läßt sich auch ohne eine weise, rechtliche und menschliche Einschränkung durchaus nicht behaupten, die Regierung müsse Zutrauen haben, ohne Zutrauen könne keine Regierung bestehen. Es ist bei einer gut organisirten Regierung gar nicht[7]) wesentlich, daß das Volk zum Personale der Regierung Zutrauen habe; aber das ist für die Erreichung des gesellschaftlichen Zwecks wesentlich, daß das

Volk zu dem Gesetz Zutrauen haben könne; das zwischen ihm und diesem Personale, um sein Recht gegen dasselbe zu sichern, da steht, oder wenigstens da stehen sollte.

Aber die Selbstsucht der Menschen am Platz sucht natürlich immer Alles auf, was ihre Lage gemächlicher, einträglicher und einflußvoller machen kann. Die allgemeine Seligpreisung dieses Zutrauens in unsern Tagen ist eigentlich nichts anderes, als ein Verkleisterungsmittel des wesentlichen Uebels unsers hinfälligen Zustandes, und ein Bonmot der Selbstsucht unserer comme il faut Klubisten, das gegen Vernunft und Erfahrung ebenso, wie gegen die ersten Fundamente des gesellschaftlichen Rechts gleich streitet, es ist nichts anderes, als eine Folge des Versinkens der gesellschaftlichen Menschheit in den Sumpf der Rechtlosigkeit. Es kommt aber aus diesem elenden Erschleichen gerade so viel heraus, als wenn ein Vater seine Kinder testamentlich dahin anweisen dürfte, von ihrem lieben ältesten Bruder ohne weitere Untersuchung und ohne weiteres Recht als ihr Erbtheil so viel anzunehmen, als dieser ihnen herauszugeben sich in seinem Gewissen verpflichtet finden würde, mit dem Zusatz, er werde nach seiner erprobten Redlichkeit nicht ermangeln, hierin gegen sie also zu handeln, wie er es vor Gott seinem Richter, dem er hierüber allein Rechenschaft zu geben habe und vor seinem verstorbenen Vater, der hierüber mit ihm bestimmte Abrede getroffen, werde verantworten können.

Das Personale der edelmüthigsten Regierung steht in seinem Naturgefühl dem Volke nicht näher, als liebe Geschwister einem ältesten sonst redlichen Bruder.

Als Privattugend sind Zutrauen und Wohlwollen ewig der liebliche Schatten der Unschuld, die wir verloren.

Aber mein Geschlecht als solches kann nichts weniger, als auf Unschuld Ansprüche machen, und wenn es im gesellschaftlichen Zustand umwölkt von ihrem Schatten einhergeht, so wandelt es in den Labyrinthen des Trugs, mit denen der Boden der gesellschaftlichen Erde bedeckt ist.

Es ist unstreitig, Zutrauen und Wohlwollen ist eine

Inconsequenz gegen das Wesen des gesellschaftlichen Zustands, und wenn die Sicherheit irgend einer bürgerlichen Einrichtung darauf gebaut wird, so wird die menschliche Tugend eine öffentliche Narrheit.

Freilich ist es wahr, wenn das Volk rechtlos ist, so ist das heitere Denken über diesen Gegenstand ihm und der öffentlichen Ruhe gefährlich. Wenn es aber nicht rechtlos ist, sondern ein Recht hat und Formen des Rechts, die es schützen, so darf es dann auch über diesen Punkt heiter denken. Das gesellschaftliche Recht sichert den Fortschritt der menschlichen Veredlung eben so allgemein, als ihn Rechtlosigkeit allgemein still stellt. Daher nimmt immer in dem Grad, als die Rechtlosigkeit in einem Lande groß ist, auch die sittliche Abstumpfung zu.

Ein rechtloses Volk muß durch die Loslassung der Argliſt und des Geizes und durch alle Verirrungen des Drucks und des Schimmers, des Genusses und des Mangels, der Freundlichkeit und des Schreckens, der Empfindsamkeit und der Unempfindlichkeit zur Dummheit zurückgezäumt und dahin gebracht werden, selber zu empfinden, wie elend es wäre, wenn es so, wie es ist, ein Recht kennte, ein Recht hätte und einem Recht anhänglich wäre.

Also wird dann freilich durch die Erschaffung einer abgestumpften Entmannung und einer niedergedrückten Kraftlosigkeit das Zutrauen zu einer jeden Regierung oder vielmehr ein schafmäßiges sich Ueberlassen an dieselbige, dem Volk ein wesentliches Bedürfniß; denn wahres Zutrauen hat in diesem Fall nicht Platz; dieses kettet sich nur an Recht und Sicherheit und läßt sich bei Rechtlosigkeit und Erschlaffung nicht denken. Die Macht als solche irrt sich über diesen Punkt nie, und sie denkt auf der ganzen Erde allenthalben sehr heiter über die Thorheit des Zutrauens in jeder öffentlichen Angelegenheit. Mißtrauen ist im Charakter der Macht; auch steht sie ohne diesen Zug in ihrem Standesgeist nicht leicht auf sicherm Boden; doch ist es gut, wenn sie täglich im Mantel des Wohlwollens umhergeht und es ist Segen für's Land, wenn sie diesen Mantel gern und mit

Würde trägt; indeſſen ſpiegelt die verdorbene Macht das Tragen dieſes Mantels, ſowie es der Edelmuth der Macht nie zu thun vermag. Es iſt auch natürlich, die verdorbene Macht hat ihn nöthig, ſich mit ihm zu bedecken. Das Volk kann ohne Empörung die Rechtloſigkeit der Macht nicht bis auf ihre Schamtheile entblößt vor ſeinen Augen ſehen; darum iſt auch das höchſte Verderben der Macht genöthigt, in gewiſſen Augenblicken von dem äußern Schein des Wohlwollens, ob ſie gleich ſein Weſen tief in ihrem Innern verachtet, einen in die Augen fallenden ſchimmernden Gebrauch zu machen.

Ein zweiter Fall, in dem ſie in der Hülle des Wohlwollens und Zutrauens erſcheint, iſt dieſer: Sie vergißt zu Zeiten in der Behaglichkeit ihrer Schäferſtunden, daß ſie Macht iſt, und nimmt im Taumel ſolcher Wonnetage den Sinnengenuß des thieriſchen Wohlwollens mit, wie ihre Geige, ihre Maitreſſe, ihre Trommeln und den ganzen Quark ihres menſchlichen Spiels.

Indeſſen glaubt ſie freilich in dieſem Falle nie, daß ihr Wohlwollen zu dieſem Quark gehöre.

Der thieriſch ſinnliche Menſch weiß es nie an ſich ſelber, wenn er aus Selbſtſucht handelt; die thieriſch ſinnliche Macht eben ſo wenig. Beide dichten ſich in allem ihrem Thun edlere Beweggründe an, als die, die ſie wirklich darin leiten, und beide ſind in dieſem Zuſtand unfähig, das Verderben der Reize zu erkennen, welche die Anſprüche an die Gegenſtände ihrer Leidenſchaft in ihrem Innerſten beleben. Daher glaubt die Macht auch in jedem Fall, ſie haſſe das Recht des Volks nicht, ſondern nur ſeinen Mißverſtand und ſeinen Mißbrauch, und auch dieſen nicht um ihrer ſelbſt, ſondern um des öffentlichen Wohles willen, und wenn ſie auch noch ſo empört über deinen Anſpruch mit dir im Streit iſt, ſo wird ſie dir immer antworten, ſie begehre für ſich nichts, ſie wolle gern Jedermann alle Freiheit und alles Recht laſſen, das ein jeder immer wünſchen könne, wenn es nur möglich wäre, aber ſie ſieht in jedem ſolchen Fall immer die ſchrecklichſten Gefahren, die es haben

müsse, wenn man Schwäche genug hätte, auch nur daran zu gedenken, den Wünschen des Volks nachzugeben und irgend ein Gefühl des Bedürfnisses einer wirklichen bürgerlichen Selbstständigkeit in ihm rege werden zu lassen, oder ihm auch nur einen Schatten einer ihm gesetzlich sichernden Rechtsform zu gestatten. Diese Sprache aber zu verstehen, mußt du darauf achten, wie sie sich benimmt, wenn die Sache ihres Dienstes Schritte fodert, deren Kühnheit und deren Gesetzlosigkeit das Land allerdings in Gefahr bringen könnte.

In diesem Fall wirst du sie immer auf blos mögliche Gefahren keine Rücksicht nehmen, sondern vielmehr ihre Gelüste immer standhaft durchsetzen sehen.

Aber hingegen wo sie bestimmt das Gegentheil von dem wünscht, was sie diplomatisch als ihren Willen und als ihre Meinung beurkundet, da handelt sie denn freilich gar nicht selten mit einer Großmutterängstlichkeit, die sich zu ihrem Backenbart und zu ihrer Stirn gar nicht schickt.

Sie sieht in diesem Fall immer Gespenster, an die sie in ihren Schäferstunden gar nicht glaubt, die sie aber in den Stunden ihrer Sorgen immer gern für das Volk in den Kalender setzt, sie wird auch in unsern Tagen in dem Bedürfniß, den Glauben an die Gespenster durch den Kalender zu befördern, trefflich bedient.

Die Kunst der Diplomatik und ihrer Kanzleien hat sich im Greisenalter des Welttheils mit der Kunst der Gelehrten, der Volksschriftsteller, der Kalendermacher vereinigt, die öffentliche Angelegenheit des Menschengeschlechts allgemein zu Gunsten der Macht in ein trügendes Licht zu setzen.

Unsere Väter verstanden es kaum, ihr bestes Recht zur Schau zu tragen, wie jetzt ein gemeiner Sekretär das schreiendeste Unrecht seiner Stelle als ihr hohes Recht und ihre große Gnade zur Schau zu tragen, Fertigkeit hat.

Aber diese Sekretärs-Kalendermacher- und Schriftstellerfertigkeiten, insofern sie also die Wahrheit und das Recht der leidenden Menge mit einem Nebel umhüllen, und das Unrecht der Gewalt in ein trügendes, schlummerndes Licht

setzen, und der Nationen Verblendung gegen sich selbst, sind alles Folgen der traurigen Wahrheit, daß die Verwirrung unserer alternden Staatskünste das Wesen unsers guten menschlichen Daseins verschlungen habe, und Sittlichkeit, häusliche Kraft und gesetzliches Recht allgemein dem glänzenden Elend der öffentlichen Staatsscheinordnung unterliegen müssen.

Sie sind alle Folgen der hieraus entstehenden bürgerlichen Entmannung aller Stände, der Aufhebung des Gleichgewichts aller innern Kräfte des Staats, sie sind Folgen der traurigen Wahrheit, daß wir nur öffentliche Menschen geworden sind und keine Privatmenschen mehr sein können.

Durch sie haben wir den süßen Namen Vaterland verloren und sind Staatsbürger geworden. Durch sie haben wir die gemäßigte Stimmung des obrigkeitlichen Ansehens verloren und ihr die kitzelnden Anmaßungen der Souveränitätsrechte unterschieben gelernt; durch sie ist der Heldensinn des Kabinetsgeistes, der dem letzten Nachfolger Ludwig XIV. sein Schicksal bereitete, bis in die Rathsstuben der reichsstädtischen Ehrbarkeit gedrungen und hat den Mann am Platz, auch in Verfassungen, die mit der französischen Monarchie gar keine Aehnlichkeit haben, dahin gebracht, mit der ganzen Staatskunst ihrer Kabinetskrümmungen und ihrer Kabinetsgewaltthätigkeiten regieren zu wollen, und die Individuen im Staat blos als Kopf, Nummer, Gewehr, kurz als ein todtes Verhältniß eines nur als Masse existirenden Wesens anzusehen.

Es ist aber für Europa wichtig, daß seine à la Louis XIV.-Existenz, oder vielmehr das Affenspiel ihrer armseligen und allgemeinen Nachahmung endlich sein Ziel finde und der Mensch im Vaterlande allgemein wieder vor sich selbst und vor seiner Obrigkeit als Er selbst erscheinen dürfe.

Ich will einige Züge der Schwäche und der Gesetzlosigkeit, zu welchen das Heldensystem eines solchen Hoheits- und Kabinetsgeistes die thierischen Neigungen der Gewalthaber in unserm Welttheil so vielseitig hingelenkt haben, entwerfen,

und ſelbige mit den Geſinnungen und dem Betragen einer wahrhaft geſetzlichen Gemüthsſtimmung und einer wahrhaft rechtlichen Handlungsweiſe des gemäßigten bürgerlichen Regierungsanſehens in Vergleichung ſetzen.

Die geſetzloſe Gewalt glaubt, ſie ſei ſelber das Geſetz, ſie wähnt, Geſetz und Recht liege in ihr, wie die Eier in den Hühnern.

Was der Unterthan im Schweiß ſeines Angeſichts verdient und was ihm Gott in ſeiner Gnade gibt, das meint ſie ſeien alles ihre Eier.

Wenn ſie den Wohlſtand im Lande ſieht, ſo ſpricht ſie, die Hand auf dem Wanſt, ich habe ihn mit Schmerzen geboren, und wenn es übel im Lande geht, ſo ſagt ſie, den Zeigefinger über die Naſe: Die gottloſen Leute, ich habe ſie treulich gewarnt, aber wer vermag etwas wider den, der im Himmel regiert?

Das geſellſchaftliche Recht nicht alſo, wenn es ſchon im Lande gut geht, ſo glaubt es doch nicht, daß es darum übel gehen müſſe, wenn die Macht ſchon nicht über die Geſetze erhoben und das Recht des Volks ſchon nicht in der Hand der Willkür wäre. Es meint gar nicht, daß der gute Zuſtand des Menſchengeſchlechts auf das gedoppelte Elend des Dienſtbrodes und Gnadenbrodes gebaut werden müſſe.

Es erkennt, daß derſelbe auf den Verdienſt des ſelbſtſtändigen Mannes und auf die Kraft und Wahrheit eines geſicherten geſellſchaftlichen Rechts gebaut werden ſoll.

Der Kabinetsgeiſt der franzöſiſchen Politik oder die willkürliche Gewalt hingegen will das Menſchengeſchlecht nur am Dienſttiſch ſehen, nur mit Gnadenbrod füttern.

Die Macht iſt deshalb auch in ihrer höchſten Spannung für die Erhaltung des behaglichen Luſtlebens ihrer Willkür, ſo lange ſie auf ihrem Thron das ihr entgegenſtehende Recht als einen Schemel zu ihren Füßen liegen ſieht, von Herzen gern eine hochgeſchmückte, angebetete Mutter der Gnaden; aber ſie wird dadurch nichts weniger als ein Vater irgend eines geſetzlichen Rechts. Sie haßt das Recht bis auf ſeinen

Namen. Wenn die Spur eines ſolchen Anſpruchs auf dem Wege iſt, du kennſt die Mutter der Gnaden nicht mehr, ſie ſteht dann unter ihren Kindern, wie die Engländer in Indien. Sie kennt dann die Kinder nicht mehr, ſie ſieht dann nur Volk und im Volk den Feind ihres Thierſinns, der ihr nicht für die Welt, geſchweige für das dumme Zeug, das das Volksrecht heißt, feil iſt.

Das geſellſchaftliche Recht macht Treue und Wahrheit zur gegenſeitigen Pflicht aller geſellſchaftlich vereinigten Menſchen. Der Heldenſinn der franzöſiſchen Staatskünſte meint freilich auch, alles ſei ihm Treue und Wahrheit ſchuldig, er aber Niemand. Das geſellſchaftliche Recht weiß, daß aller Menſchen Augen ſehen, aller Menſchen Ohren hören und aller Menſchen Köpfe denken ſollen, nach ihrer Kraft und nach ihrer Nothdurft. Das geſellſchaftliche Unrecht hingegen meint, ſeine Augen ſähen für alle, ſeine Ohren hörten für alle, und ſein Schädel denke für alle.

Das geſellſchaftliche Recht gründet die Selbſtſtändigkeit des Staats auf die Selbſtſtändigkeit des Bürgers, und den Reichthum des Staats auf den ſichern Wohlſtand der Individuen. Aber die geſetzloſe Gewalt gründet die Selbſtſtändigkeit des Staats auf den willenloſen Gehorſam eines rechtloſen Volks, und den Nationalreichthum auf die Leichtigkeit der Eingriffe in die Taſche der Bürger.

Ein ſolcher Reichthum aber iſt dann auch hors des lois, und eine ſolche Selbſtſtändigkeit hors de foi.

Das geſellſchaftliche Recht kennt kein Ganzes, als in den Individuen, und keine geſellſchaftliche Vollkommenheit des Ganzen, die auf das geſellſchaftliche Verderben der Individuen gegründet iſt.

Aber auf dem Schleichwege der Uſurpation wittert man überall Gräber und fürchtet, wenn von der geſellſchaftlichen Selbſtſtändigkeit der Individuen die Rede iſt, nichts ſo ſehr, als einen offenen Rath.

Das geſellſchaftliche Recht kennt die Schwäche und das Verderben der Grundkräfte unſerer thieriſchen Natur im geſellſchaftlichen Zuſtand, und ſchont denſelben, wie ein

Menſch ſeine Eingeweide, wenn er weiß, daß ſie krank ſind. Aber das geſellſchaftliche Unrecht weiß nichts von dieſer Schonung, es iſt ihm gar nichts daran gelegen, daß die Eingeweide des Volks geſund ſeien. Im Gegentheil, es fürchtet das Mark in den Gebeinen des Mannes, und findet im Geruch der Verweſung des Volks die Sicherheit ihres Dienſtes.

Das geſellſchaftliche Recht erkennt in der Macht den Mittelpunkt aller phyſiſchen, das iſt, aller thieriſchen Kraft, folglich auch aller thieriſchen Leidenſchaft, und gibt deswegen die heiligen Worte: Schuldig oder Unſchuldig, ſo wenig als das Gut und das Blut des Volks in die Hand ihrer ungezähmten und unbeſchränkten Willkür, es erkennt den Anſpruch der Macht an willkürliche Gewalt, als eine unzweideutige und pſychologiſch nothwendige Folge des freien Spiels ihres Thierſinns, und unterwirft das Recht des Volks in keinem Fall der Selbſtſucht und dem Selbſtbetrug ihres Verderbens. Der allgemeine Grund des geſellſchaftlichen Zuſtandes und vorzüglich der individuellen Gefühle meines Geſchlechts im Beſitz unverhältnißmäßiger geſellſchaftlicher Kräfte fordern dieſe Vorſicht unumgänglich.

Die Macht läßt es freilich nie an ſich kommen, daß ſie in dieſem Fall iſt und begehrt, in jedem Anſpruch ex plenitudine potestatis, wie der H. Vater ex plenitudine sanctitatis, daß das Volk ſie für parteiiſch anerkenne, und geberdet ſich allemal, wenn dieſes gegen ihre himmelreine Unſchuld und Unparteilichkeit einen Zweifel zu äußern wagt, wie auch Se. Heiligkeit es gethan haben, da einſt ihre Söhne, unſre Väter, an ſeiner allerheiligſten Unſchuld und an ſeiner unbezweifelten Unparteilichkeit zu zweifeln anfingen. Indeſſen fanden ſie doch damals, wie wir jetzt, der Papſt und die Macht ſpreche in dieſem Falle in ihrer eigenen Sache und die menſchliche Natur zeuge laut wider den Spruch ihrer beiderſeitigen Selbſtſucht. Wer ſagt, daß er unparteiiſch Anſprüche mache, der ſagt, daß er gelüſte, ohne daß er wolle, und das können die Menſchen nicht, die wir kennen, darum glaubten es unſere Väter dem Papſt nicht

und darum glauben wir es der Macht nicht, so heilig beide es uns auch zusichern.

Jede Macht kennt den Grund der Hartgläubigkeit des Menschengeschlechts über diesen Gegenstand ganz wohl. Sie hat deshalb auch in ihrer Verlegenheit, in der sie sich befindet, keine größere Angelegenheit, als das Zutrauen des Volks an ihre Weisheit und Güte, vorzüglich aber an den Reichthum ihrer Gnadenfülle in dem Grad zu befördern, als sie durch die Umstände der Zeit dahin getrieben wird, um der nun einmal bestehenden Ordnung willen und von der Sorge der Selbsterhaltung gedrängt, nun für einmal widerrechtlich und gewaltsam handeln zu müssen. So wie sie durch Betrachtungen dieser Art ihre Ceremonienexistenz auf die Spitze gestellt und dadurch sich in Verlegenheit sieht, wird sie dann auch vermöge ihrer Natur immer lebhafter und thätiger im Geist der alten französischen Politik, alle Wahrheit und alles Recht, das ihrer Selbstsucht entgegen steht, unwirksam zu machen, und besonders alle Formen zu entkräften suchen, durch welche ihre Vorfahren gesetzlich gezwungen worden, die Worte schuldig oder unschuldig in dem Munde der anspruchlosen Unparteilichkeit zu lassen. Der alte Ueberrest dieser alle Staatskunst zugrundrichtenden Staatsmännerkunst vermag es nicht anders.

Aber das gesellschaftliche Recht, der ächte Magistraturgeist, der ächte ständische, der ächte Parlaments-, der ächte deutsche Regierungsgeist erhebt sich über diese Schwächen dieser alten französischen Selbstsucht.

Er sieht in den gesetzlichen Zwangsmitteln gegen seine Willkür eben sowohl, als in den gesetzlichen Zwangsmitteln gegen die Begierlichkeit des Volks die Sicherheit seiner rechtlichen Stellung und die Sicherheit der rechtlichen Stellung des Volks.

Er erkennt daher den Anspruch des Volks an Selbstständigkeit in seinem Recht, als einen wesentlichen Theil einer wirklich rechtmäßigen gesellschaftlichen Verfassung, und sucht im Gefolg dieser Ueberzeugung in jedem Fall demselben mit heiliger Sorgfalt die Rechte und Freiheiten und alle

pacta conventa aufrecht zu erhalten, die von frommen ernsten Vätern zur Sicherheit eines gesegneten und löblich gefreiten Zustandes ihrer Nachkommen in Urkunden verfaßt und bestimmt waren, Jahrhunderte da zu stehen als ein reiner gesellschaftlicher Wille gegen alles Unrecht und gegen alle Mummereien der Macht.

Und wenn es auch im Lauf der Zeiten geschieht, daß der Buchstabe solcher Urkunden dem Volke wirklich unnütz und sogar schädlich werden könnte, so forscht das gesellschaftliche Recht mit treuem offenem Ernst dem Geist und dem Wesen dieser Urkunden nach und trachtet den Grad der Ehrenfestigkeit, der Selbstständigkeit und des unkränkbaren rechtlich gesicherten Zustandes, den diese Urkunden für das Volk ansprechen, demselben auch dennoch zu erhalten, wenn der Buchstabe der Urkunde der Macht auch wirklich Gelegenheit und Entschuldigungsgründe an die Hand geben würde, auch das Wesen dieser Rechte mit ihrer veralterten Form unter den Tisch schlüpfen zu lassen.

Ich will mit der Aeußerung nichts weniger, als die Wahrheit entkräften, daß die Reize, diesen Grundsätzen entgegen zu handeln, vorzüglich in unsern Tagen, sehr groß sind, wo Recht und Gesetz auf der ganzen Weite unsers Welttheils das Wesentliche ihrer Kraft, den thierischen Reiz, selbige handhaben zu wollen, so vielseitig verloren haben.

Ich gestehe sogar, auch wo das Staatsgebäude in seinen innern Theilen noch nicht so morsch ist, als die meisten europäischen, kommt die menschliche Natur dem gesellschaftlichen Recht dennoch immer in die Quere. Der Mann am Platz hat immer gegen seine Mitbürger Kräfte in seiner Hand, deren Maß nicht sorgfältig genug mit den Kräften seiner Mitbürger abgemessen ist, und der Besitz unverhältnißmäßiger gesellschaftlicher Kräfte hat indessen in jedem Fall auf unser Geschlecht die entscheidende Wirkung, daß er gesellschaftlich unrechtmäßige Gelüste und Ansprüche, und zugleich mit ihnen die Täuschung in unserm Innersten

erzeugt, daß diese Gelüste und Ansprüche gesellschaftlich rechtmäßig seien. Also in den Fundamenten unsers Rechts, durch unsere Selbstsucht getäuscht, kommen wir im Besitz der Macht immer leichter dahin, altfranzösisch, und nicht altdeutsch regieren zu wollen, und werden durch die Gutmüthigkeit unsrer Schwäche und den Reichthum unsrer Zeit in unsrer Politik bis zur Bizarrerie inconsequent, wohlthätig und tyrannisch, raubsüchtig und barmherzig, blutdürstig und milde, billig und ungerecht, liebreich und mörderisch, alles durcheinander, je nachdem die Zeit und die Stunde.

Wir vergeben nämlich von dem, was wir selber für unser Recht erklären oder einmal dafür erklärt haben, nie etwas, und beschützen jede unverhältnißmäßige, thierische Kraft, die im gesellschaftlichen Zustande in unserer Hand ist, mit aller Gewaltsamkeit und mit aller List, deren unsere thierische Natur fähig ist, verbinden aber mit aller dieser staatsbürgerlichen Verhärtung dennoch, wo wir nur immer können, das thierische Wohlwollen, das beim Besitz großer thierischer Kräfte vorzügliche Reize für unsere eben so gemächliche als stolze, eben so träge als kühne, eben so matt sinnliche, als blutdürstige Natur hat. Der Cyklop streichelt die Widder und Schafe, die er melkt und schlachtet, und wenn der europäische Feudalherr das gerichtlich an seine Erdscholle angeschriebene Volk zu solchen Widdern und Schafen erniedrigt hat, so verbindet, wo nicht er selber, doch etwa seine Frau oder eine Tante das ernste Beharren auf allen, auch den kleinsten solcher Rechte zu Zeiten mit einer Christenmilde gegen die Unglücklichsten unter ihren rechtlosen Leuten, die von den Lehrern und Predigern der Nachbarschaft von allen Kanzeln als unübertreffliche Muster der höchsten menschlichen Tugend angepriesen wird.

Unsere thierische Natur vermag es nicht, im Besitz unverhältnißmäßiger gesellschaftlicher Kräfte ihr wahres Verhältniß gegen unsere Mitmenschen nicht zu mißkennen.

Solche Kräfte löschen das Gefühl unserer Personalschwäche, und die dieser Schwäche angemessene Mäßigung unserer thierischen Ansprüche in unserm Innern aus.

Das ist wahr, vom großen König bis auf den niedrigsten Büttel, der im Namen des Staats, als ein Unmensch, mit trotziger Gebehrde zu dem Unglücklichen kommt, der die drückenden Auflagen nicht erschwingen kann, und ihm sein kümmerliches tägliches Brod wegnimmt.

Der Mensch ist beim vollen Leben der thierischen Grundgefühle seiner Natur unfähig, gesellschaftlich gut, das ist, gesellschaftlich rechtlich zu regieren.

Er wird es nur durch die Kraft der Gesetze, die ihn im Besitz unverhältnißmäßiger gesellschaftlicher Kräfte in die Schranken des gesellschaftlichen Rechts hinein nöthigen.

Das Bedürfniß dieser Einschränkung ist im gesellschaftlichen Zustand um so wesentlicher, da die Ansprüche auf den Besitzstand in demselben im Innersten unserer Natur durch eben die Gefühle belebt werden, die die Ansprüche des einfachen Thierrechts und der einfachen Thierkraft im Verderben des Naturstandes beleben.

Allenthalben spricht der Mensch im bürgerlichen Leben das Monopol der Harmlosigkeit an. Lebe er in der sorglosen Kraft des Löwen, oder als ein um seine Nahrung bekümmerter Wolf, oder habe er vor Alter und vor Gram den Wolf und den Tiger abgelegt und geruhe jetzt sich als ein geladener Esel durch die Welt zu schleppen, in allen Fällen spricht er für sich selbst ein Recht an, das, wie das Bild der Ewigkeit, von ihm selbst ausgeht und in ihn selbst zurückkehrt.

Der Mensch geht, entweder durch thierische Unbehülflichkeit gezwungen, oder durch den Besitz überwiegender Kräfte gereizt, freiwillig in den gesellschaftlichen Zustand hinüber.

Im ersten Fall erscheint er in demselben furchtsam, kriechend, hinterlistig, und niederträchtig.

Im andern Fall kalt, anmaßlich, nach Gewalt lüstern, und wo er hierin Widerstand findet, trotzend, gewaltthätig, blutdürstend und grausam.

Dennoch erscheint er mitten in aller dieser Verschiedenheit, welche die zwei Grundquellen des gesellschaftlichen

Zustandes über ihn verhängen, in demselben wesentlich als das nämliche Geschöpf, welches er im einfachen ersten Verderben des Naturstandes schon anfing zu werden.

Alle seine gesellschaftlichen Angewöhnungen vermögen es nicht, die Neigungen seiner ursprünglichen blos thierischen Entwickelung in ihm auszulöschen. Auch da, wo König und Schwert, Gesetz und Beruf den Instinkt bis auf seine Wurzeln auszulöschen scheinen, auch da liebt der Mensch seine Marmotte, seine Gazelle, sein Kind, seinen Hund und sein Pferd. Leerheit des Geistes, und das Versinken in taumelndes Träumen ist ihm Wonne des Lebens, und er liebt alles was neu ist, und alles was glänzt. Dem Fuchsjäger im Bergschloß ist Wald und Flur heilig, wie sie sein Gott schuf, die aufgeworfene Erde ein Fluch.

Der Kaufmann führt den fremden Mann in sein Haus, und frägt ihn, nachdem er gegessen und getrunken, wie es in seinem Lande geht.

In jedem Stand und in jedem Alter findest du Leute, die dir für den morgenden Tag heute nicht vom Stuhl aufstehen, und das Glück eines künftigen Jahres nicht mit einer Pfeife Taback kaufen, die sie eben im Munde haben.

Auch königliche Kunst ist nicht im Stande, dem wesentlichen Geist des Naturlebens eine andere Richtung zu geben als diejenige, die er im mühseligen Koth des sklavischen Bauernlebens und in der freien Gaukelpfütze des Gauner- und Bettlerlebens auch nimmt.

Der Mensch wird durch alle Vortheile und durch alle Nachtheile des gesellschaftlichen Zustandes genau auf eben die Art modificirt, wie ihn die Vortheile oder Nachtheile des Natureinflusses selber modificiren.

Der Reichthum macht ihn schlapp, wie der Genuß der schwelgenden Natur. Monopolien und übel calculirte Standesrechte machen ihn barbarisch, wie die Riesenkraft, und die Mühseligkeit in der Wohnstube beugt seinen Nacken, wie die Mühseligkeit in Grüften und Höhlen, und wenn er im Besitz des Reichthums und der Macht gewaltsamer

erscheint, als in Abhängigkeit und Armuth, so ist dieser Unterschied nicht wesentlich; ein lahmer Affe und eine sterbende Katze nähren in ihrem Innersten eben die Gefühle, die diese Thiere in ihrem gesunden Zustande beleben. Die Grundlagen der menschlichen Natur bleiben in allen Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens immer die nämlichen.

Der Mensch als Geschlecht ist nur thierisch, und als thierisch sich immer gleich.

Deswegen ist auch die Selbstständigkeit, auf die der Mensch im gesellschaftlichen Leben Ansprüche macht, allgemein mit der ganzen Lebhaftigkeit seiner thierischen Naturgefühle belebt.

Das gesellschaftliche Recht sondert zwar freilich die Ansprüche meiner thierischen Natur von derjenigen meiner gesellschaftlichen Rechtlichkeit: aber meine Natur sondert sie nicht, und so wie die Kraft der Gesetzgebung meine Natur nicht bändigt, so verschlingt unsere thierische Selbstsucht allenthalben unsere gesellschaftliche Rechtlichkeit und führt uns mit starker Hand dahin, in allen Verhältnissen den Begriff unserer bürgerlichen Selbstständigkeit an die selbstsüchtigen Gefühle unserer besondern Lagen anzuketten.

Dadurch aber verengern wir unser Herz gegen alle wirkliche gesellschaftliche Wahrheit und gegen alles wirkliche gesellschaftliche Recht, und werfen mitten unter den rasendsten Ansprüchen an die ausschweifendsten gesellschaftlichen Genüsse das Fundament des gesellschaftlichen Rechts, die gesetzliche Selbstständigkeit des Bürgers, allgemein als ein nichtiges Zeug weg.

Sie ist uns mit dieser Stimmung allgemein für jeden Sinnengenuß feil; der Arme gibt sie für sein Brod, der Reiche für Spielwerk, das noch weniger als Brod werth ist. Der Mann am Platz verhandelt sie in seinem Stimmengewerb, der Pfaff opfert sie seiner Kutte, und im Streit der Macht und des Rechts hilft das Volk immer der erstern gegen das letztere, und schlägt für wenige Kreuzer des Tags im Dienst der Macht den rechtlichen Mann im Lande todt, sobald diese nur pfeift oder trompetet.

Naturfreiheit und gesellschaftliches Recht sind in unserm Geschlecht ewig im Kampf.

Der Aufrührer und der König, der Edelmann und der Jud, der Patricier und der Leibeigene streben alle nach den Monopolien der Naturfreiheit für sich und gegen alle Anderen.

Daher ruht das gesellschaftliche Recht, und mit ihm die bürgerliche Selbstständigkeit wesentlich auf einer die individuellen Ansprüche unserer thierischen Natur allgemein hemmenden Anordnung der Berufsbildung des bürgerlichen Menschen. Diese aber auf der Kunst, die innersten Gefühle meiner thierischen Natur zu Gunsten des gesellschaftlichen Rechts und der gesellschaftlichen Ordnung umzustimmen und zu verstümmeln.

Die Kunst dieser Verstümmlung aber ruht ganz auf den Gesetzen meiner thierischen Täuschung.

Der Thiersinn deiner Natur muß es nicht ahnen, daß du ihn schwächst, er muß glauben, du gebest ihm, was du ihm nur läßt, er muß nicht wissen, was du ihm nimmst; er muß dir nicht zuschreiben, was du ihn leiden machst, er muß das selber wünschen, wozu du ihn hinlenkst, und das, was du ihm zur andern Natur machst, kaum von dem unterscheiden, was in seiner ersten schon da war.

Anstrengung, Lebensordnung, des schlichte Wandeln im ewig gleichen Berufspfad muß ihm werden, was ihm sein Instinkt war.

Er muß es nicht ausstehen können, il faut qu'il se desole, wenn er außer dem Gleis seiner bürgerlichen Beschränkung wandelt.

Jeder Lebensgenuß muß in seiner getäuschten Vorstellung am Verdienst hangen, wie die Blüthe am Baum, und er muß gewohnt werden, den ganzen Sommer seines Lebens ruhig auf die Früchte seiner Arbeit zu warten, wie der Bauer seinen Sommer über auf das Reifen seiner Früchte wartet.

So und nicht anders machst du den Menschen zum Bürger. Es ist nicht leicht; die blutende Wunde, die du

seinem Thiersinn beibringest, muß beinahe heil sein, ehe er weiß, was links oder rechts ist; warteſt du bis alle Gefühle ſeiner thieriſchen Selbſtſucht und ſeines Trotzes in vollem Leben da ſtehen, mit dieſer Täuſchung, ſo haſt du den einzigen ſichern Zeitpunkt dieſer Täuſchung ungenützt vorbeigehen laſſen, und mußt dann unter Martern und Qualen zum Tode bringen, was du mit einem leichten Hauch hätteſt auslöſchen können.

Und wenn du dann nach den Geſetzen deiner ſittlichen Natur zu dieſem Ziel kommen willſt, ſo wirſt du dieſes nicht anders, als mit unendlicher Mühe höchſt unſicher erreichen.

Tauſendmal werden dich Mißmuth und Noth zu den Geſetzen deiner thieriſchen Natur zurücklenken, aber nur ſelten wird es nicht zu ſpät ſein.

Dieſe Verſtümmelung beim Menſchen, der zum vollen Leben ſeiner thieriſchen Kraft gereift, iſt beinahe nicht mehr möglich, ohne daß ſie ein Gift in ſeinem Innerſten erzeuge, das ſelten anders als mit dem Tode ſeiner Menſchlichkeit endet.

Vollendeſt du ſie aber durch eine weiſe menſchliche Täuſchung, ehe der Menſch weiß, was links oder rechts iſt, ſo baut dann die Kraft ſeiner thieriſchen Natur ſelber ihr Werk auf das Fundament deiner vollendeten Kunſt.

Die Grundwahrheit der thieriſchen Natur, das iſt, die Anſprüche meiner unverſtümmelten thieriſchen Kraft verſchwinden dann im Menſchen, ſoweit du ihn thieriſche Vorſtellungen, die dieſer Grundwahrheit ſeiner Natur entgegen ſtehen, unterſchoben haſt. Dann geht der Menſch im Joch des bürgerlichen Lebens einher, ohne die Wonne des Naturſtandes gekannt zu haben, und iſt durch ſeine Täuſchung befriedigt und im Stande, ſich ſelber mitten durch alle Beſchwerlichkeiten des bürgerlichen Lebens einen ihm befriedigenden Erſatz des nicht gekannten und nicht genoſſenen Naturſtandes zu verſchaffen, und die bildende Kraft des geſellſchaftlichen Zuſtandes mit allen ihren Vortheilen zu genießen, ohne durch das Bewußtſein des verlornen Natur-

ſtandes und ſeiner Reize ſich immerwährend gequält und unglücklich zu fühlen. Sein Verſtand iſt gebildet; er erkennt in demſelben einen ſicherern Führer ſeines Lebens, als ſeinen Inſtinkt, jedes Werk ſeiner Hände macht ihm Freude; was ihn ſchwer dünkt, befriedigt ihn höher; ſeine Laſten ſind Sorgen für die, ſo er liebt; die Ruhe ſeines Alters iſt ſicher; ſein Wille wirkt über ſein Grab.

Er ſchließt ſein Eigenthum mit einem Riegel, und die Welt hat kein Recht gegen dieſen Riegel.

Aber du haſt ihn getäuſcht.

Was kannſt du dafür, daß du ihn verſtümmeln mußteſt? Sollteſt du ihn durch deine Verſtümmelung raſend machen, damit er nicht getäuſcht werde?

Oder ſollteſt du ihn gar nicht verſtümmeln?

Könnte er da ſein und leben im geſellſchaftlichen Zuſtand ohne dieſe Verſtümmelung?

Es iſt nicht möglich, es bleibt keine Frage übrig, als dieſe: Muß ſie nach den Geſetzen meiner thieriſchen oder nach denjenigen meiner ſittlichen Natur erzielt werden?

Erzielt muß ſie ſein, oder der Menſch wird kein geſellſchaftliches Geſchöpf und lebt in der bürgerlichen Geſellſchaft als ein elender, verdorbener, unbrauchbarer Naturmenſch.

Aber wird der Menſch durch die Folgen dieſer Verſtümmelung vollendet? Wird er durch die Folgen ſeiner bürgerlichen Bildung und ſeines geſellſchaftlichen Rechts in ſeinem Innerſten beruhigt? Befriedigt auch der beſte geſellſchaftliche Zuſtand mein Geſchlecht zuverläſſig?

Wenn ich in meinem Stand und Beruf alles bin, was ich darin werden kann, wenn mein Glück durch mein Recht geſichert würde und ich ſelbſt dahin gelangte, wo ſo wenig Sterbliche gelangen, daß die Art und Weiſe, wie ich als Bürger die Welt anſehe, mit derjenigen, wie ſie mein Richter ins Auge faßt, die nämliche iſt; ſelbſt wenn ich den Irrthum und den Thierſinn der Macht, unter der ich ſtehe, vom Geſetz wie den meinigen beſchränkt ſehe und in jedem Streit meines unparteiiſchen Rechts ſicher bin, kurz, wenn

ich im vollen Sinne des Worts Bürger bin und das Wort meiner Väter, das im Munde ihrer Söhne erstickt, und durch mein Leben entweiht wurde, wenn das Wort meiner Väter: Freiheit — Freiheit — wieder laut schallen würde, im Mund glücklicher, ungekränkter, rechtlicher Menschen, wäre ich dann in meinem Innersten befriedigt? Ich sollte es denken, aber es ist nicht wahr, der Traum ist verschwunden, der mein Leben verschlang; das gesellschaftliche Recht befriedigt mich nicht, der gesellschaftliche Zustand vollendet mich nicht; ich vermag es so wenig, auf dem Punkt meiner bürgerlichen Ausbildung beruhigt stehen zu bleiben, als auf demjenigen des bloßen thierischen Sinnengenusses, ich bin in jedem Fall durch seine Ausbildung verstümmelt, Mißtrauen, Schiefheit und Unruhe ist in meine Seele gekommen, die kein gesellschaftliches Recht je ganz auslöscht.

Ich lebe als Thiermensch vollends unbefriedigt im gesellschaftlichen Zustand, der Genuß des Rechts ist für mein thierisches Wesen nur Schein. Für dieses ist nur die volle Kraft meines Instinkts und seiner unbeschränkten Freiheit wirkliches Recht. Dieses mangelt mir im bürgerlichen Leben ganz, ich finde mich deswegen in meinen thierischen Ansprüchen am Ende einer jeden bürgerlichen Laufbahn immer betrogen.

Der gesellschaftliche Zustand weckt in jedem Verhältniß Bedürfnisse, die er nicht befriedigt, und Neigungen, die er wieder erstickt.

Er löst das Fundament meiner thierischen Harmlosigkeit, die Harmonie meiner thierischen Kräfte in meinem Innersten auf und untergräbt dadurch das Fundament meiner thierischen Glückseligkeit in seinem Wesen. Ich gäbe Reichthum und Ehre, könnte ich diese thierische Harmonie und das Wohlwollen meiner Selbst wieder herstellen.

Ich kann es nicht. — Der Staat geht zu Grunde, wenn es da ist, und ich gehe zu Grunde, wenn es mangelt. Freiheit! Freiheit! auch du bist ein Kind dieser geopferten Harmonie meiner thierischen Kräfte, auch du ruhst auf

tiefem Verderben meiner Natur und auf dem ganzen Verluſt meines Inſtinkts und meines Wohlwollens.

Wäreſt du rein auf Erden*), lebte man deinen Grund-

*) Auch der reinſte geſellſchaftliche Freiheitsbegriff, inſofern er nur geſellſchaftlich iſt, iſt blos an ſich ein Regulativ meines thieriſchen Verderbens und ruht als ſolcher ganz auf dem Egoismus dieſes Verderbens. Sein Recht iſt aber an ſich nichts weniger als reines Recht, und ſeine Mittel an ſich ſelbſt ſind und müſſen, wie die Mittel der Macht, inſoweit bloße thieriſche Gewaltthätigkeit ſein.

Auch wirſt du ſie nie anders finden, das aber ändert ihren bürgerlichen Werth nicht, der geſellſchaftliche Zuſtand iſt in ſeinem Weſen ein Gewaltszuſtand und die Gewalt des geſellſchaftlichen Rechts iſt bei allem ſeinem Verderben und bei allem ſeinem Nachſtehen hinter der gewaltloſen Moralität dennoch unendlich mehr werth, als die Gewalt der Rechtloſigkeit.

Indeſſen iſt es gleich wahr, ein conſequentes Freiheitsregiment und ein conſequentes Deſpotenregiment gränzen in den Gewaltsmitteln aneinander.

Darum aber erſcheint die bürgerliche Freiheit auf Erden nie rein — ich ſage noch mehr, Freiheit, blos geſellſchaftlich calculirt, iſt für unſer Geſchlecht ein unmöglicher Zuſtand, auch erſchien ſie auf Erden noch nie in aller Blöße ihrer innern Wahrheit.

Wie ſie wirklich in der Welt erſcheint, iſt ſie wie alle wirkliche Formen der geſellſchaftlichen Ordnung, nirgend ein Werk eines reinen Calculs, ſondern immer ein Reſultat des Gemiſches meiner thieriſchen, geſellſchaftlichen, und ſittlichen Zwecke, nur ein Werk des Zufalls und die bürgerliche Freiheit, wie ſie wirklich in der Welt iſt, alſo diejenige, von der ich allein rede, iſt wie alle wirklichen Formen der geſellſchaftlichen Ordnung, nirgends ein Werk der reinen Vernunft, ſondern allenthalben ein Werk des Zufalls und meiſtentheils die Wirkung von Augenblicken, die das freie Spiel der individuellen Gelüſte der Menge gegen die individuellen Anmaßungen derer, die vor der Freiheitsepoche Meiſter im Lande waren, begünſtigen.

Der Royalism, der Ariſtokratism und der Demokratism ſind deswegen in ihrem Urſprung ſowohl, als in ihren Wirkungen auf die Gemüthsſtimmung und innere Endzwecke der Gewalthaber eine und eben dieſelbe Sache.

Allenthalben lenken ſie die Inhaber der Macht dahin, ihre individuellen Anſprüche an die Freiheit des Naturlebens ſo hoch zu ſpannen als möglich, und den ſchwächern Mann im Lande zu zwingen, zu ihren Gunſten eben dieſen Anſprüchen zu entſagen.

sätzen ganz consequent, du wärest erschrecklich, ich würde mich vor dir fürchten, wie vor einem Gespenst. Aber wo du auch bist, da bist du nirgends rein auf Erden, nirgends

---

Der innere Zweck des Royalism ist also Naturfreiheit des Königs seiner Familie und seines Dienstpersonale.

Der innere Zweck der Aristokratie ist Naturfreiheit der Senatoren, ihrer Familien und ihres Dienstpersonale.

Der innere Zweck der Demokratie ist dem Schein nach Naturfreiheit der Menge, bewirkt und erhalten durch die Dienstleistungen der Demagogen, in der Wahrheit aber Naturfreiheit der Demagogen, bewirkt und erhalten durch die Dienstleistungen der Menge.

Volksfreiheit, wie sie in der Welt als Staatsform zum Vorschein kam, ist beinahe fast ohne Ausnahme eine Folge der aufgeschreckten Volkskraft gegen die Ansprüche der Macht.

Demokratism ist als Regierungsform nicht Freiheit, sondern Regierungsform, und wird daher bei den Theilhabern der öffentlichen Macht mit eben dem Gefühl belebt, die dem reinen Recht des Menschengeschlechts auf den Thronen, in den Rathhäusern, in den Klöstern, und selber in den Fabrikstnben allenthalben in den Weg stehen.

Die Folgen, die das Gefühl des thierischen Uebergewichts über meine Nebenmenschen auf das Verderben meiner gesellschaftlichen Rechtlichkeit haben, sind im Demokratism, im Royalism und im Aristokratism die nämliche Sache.

Allenthalben endet der physische Gewalthaber, sein Name heiße wie er wolle, seine Maßregeln zu Beschützung seiner individuellen Ansprüche, wenn er diese in Gefahr glaubt, mit dem Schreckensystem, und mildet sein Schreckensystem wider durch Inconsequenzen gegen seine Grundsätze.

Die von Gott befreiten Staaten erliegen unter dieser menschlichen Schwäche, wie die von Gott in seinem ewigen Rath zur Regierung der Völker bestimmten Fürstensöhne und Töchter.

Jede Regierungsform steht vermöge ihres Wesens immer schwankend zwischen den selbstsüchtigen Ansprüchen unserer thierischen Natur und der Reinheit der öffentlichen Bedürfnisse und des öffentlichen Willens.

Alle Regierungen taugen deswegen immer nur insoweit etwas, als sie dem reinen Willen des öffentlichen Bedürfnisses ein sicheres Uebergewicht über die thierischen Ansprüche der Macht, in wessen Hand sie sich auch immer befinden mag, verschaffen.

Auch wird die Freiheit, oder welches eben soviel ist, der wirkliche Genuß des gesellschaftlichen Rechts dem Menschengeschlecht nur durch die Kraft von Gesetzen, die den Privategoismus der

in deinen Grundsätzen ganz consequent. Alle Folgen der bürgerlichen Freiheit beleben das thierische Wohlwollen wieder, auf dessen Grabstätte ihre Mutter, das gesellschaftliche Recht gebaut ist.

Allenthalben kommst du zu deinem Verderben mit allen Reizen dieses Wohlwollens belebt, zum Vorschein. Allenthalben wirst du durch eben die Vorstellungen belebt, durch welche das sittliche Recht, das dem Wesen deiner Härte den Tod droht, in mir erzeugt wird. Es ist meine Bestimmung, daß ich mich auf den Punkt meiner gesellschaftlichen Ausbildung so wenig vollendet glaube, als auf demjenigen des bloßen Sinnengenusses.

Die Lücke, die meine gesellschaftliche Verstümmelung in meine thierische Natur hineingebracht hat, fordert gebietend eine Ausfüllung, und hier ist es, wo sich die gesellschaftliche Kraft meiner Natur an die sittliche anschließt.

Die höchste Zierde meines thierischen Daseins, die Reinheit meines Instinkts und das auf demselben ruhende thierische Wohlwollen muß dahin gehen, um der höchsten Würde meiner Natur den freien menschlichen Willen und

---

Gewalthaber in jedem Staat mit Weisheit und Kraft im Zaum zu halten im Stand sind, versichert.

Die Möglichkeit dieses zu thun, oder welches eben soviel ist, das physische Uebergewicht des gesellschaftlichen Rechts gegen die physische Kraft gesellschaftlich unrechtmäßiger Ansprüche wird freilich fast immer nur im öffentlichen Getümmel erzeugt.

Es ist nichts anders möglich, die thierische Kraft des gesellschaftlichen Unrechts weicht dem gesellschaftlichen Recht nie, bis sie muß, das ist, bis sie thierisch dazu gezwungen wird.

Also ist die Geburtsstunde der Freiheit auf der ganzen Erde Mord und Gewalt.

Aber so lange diese dauert, ist die Freiheit freilich noch nicht da.

So wie sie wirklich da ist, erscheint sie immer als die erste Feindin der bürgerlichen Verwirrung, unter welcher sie erzeugt worden. Aber eben so erscheint sie, wie sie wirklich ist, als eine erklärte Feindin der vermummten List und der trügenden Ansprüche der sich so heißenden väterlichen Gewalt, mit denen der Thiersinn der Macht immer die ersten Schritte seiner wesentlichen unväterlichen Ansprüche umhüllt.

der auf demſelben ruhenden ſittlichen Kraft meiner Natur Platz zu machen.

Der Menſch muß auf den Trümmern ſeines Inſtinkts durch die Anſtrengung ſeiner verdorbenen Thierkraft die Erfahrungen ſammeln, die ihn von dem Irrthum und dem Unwerth ſeiner thieriſchen Natur allgemein überzeugen und dadurch zur Anerkennung des ſittlichen Rechts hinführen.

In dieſem Zuſtand, von beiden Seiten gedrängt, ein unbefriedigtes Opfer meiner Selbſtſucht und meiner Schwäche, entſpringt in meinem Innerſten ein neues Bedürfniß, deſſen Befriedigung mich zur Anerkennung der Pflicht hinführt, alles Verderben meiner thieriſchen Natur und meiner geſellſchaftlichen Verhärtung in mir ſelbſt auszulöſchen, und zu vertilgen.

Erhaben ſtehſt du in dieſem Augenblick vor mir, du meine Natur! die ich jammernd beweinte.

Auf den Trümmern meiner Selbſt lächle ich dir wieder, und auf dem Schutt ihrer Ruinen baue ich mich ſelbſt wieder auf zu einem beſſern Leben.

Auf dem Grabe meines thieriſchen Wohlwollens hebt das geſellſchaftliche Recht ſtolz und ſtark ſein hartes Haupt empor und baut auf dem Grabe meiner geſchwächten, liegenden thieriſchen Kraft ſich ſelbſt einen hohen Altar; aber die Göttin, die in meiner Natur thronte, ehe das geſellſchaftliche Recht auf der Welt war, lacht ſeines vermeſſenen Thuns. Von jedem Opfer auf ſeinem Altar fließt ein Balſam auf das Grab meiner geſchwächt liegenden, aber noch lebenden Kraft, die dann von dieſen Opfern ſelber geſtärkt zu einem neuen Leben wieder erwacht.

Es iſt in Wahrheit nicht anders — das geſellſchaftliche Recht tritt mit aller Härte ſeines Weſens das geſchwächte Wohlwollen meines verdorbenen Thierſinns vollends in Staub und baut auf das Fundament meiner zu Grund gerichteten Inſtinkte ſein Werk, ohne Rückſicht auf die geſchwächten Grundkräfte meiner Natur, dieſe aber, die in meinem Innerſten thronten, ehe das geſellſchaftliche Recht auf der Welt war, ſtärken ſich durch alle Folgen der bürger-

lichen Ordnung in meinem Innersten wieder und erheben mich mitten im Anschein meines tiefsten thierischen Verderbens zu der Kraft, mich selbst wieder herzustellen in meinem Verderben.

Zusatz zu diesem Abschnitt.

Der gute Zustand meiner thierischen Natur ruht wesentlich auf der Harmonie meiner thierischen Kraft mit meinen thierischen Begierden.

Ich bin daher in meinem unverdorbenen thierischen Zustand ein freundliches, gutmüthiges und wohlwollendes Geschöpf.

Sobald ich dieses nicht mehr bin, bin ich nicht mehr thierisch unverdorben.

Eben so ruht die wirkliche Freiheit meiner Natur auf dieser Harmonie meiner Kraft und meiner Begierde.

Es mangelt mir daher die wirkliche Freiheit meiner Natur immer in dem Grad, als ich thierisch verdorben bin, oder als ich um dieses Verderbens aufhören muß, ein friedliches, theilnehmendes und gutmüthiges Geschöpf zu sein.

Jede Nothwendigkeit, irgend eine thierische Kraft unverhältnißmäßig und erschöpfend anzustrengen, ist Quelle und Folge meines thierischen Verderbens und des daraus entspringenden Verlustes der wirklichen Freiheit meiner Natur. Schon das Gefühl des Bedürfnisses der Vereinigung fremder Kräfte mit den meinigen, schon dieses Gefühl ist Zeuge des Zurückstehens meiner thierischen Kraft gegen meine thierische Begierde.

So wie ich anderer bedarf, und sowie andere meiner bedürfen, ist das Fundament der wirklichen Freiheit meiner Natur schon untergraben. Der Mensch ist daher im gesellschaftlichen Zustand, der Beschaffenheit seiner selbst, die der wirklichen Freiheit seiner Natur wesentlich ist, nicht theilhaftig. Der gesellschaftliche Zustand kann in seinem Wesen nicht als ein freier, er muß wesentlich als ein rechtlicher Zustand angesehen werden.

Das, was wir in diesem Zustand Freiheit heißen, ist

eigentlich nichts weniger als Freiheit, es ist nichts weniger als eine reine Folge der Harmonie meiner Kraft mit meinen Begierden, nichts weniger als eine Folge von Umständen, Lagen und Verhältnissen, durch die ich an sich selbst ein friedliches, gutmüthiges und wohlwollendes Geschöpf werden kann. Würde das, was wir in diesem Zustand Freiheit heißen, die wirkliche Freiheit meiner Natur sein, so würde sie mich freilich an sich selbst friedlich, gutmüthig und theilnehmend machen, sie könnte nicht anders, sie würde auf der ungestörten Harmonie meiner Kraft mit meinen Begierden ruhen. Aber das, was wir in diesem Zustand Freiheit heißen, ruht gar nicht auf dieser Harmonie und hat an sich gar nicht diese Wirkung.

Die Grundstimmung der gesellschaftlichen Menschen als einer solchen ist wesentlich selbstsüchtig.

Der gesellschaftliche Zustand als solcher ist wesentlich vom Gefühl einer von Selbstsucht reinen Theilnehmung entblößt.

Der gesellschaftliche Mensch als solcher ist weder theilnehmend noch gerecht.

Er wird weder das eine noch das andere durch den thierischen individuellen Zweck seiner Gesellschaftlichkeit.

Die Freiheit, die der Mensch im gesellschaftlichen Zustand zu genießen im Stande ist, ist nichts anderes, als gesellschaftlicher Spielraum, sich für die Ansprüche und Genießungen der wirklichen Freiheit seiner Natur einen befriedigenden Ersatz verschaffen zu können.

Die Mittel zu diesem Zweck sind Erwerb, Eigenthum und Verdienst.

Alle diese Mittel aber sind als solche in ihrem Wesen von dem selbstsuchtlosen Gefühl der wirklichen Theilnehmung und des anmaßungslosen Wohlwollens gänzlich entblößt.

Die Kunst der Gesellschaft und nicht ihr Zweck macht den Menschen gerecht und theilnehmend, eben so ist es auch die Kunst der Freiheit und nicht ihr ursprünglicher Zweck, was beim Bürger Gemeingeist und Rechtlichkeit erzeugt.

Die Kunst der Gesellschaft ist aber offenbar nicht eine einfache Folge ihres Zweckes, sondern im Gegentheil eine Folge der Verirrungen, zu welchen der individuelle Zweck des gesellschaftlichen Menschen ihn in diesem Zustand allgemein hinführt. Ebenso ist die Kunst des Eigenthums, des Erwerbs und Verdienstes nichts weniger als eine Folge der Rechtlichkeit meines Geschlechts, sondern im Gegentheil der Verirrungen, zu welchen Erwerb, Eigenthum und Verdienst den Menschen durch die ersten Gefühle seiner Natur, das ist, durch das Wesen der wirklichen Freiheit seiner Natur allgemein hinreißen.

So wie es die ganze Weisheit einer tief wirkenden Gesetzgebung erfordert, beim gesellschaftlichen Menschen die Gefühle seiner verdorbenen Selbstsucht mit denjenigen seines abgeschwächten Wohlwollens zu vereinigen und ihm mitten in dem Verderben dieses Zustandes in einer freundlichen, gutmüthigen und wohlwollenden Stimmung zu erhalten; so fordert es eben diese Weisheit einer auf Erwerb, Eigenthum und Verdienst tiefwirkenden Gesetzgebung, um dem Menschen durch den Besitz bürgerlicher Rechte und Freiheiten zum Gemeingeist, zur Rechtlichkeit und zur Theilnehmung zu erheben. Sowie die Gesetzgebung die Gefühle meiner Selbstsucht und meines Wohlwollens im gesellschaftlichen Zustand in mir vereinigt, also ist sie in mir eine Quelle dieses Gemeingeistes, dieser Rechtlichkeit und dieser bürgerlichen Theilnahme.

Sowie sie diese Gefühle in mir trennt, also ist sie in mir Quelle meiner thierischen Verhärtung gegen Rechtlichkeit, Gemeingeist und bürgerliche Theilnahme.

Wenn wir also fragen, inwieweit und wie befördert das, was wir bürgerliche Freiheit heißen, Gemeingeist, Rechtlichkeit und bürgerliche Theilnahme, so fragen wir in wie weit und wie vereinigt das, was wir Freiheit heißen, die Gefühle unserer Selbstsucht mit denjenigen unsers Wohlwollens?

Es erhellt aber aus der Natur des menschlichen Geistes, daß dieses ganz und gar nicht durch Freiheit oder die Belebung des individuellen Einflusses der Bürger auf die

Verwaltung des Staates, wohl aber durch ein weises Anketten der Sicherheit des Verdienstes und des Rechtes an alles, was den Herzen der Individuen im Staat lieb und werth ist, erzielt wird.

Selbstsucht und Wohlwollen vereinigen sich nicht durch die Gewaltsamkeit des Beruflebens, nicht durch die Härte der öffentlichen Verwaltung, nicht durch den Dienst des Herrschens, nicht durch das Getümmel des öffentlichen Eifers, nicht durch den Ruf zu den Waffen, noch weniger zum schrecklichen Aufstand.

Freiheit als eifrige mißtrauische Selbsthalterin einer gesetzlich schwankenden Staatskraft, trennt das Wohlwollen von meiner Selbstsucht und gibt mir dadurch als Bürger zwar thierische und gesellschaftliche Kraft, aber schwächt dabei in mir selbst als Mensch das Fundament der Harmonie meiner selbst mit mir selbst.

Freiheit, die an Haus und Hof, an Weib und Kind, an Freund und Nachbar und an das Vaterland kettet, die an Haus und Hof, an Weib und Kind, an Dorf und Stadt väterlich handelt und vermöge der Kraft weiser Gesetze nicht anders kann und nicht anders will, als väterlich handeln, diese Freiheit ruht auf der Vereinigung der Gefühle meiner Selbstsucht mit denjenigen meines Wohlwollens und gibt mir als Bürger menschliche Kraft, indem sie die Fundamente der Harmonie mit mir selbst nährt und stärkt.

Rechte, Privilegien, Freiheiten, machen mich daher immer nur insoweit theilnehmend und gerecht, als sie die Gefühle meiner Selbstsucht und meines Wohlwollens in mir vereinigen; insofern sie dieses aber nicht thun, insofern sie nur die Kraft des thierischen Selbstgenusses in den Individuen der bürgerlichen Gesellschaft stärken, insofern machen sie auch allem Gefühl des Gemeingeistes, der Theilnahme des Rechts und des Wohlwollens ein Ende und führen unser Geschlecht mit Kronen auf den Häuptern und mit Innungspapieren in den Händen zum gleichen Unrecht der bürgerlichen Verhärtung. Also im Innersten entwürdigt, lebt die thierische Macht nirgend wohl, nirgend befriedigt, nirgend

sich frei fühlend, als im Schoß der Schmeichelei und der sorglosen Sicherheit ihrer Gewalt.

Aber die privilegirten Bürger haben auch ihre Heloten, und die Einwohner vieler Freistaaten theilen sich, eben wie die Einwohner vieler Königreiche, in rechtlose Leute und in privilegierte Nutznießer der Rechtlosigkeit des Volks.

Es ist wenig auf wirkliche Vereinigung der Gefühle der Selbstsucht und des Wohlwollens gegründete Freiheit auf Erden.

Das Gleichgewicht der Gewalten, worauf man die Freiheit gründen will, ist nicht möglich; es endet immer mit dem Uebergewicht der größern physischen Kraft, also kann das Recht der gesellschaftlichen Menschheit nicht auf demselben ruhen. Die Vereinigung des Wohlwollens mit der Selbstsucht ist nur durch das Uebergewicht des Wohlwollens möglich, also muß die bürgerliche Freiheit wesentlich auf dem Uebergewicht des gesellschaftlichen Wohlwollens, das ist, gesetzlich gesicherten und allgemeinen Veredelungsmitteln unsers Geschlechtes ruhen.

Die Harmonie meiner thierischen Kraft mit meinen thierischen Begierden ist im gesellschaftlichen Zustand ganz eine Folge der unterjochten thierischen Begierde unter das veredelte Wohlwollen meiner Natur.

Indessen ist freilich eben so gewiß, es läßt sich kein bürgerliches Recht denken, das ganz auf dieser Harmonie ruht.

Es läßt sich kein gesellschaftlicher Zustand denken, in welchem der Bürger als solcher ganz ein friedliches, gutmüthiges und wohlwollendes Geschöpf sein könnte.

Der Mangel an gänzlicher Harmonie meiner Kraft mit meiner Begierde ist eine unausweichliche Folge der Grundschwäche meiner thierischen Natur und der auf derselben ruhenden Neigung zu immerwährender Vergrößerung meiner thierischen Kraft. Das bürgerliche Recht schwankt daher immer zwischen dieser Neigung und der Reinheit des öffentlichen Willens, zwischen dem Endzweck der gesellschaftlichen Vereinigung und dem Egoism aller Bürger.

Es ist auch nicht möglich, diesen sich millionenfach

durchkreuzenden individuellen Egoism in irgend ein Gleichgewicht zu bringen.

Alle Privilegien einzelner Menschen und einzelner Stände im Staat sind in ihrem Wesen physische Befriedigung der individuellen Bedürfnisse und Gelüste dieser Menschen und dieser Stände.

Wenn die Freiheit eines Staates auf nichts anderem, als auf einer Sammlung sich also durchkreuzender individueller Befriedigungen ruht, so ist sie insoweit nichts anderes, als ein Resultat sich durchkreuzender kleiner und großer Monopolien und Gewalts- oder Kronrechte.

Insoweit sind die bürgerlichen Handwerksrechte nichts anderes, als solche Monopolien und Gewaltsrechte.

Jeder privilegierte Fabrikant, Handwerker und Krämer ist als ein blos sinnliches und ein blos sinnlich bürgerliches Wesen, eben wie der privilegirte Erbherr, Freiheit halber für den Staat das nämliche Wesen. Alle Privilegien dieser Menschen und Stände zeugen nicht von der Freiheit des Staates, wohl aber vom Durchkreuzen unverhältnißmäßiger Rechte in demselben. Sie trennen alle die Gefühle der Selbstsucht und des Wohlwollens, sie sind daher der reinen Entwickelung der Gefühle der Billigkeit, des Rechts, des Gemeingeistes und des Wohlwollens, und also der innern Veredlung unsers Geschlechts wesentlich entgegen, sie erschweren allgemein den Endzweck, uns durch den gesellschaftlichen Zustand in den wesentlichsten Bedürfnissen unserer Natur zu befriedigen und uns mitten im gesellschaftlichen Zustand als friedliche, wohlwollende und theilnehmende Geschöpfe zu erhalten.

Befördert aber die Aufhebung dieser Privilegien diesen Zweck?

Ja! wenn es möglich ist, sie durch den Edelmuth einer sich allgemein nähernden Mäßigung aller Stände zu erzielen.

Nein! wenn dieses nicht möglich ist und die Selbstsucht der Individuen ohne Rücksicht auf Gerechtigkeit und ohne Wohlwollen darauf Ansprüche macht.

Was ich von der Aufhebung des Adels sagte, das sage ich jetzt allgemein: „Man mache einen Unterschied zwischen dem Recht des Adels als Eigenthümer und den Anmaßungen dieses Standes, die keinen Grund im Eigenthum haben, man überlasse die letzten dem Wurm der Zeit, der so kräftig an ihrem Irrthum nagt, und schütze die erstern, ohne welche kein Besitzstand, kein gesellschaftliches Recht sein kann."

Ich füge hinzu: Man mäßige die Härte, die allen öffentlichen Gewalten wesentlich ist, mit gesetzlicher Anerkennung der Sicherheitsmittel des allgemeinen Wohlwollens oder des Uebergewichts der Veredelungsmittel unserer Natur über alle Gewalt.

Freilich muß mein Geschlecht einfältiger oder weiser sein, als es in der letzten Hälfte unsers Jahrhunderts nicht ist, um für so etwas auch beim auffallendsten Bedürfniß einen Sinn zu haben.

Indessen ist es gleich wahr, die mehr oder mindere Näherung zum Uebergewicht des Rechts über die Gewalt, des Wohlwollens über die Selbstsucht, der Theilnehmung über die Gierigkeit, ist der einzige wahre Maßstab der mehr oder minder großen Freiheit, die sich in einem Staat wirklich findet.

So sehr indessen der Individualitätsegoism der Freiheitspatente der wirklichen Veredlung des Menschengeschlechts im Wege steht, so thut er dieses doch noch weit weniger, als die Allmachtsträume der Souveränitätsansprüche und des Sansculottism.

Daher ist die Festhaltung der Privilegien in einem Lande der Freiheit des Menschengeschlechts dennoch unendlich dienlicher, als die Gleichmachung derselben zu Gunsten der Naturfreiheit der Kronen oder derjenigen der Menge.

Die Gleichmachung der gesellschaftlichen Menschheit, durch irgend eine Organisation, welche die Naturgelüste unserer sinnlichen Selbstsucht unbeschränkt reizen und unbeschränkt befriedigen soll, ist in jedem Fall das äußerste Hinderniß der gesellschaftlichen Zwecke und aller möglichen

Veredelungsmittel unſers Geſchlechts. Auch ſind die Folgen dieſes Fundamentalanſtoßens gegen das geſellſchaftliche Recht die nämlichen, wie wenn die Anſprüche an die Loslaſſung und Befriedigung des thieriſchen Inſtinkts für einen — für viele — für alle, und ebenſo, wenn ſie durch die Dragoner der Krone oder durch die Pikenmänner der Anarchie erzwungen werden oder erzwungen werden ſollen.

Was bin ich im ſittlichen Zuſtande?

Ich beſitze eine Kraft in mir ſelbſt, alle Dinge dieſer Welt mir ſelbſt, unabhängig von meiner thieriſchen Begierlichkeit und von meinen geſellſchaftlichen Verhältniſſen, gänzlich nur im Geſichtspunkt, was ſie zu meiner innern Veredlung beitragen, vorzuſtellen und dieſelbe nur in dieſem Geſichtspunkte zu verlangen oder zu verwerfen. Dieſe Kraft iſt im Innerſten meiner Natur ſelbſtſtändig; ihr Weſen iſt auf keine Weiſe eine Folge irgend einer andern Kraft meiner Natur.

Sie iſt, weil ich bin, und ich bin, weil ſie iſt.

Sie entſpringt aus dem mir weſentlich einwohnenden Gefühl: Ich vervollkommne mich ſelbſt, wenn ich mir das, was ich ſoll, zum Geſetz deſſen mache, was ich will.

Meine thieriſche Natur kennt dieſe Kraft nicht. Als thieriſches Geſchöpf vermag ich in mir ſelbſt nichts gegen mein eigenes thieriſches Weſen; als ſolches kann ich mir nicht vorſtellen, daß ich mich durch irgend etwas auf Gefahr meines thieriſchen Wohlbefindens und meiner thieriſchen Selbſterhaltung vervollkommnen könne.

Als geſellſchaftliches Geſchöpf kann ich dieſes eben ſo wenig.

Das Zugrundgehen der Verhältniſſe und Lagen, die ein Volk als die Fundamente ſeines Wohlſtands, als die Fundamente des Segens ſeiner geſellſchaftlichen Verhältniſſe anſieht, iſt in den Augen des Volks in jedem Fall das Zugrundgehen des Staats; und dieſes iſt jedem Volk, das noch Volk iſt, das Schrecklichſte, das es ſich zu denken vermag und dem es ſich mit aller ſeiner Kraft und ſelbſt

auch in aller seiner Ohnmacht noch entgegensträubt. Aber ebenso ist auch das Zugrundgehen der Verhältnisse, Lagen, Vortheile und Genießungen, die jeder Einzelne im Volk, sei er groß oder klein, mächtig oder gewaltlos, wahr oder falsch, als die Fundamente seines individuellen Wohlstands, als die Fundamente seiner häuslichen Befriedigung ansieht, das Schrecklichste, das jeder Bürger individualiter sich zu denken vermag und wogegen er sich auch individualiter mit aller seiner Kraft und auch in aller seiner Ohnmacht entgegensträubt. Man kann und muß sich aber auch nicht verhehlen, wenn sich das Urtheil und die Sorge über die Gefahr des Zugrundgehens des Staats in einer einzelnen Klasse der Bürger mit ausgezeichnet sinnlicher Belebung ausspricht, so ist, wo nicht ganz gewiß, doch wenigstens in zehn Fällen gegen einen, die in diesem Stand wahr oder falsch geahnte Gefährdung der Vortheile und Lagen, die derselbe im Staat besonders genießt, die Haupturſache seiner diesfälligen, sich ausgezeichnet unterscheidenden Belebung. Der Bürger, als solcher, faßt weder das Blühen noch das Zugrundgehen des Staats überwägend in sittlicher Hinsicht ins Aug.[8])

Der Mensch bedarf der Sittlichkeit als gesellschaftliches Geschöpf so wenig, als er selbiger als thierisches Wesen fähig ist.

Wir können im gesellschaftlichen Zustand ganz füglich ohne Sittlichkeit unter einander leben; einander Gutes thun, einander willfahren, Recht und Gerechtigkeit unter einander handhaben, ohne alle Sittlichkeit.

Die Sittlichkeit ist ganz individuell, sie besteht nicht unter zweien.

Kein Mensch kann für mich fühlen, ich bin.

Kein Mensch kann für mich fühlen, ich bin sittlich.

Wir müssen gesellschaftlich, ganz ohne Glauben an gegenseitige Sittlichkeit, unter einander leben, aber mitten durch diesen Unglauben bildet sich ihr Bedürfniß in meinem Innersten und erhebt mich zu dem Gefühl, daß es in meiner Hand ist, mich selbst zu einem edlern Geschöpf zu machen,

als Natur und Geschlecht mich als blos thierisches und gesellschaftliches Geschöpf zu machen im Stande sind.

Sinnengenuß, gesellschaftliches Recht und Sittlichkeit scheinen sich gegen einander zu verhalten, wie Kinderjahre, Jünglingsjahre und Männeralter.

Als Kind bin ich meiner thierischen Unverdorbenheit am meisten nahe, aber eben darum auch am meisten thierisch. Die Zwecke dieses Zustandes sind alle einfach; Sinnengenuß ist mein Alles; aber ich vergehe durch den Irrthum meiner Lust, wie durch die Wahrheit meines Schmerzes.

Ich muß deswegen einer Kraft entgegen streben, durch die ich die Uebel beides, meiner Lust und meines Schmerzes in meine Hand zu bringen vermag, und ich suche diese Kraft in dem Mittelzustand zwischen meiner Kinderlust, meinem Mannsrecht in meinem Lehrlingsstand. In diesem Stande verliere ich allen Reiz meiner Kindertage und genieße eben so wenig die Freiheit und das Recht meines Mannesalters. Der Mann, dem mich mein Vater anvertraut, zwingt mich mit seinem Meisterrecht, dem Recht meiner Natur für einen Zweck zu entsagen, um den sich meine Selbstsucht im Grunde weniger bekümmert, als um den gegenwärtigen Augenblick. In meiner jetzigen Lage ist kein Recht. Ich bin jetzt ein Geschöpf des Verkommnisses und des Vertrages, ich muß alles in dem Bezug des Verhältnisses gegen meinen Meister ins Auge fassen.

Die Hoffnung meines künftigen Genusses von etwas, das man vielleicht aus mir macht und vielleicht auch nicht, diese Hoffnung muß in diesem Zeitpunkt der Ersatz der dreiheit und des Rechtes sein, das ich in demselben beiderseits vermisse. Es ist aber nicht möglich, daß der Traum dieser Hoffnung meine thierische Natur wirklich befriedigen kann: Es strebt daher ein jeder Lehrling mit seiner ganzen Kraft, einer Lage los zu werden, die ihn vielmehr zu seiner Bestimmung als zu seinem Zwecke hinführt.

Das Glück und die Sicherheit meines künftigen Lebens hängt aber ganz von der gegenseitigen Wahrheit und gegenseitigen Treue in diesem Verhältniß ab, und dieses fordert

von meiner Seite ſtandhafte Entſagung meiner Naturfreiheit und feſten Gehorſam gegen alle Einſchränkungen meiner Lehrlingsjahre.

Indeſſen geht dieſe Zeit wirklich vorüber, der Zuſtand meines Verkommniſſes hat ein Ende, wie der des bloßen Sinnengenuſſes.

Nun wirklich Meiſter, ſehe ich jetzt alle Dinge in dem Geſichtspunkt ihres Einfluſſes auf mich ſelbſt und auf den ganzen Zweck meines Lebens an und es iſt offenbar, Freiheit, Selbſtſtändigkeit und eigenes Recht iſt für mein Daſein das ausſchließende Eigenthum dieſes Zeitpunkts.

Die zwei vorhergehenden Arten, alle Dinge dieſer Welt anzuſehen, ſind augenſcheinlich Folgen meiner Unwiſſenheit, meiner Kraftloſigkeit und eines beſtimmten Mangels an Selſtſtändigkeit und eigenem Recht, ſie gründen ſich alſo in ihrem Weſen auf Schein und nicht auf Wahrheit, auf Mangel von Recht und nicht auf Recht, und dennoch iſt es wahr, daß ich nur durch den Traum ihrer Täuſchung und durch das Joch ihrer Rechtloſigkeit zu meiner jetzigen Meiſterwahrheit und zu meinem jetzigen Meiſterrecht zu gelangen vermochte.

Ohne die Täuſchung meiner Kinderjahre und ohne die Rechtloſigkeit meiner Lehrlingsjahre mangelte mir der Drang, die Anſtrengung und die Kraft der Treue, ohne die der Menſch zu keiner Selbſtſtändigkeit in der Wahrheit und in dem Recht ſich zu erheben vermag.

Um zu dieſen beiden Grundkräften meiner geſellſchaftlichen und meiner ſittlichen Ausbildung zu gelangen, mußte ich nothwendig die Täuſchung meiner Unwiſſenheit und die Hemmung meiner Rechtloſigkeit in dieſem Zeitpunkt für Wahrheit und Recht anſehen, ſonſt lebte ich jetzt ungebildet und verwirrt, nicht Mann, nicht Kind, nicht Lehrling, nicht Meiſter, ich ſtürbe dahin wie eine Frucht, die der Wind in ihrer zarten Blüthe verletzt.

Da aber Zwang und Täuſchung dieſes Unglück in mir verhütet, ſo iſt auch wahr, daß die Eindrücke der Täuſchung und der Rechtloſigkeit meiner Kinder- und Lehrlingsjahre

nicht in mir verschwinden bis an mein Grab, deswegen auch meine Meisterwahrheit nie unabhängig von dieser Täuschung, folglich nie reine Wahrheit sein kann.

Alles, was von dem dreifachen Verhältniß des Kindes, des Lehrlings und des Mannes wahr ist, das ist es auch von den Verhältnissen meiner thierischen, meiner gesellschaftlichen und meiner sittlichen Natur. In meinem thierischen Zustande fasse ich eben so alle Dinge nach dem einfachen Eindruck des Sinnengenusses ins Auge, ich vergehe wieder durch den Irrthum meiner Lust, wie durch die Wahrheit meines Schmerzes, ich muß wieder einer Kraft entgegen streben, durch die ich die Uebel beider, meiner Lust und meines Schmerzes in meine Hand zu bringen vermag, ich finde diese Kraft wieder in einem Mittelzustand zwischen meinem thierischen und meinem sittlichen Dasein im gesellschaftlichen Zustande. Ich verliere in demselben wieder allen Reiz meiner thierischen Freiheit, und genieße darin eben so wenig die ganze Kraft der vollendeten Selbstständigkeit, deren meine sittliche Natur fähig ist.

Ich bin jetzt ein Geschöpf des Verkommnisses.

Der Staat, in den mich mein Schicksal hinein geworfen, zwingt mich mit seinem Meisterrecht, dem Recht meiner Natur für einen Zweck zu entsagen, um den sich meine Selbstsucht ebenfalls weniger bekümmert, als um den gegenwärtigen Augenblick.

Indessen hängt alle Sicherheit und alles Glück meines Lebens an der gegenseitigen Wahrheit und an der gegenseitigen Treue in dem Verhältniß zwischen mir und dem Staat ab, und dieser fordert von meiner Seite standhafte Entsagung meiner Naturfreiheit und feste Unterwerfung unter alle Beschränkungen meiner bürgerlichen Verhältnisse.

Es sind auch hier, wie in den Lehrlingsjahren, täuschende Hoffnungen von Dingen, zu denen ich vielleicht zu gelangen vermag, und vielleicht nicht, was mir in diesem Zustand Ersatz der Ansprüche meines Naturrechts und meiner Naturfreiheit sein sollte.

Ich lebe daher wieder wesentlich unbefriedigt in dem-

selben und sehne mich von einer Lage los zu werden, in der Recht und Gesetz mich, wie ein harter Meister den Lehrling, mehr zu meiner Bestimmung als zu meinem Zweck hinführt.

Aber ich soll derselben so wenig los werden, als jener, bis ich in ihrem Erdulden zu einer höhern Selbstständigkeit gereift — bis ich durch die Erfahrungen derselben von dem Trug und dem Unwerth des thierischen Verderbens, auf welchem der gesellschaftliche Zustand als solcher ruht, ganz überzeugt, dahin gelange, alle Dinge dieser Welt im Gesichtspunke ihres Einflusses auf meine innere Veredlung ins Auge zu fassen.

Wenn ich aber den Sinnengenuß meiner thierischen Natur und das Joch meines gesellschaftlichen Zustandes für täuschend und unrecht angesehen hätte, ehe ich durch ihre Erfahrungen zur Anerkennung des sittlichen Rechts gereift wäre, so lebte ich wieder ungebildet und verwirrt, nicht Bürger, nicht Wilder, nicht glücklich, nicht rechtlich, nicht sittlich, weder durch Sinnengenuß noch durch Wahrheit, weder durch Rechtlichkeit noch durch Weisheit befriedigt. Wenn aber Zwang und Täuschung dieses Unglück in mir verhütet, so ist hinwieder gleich wahr, daß ihre Eindrücke nicht in mir verschwinden bis in mein Grab, daß ich also so lange nicht rein sittlich, das ist, ganz unabhängig von meiner thierischen Natur und von meinen gesellschaftlichen Verhältnissen, zu empfinden, zu denken und zu handeln vermag.

Reine Sittlichkeit streitet gegen die Wahrheit meiner Natur, in welcher die thierischen, die gesellschaftlichen und die sittlichen Kräfte nicht getrennt, sondern innigst mit einander verwoben erscheinen.

Sowie ich die Folgen nicht tragen könnte, die es auf mich haben würde, wenn ich alle Dinge dieser Welt blos als ein für mich selbst bestehendes Thier, oder blos als ein in bürgerlichen Verhältnissen stehendes Wesen ins Auge fassen würde, eben so wenig könnte ich die Folgen tragen, die es auf mich haben müßte, wenn ich selbige einzig und

ausschließend in dem Gesichtspunkt, was sie zu meiner innern Veredlung beitragen, und von meiner thierischen Natur und von meinen gesellschaftlichen Verhältnissen unabhängend ins Auge fassen wollte.

Ein solches Ins-Auge-fassen würde mich reizen, beides, die thierische und die gesellschaftliche Kraft meiner Natur, sowie alle Formen des gesellschaftlichen Zustandes zu vernachlässigen und so das Fundament des Mittelstandes zu untergraben, durch dessen Drang und Erfahrungen ich allein zur Anerkennung der wahren und das Ganze meiner Natur und meiner Verhältnisse umfassenden und vollkommnenden Sittlichkeit zu gelangen vermag. Der Anspruch an eine ganz reine Sittlichkeit würde mich dahin bringen, mich der verlornen Unschuld meiner Natur näher zu glauben, als ich im Verderben des gesellschaftlichen Zustandes ihr nahe sein kann; sie würde mich mitten in den Leiden und den Hemmungen meines thierischen Verderbens dennoch in den Traum der Unkunde des Uebels einwiegen und zu aller Sorglosigkeit des Lebens hinlenken.

Sorget nicht für euer Leben, würde mich eine solche Sittlichkeit lehren, noch was ihr essen oder was ihr trinken wollet.

Sie würde die Bande des Eigenthums wegwerfen: Verkaufe was du hast. — Die Bande des Bluts würden vor ihren Augen verschwinden: Weib, was gehest du mich an? — Wer sind meine Brüder und meine Schwestern? — Sie würde ihr Recht nur in der Kraft der Unschuld suchen: Habe ich unrecht geredet — Sie würde unser ganzes Dasein an diese Unschuld anketten: Wenn ihr nicht werdet wie diese Kinder — Sie würde auf die Menschennatur bauen, als auf einen Felsen: Seid gerecht, würde sie sagen, und die Menschen werden es nicht ausstehen können, ungerecht zu sein, wenn sie sehen werden eure guten Werke — Sie würde gegen das Unrecht keine thierische Gewalt versuchen: Stecke dein Schwert in die Scheide. — Sie würde in Knechtsgestalt einher gehen: Die Füchse haben Gruben,

und die Vögel haben Neſter, aber ſie fände Nichts, wohin ſie mit Sicherheit und Recht ihr Haupt hinlegen könnte. —

Ganze Reinheit der Sittlichkeit muß nothwendig auf den Punkt hinführen, von dem ſie ausgeht, und dieſer iſt offenbar meine Unſchuld, das iſt, ich ſelbſt ohne Kunde des Uebels, des Laſters und der Gefahr.

Thieriſches Wohlwollen, ſorgenloſe Ruhe, Abſcheu vor dem Blut, Glauben an das Lächeln der Menſchen, dieſe Merkmale der Unverdorbenheit meiner Natur ſind auch die erſten Kennzeichen, an denen ich die Beſchaffenheit meines Geiſtes, von welcher meine Sittlichkeit ausgeht, wie in ihrer Knoſpe, ehe ſich noch ihre Blüthe entfaltet, zu erkennen vermag. Und wenn ich dann dieſe Beſchaffenheit meines Geiſtes wieder bis an die äußerſten Grenzen meiner ſittlichen Vollendung verfolge, ſo finde ich auf den äußerſten Punkten, auf denen ich die Vollendung der gereiften Früchte der Sittlichkeit zu erkennen vermag, eben dieſe Heiterkeit einer unumwölkten Stirn, eben dieſen Frieden der Seele, eben dieſen Abſcheu vor dem Blut, und eben dieſe Neigung zum Glauben an das Lächeln der Menſchen. Aber in der Mitte zwiſchen meiner thieriſchen Unſchuld und meiner ſittlichen Vollendung ſteht eine Welt, die weder die Unſchuld der unentwickelten Knoſpe, noch diejenige ihrer gereiften Früchte zu ertragen vermag.

Ein Geſchlecht, das eben ſo unvermögend iſt, in der Unſchuld ſeiner thieriſchen Natur ſich zu beruhigen, als in vollendeter ſittlicher Reinheit auf Erden zu leben.

Der Unſchuld unbeflecktes Eigenthum iſt nicht das Theil des ſterblichen Mannes, er hat ſie beim erſten weinenden Laut an dem Schoß ſeiner Mutter verloren, und ſtirbt, ehe er ſie in ſeiner Bruſt wieder hergeſtellt hat.

Er ſieht ſie an den beiden Grenzen ſeines Daſeins und lebt in ihrer Mitte, umhergetrieben vom Sturm ſeiner Schuld; alſo ſieht ein Schiffer in Süden und Norden eine glänzende Stelle hinter den Wolken, indeſſen er auf ſeinem Schiff vom Sturm des Meeres und des Himmels bis zum Verſinken herumgetrieben wird.

Könnte ich das Wesen meiner Schuld und meines Verderbens entwickeln, so würde ich das Wesen der Unschuld erkennen.

In den Wolken, die den Himmel der Harmlosigkeit meines thierischen Wohlwollens umhüllen, entkeimt das Verderben meiner schwachen Natur, das im gesellschaftlichen Zustand die letzten Spuren der geahnten Schönheit der Unschuld zerrüttet, aber in eben demselben entkeimt meine Kraft, mich selbst wieder herzustellen aus meinem Verderben.

Brennende Gebirge verwüsten die unbeschreibliche Schönheit einer umherliegenden Gegend, aber wenn der grause Berg, seines Wüthens müde, wieder still ist, so geht der Mensch aus seiner Höhle hervor und verwendet sein Leben, sein verbranntes Haus wieder aufzubauen, und Feld und Flur von der grausen Verheerung zu reinigen; also der Mensch, wenn er im schuldvollen Leben sich verschüttet sieht, wie ein überworfenes Gebirge, so geht er aus seiner Höhle und verwendet sein Leben, sich selbst wieder zu reinigen von den gräulichen Folgen seines thierischen Verderbens.

Da ist es, wo ich auf den Trümmern meiner selbst meiner Natur wieder lächle, und auf dem Schutt ihrer Ruinen mich selbst wieder aufbaue zu einem bessern Leben.

Wir kennen von der Sittlichkeit unserer Natur eigentlich wenig außer dieser Arbeit an unserm verschütteten Selbst.

Im Leib dieses Todes wallet die Sittlichkeit nur umwölkt von den Schatten, die ihren Ursprung umhüllen bis ans Grab.

Die Sittlichkeit ist daher, vermöge ihrer Natur, nichts weniger als an reine Begriffe von Recht und Wahrheit gebunden.

In seine Sphäre gebannt, kennt der Mensch allgemein nur die positiven Gegenstände, die ihm nach den unwillkürlichen Eindrücken seiner thierischen Anschauungsweise als wahr oder als falsch vorkommen; die Richtigkeit und Unrichtigkeit dieser Begriffe kann also unmöglich das Fundament meiner Sittlichkeit sein. Im Gegentheil, es ist immer unabhängig von dieser Richtigkeit oder Unrichtigkeit jede

Handlung sittlich, die ein ernstes Bestreben von aller Täuschung meiner thierischen Natur los zu werden, auf eine solche Art zum Grund hat, daß dieselbige, ohne die Anstrengung eines treuen, den thierischen Trieben meiner Natur entgegen stehenden Willens mir nicht möglich gewesen wäre.

Meine Sittlichkeit ist eigentlich nichts anderes, als die Art und Weise, wie ich den reinen Willen, mich zu veredeln, oder in der gemeinen Sprache, Recht zu thun, an das bestimmte Maß meiner Erkenntniß und an den bestimmten Zustand meiner Verhältnisse ankette, und als Vater, als Sohn, als Obrigkeit, als Unterthan, als freier Mann, als Sklav, mir reine und aufrichtige Mühe gebe, in allen diesen Verhältnissen nicht sowohl meinen eigenen Nutzen und meine eigene Befriedigung als den Nutzen und die Befriedigung aller derjenigen zu suchen, denen ich nach meiner Ueberzeugung sowohl Obsorge, Pflege, Schutz und Recht, als auch Gehorsam, Treue, Dankbarkeit und Ergebenheit schuldig bin. Je näher die Natur mein thierisches Dasein an einen sittlichen Gegenstand ankettet, von je mehrern Punkten mich sein thierisches Wohl wie sein thierisches Weh berührt, je mehr finde ich in demselben Reize, Beweggründe und Mittel zur Sittlichkeit.

Jemehr die Natur mein thierisches Dasein von einem sittlichen Gegenstand entfernt, je weniger solche Reize, Beweggründe und Mittel zur Sittlichkeit finde ich in demselben.

Daher die gesellschaftlichen Pflichten meine Sittlichkeit immer in dem Grad begünstigen, als sie von Gegenständen herrühren, die meiner Individualität thierisch nahe stehen.

Und hinwieder reizen die gesellschaftlichen Pflichten meine Natur immer in dem Grad zur Unsittlichkeit, als die Beweggründe zu denselben von Gegenständen herrühren, die von meiner Individualität thierisch entfernt stehen.

Rein sittlich sind für mich nur diejenigen Beweggründe zur Pflicht, die meiner Individualität ganz eigen sind.

Jeder Beweggrund zur Pflicht, den ich mit andern theile, ist es nicht, er hat im Gegentheil in so weit für

mich immer Reize zur Unsittlichkeit, das ist, zur Unaufmerksamkeit auf den Trug meiner thierischen Natur und das Unrecht meiner gesellschaftlichen Verhärtung in seinem Wesen.

Je größer die Zahl derer ist, mit denen ich meine Pflicht theile, je stärker und vielfältiger sind die Reize zur Unsittlichkeit, die mit dieser Pflicht verbunden sind.

Hinwieder je weiter die Gegenstände, von denen sich meine Pflicht herschreibt, von meiner Individualität entfernt stehen, desto stärker wirken die Reize zur Unsittlichkeit, die damit verbunden sind, auf meine Natur.

Alles, was ich als Glied eines Korps, einer Gemeinde — noch mehr, was ich als Glied einer Innung, einer Faktion zu fordern habe, das entmenschlicht mich immer mehr oder weniger*).

Je größer das Corps, die Gemeinde, die Innung oder Faktion, von der sich mein Recht und meine Pflicht herschreibt, je größer ist auch die Gefahr meiner Entmenschlichung, das ist, meiner gesellschaftlichen Verhärtung gegen alle Ansprüche der Sittlichkeit auf diese Pflicht und auf dieses Recht.

Das ist so wahr, daß mit dem Tage, an welchem die Welt einem einzigen Herrn unterworfen sein würde, alle thierische Reize der Sittlichkeit von der Erden verschwinden würden.

Und eine Coalition vieler Mächte**), welche zum Endzweck haben würde, die bürgerlichen Grundsätze eines ganzen Welttheils den Bedürfnissen ihres Dienstes und dem Gelüsten ihrer Selbstsucht mit Gewalt entsprechend zu erhalten, müßte ihrer Natur nach, in

*) Entmenschlicht, ich sollte sagen entsittlichet, da aber dieses Wort ganz ungewöhnlich ist, bediene ich mich des andern, und will damit sagen, es verhärtet mich gegen das Wesen meiner wirklichen Menschlichkeit, meiner sittlichen Veredlung.

**) Diese Stelle, bis in die Mitte des künftigen Blatts, scheint mit der einfachen Rücksichtlosigkeit dieser Bogen zu kontrastiren, aber ich bitte zu bemerken, daß sie 1797 also gedruckt worden.

Rücksicht auf die Stillstellung unsers Geschlechts, im Gebrauch aller möglichen Mittel seiner Veredelung, beinahe mit der Unterwerfung des Welttheils unter einen einzigen Herrn ein und eben dieselbe Wirkung hervorbringen.

Sollte indessen Europa auch nicht einmal fühlen dürfen, daß es eine solche Unterwerfung aller bürgerlichen Meinung unter die vereinigten Dragoner des Welttheils zu befürchten hat; wenn *** noch lange im Fall bleiben wird, das gigantische Projekt forthin zu bezahlen, und sollte eine solche Gefahr nicht dir und mir zurufen, kaufe keinen *** Faden, und keine *** Schnalle u. d. m. bis dieses Reich wieder für sich selbst sorgt, und aufhört aus Sorgfalt für die Sicherstellung seines Monopols, mit der Humanität des Welttheils ein Spiel zu treiben, wodurch es entweder sich selbst mit dem Welttheil in Barbarei stürzen, oder den Letzten dahin bringen muß, wohin es J *** gebracht hat.

Man muß die Gefahr des Einflusses thierisch von unserer Individualität entfernt stehender Gegenstände auf unsere Sittlichkeit richtig zu beurtheilen, die Natur der Mittel, durch welche der gesellschaftliche Zustand den Menschen seiner Veredlung näher bringt, fest in den Augen halten.

Aus diesem Gesichtspunkt müssen wir auch beurtheilen, wohin es unsern Welttheil führen konnte, wenn wir uns um der Macht willen gegen die Annahme aller ihr mißfallender Meinungen würden verhärten müssen, wie der Aberglauben in dunkelsten Zeiten um des Molochsdienstes willen sich gegen die Wahrheit verhärten mußte.

Das gesellschaftliche Leben ist ganz eine Folge des Bedürfnisses, einer allgemeinen und gegenseitigen Theilnehmung, und in seinem Wesen eine Kette von Vorstellungen, die die Gefühle meiner Selbstsucht und diejenigen meines Wohlwollens in einem ewigen Wechsel bald vereinigen, bald von einander trennen.

Sowie sie das erste bewirken, veredeln, und sowie sie das zweite bewirken, verhärten sie uns.

Der gesellschaftliche Zustand ist deswegen immer in dem Grad ein Mittel zu unsrer wirklichen Veredlung, als sich

die Rechte und Pflichten desselben von sittlichen Gegenständen herschreiben, die unserer Individualität thierisch nahe stehen.

Er trägt hingegen immer eben also den Samen unsers sittlichen Zugrundgehens wieder in dem Grad in sich selbst, als die Pflichten und Rechte dieses Zustandes im Innersten unserer Gefühle von sittlichen Gegenständen belebt werden, die von unserer Individualität thierisch entfernt sind.

Eben so wahr ist, wir genießen die wesentlichsten Veredelungsmittel unserer Natur im gesellschaftlichen Zustand immer in dem Grad, und wir müssen uns in demselben gegen die Wahrheit und das Recht immer in dem Grad weniger verhärten, als die Pflichten, die uns in diesem Zustande obliegen, und die Rechte, die wir in demselben ansprechen, von solchen uns thierisch und sinnlich nahe stehenden sittlichen Gegenständen herrühren und belebt werden.

Daher hat auch Sittlichkeit im gesellschaftlichen Zustande immer nur in dem Grad statt, als die Gesetze und Sitten eines Landes sich rein und fest an diesen Maßstab der gesellschaftlichen Veredelung, den uns die Natur selbst anweist, anketten.

Daher ist auch Sittlichkeit des gesellschaftlichen Menschen immer in dem Grad reiner, als die Gesetze und Sitten eines Landes sich rein und fest an diesen Maßstab, den uns die Natur anweist, anketten.

Dieser Gesichtspunkt herrschet vorzüglich in einer Zeitschrift, woraus ich folgende Stelle aushebe: „Ich glaubte zuverlässig, ihr suchet durch Freiheit nichts anderes, als einen ehrenfesten, gesicherten, beruhigten und ungekränkten häuslichen Zustand, ich dachte nichts anderes, als ihr suchtet durch sie Mittel, eure Armen besser zu versorgen, eure Waisen besser zu erziehen und euch selbst allgemein den Bedürfnissen eures erhöheten Wohlstandes angemessen und übereinstimmend hinzurichten, um das Glück des Lebens, das ihr wirklich genießet, mit Sicherheit und Ehre euren Kindern und Kindskindern hinterlassen zu können."

„Ich glaubte zuverlässig, euer Eifer und euer Unwillen gegen Unrecht und Unterdrückung gehe wesentlich und vorzüglich gegen Umstände und Lagen, die euch auf irgend eine Art an solchen menschenfreundlichen, vaterländischen und frommen Endzwecken hinderlich sein könnten.“

„Meine Vaterlands- und meine Freiheitsliebe nahm deswegen voll Zutrauen und Unschuld oft selber an diesem Unwillen Theil; ich sah freilich die ersten Hindernisse eurer Wünsche, und die ersten Quellen des Zurückstehens in vielen wahren Bedürfnissen liegen in eurer Mitte.“

„Das ist aber allgemein das Schicksal des gesellschaftlichen Menschen, sein größtes Verderben geht immer von seinen nächsten Verhältnissen aus und sein größtes Uebel entquillt immer in ihm selber. Daher ist die Kraft der Vaterlands- und der Freiheitsliebe immer in dem Grad stark und sicher, als sie in jedem Ort vorzüglich gegen die Uebel gerichtet wird, die an diesem Ort selber entquellen; auch kann der Mensch durch feste Kraft gegen die einzelnen Uebel, die seine Brüder, seine Nachbarn und seine Dorfgenossen an seiner Seite leiden, am vorzüglichsten dahin wirken, den Grad der Freiheit, den ein Land genießt, zu erhöhen.“

„Ich hätte daher, wenn Lage und Umstände mich begünstigt hätten, unter euch gesucht, diese einzelne Kraft der Menschen gegen einzelne Uebel des Landes an einem jeden Ort zu verstärken.“

„Ich hätte eure Wohlthätigkeit zu Erziehungsanstalten, eure Ehrliebe zu Verfeinerung eurer Sitten, eurer Gefühle und zur Ausdehnung eurer Kenntnisse, ich hätte eure Vaterlandsliebe zu Verbindungen eingelenkt, die den Wohlstand eines jeden einzelnen Dorfs auf seinen obersten Gipfel zu bringen und auf die späteste Nachwelt sicher zu stellen, geschickt gewesen wären; ich hätte getrachtet, euren Unwillen gegen Unrecht und Unterdrückung auf jede Art auf die Umstände hinzulenken, durch welche in euren Dörfern selber die Unschuld gekränkt, die Schwäche hintangesetzt und der Verlassene unterdrückt wird.“

„Freunde! Wenn Lage und Umstände mich begünstigt hätten, so hätte ich euch euer Glück und den großen Vorzug, den ihr vor dem bürgerlichen, jetzt so gesunkenen Handwerksstand*) genießet, in seiner ganzen Ausdehnung fühlen gelehrt, nicht euch still zu stellen auf dem Punkt, auf dem ihr stehet, sondern um diesen Punkt richtig zu kennen, zu schätzen, und in seiner ganzen Ausdehnung zu benutzen."

„Ich hätte den Endzweck, das Wesentliche eurer Wünsche zu begünstigen, unter euch auf den Grundsatz gebaut, daß ein Land, dessen Einwohner allgemein wirthschaftlich gut stehen, das Fundament der wahren bürgerlichen Freiheit unter sich selbst mit einer Sicherheit gelegt hat, die keine Gesetzgebung einem verschwenderischen, eiteln, unruhigen, nach fremden unbekannten Lagen lüsternen und sein Hauswesen vernachlässigenden Volk je ertheilen kann."

„Ich hätte den Geist der Wirthschaft und der Ersparnisse in alle, vorzüglich aber in die untern Klassen eurer Einwohner zu bringen, und Ehrliebe, und wirthschaftliche Zwecke auch der ärmsten Jugend eurer Dörfer einzuflößen gesucht."

„Ich hätte den Lauf eurer alles Maß übersteigenden Bevölkerung zwar nicht zu hemmen, aber euch auf die Folgen aufmerksam zu machen gesucht, die eine augenblickliche Stockung der Gewerbsamkeit auf euch haben könnte."

„Ihr müßt es wissen, euer wirthschaftlicher Zustand ist gespannt, ihr bedürft zehnfach verstärkter Vorsehungsanstalten gegen Gegenden, wo Bevölkerung und Landeigenthum noch in einem natürlichen Verhältnisse gegen einander stehen, aber euer Wohlstand und eure Hülfsquellen sichern euch genugsam gegen diese Gefahren."

„Europa hat kein Land, das euch gleich kommt, wenn

*) Anmerkung. Die ganze Stelle ist beim Ausbruch der Schweizerischen Revolution in einer Flugschrift eingerückt gewesen, die an das Zürcherische Landvolk, besonders an seine Seegegend, gerichtet war, wo selbst das Volk durch das Gewerbsmonopol, das sich die Hauptstadt des Kantons vermög' und in Kraft ihrer Innungs- und Zunftrechte selbst gab, sich sehr beeinträchtigt fühlte.

ihr eure Vaterlandsliebe dahin erhebt, den Wohlstand eurer Dörfer allgemein und nach Grundsätzen zu sichern, wie ihr könnt und wie ihr es sollt, wenn ihr die wahre Freiheit des Landes mit Thaten der Rechtschaffenheit in ihren Fundamenten gründen und eurem Vaterlande zeigen wollt, daß ihr den ehrenfesten Zustand, dem ihr entgegen strebt, nicht blos als reiche Leute, die ihr einzeln seid, genießen wollet, sondern als Glieder von euren Gemeinden, in euren Dörfern, soviel möglich allgemein machen und auf Kind und Kindskind zu erhalten sucht."

Die thierische Näherung sittlicher Gegenstände, und die Vereinigung der Gefühle meiner Selbstsucht und meines Wohlwollens, zu welcher diese Näherung den gesellschaftlichen Menschen hinlenkt, macht mich zwar an sich nicht sittlich; ich werde gänzlich nur durch mich selbst, durch meine eigene Kraft sittlich.

Diese Harmonie meiner Selbstsucht mit meinem Wohlwollen ist an sich selbst nichts anderes, als eine sinnliche thierische Einlenkung zu der Gemüthsstimmung, in welcher die Sittlichkeit, das ist, das Uebergewicht meines gereinigten und erhöhten Wohlwollens über meine Selbstsucht, meiner Natur möglich wird.

Die Religion ist die höchste meiner Natur mögliche Kraft dieser Einlenkung, aber auch das Aeußerste, was sie zur Begünstigung der Harmonie meiner Selbstsucht und meines Wohlwollens als solche zu thun vermag, macht den gesellschaftlichen Menschen als solchen an sich selbst nicht sittlich.

So wenig als alles, was der Staat zur Erhaltung des Gleichgewichts seiner Selbstsucht und seines Wohlwollens versucht — vermag er durch Alles, was er äußerlich und bürgerlich auf die Masse der gesellschaftlichen Vereinigung einwirkt, sie, die bürgerliche Gesellschaft, oder welches gleichviel ist, den gesellschaftlichen Menschen als solchen sittlich zu machen.

Das Gleichgewicht des Wohlwollens nnd der Selbstsucht ist im gesellschaftlichen Zustand nicht einmal möglich. Das,

was wir in demselben dieses Gleichgewicht heißen, ist in seinem Wesen Einlenkung und Näherung zu der Gemüthsstimmung, die dieses Gleichgewicht wesentlich aufhebt, indem sie gänzlich auf dem Uebergewicht des Wohlwollens und der Selbstsucht ruht.

Auch wird mein Geschlecht immer nur durch dieses Uebergewicht sittlich, indem ich durch die Freiheit meines Willens die Grundlage der Harmonie meiner thierischen Natur selber aufhebe und mich selbst mit allen Ansprüchen meiner thierischen Selbstsucht der Freiheit meines Willens und seines gereinigten Wohlwollens unterwerfe. So lange dieses nicht geschehen, so nähern und trennen sich Naturansprüche und Sittlichkeit in mir selbst gegenseitig durch das schwankende Uebergewicht meiner Selbstsucht und meines Wohlwollens.

Daher sind auch häusliche und bürgerliche Pflichten, die offenbar auf den Fundamenten meiner thierischen Selbstsucht ruhen, in soweit keine sittlichen Pflichten.

Sie können als solche geradezu meiner Sittlichkeit entgegen stehen und mich in meinem Innersten gegen alles Gefühl meiner wahren Veredlung verhärten, auch thun sie dieses immer, sobald sie meine Selbstsucht zum Nachtheil der Freiheit meines Willens und seines Wohlwollens nähren und stärken.

Das Wesen des gesellschaftlichen Zustandes hebt die Harmonie meiner thierischen Natur ganz auf, daher ist das Rechtsgefühl, das diesem Zustand als solchem zum Grund liegt, allgemein selbstsüchtig, mißtrauisch und gewaltsam und erzeugt als solches nothwendig eine Gemüthsstimmung beim gesellschaftlichen Menschen, die derjenigen, die seiner sittlichen Veredlung zum Grund liegen muß, geradezu entgegen steht; daher ist die Zwischenkunft einer weisen nicht blos in den Schranken der thierischen Kraftwirkung stehen bleibenden, sondern höher und nach der innern Veredlung unsrer Natur hinstrebenden Gesetzgebung im gesellschaftlichen Zustande wesentlich nothwendig, um das gänzliche Unterliegen meiner Natur unter mein thierisches

Kraftgefühl und unter meine thierische Trägheit in diesem Zustande zu verhüten und mir mitten in seinem Verderben dennoch eine Gemüthsstimmung zu erhalten, die mir als Individuum um meiner wesentlich höhern, menschlichen Bestimmung willen, d. h. um durch den gesellschaftlichen Zustand meiner wirklichen Veredlung entgegenstreben zu können.

Je mehr daher die Gesetzgebung in einem Land die Bande des Bluts im Gefühl der Bürger als heilige Bande stärkt und ihnen den Boden der Wohnstube als einen heiligen Boden ins Aug fallen macht und ans Herz kettet, je mehr sie die wohlwollenden Verhältnisse aller sich physisch nahe stehenden Menschen belebt, je mehr sie der sinnlichen Selbstsucht der öffentlichen Macht einen störenden Einfluß in das Heiligthum des häuslichen Lebens der Bürger erschwert und den Einfluß aller Staatshärte auf die Trennung sich nahe stehender Menschen vermindert, und jemehr die Begriffe der Zeit, die Ruhe der Umstände und die Mäßigung der öffentlichen Bedürfnisse eine Staatsverwaltung anspruchlos machen, destomehr wird die Gemüthsstimmung der Bürger, die ihrer innern Veredlung wesentlich ist, in einem Lande begünstigt. Im Gegentheil, je anspruchvoller der Staat ist, je mehr er durch den Geist der Zeit und die Gewalt der Umstände genöthigt ist, die Bande des Bluts und die wohlwollenden Verhältnisse aller sich nahe stehenden Menschen zu trennen und den Landeinwohner auch in seiner Wohnstube, auch an der Seite seiner Braut, an der Wiege seines Säuglings und selber in der Gebetstunde, in der er mit den Seinigen vor Gott kniet, fühlen zu machen, daß alles Heiligthum seines menschlichen Daseins der Kunsthärte eines Staats untergeordnet ist, der dasselbe nicht achtet, desto mehr und desto gewaltsamer wird auch die Gemüthsstimmung der Bürger, die ihrer innern Veredlung wesentlich ist, untergraben. Es ist wahr, je mehr, je vielseitiger der Bürger in der Lage ist, täglich zu fühlen, daß ihm die nöthigen Mittel das Heilige seiner Verhältnisse gegen jeden Eingriff des Unheiligen, und die ewigen, von Gott gegebenen

Fundamente alles wahren Menschensegens sich und den Seinigen zu schützen und zu schirmen, je sicherer ist auch unter diesen Umständen die Wahrheit, daß in diesen Verhältnissen die ersten und ewigen Fundamente des sittlichen Lebens der Bürger, ich möchte sagen, auf Tod und Leben angegriffen sind, und sie individualiter gleichsam mit Gewalt von allem dem abgelenkt werden, wodurch sie dem wahren sittlichen Segen unsers Geschlechts wirklich nahe gebracht werden könnten und sollten.

Die Nationalsittlichkeit ist deshalb immer eine Folge der mehr oder minder gesetzgeberischen Weisheit, die Gewalt dem Recht und die Selbstsucht dem Wohlwollen unterzuordnen.

Hinwieder ist die Nationalunsittlichkeit immer eine Folge der gesetzgeberischen Verirrung, diesen Gesichtspunkt im Regieren der Bürger aus den Augen zu setzen, Kraft und Begierde in ihrer Mitte ein ungleiches Spiel treiben zu lassen, und Zutrauen und Wohlwollen, sowohl durch die Erschöpfung einer allzu gehemmten, als durch die Leichtfertigkeiten einer allzu privilegierten Selbstsucht verschwinden zu machen.

Nach gleichen Gesichtspunkten wirkt die Pflicht, die ich mir blos durch mein Urtheil, durch meine Meinung, durch meine Grundsätze auflege, auf die Entwicklung der ersten Grundlagen meiner Sittlichkeit, nicht auf die nämliche Weise, wie diejenige, die mir durch den Eindruck von Gegenständen, die meiner Individualität sinnlich und thierisch nahe stehen, ans Herz geht.

Alles, was ich als Demokrat, als Aristokrat, kurz als Theilnehmer irgend eines gesellschaftlichen Rechtsgrundsatzes für meine Pflicht achte, befördert meine Sittlichkeit nicht auf die Weise und nicht in dem Grad, als das, was ich mir in Gefolg meines Naturverhältnisses zu irgend einem mir sinnlich nahe stehenden Gegenstand als meine Pflicht vorstelle. Selbst die Vorstellung der Vaterpflicht begünstigt die sinnlichen Grundlagen der Sittlichkeit eines Manns, der von seinem Kind ferne ist,

nicht in dem Grad, wie das Lächeln und die Thränen seines in der Wiege vor seinen Augen liegenden Säuglings; ebenso begünstigt die Theilnahme an Vaterlandsnoth und Vaterlandsfreuden die Grundlage meiner Sittlichkeit mehr als irgend eine Vorstellung von meiner Vaterlandspflicht sie begünstigen konnte, keine auch noch so reinen Regierungsgrundsätze bewahren das menschliche Herz von der gesellschaftlichen Verhärtung, wenn es nicht durch das sinnliche Naheſtehen reiner gesellschaftlicher Freuden oder drückender gesellschaftlicher Leiden menschlich erhalten wird.

Die gesellschaftlichen Pflichten begünstigen meine Sittlichkeit immer vorzüglich in dem Grad, als die Beweggründe zu denselben nicht blos als Folge des Rechts und der Gewalt der gesellschaftlichen Verhältnisse, nicht blos als König — Korporal — Schulze u. s. w., sondern vielmehr als Folge der einfachen wohlwollenden Verhältnisse meiner Natur als Mensch — der für mich nicht Korporal, nicht Schulz und nicht König, sondern Mensch ist — auf mich wirken.

Aber die selbstsüchtige Fratze der Staatskunst, die Staatsmännerkunst, setzt dieses alles aus den Augen und verengert dem Mann am Platz täglich den Spielraum, unter seinen Mitbürgern als Mensch gegen Mensch stehen zu können.

So weit sie dieses thut und das Menschengeschlecht von aller Härte ihrer wahrheits-, recht- und menschlichkeitslosen Staatskünstelei und der aus ihrer Täuschung so natürlich hervorgehenden Staatstrunkenheit unterwirft, insoweit entfernt sie auch selbst die Möglichkeit von der Erde, unser Geschlecht durch den gesellschaftlichen Zustand seiner Bestimmung näher zu bringen.

In unsern Zeiten hat die Kunst das Menschengeschlecht also unbedingt der physischen Staatskraft und allen Verirrungen ihrer thierischen Selbstsucht unterzuordnen, niemand mit mehr Consequenz und Psychologie betrieben, als F*** niemand mit mehr Ostentation und Inconsequenz als J*** niemand mit mehr Schlauheit als K*** niemand mit

mehr Spielerkühnheit und gesellschaftlicher Verhärtung als P***.

Aber wer will die Zahl derer nennen, die dieses mit namenloser Personalschwäche betreiben, und wer will sagen, was aus diesem Gewirr der Schwäche und Kraft für die äußerste Entwürdigung unsers Welttheils endlich herauskommen wird?

Das Wesen meines Buchs.

Wenn ich nun zurückschlage und mich frage, wo bin ich an dem Faden, an dem ich den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts verfolgte, endlich hingekommen, so finde ich in folgenden Sätzen das wesentliche Resultat meiner Nachforschungen. Meine Natur vermag es nicht, auf dem Punkt des bloßen Sinnengenusses stehen zu bleiben, ich muß vermöge meines Wesens diesen Sinnengenuß zum Mittel meines Strebens und der Zwecke, worauf dieses Streben ruht, machen.

Daraus entstehen Verhältnisse, die ohne dieses Streben nicht in der Natur wären, die ich aber durch dasselbe und also durch meinen Willen in die Natur hinein bringe.

So wie dieses geschehen, höre ich auf das einfache Wesen zu sein, das ich aus der Hand der Natur in die Welt kam.

Ich kann nicht mehr als dieses einfache Wesen empfinden, denken und handeln.

Ich muß jetzt übereinstimmend sowohl mit den Verhältnissen handeln, die ich selbst in die Welt hineingebracht habe, als auch mit mir, insofern ich mich durch diese Verhältnisse verändert habe. Ich werde selbst Welt — und die Welt wird durch mich Welt — ich ungesondert von ihr, bin ein Werk der Welt — sie ungesondert von mir, ist mein Werk.

Aber ich habe eine Kraft in mir, mich von der Welt und die Welt von mir zu sondern, durch diese Kraft werde

ich ein Werk meiner selbst. Ich fühle mich also auf eine dreifache Art in der Welt.

I. Als Werk der Natur:

Als solches bin ich ein Werk der Nothwendigkeit, das gleiche thierische Wesen, das nach Jahrtausenden kein Haar auf seinem Haupt und keine auch die leiseste Neigung seines Wesens in sich selbst auszulöschen vermöchte. Als solches lenkt mich die Natur ohne Kunde der Verhältnisse, die ich selber erschaffen, als lebte ich im schuldlosen thierischen Zustande, mit dem Gesetz ihrer Allmacht zum Sinnengenuß hin, wie der Adler zum Aas, das Schwein in die Pfütze, den Ochsen auf die Triften, die Ziege auf den Felsen, und den Hasen unter die Staude.

II. Als Werk meines Geschlechts, als Werk der Welt.

Als solches bin ich ein Tropfen, der von der Spitze der Alpen in einen Bach fällt.

Unsichtbar, ein nichtiges Wesen, falle ich belastet mit dem Staub seines Mooses von meinem Felsen, glänze bald in silbernen Strahlen der Sonne, fließe bald im Dunkel der Höhlen, stehe hier im reinen Wasser der Seen, dort im Koth der Sümpfe gleich still, falle aus Sümpfen und Seen dann wieder ins Treiben der Flüsse und schwimme in der Gewalt ihrer Wogen bald hell, bald trüb, bald sanftwallend, bald wirbelsprudelnd, bald zwischen reinen Gefilden, bald zwischen sinkenden Stätten, bald zwischen gräßlichen Ufern dahin, bis ich in den ewigen Meeren des Todes meine Auflösung finde.

III. Als Werk meiner selbst.

Als solches grabe ich mich selbst in mich selbst, ein unveränderliches Werk; — keine Welle spühlt mich von meinem Felsen und keine Zeit löscht die Spur meines Werkes aus, das ich als sittliches Wesen in mir selber vollende.

Wenn brennende Klüfte den Moder der Meere trocknen und aus ihren Tiefen Berge aufthürmen, so graben sie also

die vergängliche Schnecke und den faulenden Fisch in die werdenden Steine, keine Welle spühlt jetzt die ewigen Thiere weg und keine Zeit löscht ihre Spur in dem festen Stein aus.

Also bin ich ein Werk der Natur, ein Werk meines Geschlechts und ein Werk meiner Selbst.

Diese drei Verschiedenheiten meiner selbst aber sind nicht anderes, als einfache und nothwendige Folgen der drei verschiedenen Arten, alle Dinge dieser Welt anzusehen, deren meine Natur fähig ist.

Als Werk der Natur fühle ich mich in der Welt frei, zu thun, was mich gelüstet, und berechtigt, zu thun, was mir dient.

Als Werk meines Geschlechts fühle ich mich in der Welt als durch Verhältnisse und Verträge gebunden, zu thun und zu leiden, was diese Verhältnisse mir zur Pflicht machen.

Als Werk meiner selbst fühle ich mich unabhängig von der Selbstsucht meiner thierischen Natur und meiner gesellschaftlichen Verhältnisse; gleich berechtigt und gleich verpflichtet, zu thun, was mich heiligt und meine Umgebungen segnet.

Ich habe daher als Werk der Natur eine thierische, als Werk des Geschlechts eine gesellschaftliche und als Werk meiner selbst eine sittliche Vorstellung von der Welt, ihrer Wahrheit und ihrem Recht, so wie von ihrer Täuschung und ihrem Unrecht.

Mein Instinkt macht mich zum Werk der Natur; der gesellschaftliche Zustand zum Werk meines Geschlechts, und mein Gewissen zum Werk meiner selbst.

Als Werk der Natur besitze ich physische Kraft, Thierkraft und Thiergewandtheit für thierische Ansprüche. Als Werk meines Geschlechts besitze ich gesellschaftliche Kraft, Gemeinkraft, Geschicklichkeit und Gewandtheit für mein gesellschaftliches Recht.

Als Werk der Natur sträube ich mich gegen das Werk meines Geschlechts und gegen das Werk meiner Selbst, das

ist, ich habe als solches kein Gewissen und erkenne als solches kein Recht.

Als Werk meiner Selbst erhebe ich mich selbst über den Irrthum und das Unrecht meiner Selbst, insofern ich ein Werk der Natur und ein Werk des Geschlechts bin, das ist, ich erkenne durch die Kraft meines Gewissens das Unrecht meiner thierischen Natur und meiner gesellschaftlichen Verhärtung. Als Werk des Geschlechts stehe ich schwankend und von beiden Seiten gedrängt zwischen dem Werk meiner Natur und dem Werk meiner Selbst, das ist, im gesellschaftlichen Zustand als solchem mangelt mir sowohl die Reinheit meines thierischen Wohlwollens, als diejenige meines unverhärteten Gewissens.

Durch das Werk meiner Selbst bin ich sittliche Kraft, Tugend.

Als reines Werk der Natur, als thierisches Geschöpf, bin ich in meinem unverdorbenen Zustand ein friedliches, gutmüthiges und wohlwollendes Wesen. Meine Kraft steht in diesem Zustande mit meiner Begierde im Gleichgewicht, ich lebe in demselben in völliger Harmonie mit mir selbst.

Mein Wohlwollen ist mit meiner Selbstsucht innigst vereinigt, ich kenne in diesem Zustand selbst die Schwächen meiner Natur nicht.

Aber ich finde mein Geschlecht nirgend in diesem Zustande; das erste Leiden eines Uebels von meines Gleichen hebt ihn auf. Ich finde dasselbe auf der ganzen Erde, allenthalben außer das Gleichgewicht seiner Kräfte geworfen, mehr und minder mißtrauisch, gewaltsam, verwegen und kleinlaut, und nur insoweit wohlwollend, als es sich durch dieses Wohlwollen in der Befriedigung seiner Begierden, die mit seiner Kraft nicht mehr in Harmonie stehen, nicht zurückgesetzt glaubt.

Als Werk des Geschlechts, als gesellschaftlicher Mensch, als Bürger, lebe ich in vollkommner Anerkennung des Mißverhältnisses meiner thierischen Kraft mit meiner thierischen Begierde, folglich ohne Harmonie meiner Selbstsucht

mit meiner Begierde, aber ich will durch eben diesen Zustand die Harmonie in mir selbst wieder herstellen.

Die ganze Kunst desselben ist ein beständiges Streben nach diesem Zweck, aber freilich ein mit tausendfältigen Fehlgriffen gebrandmarktes Streben.

Nur als Werk meiner Selbst vermag ich die Harmonie meiner Selbst mit mir selbst wieder herzustellen. Ich erkenne als solches, daß kein thierisches Gleichgewicht zwischen meiner Kraft und meiner Begierde in mir selbst, wie ich wirklich bin, haltbar ist; daß meine Selbstsucht und mein Wohlwollen im gesellschaftlichen Menschen wesentlich nicht harmonisch existiren kann; daß ich in diesem Zustande aufhören müsse, selbstsüchtig unwohlwollend, um wohlwollend unselbstsüchtig existiren zu können.

Also komme ich als Werk meiner selbst durch meinen Willen dahin, auf den Ruinen der zertrümmerten thierischen Harmonie meiner Selbst das Wohlwollen meiner Natur auf die Unterjochung meiner Selbstsucht unter meine sittliche Kraft zu gründen und also mitten im Verderben eines Zustandes, der meine Selbstsucht wesentlich verhärtet, mich selbst dennoch wieder zu dem friedlichen, gutmüthigen und wohlwollenden Geschöpf zu machen, das ich als Werk der Natur nicht bleiben und als Werk des Geschlechts nicht werden kann.

Als Werk der Natur, als Thier, bin ich vollendet, und spüre in diesem Zustand, als solchem, nicht einmal, daß ich als Mensch unvollendet bin.

Als Werk meines Geschlechts strebe ich auf einem Weg nach Vollendung meiner Natur, auf welchem diese nicht erreichbar ist.

Als Werk meiner Selbst strebe ich durch Belebung des Göttlichen und Ewigen, das in meiner Natur liegt, auf einem Weg nach meiner Vollendung, den meine thierische Natur nicht kennt und mein gesellschaftliches Verhältniß, als solches, nicht sucht und nicht bedarf.

Die Natur hat ihr Werk ganz gethan, also thue auch du das deine.

Erkenne dich ſelbſt und baue das Werk deiner Veredlung auf inniges Bewußtſein deiner thieriſchen Natur, aber auch mit vollem Bewußtſein deiner innern Kraft, mitten in den Banden des Fleiſches göttlich zu leben.

Wer du auch biſt, du wirſt auf dieſem Wege Mittel finden, deine Natur mit dir ſelbſt in Uebereinſtimmung zu bringen.

Willſt du aber dein Werk nur halb thun, da die Natur das ihre ganz gethan hat?

Willſt du auf der Zwiſchenſtufe deines thieriſchen und deines ſittlichen Daſeins, auf welcher die Vollendung deiner Selbſt nicht möglich iſt, ſtehen bleiben, ſo verwundere dich dann nicht, daß du ein Schneider, ein Schuhmacher, ein Scheerenſchleifer und ein Fürſt bleibſt, und kein Menſch wirſt.

Verwundere dich dann nicht, daß dein Leben ein Kampf iſt ohne Sieg, und daß du nicht einmal das wirſt, was die Natur ohne dein Zuthun aus dir gemacht hat, ſondern gar viel weniger, ein bürgerlicher Halbmenſch.

Einige Reſultate meines weſentlichſten Geſichtspunktes.

Der gute Zuſtand meiner Selbſt als Werk der Natur ruht auf dem vollen Leben meines Inſtinkts.

Der gute Zuſtand meiner Selbſt als Werk des Geſchlechts ruht auf der Kraft meines thieriſchen Gedankens gegen meinen Inſtinkt, oder vielmehr auf der Kraft meines durch dieſen Gedanken erhöhten und gebildeten Thierſinnes.

Der gute Zuſtand meiner Selbſt als Werk meiner Selbſt ruht auf der Reinheit und Stärke meines Willens, die Kraft meines Gedankens nicht zur Verfeinerung meines Thierſinnes, ſondern zur Veredlung meiner Selbſt gegen meinen Thierſinn zu gebrauchen.

Ich erhalte mich ſelbſt als Werk der Natur in dem beſten Zuſtand, in welchem ich als ſolches zu leben vermag, durch thieriſche Kraft.

Ich erhalte mich als Werk des Geſchlechtes in dem

besten Zustand, in welchem ich als solches zu leben vermag, durch gesellschaftliche Kraft.

Ich erhebe mich als Werk meiner Selbst durch meine sittliche Kraft zu der höchsten Würde, deren meine Natur fähig ist.

Die Unschuld meiner Natur thront an den Grenzen aller dieser Beschaffenheiten meiner Selbst.

Auf der ersten Stufe meines Daseins stehe ich ihrem Bilde am meisten, aber in kindlicher Schwäche und nur träumend nahe.

Durch mein thierisches Verderben entferne ich mich von ihr ins Unendliche.

Im gesellschaftlichen Zustand verstärkt sich auf der einen Seite mein thierisches Verderben durch die rohe Härte der Gewalts- und Massaformen desselben, auf der andern Seite bringt mich derselbe durch die höhere Sicherung meines häuslichen Verhältnisses durch Treue und Glauben, die dieser Zustand, wenn auch nur gesellschaftlich begründet, von dieser Seite dem thierischen Wohlwollen meiner unverdorbenen Natur wieder näher.

Durch Sittlichkeit erhebe ich mich zu der obersten Höhe, zu der sich meine Natur, nach ihrer Vollendung strebend, zur Kinderunschuld empor, zu der göttliche Kräfte und göttliche Gnaden meine Natur fähig machen.

Erziehung und Gesetzgebung müssen diesem Gang der Natur folgen. Sie müssen ihm das thierische Wohlwollen durch das häusliche Leben zu einem menschlichen Wohlwollen umwandeln und selbiges durch die Treue und den Glauben, die der gesellschaftliche Zustand anspricht, mitten in der Gewaltsamkeit, mit welcher der gesellschaftliche Zustand auf das Verderben dieses Zustands einwirkt, dasselbe dennoch zu erhalten suchen.

Sie müssen ihn endlich durch Selbstverleugnung zu der Kraft emporheben, durch die er allein im Stande ist, das Wesen der Unschuld in sich selbst wieder herzustellen und sich selbst durch seine sittliche Kraft wieder zu dem friedlichen, gutmüthigen und wohlwollenden Geschöpf zu

machen, das er in der Unverdorbenheit seines thierischen Zustandes auch ist.

Fortsetzung dieser Resultate.

Ich erscheine im gesellschaftlichen Zustand als solchem immer als ein verwirrtes, verdorbenes Mittelding zwischen meiner thierischen Schuldlosigkeit und meiner sittlichen Reinheit.

Ich will auf der einen Seite in demselben jeden thierischen Lebensgenuß, den ich in meine Hand zu bringen vermag, mir selbst mit aller Kraft sicher stellen.

Auf der andern Seite will ich freilich auch, daß die Einrichtungen und Vorkommnisse dieses Zustandes auf Regeln und Grundsätzen ruhen sollen, die dem Edelsten, das ich zu erkennen vermag, nicht widersprechen.

Aber mein Zweck selber und meine thierische Natur, in welcher dieser Zweck mit der ganzen Kraft meiner stärksten Triebe belebt ist, setzt diesem Edelsten, Besten, das ich zu erkennen vermag, in diesem Zustand als solchem, unabänderliche Grenzen, indem mein Wille edelmüthig und rechtlich zu handeln in demselben immer dem thierischen Bedürfniß der Selbsterhaltung in meiner Lage als untergeordnet erscheint.

Ich bin daher als Bürger immer aller Wahrheit und allem Recht entgegen, insofern es mir auch nur möglich scheint, daß die Sicherheit der wesentlichsten Vortheile meiner gesellschaftlichen Stellung durch dieselbe in Gefahr gesetzt werden könnte.

Die Repräsentation der Masse, die gesellschaftliche Gewalt, handelt hierin völlig wie die Individuen der Masse.

Sie erscheint in jedem Fall, wo das Wesen ihrer gesellschaftlichen Stellung in Gefahr zu sein scheint, immer wie der Mensch fest entschlossen, selbige mit jedem Mittel, das die Vorsehung in ihre Hand gelegt, gegen jedermänniglich zu beschützen und zu erhalten.

Sie ist als Gewalt, insofern sie nicht mehr ist, eben wie der Bürger, insofern er nicht mehr ist, unfähig, edel-

müthig, gerecht und menschlich zu handeln, sobald sie glaubt, daß eine solche Handlungsweise mit den Vorrechten, in deren Besitz sie sich nun einmal befindet, nicht bestehen könne. Als gesellschaftlicher Mensch thue ich in allen Verhältnissen immer alles Unrecht, damit mir nicht Unrecht geschehen könne.

Die sanften Gefühle meines Wohlwollens, die mir im beruhigten thierischen Zustande so natürlich sind, verlieren sich augenblicklich in mir, wenn die Sicherheit des Fortgenusses sinnlicher Reize, die mir nun einmal zu Bedürfnissen geworden sind, in Gefahr zu sein scheint. Das ist vom Demokraten wahr, wie vom Aristokraten, vom Könige wie vom Schneider, vom Schneider wie vom Gelehrten, und vom Gelehrten wie vom Bauer.

Die gesellschaftliche Menschheit tanzt den Zwischentanz ihrer thierischen Rohheit und ihrer sittlichen Veredlung allenthalben auf die nämliche Weise. Sie singt allenthalben ihr altes Lied:

mundus vult decipi,
ergo decipiatur.

Der König kennt keine Wahrheit gegen sein Kronrecht, der Schneider keine gegen sein Nadelrecht, der Patrizier keine gegen sein Geschlechtsrecht, der Pfaff keine gegen seine Kuttenrechte; mach' ihn so vernünftig, so schlau, so gewandt, so pfiffig als du immer willst, er wird vernünftig, schlau, gewandt und pfiffig werden, aber immer überwiegend für seine Kutte und für sein Kuttenrecht.

Darum findet auch jeder Weise und jeder Narr, wo er immer hinkommt, es gehe daselbst wie da, wo er zu Haus ist.

Allenthalben erscheint der gesellschaftliche Mensch, insofern er nicht mehr ist, als dem Werk seiner Natur unterliegend und das Recht seines Geschlechts nicht anerkennend.

Uebereinstimmung meiner wesentlichsten Grundsätze mit den einfachen Gesichtspunkten, die mir beim ersten ins Auge Fassen meines Gegenstandes auffielen.

Hiermit nähert sich mein Buch seiner Vollendung. Die Widersprüche, die in meiner Natur zu liegen scheinen, finden in der dreifach verschiedenen Art, alle Dinge dieser Welt anzusehen, deren meine Natur fähig ist, allgemein ihren Aufschluß. Sie sind alle in ihrem Wesen einfache, und in der Art, wie sie wirklich in mir erscheinen, mehr oder minder verwickelte Folgen dieser innern Verschiedenheit meiner Anschauungsart aller Dinge, und der mir im gesellschaftlichen Zustand wesentlich einwohnenden, und durch denselben millionenfach genährten und befestigten Neigung, auf der Stufe meiner gesellschaftlichen Ausbildung stehen zu bleiben und mich bei der Art und Weise, wie die Gegenstände dieser Welt im Verderben dieses Zustandes meiner Selbstsucht in die Augen fallen, zu beruhigen. Diese Widersprüche sind nichts anderes, als das Schwanken meiner Selbst zwischen mir selbst als Werk der Natur und als Werk meiner selbst, zwischen meinen thierischen Ansprüchen und dem Recht meines Gewissens.

Der gesellschaftliche Mensch lebt und schwebt als solcher ganz in diesem Schwanken, und die Gewaltsamkeit, mit der die Menschen das Glück und die Ruhe ihres Geschlechts allgemein untergraben, ruht gänzlich auf der thierischen Neigung, auf dem Punkt der Ausbildung, auf welchem die Vollendung ihres Selbst nicht möglich ist, sich vollendet zu glauben und auf den Stufen dieser gesellschaftlichen Ausbildung stehen zu bleiben.

Der Mensch muß vermöge seiner Natur immer entweder unter diesen Punkt seiner Ausbildung versinken, oder sich über denselben erheben, das ist, er muß als Werk des Geschlechts entweder dem Werk seiner Natur unterliegen, oder sich über sich selbst als Werk des Geschlechts erheben. Und

er rettet sich daher nur dadurch von dem Unglück, mitten im gesellschaftlichen Zustand dem ganzen Verderben seiner thierischen Natur zu unterliegen, wenn er als Werk seines Geschlechts in sich selbst geht und in sich selbst eine Kraft sucht, sowohl gegen das Unrecht seiner gesellschaftlichen Verhärtung, als gegen den Irrthum seiner thierischen Natur, das ist, er rettet sich im gesellschaftlichen Zustand nur als Werk seiner selbst vom Unterliegen als Werk des Geschlechts unter sich selbst, als verdorbenes Werk der Natur. Da er aber als Werk seiner selbst nichts anderes ist, als sein inneres Urtheil von der Währheit und dem Wesen seiner selbst, so ist es klar, er rettet sich nur durch eine Gemüthsstimmung, die mit derjenigen, auf welcher das Wesen der Religion ruht, die nämliche ist, von der Gefahr im gesellschaftlichen Zustand gegen das Verderben seiner thierischen Natur wesentlich kraftlos zu erscheinen, und findet nur durch eine solche Gemüthsstimmung wirkliche Mittel, die Widersprüche, die in seiner Natur zu liegen scheinen, in sich selbst aufzulösen und unwirksam zu machen.

Ich finde mich hier also wieder vollends auf dem Punkt, auf welchem ich im Abschnitt Religion stand.

„Der Mensch findet in seiner Natur keine Beruhigung, bis er das Recht seiner thierischen Sinnlichkeit in sich selbst verdammt hat, gegen sich selbst und gegen sein ganzes Geschlecht."

„Aber er scheint die Kraft nicht zu besitzen, diesem Bedürfniß seines Wesens ein Genüge zu leisten."

„Die ganze Macht seiner thierischen Natur sträubt sich gegen diesen ihm so schrecklichen Schritt, aber er setzt die Macht seines Willens der Macht seiner Natur entgegen."

„Er will einen Gott fürchten, damit er nach dem innersten Urtheil seiner selbst für sich selbst recht thun könne."

„Er fühlt, was er kann, und macht sich das, was er kann, zum Gesetz dessen, was er will. Diesem Gesetz, das er sich selbst gab, unterworfen, unterscheidet er sich von allen Wesen, die wir kennen."

„Ihm allein mangelt die Schuldlosigkeit des Instinkts,

durch deſſen Genuß das Vieh beruhigt, auf dem Punkte ſteht, den dieſer ihm anweiſt.“

„Er allein vermag es nicht, auf dieſem Punkte ſtehen zu bleiben, er muß entweder unter denſelben verſinken, oder ſich über denſelben erheben.“

Ich gehe weiter zu ſehen, wie weit die einfachen Geſichtspunkte, die mir beim erſten Anblick meines Gegenſtandes ins Auge fielen, mit den weſentlichſten Reſultaten meiner Nachforſchungen übereinſtimmen.

Die Frage, kommt der Menſch in dem nichtigen Lauf ſeines Daſeins auf Erden dahin, daß ihm die einzelnen Vorfälle des Lebens nicht Zauberauftritte ſind, die ihm allen innern Unterſchied der Dinge wie mit einem ewigen Nebel umhüllen? Dieſe Frage beantwortet ſich jetzt ganz einfach:

Als Werk der Natur kommt er nicht dahin, als ſolches verträumt er ſeine Tage; Leerheit des Geiſtes, Trunkenheit der Sinnen und taumelndes Träumen iſt ihm Wonne des Lebens.

Als Werk des Geſchlechts kommt er inſoweit dahin, als er als ſolches ſich ſelbſt als Werk der Natur nicht unterliegt.

Als Werk ſeiner ſelbſt iſt er Herr über ſich ſelbſt und über allen Zauber ſeiner thieriſchen Natur.

Die Untreue am geſellſchaftlichen Recht, die den König zu tyranniſchen, den Patrizier zu oligarchiſchen, den Edelmann zu ſtandesmäßigen, den Kaufmann zu monopoliſchen, den Reichen zu ſchimmernden[9]), den Armen zu kothfarbigen, den Geiſtlichen zu ſich einmiſchenden, den Gelehrten zu ſonderbaren, den Amtmann zu einträglichen und den Bürger zu zunftmäßigen und engherzigen Heilloſigkeiten hinführt, iſt allgemein nichts anderes, als das einfache Benehmen meiner ſelbſt beim Unterliegen als Werk des Geſchlechts unter mich ſelbſt, als ein verdorbenes Werk der Natur; und das allgemeine Umtaufen dieſer Heilloſigkeiten in die hohen Namen: Souveränitätsrechte, Ariſtokratie, landesväterliche Sorgfalt, Menſchenrechte, Freiheit, ſtandesmäßige Aufführung,

die vergängliche Schnecke und den faulenden Fisch in die werdenden Steine, keine Welle spühlt jetzt die ewigen Thiere weg und keine Zeit löscht ihre Spur in dem festen Stein aus.

Also bin ich ein Werk der Natur, ein Werk meines Geschlechts und ein Werk meiner Selbst.

Diese drei Verschiedenheiten meiner selbst aber sind nicht anderes, als einfache und nothwendige Folgen der drei verschiedenen Arten, alle Dinge dieser Welt anzusehen, deren meine Natur fähig ist.

Als Werk der Natur fühle ich mich in der Welt frei, zu thun, was mich gelüstet, und berechtigt, zu thun, was mir dient.

Als Werk meines Geschlechts fühle ich mich in der Welt als durch Verhältnisse und Verträge gebunden, zu thun und zu leiden, was diese Verhältnisse mir zur Pflicht machen.

Als Werk meiner selbst fühle ich mich unabhängig von der Selbstsucht meiner thierischen Natur und meiner gesellschaftlichen Verhältnisse; gleich berechtigt und gleich verpflichtet, zu thun, was mich heiligt und meine Umgebungen segnet.

Ich habe daher als Werk der Natur eine thierische, als Werk des Geschlechts eine gesellschaftliche und als Werk meiner selbst eine sittliche Vorstellung von der Welt, ihrer Wahrheit und ihrem Recht, so wie von ihrer Täuschung und ihrem Unrecht.

Mein Instinkt macht mich zum Werk der Natur; der gesellschaftliche Zustand zum Werk meines Geschlechts, und mein Gewissen zum Werk meiner selbst.

Als Werk der Natur besitze ich physische Kraft, Thierkraft und Thiergewandtheit für thierische Ansprüche. Als Werk meines Geschlechts besitze ich gesellschaftliche Kraft, Gemeinkraft, Geschicklichkeit und Gewandtheit für mein gesellschaftliches Recht.

Als Werk der Natur sträube ich mich gegen das Werk meines Geschlechts und gegen das Werk meiner Selbst, das

ist, ich habe als solches kein Gewissen und erkenne als solches kein Recht.

Als Werk meiner Selbst erhebe ich mich selbst über den Irrthum und das Unrecht meiner Selbst, insofern ich ein Werk der Natur und ein Werk des Geschlechts bin, das ist, ich erkenne durch die Kraft meines Gewissens das Unrecht meiner thierischen Natur und meiner gesellschaftlichen Verhärtung. Als Werk des Geschlechts stehe ich schwankend und von beiden Seiten gedrängt zwischen dem Werk meiner Natur und dem Werk meiner Selbst, das ist, im gesellschaftlichen Zustand als solchem mangelt mir sowohl die Reinheit meines thierischen Wohlwollens, als diejenige meines unverhärteten Gewissens.

Durch das Werk meiner Selbst bin ich sittliche Kraft, Tugend.

Als reines Werk der Natur, als thierisches Geschöpf, bin ich in meinem unverdorbenen Zustand ein friedliches, gutmüthiges und wohlwollendes Wesen. Meine Kraft steht in diesem Zustande mit meiner Begierde im Gleichgewicht, ich lebe in demselben in völliger Harmonie mit mir selbst.

Mein Wohlwollen ist mit meiner Selbstsucht innigst vereinigt, ich kenne in diesem Zustand selbst die Schwächen meiner Natur nicht.

Aber ich finde mein Geschlecht nirgend in diesem Zustande; das erste Leiden eines Uebels von meines Gleichen hebt ihn auf. Ich finde dasselbe auf der ganzen Erde, allenthalben außer das Gleichgewicht seiner Kräfte geworfen, mehr und minder mißtrauisch, gewaltsam, verwegen und kleinlaut, und nur insoweit wohlwollend, als es sich durch dieses Wohlwollen in der Befriedigung seiner Begierden, die mit seiner Kraft nicht mehr in Harmonie stehen, nicht zurückgesetzt glaubt.

Als Werk des Geschlechts, als gesellschaftlicher Mensch, als Bürger, lebe ich in vollkommner Anerkennung des Mißverhältnisses meiner thierischen Kraft mit meiner thierischen Begierde, folglich ohne Harmonie meiner Selbstsucht

mit meiner Begierde, aber ich will durch eben diesen Zustand die Harmonie in mir selbst wieder herstellen.

Die ganze Kunst desselben ist ein beständiges Streben nach diesem Zweck, aber freilich ein mit tausendfältigen Fehlgriffen gebrandmarktes Streben.

Nur als Werk meiner Selbst vermag ich die Harmonie meiner Selbst mit mir selbst wieder herzustellen. Ich erkenne als solches, daß kein thierisches Gleichgewicht zwischen meiner Kraft und meiner Begierde in mir selbst, wie ich wirklich bin, haltbar ist; daß meine Selbstsucht und mein Wohlwollen im gesellschaftlichen Menschen wesentlich nicht harmonisch existiren kann; daß ich in diesem Zustande aufhören müsse, selbstsüchtig unwohlwollend, um wohlwollend unselbstsüchtig existiren zu können.

Also komme ich als Werk meiner selbst durch meinen Willen dahin, auf den Ruinen der zertrümmerten thierischen Harmonie meiner Selbst das Wohlwollen meiner Natur auf die Unterjochung meiner Selbstsucht unter meine sittliche Kraft zu gründen und also mitten im Verderben eines Zustandes, der meine Selbstsucht wesentlich verhärtet, mich selbst dennoch wieder zu dem friedlichen, gutmüthigen und wohlwollenden Geschöpf zu machen, das ich als Werk der Natur nicht bleiben und als Werk des Geschlechts nicht werden kann.

Als Werk der Natur, als Thier, bin ich vollendet, und spüre in diesem Zustand, als solchem, nicht einmal, daß ich als Mensch unvollendet bin.

Als Werk meines Geschlechts strebe ich auf einem Weg nach Vollendung meiner Natur, auf welchem diese nicht erreichbar ist.

Als Werk meiner Selbst strebe ich durch Belebung des Göttlichen und Ewigen, das in meiner Natur liegt, auf einem Weg nach meiner Vollendung, den meine thierische Natur nicht kennt und mein gesellschaftliches Verhältniß, als *solches*, nicht sucht und nicht *bedarf*.

Die Natur hat ihr Werk ganz gethan, also thue auch du das deine.

Erkenne dich ſelbſt und baue das Werk deiner Veredlung auf inniges Bewußtſein deiner thieriſchen Natur, aber auch mit vollem Bewußtſein deiner innern Kraft, mitten in den Banden des Fleiſches göttlich zu leben.

Wer du auch biſt, du wirſt auf dieſem Wege Mittel finden, deine Natur mit dir ſelbſt in Uebereinſtimmung zu bringen.

Willſt du aber dein Werk nur halb thun, da die Natur das ihre ganz gethan hat?

Willſt du auf der Zwiſchenſtufe deines thieriſchen und deines ſittlichen Daſeins, auf welcher die Vollendung deiner Selbſt nicht möglich iſt, ſtehen bleiben, ſo verwundere dich dann nicht, daß du ein Schneider, ein Schuhmacher, ein Scheerenſchleifer und ein Fürſt bleibſt, und kein Menſch wirſt.

Verwundere dich dann nicht, daß dein Leben ein Kampf iſt ohne Sieg, und daß du nicht einmal das wirſt, was die Natur ohne dein Zuthun aus dir gemacht hat, ſondern gar viel weniger, ein bürgerlicher Halbmenſch.

Einige Reſultate meines weſentlichſten Geſichtspunktes.

Der gute Zuſtand meiner Selbſt als Werk der Natur ruht auf dem vollen Leben meines Inſtinkts.

Der gute Zuſtand meiner Selbſt als Werk des Geſchlechts ruht auf der Kraft meines thieriſchen Gedankens gegen meinen Inſtinkt, oder vielmehr auf der Kraft meines durch dieſen Gedanken erhöhten und gebildeten Thierſinnes.

Der gute Zuſtand meiner Selbſt als Werk meiner Selbſt ruht auf der Reinheit und Stärke meines Willens, die Kraft meines Gedankens nicht zur Verfeinerung meines Thierſinnes, ſondern zur Veredlung meiner Selbſt gegen meinen Thierſinn zu gebrauchen.

Ich erhalte mich ſelbſt als Werk der Natur in dem beſten Zuſtand, in welchem ich als ſolches zu leben vermag, durch thieriſche Kraft.

Ich erhalte mich als Werk des Geſchlechtes in dem

Dem Werk der Natur unterliegend, ſuche ich im Beſitz des Eigenthums mein Recht weiter auszudehnen, als es der Zweck der geſellſchaftlichen Vereinigung zu erlauben vermag; es kümmert mich in dieſem Zuſtand meiner Selbſt gar Nichts, die Laſten, der mir durch mein Eigenthum untergeordneten Menſchen ohne Rückſicht auf weſentliche Befriedigung, die den Bewerbern des geſellſchaftlichen Eigenthums wie den Eigenthümern gebührt, zu erhöhen. Es iſt mir in dieſem Zuſtand meiner ſelbſt nicht genug, daß die mir untergeordneten Nutznießer meines Eigenthums das urſprüngliche Unrecht des Beſitzſtandes gut und recht ſein laſſen, ich will noch, daß ſie mir im Gebrauch derſelben eben die thieriſche Freiheit geſtatten, durch die das Eigenthum in der Welt faſt allgemein ſeinen Urſprung erhalten.

Wenn ich daher das Recht meines Geſchlechtes anerkennend, das größere Eigenthum mit der Nothdurft des kleinern belaſte, ſo belaſte ich, dem Werk der Natur unterliegend, das kleinere Eigenthum mit den Gelüſten des größern.

Hinwieder, wenn ich, das Recht meines Geſchlechts anerkennend, den Menſchen, die keinen Theil an der Welt haben, keinen ſie befriedigenden Erſatz ihrer Naturrechte zu geben ſuche, ſo verweigere ich ihnen, dem Werk der Natur unterliegend, ihr geſellſchaftliches Recht.

Als Werk meines Geſchlechts und ſein Recht anerkennend, iſt Eigenthum und Beſitzſtand die Grundſäule des geſellſchaftlichen Zuſtandes und der Kräfte, die unſer Geſchlecht entwickeln und bilden.

Dem Werk der Natur unterliegend iſt es aber Pandorens Büchſe, aus der alle Uebel der Erde entſprungen.

Als Werk meiner ſelbſt, erkenne ich den Beſitzſtand eines jeden, in meiner Hand aber mir ſelber iſt er ſoviel als nicht Beſitzſtand, ſondern vielmehr ein Mittel, auch auf Gefahr meines Rechts und meiner Benutzung mich ſelbſt zu veredeln und mein Geſchlecht zu beglücken.

Recht.

Das Recht meines Instinkts ist in seinem Wesen nichts anderes, als ein Gefühl meines thierischen Bedürfnisses und meiner thierischen Kraft, selbige befriedigen zu können. Das gesellschaftliche Recht ist in seinem Wesen ein Gefühl meiner gesellschaftlichen Bedürfnisse und meiner gesellschaftlichen Kraft, selbige befriedigen zu können. Das Recht der Besitznehmung ist in seinem Wesen eine einfache Folge meines Instinkts, ohne Rücksicht auf irgend eine Pflicht.

Eigenthum, Gesetz, Kultur, gesellschaftlicher Zustand sind in ihrem Wesen nichts anderes, als einfache Folgen der Besitznehmung, das ist, des selbstsüchtigen Gebrauchs meiner thierischen Kraft, ohne Rücksicht auf Recht oder Pflicht.

Der Besitzstand und mit ihm der gesellschaftliche Zustand ruht also auf dem einfachen thierischen Gefühl, alle Mittel der Selbsterhaltung benutzen zu dürfen, und der thierischen Kraft, selbige benutzen zu können.

Daher ist auch der Anspruch an die freie Benutzung der Erde meiner thierischen Natur wesentlich; sie hat als solche keine Kraft in sich selbst, diesen Anspruch für sich selbst oder für ihr Geschlecht jemals zu veräußern.

Das thierische Gefühl des Unrechts einer solchen Veräußerung bleibt daher in uns, so lange wir hungern, dürsten und frieren.

Es hat in den ersten Bedürfnissen unserer Natur, sowie in ihren ersten Grundgefühlen seine unaustilgbare Kraft. Also wäre die Ungleichheit der Güter und alle Folgen der vertheilten Erde an sich selbst ein positives Unrecht gegen unsere thierische Natur; das ist gewiß, aber sollte um deswillen die Erde nicht getheilt sein und die Ungleichheit der Güter nicht statt finden? — Das folgt nicht.

Unsere thierische Natur bewerkstelligt diese Vertheilung vermöge eben der Grundgefühle, die uns hernach vermögen über das zu klagen, was wir selbst gethan haben und augenblicklich wieder thun würden, wenn es noch nicht geschehen wäre. Diese Vertheilung ist eine unausweichliche Folge

unſers thieriſchen Verderbens, ein Uebel, das der Kampf unſerer thieriſchen Kraft und unſerer thieriſchen Ohnmacht vollendet, ehe wir zu wiſſen vermögen, ob ein Recht in der Welt iſt, oder ob eines darin ſein ſoll. Sie iſt eine einfache Folge der Ungleichheit meiner phyſiſchen Kraft, die Ohnmacht unſerer Natur muß jeder größern Kraft weichen Der Menſch muß vermöge dieſer Natur nothwendig der Kraft des Stärkern, der Liſt des Schlauern, und den Hülfsmitteln des Glücklichern unterliegen, und hiemit iſt die Erde via facti getheilt.

Indeſſen iſt es immer eine Thorheit, daß wir die Nothein-richtungen unſers thieriſchen Verderbens an ſich ſelbſt ein Recht heißen und Begriffe von ſo geheißenen unveräußerlichen Naturrechten auf das Fundament offenbar rechtloſer thieriſcher Gewaltthätigkeiten gründen.

Wir müſſen den Beſitzſtand ſicher reſpektiren, aber nicht darum, weil die erſten Beſitznehmer ein Recht hatten, ſondern weil der Menſch thieriſch und rechtlos Beſitz nimmt und Beſitz nehmen muß, und weil wir die Folgen dieſes thieriſch eingelenkten und thieriſch vollendeten Naturſchritts, weder durch ein geſellſchaftliches noch durch ein ſittliches Recht aufheben können und aufheben wollen.

Geſellſchaftlicher Zuſtand.

Als Werk der Natur erkenne ich keinen, thieriſche Unſchuld iſt pflichtlos ungefeſſelt und unbeſtimmt, dem Werk der Natur unterliegend will ich in demſelben leben, wie im Stande der Wildheit. Ich haſſe Geſetz und Recht, das mich einſchnürt zu einer Weſpengeſtalt.

Alſo beſchaffen, will ich nicht, daß der geſellſchaftliche Zuſtand, ſoweit ich darin wirke, anſpreche und wandle, ein Recht habe; aber ſoweit jeder andere darin wirkt, anſpricht und wandelt, ſoweit möchte ich denn freilich gern, daß er einem ſtrengen Recht und einem harten Geſetz unterworfen wäre.

Wenn mein Geſchlecht gutmüthig und träge meiner thieriſchen Kraft weicht und ſein geſellſchaftliches Recht leicht

und ohne Mühe in meine Hände kommt, wie die Frösche in den Schnabel des Storchen, so trage ich es, dem Werk der Natur unterliegend, mit mir in den Lüften herum, wohin es mir beliebt, oder verschlinge es mit meinen Lieblingen in meinem Nest.

Ich muß im gesellschaftlichen Zustand, dem Werk der Natur unterliegend, beim Besitz unverhältnißmäßiger Kräfte nothwendig dahin kommen, das Recht meines Geschlechts nichts zu achten, im Gegentheil alles das zu untergraben, zu schwächen, zu zernichten und aufzulösen, was immer die von mir gekränkten und mißbrauchten Menschen dahin bringen könnte, in gesetzlicher Selbstständigkeit Sicherheit gegen den Unfug und das Unrecht meiner Ansprüche zu suchen.

Macht.

Als Werk der Natur erkenne ich wohl die Gewalt der Macht, aber nicht ihr Recht.

Dem Werk der Natur unterliegend, lasse ich im Besitz der Macht die Frage nicht an mich kommen, was ich dem Volk schuldig sei, ich gebe ihm aus Gnade, was es braucht, sich in Rechtlosigkeit und Ehrlosigkeit eingewiegt, einen guten Tag zu machen.

Als solches verberge ich mich immer gegen den Anspruch des Volks auf irgend ein Recht, entweder hinter mein Militär, oder hinter meine Gnadenlügen, oder hinter meine Schreckenswahrheit.

Aber das Recht meines Geschlechts anerkennend, weiß ich, daß ich im Besitz der Macht, Gesetz und Recht, und bindende Stricke gegen den Sirenengesang meines Thiersinns nothwendig habe, eben wie das Volk.

Als Werk meines Geschlechts soll ich im Besitz der Macht freilich kein Recht zur Gesetzlosigkeit suchen.

Aber nur als Werk meiner selbst will ich keines suchen.

Ehre.

Als Werk der Natur kenne ich die Ehre nicht. Thierische Unschuld lebt in einer namenlosen Ehrlosigkeit; aber

im thierischen Verderben des gesellschaftlichen Zustandes bringt mich die Liebe zur Auszeichnung, die den Verirrungen des Ehrtriebes zum Grund liegt, dahin, daß ich in meine Haut, wie in ein hölzernes Brett schneide, daß ich Nasen und Ohren durchsteche, daß ich die Schleppe meines Kleides höher achte, als mich selber, und für einen jeden Beinorden und für jeden Kreuzorden das Menschengeschlecht todt schlage.

Als Werk meines Geschlechts, und sein Recht anerkennend, gibt sie mir Kraft gegen mich selbst, und nährt in mir Gefühle, die mich durch Achtung meiner Selbst, gegen mich Selbst, gegen mein Geschlecht, und dadurch zur Anerkennung des sittlichen Rechts hinführen.

Unterwerfung.

Als Werk der Natur kenne ich keine; thierische Unschuld und Unterwerfung neben einander gehören ins Reich der Träume, wo der Wolf und das Lamm nebeneinander auf einer Wiese weiden.

Dem Werk der Natur unterliegend, sträube ich mich gegen ihr Recht und gegen ihr Unrecht. Das Recht meines Geschlechts anerkennend, sträube ich mich nur gegen ihr Unrecht; ich will nämlich in dieser Beschaffenheit meiner Selbst, daß die Unterwerfung gesellschaftlich rechtmäßig sei.

Dem Werk der Natur unterliegend, erkenne ich die Pflicht der Unterwerfung gar nicht.

Das Recht meines Geschlechts anerkennend, *soll* ich die Pflicht der Unterwerfung anerkennen.

Als Werk meiner selbst *will* ich sie anerkennen.

Im ersten Fall verwildere ich durch den Zwang der Unterwerfung.

Im andern durch das Unrecht der Unterjochung.

Im dritten erhebe ich mich durch mich selbst über alle Gefahr, durch irgend einen Irrthum und durch irgend ein Unrecht des gesellschaftlichen Zustands in mir zu verwildern.

Im ersten Fall empört sich mein Innerstes darüber,

daß meine Lebensgenüsse und Lebensansprüche von irgend einer fremden Kraft abhangen.

Im zweiten, daß selbige ohne gesellschaftliches Recht von einer fremden Kraft abhängen.

Im dritten suche ich, mitten in allem Unrecht der Gesetzlosigkeit mich selbst zu veredeln und meinem Geschlecht nützlich zu sein.

Im ersten Fall greife ich das Recht des Eigenthums an. Im zweiten das Unrecht seines Gebrauchs. Im dritten suche ich den Zweck des Eigenthums auch mitten im Chaos seines gesetzlosen, ungesellschaftlichen, unrechtmäßigen Gebrauchs mir selbst und meinem Geschlecht durch Weisheit und Mäßigung sicher zu stellen.

Wenn ich im ersten Fall thierische Selbstständigkeit, im zweiten einen befriedigenden Ersatz derselben fordere, so gebe ich mir im dritten Fall mehr, unendlich mehr als dieses alles, indem ich mein Eigenthum und sein Recht dahin benutze, den Hungrigen zu speisen, den Durstigen zu tränken, den Nackenden zu bekleiden, den Gefangenen, wo es erlaubt ist, zu besuchen, mein Weib, mein Kind, meinen Freund, den Sohn des Armen, der mir dient, zwischen den Wänden meines Hauses von dem thierischen und gesellschaftlichen Verderben der Welt zu sondern, und indem ich sie an das Heil meiner Wohnstube kette, zu veredeln und zu segnen.

Aber also über das Recht meines Geschlechts durch mich selbst erhaben, vergebe ich dennoch meinem Geschlecht als solchem gar nichts, ich trenne die innere Hoheit meiner Sittlichkeit von allen Verhältnissen, in denen die Menschen gesellschaftlich gegen einander stehen; ich weiß, daß diese Verhältnisse nicht auf Sittlichkeit gegründet sein können; ich weiß, daß wenn nur zwei Menschen zusammen stehen, um sittlich zu sein, sicher eine Lüge zwischen ihnen den Bund trennt.

Selbst ein sittliches Wesen erkenne ich dennoch kein Land, keine Stadt, kein Dorf für sittlich, und fordere als solches, auch selbst in gesellschaftlichen Verbindungen lebend,

dennoch von keinem Dorf, von keinem Land, von keiner Stadt, Sittlichkeit als gesellschaftliche Pflicht.

Ich weiß in dieser Beschaffenheit meiner selbst, daß das gesellschaftliche Recht eine bloße Modifikation des thierischen Rechts ist, und halte deswegen Sittlichkeit, Zutrauen, Dankbarkeit, u. s. w. insofern selbige als Werk der Masse oder der Repräsentation der Masse zum Vorschein kommen, für nichts anders, als für einen frommen Betrug.

Beherrschung.

Als Werk der Natur erkenne ich sie nicht; thierische Unschuld beherrscht nicht.

Dem Werk der Natur unterliegend, finde ich im Besitz der Macht einen unauslöschlichen Reiz, die Menschen, deren Lebensgenüsse von mir abhängen, als bloße Mittel zur Befriedigung meines Thiersinns anzusehen.

In diesem Fall kann es nie mein Wille sein, nach den Grundsätzen eines wirklich gesellschaftlichen Vertrags und dessen Recht selbst unterworfen, zu herrschen, so wenig als den Menschen, die keinen Theil an der Welt haben, mit Beschränkung meiner eigenen großen Kräfte einen befriedigenden Ersatz ihres Naturrechts zu verschaffen. Aber das Recht meines Geschlechts anerkennend und dem Werk meiner Natur nicht unterliegend, setze ich die Grenzen meines gesellschaftlichen Rechts weder bis an die Gewaltsgelüste übergroßer Herren, noch bis an die Erschlaffungsdemüthigkeiten überschwacher Knechte.

Als Werk meiner selbst, als sittliches Wesen will ich nicht herrschen. Meine sinnliche Neigung zum Herrschen ist in diesem Fall der höhern Ansicht des Lebens, die sich im Brudersinn des Menschengeschlechts ausspricht, untergeordnet. Aber indem ich als sittliches Wesen die Herrschaft zwar nicht als mein Recht anspreche, benutze ich die diesfalls bestehende Ordnung der Welt zum Segen meiner Umgebungen.

Adel.

Thierische Unschuld kennt ihn nicht; er ist als Folge des Eigenthums, eben wie dieses, ein Werk meines thierischen Verderbens und als solches allen Gelüsten, allen Anmaßungen und allem Unrecht dieses Verderbens unterliegend; und insofern er Rechte fordert, die die Lebensgenüsse und den ganzen Zustand, der seinem höheren Besitzstand unterworfenen Menschen prekär, ehrlos und rechtlos macht, ist er Werk des Geschlechts, dem Werk der Natur unterliegend, und insoweit gesellschaftlich unrechtmäßig.

Aber innerhalb gesetzlicher Schranken, die verhüten, daß der Zustand, der sein Eigenthum bearbeitenden Menschen nicht prekär, ehrlos und rechtlos werde, — Werk des Geschlechts und sein Recht anerkennend, — ist er gesellschaftlich rechtmäßig. Ein Edler, oder vielmehr ein Territorialeigenthümer, der diese Rechtschaffenheit gegen die sein Eigenthum bearbeitende Menschen thatsächlich und freiwillig beurkundet, ist ein das Recht seines Standes durch Sittlichkeit erhöhender Edler.

Handlung.

Als Werk der Natur kenne ich keine; thierische Unschuld handelt nicht.

Sie kommt zwar schon an den Grenzen ihres goldenen Alters dahin, das Ueberflüßige, das in ihrer Hand ist, gegen etwas, das ihr besser dient, zu vertauschen; aber das, was wir handeln, Handlung und Handelsstand nennen, kennt sie durchaus nicht.

Gewerb und Handlung ist ein Kunstzustand eines weit vorgerückten, gesellschaftlichen Raffinements.

Der Kaufmann, der die von ihm abhangenden Arbeiter als bloße in seiner Hand befindliche Mittel zur Bearbeitung seiner Fonds ansieht, ist ein Werk des Geschlechts, dem Werk der Natur unterliegend.

Der Kaufmann, der durch den Zwang der Gesetze genöthigt wird, seine Arbeiter als selbstständige, einen befriedigenden Ersatz ihrer Naturansprüche mit gleichem Recht

fordernde Geschöpfe anzusehen, ist ein Werk des Geschlechts, das dessen Recht anerkennt.

Der Kaufmann, der ohne Zwang der Gesetze sie also ansieht, ist ein sittlicher Mann.

Also ist Handlung mit monopolisch erblichen Rechten gesellschaftlich unrechtmäßig, wie der Adel mit gleichen Ansprüchen.

Handlung mit Gebräuchen, Gewohnheiten und Anmaßungen, welche den Zustand der von ihrem hohen Besitzstand abhängigen Menschen prekär, ehrlos und rechtlos machen, ist insoweit gesellschaftlich unrechtmäßig, wie der Adel mit gleichen Gewohnheiten und Anmaßungen. Handlung innerhalb gesetzlicher Schranken, die dieses verhüten, ist gesellschaftlich rechtmäßig, wie der Adel innerhalb gleicher Schranken.

Kronrecht.

Thierische Unschuld weiß nicht, was dieses Recht ist; die Natur kennt keine Krone.

Der Kamm auf dem Kopf der Schlange ist so wenig eine Krone, als der auf dem Kopf eines Hahns.

Als Anspruch auf den unbedingten Gebrauch der Staatskräfte und als Stand der erblichen Willkür ist es ein Werk des Geschlechts, dem Werk der Natur unterliegend, und das Recht des Geschlechts nicht anerkennend, und ist in soweit gesellschaftlich unrechtmäßig, wie Alles, was in diesem Zustand das Recht und den Zweck der gesellschaftlichen Vereinigung gegen sich selbst nicht anerkennt.

Innerhalb solcher Schranken, die vermögend sind, die gesellschaftliche Menschheit vor dem Gebrauch der Staatsmacht gegen das Recht und den Zweck der gesellschaftlichen Vereinigung zu verhüten, ist es gesellschaftlich rechtmäßig, wie Alles, was die Bande der Gesellschaft unter einander vereinigt und sichert.

Der König, der ohne Zwang der Gesetze das gesellschaftliche Recht gegen sich selber erkennt, dieser König wird angebetet werden, wenn er erscheint; aber[13]) jeder König

ist Mensch und jeder Zeitkönig ist Zeitmensch; er hat schwer, sich über seine Zeit zu erheben und im Wirrwarr der Gesetzlosigkeit seiner Tage, mehr als gesetzlich, rein rechtlich und zwar freiwillig rein rechtlich zu handeln. Der sinnliche Mensch in Königshöhen ist noch mehr als der Mensch im Schwulst des Reichthums an den Irrthum und das Unrecht der Welt gekettet, und der göttliche Herzenskenner hat schon von dem Mann, der nur an Reichthum gekettet, ausgesprochen: es ist schwer, daß ein Reicher in das Reich der rücksichtlosen Wahrheit und der selbstsuchtlosen Liebe, in das Reich Gottes eingehe.

Gesetzliches Recht.

Dem Werk der Natur unterliegend will ich keines; als solches bin ich Sanskülott, gesetzlos, standeslos, herrenlos und rechtlos.

Ich will auch als solches nichts anderes sein.

Mein Geschlecht wird nur durch den Zwang und die Zucht des Gesetzes zur Anerkennung des Rechtes gebracht. Ohne Zwang wird es in allen Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens dem Endzweck der gesellschaftlichen Vereinigung bei jedem Vortheil, den es dadurch erhaschen kann, ungetreu.

Freiheit.

Als Werk der Natur mache ich Anspruch auf thierische Freiheit.

Als Werk meines Geschlechts auf bürgerliche.

Als Werk meiner Selbst auf sittliche.

Der thierische Anspruch an Freiheit ist ursprünglich nicht gewaltthätig.

Thierische Unschuld kennt keine Gewaltthätigkeit.

Sobald dieser Anspruch gewaltthätig ist, ist er eine Folge des thierischen Verderbens, folglich ein Werk des Geschlechts, gesellschaftlich. Als solcher ist er entweder dem Werk der Natur unterliegend, Sansculottism; oder das Recht meines Geschlechts anerkennend, rechtlich.

In beiden Fällen spreche ich die Freiheit mit der ganzen Gewaltsamkeit meiner thierischen Natur an.

Als sittliches Wesen suche ich dem Thierischen dieses Anspruchs in mir selbst diejenige Grenzen zu setzen, die das Wesen der Sittlichkeit ihm unabänderlich setzt.

Tyrannei ist Naturleben im Besitz der Macht. Sklaverei thierisches Dulden dieses Lebens. Aufruhr thierisches Widerstreben gegen dasselbe.

Dem Werk der Natur unterliegend, bin ich immer entweder Tyrann oder Sklav oder Aufrührer.

Das Recht meines Geschlechts anerkennend, soll ich keines von allen sein.

Als Werk meiner selbst will ich keins von beiden sein.

Im ersten Fall überlasse ich mich im Besitz der Macht den thierischen Reizen der Trägheit, der Gewaltthätigkeit, der Windbeutelei und Gedankenlosigkeit, die einfache Folgen des freien Spiels meiner thierischen Selbstsucht sind.

Der Macht selbst unterworfen aber trage ich in diesem Fall das gesellschaftliche Unrecht ihrer thierischen Selbstsucht mit der Gleichgültigkeit meiner thierischen Entkräftung, und suche soviel mir möglich, selbst an den Sinnlichkeitsgenüssen ihres Verderbens Theil zu bekommen; oder ich neige mich, wie sie, zur gesetzlosen Gewaltthätigkeit hin, suche mit ebenso verdorbenem Thiersinn das Unrecht, das sie mir thut, über ihren Kopf zu bringen, und setze zum Dienst meiner sinnlichen Gelüste die Ruhe, das Recht und das Glück des Landes aufs Spiel, wie sie ebenso das alles in ihrem Verderben darauf gesetzt hat.

Im zweiten Fall soll ich das alles nicht thun. Ich soll weder Tyrann, noch Sklav, noch Aufrührer sein.

Im dritten will ich es nicht thun, als sittliches Wesen will ich weder Tyrann noch Sklav noch Aufrührer sein.

Aufruhr.

Es ist ein einfaches Benehmen meiner thierischen Natur beim allgemeinen Fühlen oder auch beim allgemeinen Glauben des öffentlichen Unrechtleidens, Freilassung meines verdorbenen,

verwilderten Instinkts beim Naturempfinden der Unerträglichkeit irgend einer gesellschaftlichen Lage.

Also ist auch Tyrannei einfaches Benehmen meiner thierischen Natur beim individuellen Gefühl des Uebergewichts meiner thierischen oder gesellschaftlichen Kraft über die thierischen und gesellschaftlichen Kräfte meiner Nebenmenschen; Freilassung meines verdorbenen, verwilderten Instinkts beim Naturempfinden der Möglichkeit, mein thierisches Wohl durch Unterjochung meines Geschlechts zu vergrößern.

Hinwieder ist Sklaverei, das schiefe und falsche Benehmen meiner thierischen Entmannung beim Naturempfinden der Erträglichkeit, wohl auch der Behaglichkeit einer gesellschaftlich rechtlosen Lage — die Unterdrückung meines verdorbenen geschwächten Instinkts beim Fühlen des Mangels physischer und gesellschaftlicher Kraft, mein thierisches Wohl durch Widersetzung gegen physische Gewalt, unter der ich stehe, zu befördern.

Mit dem Aufruhr ist die Neigung zum Freilassen meines verdorbenen, verwilderten Instinkts wesentlich verbunden.

Diese Neigung aber lebt allgemein im erniedrigten rechtlosen Menschen, daher steht der Sklav immer an den Grenzen des Aufruhrs. Auch besteht die Kraft des Tyrannen wesentlich in der Kunst, die Vorstellung von der Unerträglichkeit einer rechtlosen Lage meinem Geschlecht aus seiner Einbildungskraft zu entfernen und ihm dagegen Vorstellungen von Glückseligkeit und sinnlichen Genüssen zu unterschieben.

Brantewein, Komödienhäuser, Gassengaukeleien, Knechtenfreuden, Mädchentaumel, Spürhundslohn, Verrätherſold, ferner zweckmäßige Leitung des Bonton's und des Dienstglanzes, ebenso katechetische Auseinandersetzung und volksthümliche Lobreden der heiligen und unnachläßlichen Vorbereitungsmittel zur Blindheit im Gehorsam, sind alles vortreffliche Mittel zu diesem Zweck; und wenn das Verderben der öffentlichen Macht solchen Mitteln auch nur ein wenig Ehre anthut und den Glauben an die Vortheile der öffentlichen Blindheit der Bürger, auch nur mit ein wenig

Mäßigung begünstigt, so findet sie immer unzählige Mittel, die Völker ohne Gefahr des Aufruhrs zu ermüden, das ist, durch thierische Uebung an die Unterjochung so zu gewöhnen, daß die Gefühle der Unerträglichkeit ihrer Lage bei ihnen nicht rege werden,[14]) bis sie Alles, was dem kraftvollen, an Leib und Seele gesunden Mann unerträglich ist und unerträglich sein muß, nun in der Kraftlosigkeit ihrer Entmannung erträglich finden und erträglich finden müssen, weil ihnen in sittlicher, geistiger und physischer Hinsicht die Kräfte mangeln, die unumgänglich erfordert werden, wo immer von einem Volk auch nur geahnet werden darf, daß es im Stand sei, sich gegen irgend eine Art von Unrechtleiden würdig und mit Erfolg zu schützen.

Der Aufruhr ist nie recht.

Die Freilassung des verwilderten Instinkts schließt jeden Begriff eines Rechtes aus.

Aber es ist gleich wahr, das Volk hat in Masse beim allgemeinen Fühlen des gesellschaftlichen Unrechts nie einen andern Willen, als zum Aufruhr, und es kann, vermöge seiner Natur, als Volk, als Masse, in diesem Fall keinen andern haben.

Auch ist es eben um deswillen am Aufruhr höchst selten Schuld, das heißt, der Grund, warum das Gefühl der gesellschaftlichen Rechtlichkeit in den Individuen der Masse verschwindet, liegt höchst selten in Umständen und Lagen, an deren Dasein diese Individuen als schuldtragende Ursachen können angesehen werden.

Eben so wird es gar oft mit sehr viel Unrecht für den Aufruhr bestraft, das heißt, es wird gar oft für die einfachen Folgen von Lagen und Umständen, in denen der Mensch als Bürger keinen andern Willen haben kann, als zum Widerstand gegen die wahren und vermutheten Ursachen seines Zustands, gestraft, als ob diese Ursachen nicht da gewesen wären und als ob sie ihrer Natur nach anders auf die Masse des Volks hätten wirken können, als sie wirklich gethan haben; ferner, als ob sie nicht hätten verhütet werden

sollen, ehe sie diese Wirkung gehabt haben, und endlich ob sie nicht in ihrem Keim und zwar an ganz andern Menschen hätten bestraft werden sollen, als an denjenigen, die dem bösen Wachsthum ihres Verderbens endlich unterlegen.

Die Herrenknechte, die die Schlüssel, mit denen man das Volk aufzieht und still stellt, in den Händen haben, sind gewöhnlich allein schuld, wenn seine Glocke in den Tagen der Landesverwirrung ihren guten Ton verliert, falsch schlägt und falsch läutet; und diese sind es, die man nach meiner Meinung vor dem Aufruhr vorzüglich im Zaum halten und nach demselben vorzüglich bestrafen sollte.

Aber die Selbstsucht der Macht ist im Fall öffentlicher Gährungen immer auf die Bereitwilligkeit derber und arglistiger Menschen ängstlich aufmerksam und für die armselige Augenblickswirkung trügender Palliative schwachmüthig dankbar, sie kommt deswegen auf diesem Wege natürlich immer auch dahin, Menschen, die ich wegen vorzüglichem Einfluß auf die Fundamentalquellen des Aufruhrs, und namentlich wegen des Einflusses ihrer Derbheit und ihrer Arglist auf die Auslöschung der rechtlichen Gemüthsstimmung der Landeseinwohner vorzüglich bestrafen würde, wegen vorzüglichen Dienstleistungen und Landestreue zu belohnen, ohne jedoch den kitzligen Punkt, was sie eigentlich Landestreue heißen, gar zu heiter zu machen.

Soviel ist gewiß, alles was die gesellschaftliche Rechtlichkeit im Volk auslöscht, das ist immer die eigentliche und ursprüngliche Quelle des Aufruhrs.

Wer also in einem jeden Staat die meisten Sachen thut, durch die sich die gesellschaftliche Rechtlichkeit im Volk auslöscht, der ist es auch, der in demselben den Samen des Aufruhrs am meisten aussät, und ich denke, der ihn am meisten aussät, ist auch am meisten Schuld, wenn er aufgeht.

Eben so, wer Umstände, Lagen in einem Lande einlenkt und beschützt, die dem Rechte des Volks seine reine Kraft nehmen; hinwieder, wer Verhältnisse in einem Lande ewig

und allgemein erhalten wissen will, die den erleuchteten eben wie den redlichen Mann im Land empören, der bereitet den Aufruhr.

Man muß freilich oft Menschenalter zurückgehen, um den ersten Sämann dieses letzten Uebels der Staaten zu entdecken und die erste Quelle zu finden, durch welche ein Volk nach und nach dahin gebracht worden ist, endlich in seiner Lage und in seinem Herzen gleich große Reize zum Aufruhr zu finden, und zu der Stimmung zu gelangen, in welcher es dann die Staatsoberhäupter und das Gesetz für Spinnengewebe, das Recht für Betrug, die Ordnung für Unrecht, und die Staatsdiener selbst, mittelbar oder unmittelbar, für Diebe an seiner Thür achtet und dahin kommt, die Vortheile von Glück und Ruhe zu mißkennen und sie als ein nichtiges Ding mit dir auf die Karten zu setzen.

Wenn das Volk einmal dahin gebracht ist, so hat dann Wahrheit und Recht keine Wirkung mehr auf dasselbe und kann in dieser Stimmung keine haben.

Wenn du ihm dann schon predigst, es habe kein Recht zum Aufruhr, deine weisen, aber für dasselbe zu spät und zur Unzeit kommenden Sprüche sind ihm dann ein Galimathias, von dem es nichts versteht und nichts ahnt, als daß du um deiner Sorgen und um deines Unrechts willen ihm leere Worte hinwerfest und hinwerfen müssest.

Die menschliche Natur vermag es nicht anders, sie muß durch Rechtlosigkeit am Ende in diese Stimmung versinken. Wenn du deinem Nachbar sein Haus anzündest und er dir hernach deine Bäume umhaut, sich wieder ein neues zu bauen, was meinst du, was er dabei denke, wenn du ihm zurufst: Halt! halt Nachbar! du hast kein Recht zu diesen Bäumen.

Wenn die Macht das Volk rechtlos gemacht hat, so ist kein Gefühl des Rechtes mehr in seiner Brust, und in diesem Fall wirkt das Gefühl des Unrechtleidens auf die Individuen desselben, als auf Geschöpfe, die den Zaum der Rechtlichkeit nicht mehr in ihrem Munde haben. Die Folgen sind klar, Rechtlosigkeit und Zaumlosigkeit gehen

immer gepaart, und der Zaum des Trugs und des Schreckensſyſtems, den man dem Volk dann anzulegen verſucht, iſt eine ſtählerne Kette, die dir am erſten zerſpringt, wann du ſie am ſtärkſten an dich zu ziehen genöthigt biſt.

Daß ſich doch Europa nicht länger blende; ſeine Kunſt zu herrſchen nährt den Sansculottism, und ſeine Kunſt zu zäumen die Zaumloſigkeit im innerſten Buſen der Menſchen. Es macht mit ſeinem Herrſchen und Zäumen das Volk in ſeinem Innerſten lieblos, treulos, verwegen, ſtolz, erbittert und ehrlos, und wenn es einmal auf dieſem Punkt iſt, ſo braucht es dann nur einen Augenblick der Staatsſchwäche und der Staatsnoth, ſo haſt du kein Vaterland mehr und dein blendender Kunſtzaum iſt dann ein Spinnengewebe, mit dem du kein Kind mehr hältſt, und wäre er dann nur das! es iſt dann eine feurige Ruthe, mit der du den zaumloſen Gaul am Rande eines Abgrunds aufs Blut peitſcheſt.

Du willſt das Volk in deinem Dienſt zu einer leidenden Rechtloſigkeit erniedrigen, aber es hat im Weſen ſeiner Natur die gleichen Zwecke, wie du, es lenkt, vermöge ſeiner erſten Triebe dahin, den luſtigen weiten Rock der Rechtloſigkeit zu wenden und ihn in ſeinem eigenen Dienſt und dir zum Trotz anzuziehen.

Der rechtliche Mann im Lande ſieht die Gefahr dieſer Wendung, ſobald ſie ſich nähert, und dringt, ſie zu verhüten, auf die Sicherſtellung des geſellſchaftlichen Rechts der Bürger aus allen Ständen.

Aber die Macht, die als ſolche im geſellſchaftlichen Zuſtand immer dem Verderben ihrer thieriſchen Naturanſprüche, oder welches eben ſo viel iſt, ſich ſelbſt als Werk der Natur unterliegt, und das Geſindel, inſofern es das Werk einer ſolchen Macht iſt, vereinigen ſich in dieſem Fall gar oft, den Wunſch der Landesrechtlichkeit zu hintertreiben.

„Lieber gehe der Staat zu Grunde, als daß die Frage an uns komme, wie weit das Mißvergnügen des Volks in ſeiner Rechtloſigkeit ſeinen Grund habe und wie weit ihm

etwa durch Gesetze vorgebeugt werden könnte, die dem Thiersinn der Willkür und seiner gleich verderblichen Gnadenfülle und Gnadenlosigkeit Einhalt thun könnten!"

Also spricht der Heldensinn, der Staatskünstler in Süden und Norden.

Aber der Mensch beugt sich unter dem Geist dieser Rede nur, wo er blind ist und wo er muß. Er nährt im bodenlosen Elend der Rechtlosigkeit allenthalben eben die Gefühle, die in der gesetzlosen Macht diese Grundsätze erzeugen, und faßt gegen sie, eben wie sie gegen ihn, seine thierischen Ansprüche mit der ganzen Gierigkeit seines thierischen Verderbens ins Auge.

Das Benehmen ihrer Gesetzlosigkeit kränkt ihn immer um so mehr, je deutlicher er es einsieht, was sie eigentlich will.

Wenn der Mensch einsieht, daß er durch sie rechtlos ist, so macht es ihm keine Freude mehr, für sie rechtlich zu sein. Eben so, wenn er einsieht, daß das gesellschaftliche Recht für ihn keine Kraft hat, so bekümmert er sich auch nicht drum, ob es für einen andern Kraft habe, er nährt also unter diesen Umständen immer Gefühle, die ihn dahin lenken, wenn der Fall da ist, im Strom der Empörung mit zu schwimmen und in der Thierprobe, wer der Stärkste im Lande sei, seine Rolle mit zu spielen.

Nur als Werk seiner selbst, nur als sittliches Wesen lenkt sich der Mensch in dieser Lage nicht zum Aufruhr.

Und wenn die Empörung dann doch ausbricht, so wird dieser fest stehen zwischen dem Unrecht der Macht und dem Toben des Volks, seiner Wahrheit getreu, aber keiner Partei.

Es wird Nichts nützen. Die Macht wird zu ihm sagen: Du mußt nur so reden, wenn du willst, daß wir Alles, was wir nun einmal besitzen, verlieren; und das Volk hinwieder: Du mußt nur so reden, wenn du willst, daß wir von allem dem, was uns von Gott und rechtswegen gehört, nichts erhalten.

Also wird er in der Mitte stehen zwischen Menschen,

die seine Wahrheit auf beiden Seiten nicht wollen und gar leicht ein Opfer seiner Gutmüthigkeit werden durch die Leidenschaften der einen wie der andern.

Staatsrecht.

Ganz ein Werk meines Geschlechts. In seinem Zweck thierisch, in seinen Mitteln vernünftig, ein Geschöpf der Masse ohne den Geist der Individualität und ohne ihre Gefühle, folglich in seinem Wesen ohne Sittlichkeit, dennoch aber dem Recht meines Geschlechts unterworfen; in seinen Folgen Quelle der bürgerlichen Ordnung und in der Hand der Individuen, fähig durch sich selber, sich über sich selbst und über das Wesen seiner ursprünglichen Natur zu erheben.

Aber die Gewaltsordnung, die wir nicht einmal Tyrannenrecht nennen können ist nichts anderes, als eine Folge des Erliegens des Staatsrechts unter das thierische Verderben der Staatsmänner.

Der Mensch als Bürger kennt die Sittlichkeit nicht, folglich ist sie nie Pflicht des Staatsmannes als eines solchen, aber wenn er durch innere Veredlung seiner Individualität, als Mensch, seiner Bestimmung näher kommt, so wird er dadurch unfähig, als Staatsmann auf dem Punkt der bloßen thierischen Kraftwirkung, auf der die ganze äußere Form des Staats eigentlich ruht, beschränkt zu bleiben, er wird als Mensch in sich selbst genöthigt, für das Menschengeschlecht mehr zu sein, als er als Staatsmann eigentlich dafür sein soll. Er wird als solcher unwillkürlich durch sich selbst genöthigt, seine Staatskunst den Grundsätzen, die ihm als Werk seiner selbst für das Menschengeschlecht die wichtigsten sein müssen, näher zu bringen. Er ist als sittliches Wesen in sich selbst unfähig, das für den Vortheil des Staates zu erkennen, was auf die Zerstörung der ersten Grundsätze, der innern Veredlung unserer Natur gebaut ist.

Er ist als solches unfähig irgend etwas als Nachtheil für den Staat anzusehen, was wesentlich geschehen muß, wenn dem Fortschritt der innern Veredlung seines Geschlechts

nicht immer und ewig von Staatswegen unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg gelegt werden ſollen.

Alſo iſt es gleich wahr, der Staatsmann als ſolcher kennt keine Sittlichkeit, aber wenn er ein ſittlicher Menſch iſt, ſo kann er dennoch in der Verwaltung des Staats nicht innerhalb der Grenzen der geſellſchaftlichen Verhärtung ſtehen bleiben, auf welche der Staat als ſolcher gegründet iſt.

Thieriſches Wohlwollen.

Reiner Sinnengenuß deiner höchſten thieriſchen Befriedigung, Gefühl des Einklangs ihrer harmoniſch tönenden Saiten, Werk der Natur ewig und unveränderlich, meine Natur ſelber in der Wonne ihrer Harmloſigkeit ruhend. Als Werk der Natur verdirbt ſich dieſes Wohlwollen durch den geſellſchaftlichen Zuſtand. Aber in der Kraft dieſes Zuſtandes entkeimt aus der Hülle ſeines Vergehens das Werk meines Geſchlechts, die Liebe. Dieſe erhebt ſich durch Treue zum Werk meiner ſelbſt und entwickelt als ſolches die mein Weſen in meinem Innerſten vollendende Selbſtverläugnung.

Liebe.

Das Werk meiner Natur, der Einklang ihrer harmoniſch tönenden Saiten, mein thieriſches Wohlwollen iſt beim Sinnengenuß meiner thieriſchen Befriedigung allgemein.

Die Liebe wählt ſich den kleinen Ort, auf den ſie ſcheinen will, alles Uebrige ſteht bei ihr im Schatten.

Sie ruht als Werk meines Geſchlechts auf meiner Kraft, dem Augenblick Dauer zu verleihen.

Ohne dieſe Kraft erſtickt ſie im Verderben des thieriſchen Wohlwollens, aus dem ſie entkeimt.

Wie ich auch meinen Sohn liebe, wenn mein Leben ſeiner Wirthſchaft ſchadet, das Band iſt zerriſſen.

Wie ich auch mein Weib liebe, wenn ihr Leben um meinetwillen mühſelig wird, das Band iſt zerriſſen.

Auch wie du dein Vaterland liebſt, wenn dir bürgerliche Geſchicklichkeit und bürgerliche Kraft mangelt, ſo iſt kein Band zwiſchen dir und ihm, das nicht ſchnell reißt.

Das ist freilich alles ganz anders, wenn die Liebe ein Werk deiner selbst ist, dann weint dein Sohn ob deiner zerrütteten Wirthschaft, und dein Weib ob deinem Elend mehr als ob dem ihrigen.

Das Unglück gibt deiner Selbstverleugnung Kraft und du gewinnst in deiner Liebe durch dein Elend.

Aber die Welt kennt deine Liebe nicht, insofern sie ein Werk deiner selbst ist, sie will nur durch deine bürgerliche Kraft und deine bürgerliche Geschicklichkeit, von deiner Liebe, sie dankt dir nur insofern du ein Werk des Geschlechts bist, für das Werk deiner Natur dein thierisches Wohlwollen: ohne bürgerliche Kraft ist dieses Wohlwollen in der Welt eine Armseligkeit, mit der du dir selbst und andern zur Last fällst; zu glücklich, wenn du die Verachtung der Welt nicht fühlst, bis du ihrer werth bist.

Religion.

Als reines Werk der Natur hat mein Geschlecht keine; thierische Unschuld opfert nicht, betet nicht, segnet und fluchet nicht.

Als Werk meiner verdorbenen Natur ist die Religion Irrthum.

Als Werk meines Geschlechts, als Werk des Staats ist sie Betrug.

Nur als Werk meiner selbst ist sie Wahrheit.

Als Werk der Natur in ihrem ersten Verderben ist sie eine Gefährtin meiner Blindheit auf dieser Stufe meines thierischen Daseins, meiner ängstlichen und immer betrogenen Selbstsucht in diesem Zustand.

Als solches ist sie ganz Aberglauben. Ihr Gott ist die Natur selber, insofern sie schauerlich, unerklärlich und wunderbar vor meinen Augen steht.

Meine Götter und meine Teufel sind in diesem Zustand meiner selbst Bilder der todten und schrecklichen Natur.

Als Werk meines Geschlechtes ist sie rathgebend, helfend, kunsterfindend, als solches benutzt sie die Religion der Natur mit allem Verderben ihrer gesellschaftlichen Irrthümer

und Ansprüche, dadurch aber wird sie nach den Bedürfnissen, Umständen und Vortheilen eines jeden Staates leicht selbstsüchtig, feindselig, rachgierig, gewaltthätig und betrügerisch. Ihre Götter sind alle eifrige Götter und ihre Teufel alle eifrige Teufel.

Je schauerlicher ein Naturgott, je größer ist er.

Je eifriger ein Nationalgott, je größer ist er.

Als Werk meines Geschlechts ist die Religion Dienerin der Verhältnisse, die ich selber erschaffen, Dienerin des Mittelpunkts dieser Verhältnisse der Staatsmacht. Als solche ist sie Mutter königlicher Mönchsmummereien und mönchischer Königsmummereien, selten Dienerin des gesellschaftlichen Rechts, allgemeine Hebamme des Unrechts der Macht, mit der Glorie des Heiligthums um das Gesicht der Selbstsucht, strahlt sie Bann und schwingt das Schwert über das Haupt derer, die dem Heidensinn lügenhafter Offenbarungen und prophetisch sein sollender Aufschlüsse aus der Geisterwelt, so wie dem Judensinn glauben-, liebe-, wahrheit- und rechtloser Worterklärungen und Wortanwendungen der wahren Offenbarung nicht im Gehorsam des Glaubens unbedingte Anhänglichkeit, d. i. göttliche Verehrung zu erweisen, sich blindlings geneigt zeigen.

Als Werk meines Geschlechts ist die Religion wilde Natur im unnatürlichen Treibhaus zur Kunst, mit dem Zwang der Macht und der Kraft der Heuchelei in ihrer Hand.

Verwerfe ich damit die Religion, insofern sie ein Werk meines Geschlechts ist?

So wenig, als ich sie als Werk der Natur verwerfe. Als solches ist sie eine unausweichliche Folge meiner thierischen Beschränkung und der Eindrücke, die die Natur auf dieser Stufe meines Daseins auf mich machen muß;[15]) und als Werk meines Geschlechts ist sie hinwieder eine Folge meiner gesellschaftlichen Beschränkung und eine Quelle alles Trugs und alles Unrechts, das sie als solche über das Menschengeschlecht verhängt. Nur als Werk meiner selbst, nur als innere Wahrheit meiner selbst erhebt mich

die Religion über den Trug und das Unrecht ihrer thierischen Beschränkung und ihrer gesellschaftlichen Verhärtung. Indessen bedarf der Mensch als Werk der Natur und als Werk des Geschlechts sinnlicher, thierischer Beweggründe, Reize und Mittel, um sich auch nur von ferne den Vorhöfen der Religion und einer Gemüthsstimmung zu nähern, welche das Wesen der Religion voraussetzt.

Ich bin auf dieser Stufe meines Daseins nur in soweit einer Näherung zum Wesen der wahren Religion fähig.

Als Werk der Natur finde ich diese sinnliche Einlenkung zur Religion in dem Irrthum des Aberglaubens.

Als Werk des Geschlechts finde ich dieselbe im Selbstbetrug des Eiferglaubens und in den Verhärtungstäuschungen und Ansprüchen des Sektengeistes.

Also ist auf Irrthum gegründeter Aberglaube, auf Betrug gegründeter Eiferglaube und mit beschränkter Verhärtung verbundener Sektengeist dem Menschengeschlecht in verschiedenen Stufen seines Daseins dennoch wesentlich dienlich.[16])

Wie der Mensch die Täuschung des Sinnengenusses und den Zwang der Lehrlingsjahre bedarf, also bedarf er auch die Täuschung des Aberglaubens und den Zwang des Eiferglaubens, bis Anstrengung, Treue und Gewalt über sich selbst ihm zur andern Natur geworden und die gereiften Früchte seiner Sittlichkeit an dem Stamm, an dem sie entkeimten, keine Nahrung mehr finden und keine Nahrung mehr brauchen.

Ich erkenne also die Schonung der Nationalreligion als die Pflicht aller gesellschaftlich vereinigten Menschen, aber ich erkenne zugleich die Grenzen dieser Schonung.

Der Mensch muß die Nationalreligion um der wahren Religion willen schonen

Er muß das Unrecht des Mittels um der Wichtigkeit des Zweckes willen tragen.

Aber er darf nicht den Zweck zu Grund richten, damit sich das Mittel erhalte.

So wie ein Meister den Lehrling täuschen darf, damit

er ein guter Meiſter werde; aber nicht damit er, durch ſeine Täuſchung entkräftet, für ſein Leben von dem Meiſter, der ihn alſo betrogen, abhänglich werde; hinwieder, wie der Staat die Naturfreiheit des Bürgers beſchränken darf, damit er ihn dadurch geſellſchaftlich frei, aber nicht damit er ihn bürgerlich ehrlos und rechtlos machen könne: alſo darf die Nationalreligion den Menſchen durch Zwang oder Täuſchung zu der Gemüthsſtimmung hinlenken, die das Weſen der Religion iſt, aber ſie darf ihn nicht durch Zwang oder Täuſchung von dieſer Stimmung ablenken. Der Menſch muß alſo den Irrthum der Naturreligion und den Betrug der Staatsreligion reſpektiren, inſoweit durch dieſelbe dieſe Gemüthsſtimmung erzeugt und erhalten wird, er muß ſie aber nicht reſpektiren, inſofern das Gegentheil dadurch erzeugt wird. Die Natur führt den Menſchen ſelber auf dieſen Pfad, ſie gab ihm eine Kraft, jede Religion in ſich ſelbſt zum Werk ſeiner ſelbſt zu machen.

Kennt er den Irrthum ſeiner Naturreligion und den Betrug ſeiner Staatsreligion nicht, ſo iſt er inſoweit unfähig, in irgend einer andern Form, als in dieſer die ſinnliche Handbietung zu genießen, die das Gottesdienſtliche der Religion dem Menſchen in tauſend Geſtalten gegen die Quelle ſeiner Sinnlichkeit anbietet.

Kennt er aber den Irrthum des Aberglaubens und den Betrug des Eiferglaubens oder der Staatsreligion, und ſieht, daß ſelbige dem Weſen der wahren Religion oder der innern Veredlung ſeines Geſchlechts wirklich im Wege ſteht, ſo darf er nicht nur ſein Geſchlecht auf das Verderben einer ſolchen Religionsform aufmerkſam machen, ſondern er iſt es noch zu thun ſchuldig, freilich aber auf eine Weiſe, die dem Weſen der Religion nicht etwa mehr ſchadet, als der Irrthum, den er dem Volk aufdeckt, indeſſen iſt die Religion, inſofern ſie wirkliche nnd wahre Religion iſt, wie die Sittlichkeit, gänzlich nur die Sache des einzelnen Menſchen; ihre Wahrheit geht den Staat eigentlich nichts an, als nur inſofern er ſchuldig iſt, das Recht der Indi-

viduen, ihrer Ueberzeugung auf jedem Fall getreu zu ſein, zu beſchützen und zu erhalten.

Die Religionsvorkehrungen im Staat ſind deswegen an ſich ſelbſt und in ihrem Weſen nicht Vorkehrungen des Staates, ſondern Vorkehrungen der Individuen, die das Recht, ihrer Ueberzeugung getreu zu ſein, in demſelben mit Freiheit ausüben ſollen und wollen.

Der rechtliche Staat oder das geſellſchaftliche Recht begehrt auch nichts mehr, wohl aber das geſellſchaftliche Unrecht, die willkürliche Gewalt. Dieſe gönnt dem Menſchengeſchlecht die Freiheit des Gewiſſens ſo wenig, als die Sicherheit des Brodes und des Athems.

Sie kann nicht, ſie hat immer ein überwiegendes Intereſſe dafür, daß das Volk ſich niemals von dem Geiſt der Barbarei entferne, in welchem es ihm allein möglich iſt, die thieriſche Willkür der Macht als das Fundament irgend einer für das Menſchengeſchlecht ſchicklichen Regierungsform zu erkennen.

Darum ſtrebt ſie auch allenthalben dahin, veralterte Religionsformen lange über die Zeit hinaus zu erhalten, in welcher dieſe Formen mit dem ganzen Zuſtand der Völker harmoniſch, wirklich geſchickt waren, dieſelben dem Weſen der Religion und ihrer innern Veredlung in dem Grad näher zu rücken, als ſie ſelbige jetzt wieder von demſelben entfernen.

Aber wenn dieſes Näherrücken zur innern Veredlung der Völker von dem Aberglauben und dem Eiferglauben gehindert wird, ſo wird ſelbiges durch den Unglauben ſoviel als ganz unmöglich gemacht.

Dieſer iſt gänzlicher Mangel des Gefühls, daß die Erkenntniß der Irrthümer meiner thieriſchen Natur und des Unrechts meiner geſellſchaftlichen Verhärtung, ſowie das Daſein pſychologiſcher Mittel, dieſe Erkenntniß in mir lebendig zu erhalten, meinem Geſchlecht weſentlich nothwendig ſeien.

Er iſt, wie er jetzt erſcheint, tiefes Verſinken in ſinnlich gedankenloſe Sorgloſigkeit und führt daher das Menſchen-

geschlecht noch weit mehr als der Aberglauben und der Eiferglauben von der Gemüthsstimmung ab, die das Wesen der Sittlichkeit und der auf derselben ruhenden innern Veredlung unsers Geschlechts ausmacht. Er ist Sorglosigkeit des Naturstandes mitten in dem verfeinerten Genuß aller gesellschaftlichen Verbrechen.

Es ist daher etwas ganz anderes, wenn die thierische Unschuld nicht weiß, was Gott und was Sünde ist, als wenn ein, ich möchte fast sagen, schwarz verkünstelter, großstädtisch gebildeter Bürger in der Fülle der Anmaßung seines Vielwissens oder gar seines Allwissens es ausspricht: Es ist kein Gott und die Sünde ist nichts. Die thierische Unschuld thut um ihrer Religionslosigkeit willen Niemand nichts Böses und verliert um ihretwillen weder die Harmlosigkeit, noch das Wohlwollen ihrer Natur. Aber der Bürger, der Gott leugnet, erklärt sich dadurch, daß er mitten in der bürgerlichen Gesellschaft die Freiheit seines Instinkts anspreche und diesen als den sichern Führer seines Lebens erkenne, damit aber stellt er jede Kraft, die die innere Veredlung seiner selbst, so wie die Sicherheit seiner gesellschaftlichen Ausbildung möglich macht, in sich selbst still.

Ein solcher Unglauben setzt eine Gemüthsstimmung voraus, die für alle Empfänglichkeit von Wahrheit und Recht eben das ist, was ein Acker, in den weder Pflug noch Samen gekommen, für die Hoffnung der Ernte, sein Zustand schließt sogar die Möglichkeit derselben ganz aus.

Aberglauben und Eiferglauben sind hingegen in dieser Rücksicht, was ein schlecht bearbeiteter und unordentlich angesäter Acker. Sein Zustand schließt die Möglichkeit der Ernte nicht aus, sie beschränkt nur die Hoffnung derselben.

Ganz anders ist der Fall, wenn der Aberglauben beim Unglauben im Dienste steht und blos eine Staatsmanipulation zu Gunsten der Macht wider das Volk ist.

Ein solcher Aberglauben ist denn freilich nicht mehr blos einem schlecht bearbeiteten, er ist einem Acker zu vergleichen, in den der Satan in einer bösen Stunde seiner hohen Gewalt Disteln, Nesseln und Schierling gesäet.

Ein solcher manipulirter Aberglauben ist denn freilich das non plus ultra alles götzendienstlichen Verderbens.

Die Religion muß die Sache der Sittlichkeit sein, als Sache der Macht ist sie in ihrem Wesen nicht Religion, und das Finanzgeschrei der durch ihre philosophischen Irrthümer und durch ihre politischen Gewaltthätigkeiten bankerott gewordenen Staatskünstler, daß wir wieder zu Religiosität zurückgestimmt werden müssen, dieses Finanzgeschrei einer Staatskunst, die, nachdem sie das Menschengeschlecht auf das Aeußerste gebracht hat, sich nun auch selber auf diesem Aeußersten findet, wird uns, so wie es ist, weder zur Religion, noch zur Sittlichkeit, noch irgend wohin bringen.

Wir sind durch die Gewaltsamkeit und das Naturleben ihrer Selbstsucht, selber aller Empfänglichkeit für ihre Großmütterkünste beraubt worden und wären nun, wenn wir auch wollten, nicht mehr im Stande, an diesem Seil, das sie uns selber verächtlich gemacht haben, für sie forthin zu tanzen, und für sie forthin Brod zu verdienen. Ich lenke wieder in meine Bahn. Als Werk der Natur in ihrer Unschuld kenne ich Gott nicht.

Als Werk der Natur in ihrem Verderben diene ich ihm, berauscht von meiner sinnlichen Natur, mit Furcht und Zittern einen unwürdigen Dienst.

Als Werk meines Geschlechts eifere ich für das Gesetz meines Gottes wie ein tapferer, aber die Welt nur in seinen Mauern kennender Schildbürger für das Recht seiner Municipalstadt.

Als Werk meiner selbst ist meine Religion eben so unberauscht von meiner Sinnlichkeit, als frei von jeder Schildbürgerhärte, als solches strebe ich in der vollen Kraft meines sittlichen Wesens nach dem Edelsten, das ich zu erkennen vermag.

Als Werk der Natur, oder vielmehr als Werk meines thierischen Verderbens führt mich die Religion zum Beten mit den Lippen, zum Singen mit der Kehle, zum Opfern, zum Zaubern und zum Fluchen. Als Werk meines Geschlechts oder meines gesellschaftlichen Verderbens führt sie

mich gegen die Ungläubigen in Streit. Als Werk meiner selbst führt sie mich zur innern Veredlung meiner selbst. Die Religion ist mir selbst ein Werk der Natur, ein Werk des Geschlechts und ein Werk meiner selbst, so wie ich in mir selbst ein Werk der Natur, ein Werk des Geschlechts oder ein Werk meiner selbst bin. Göttlich ist die Religion einem jeden Menschen nur insoweit, als sie in ihm selbst ein Werk seiner selbst ist; — in soweit sie in ihm ein Werk seines thierischen und seines gesellschaftlichen Verderbens ist, insoweit ist sie nur gottesdienstlich; sie wird aber, indem sie sich, sei es jetzt im Naturstand oder im gesellschaftlichen, mit den sinnlichen Neigungen und Begierden unsrer thierischen Natur innig verwebt, dadurch eigentlich und wesentlich götzendienstlich.

Die Religionsform ist in jedem Fall nur das äußere Kleid der religiösen Erscheinung der Masse unsers Geschlechts; deshalb ist auch diejenige Religionsform die beste, die durch ihr Wesen das Innere, Göttliche der Religion am meisten belebt, in ihrer äußern Erscheinung aber, zwar genugsam gottesdienstlich, aber nicht durch sinnliches Blendwerk das Volk vom Wesentlichen der innern Kraft und Erhebung der Religion zu den Verirrungen des Götzendienstes und des Aberglaubens hinlenken könnte.

In jedem Fall ist für jeden Staat und für jedes Volk diejenige Religionsform die beste, die mit dem Grad der Kultur, auf dem dieser Staat und dieses Volk steht, in Uebereinstimmung, dennoch auch durch die Sinnlichkeit ihrer äußern Erscheinung kraftvoll dahin wirkt, den Geist der Individuen in allen Ständen herrschen zu machen über das Fleisch[17]).

Das ist ein aufrichtiges Opfer auf den Altar Jesu Christi, aber ich muß ihm beifügen: Der Irrthum und das Unrecht der Juden und der Griechen mußten der Lehre Jesu Christi vorhergehen, um die Menschen für sie empfänglich zu machen.

Das Christenthum ist ganz Sittlichkeit; darum auch ganz die Sache der Individualität des einzelnen Menschen.

Es ist auf keine Weise das Werk meines Geschlechts, auf keine Weise eine Staatsreligion oder ein Staatsmittel zu irgend einem Gewaltszweck.

Wenn es das wäre, so müßte es in Eiferglauben ausarten und blind werden gegen alles Unrecht des Staates und gegen allen Betrug derer, die es für ihren Vortheil achten, die bürgerlichen und religiösen Irrthümer der Völker bis in alle Ewigkeit aufrecht zu erhalten.

Darum haben wir auch als Staaten, als Nationen noch kein Christenthum, und werden und sollen als Nationen keines haben. Die Nationalreligionen, die den Fischerring und das Kreuz zu den Staats- und Standesinsignien erwählt haben, diese Christenthümer sind nicht die Lehre Jesu. Alles Aeußere des Christenthums, Hostie, Taufe, Priesterweihe, Prozessionen, Gelübde, sind wie das Kreuz und der Fischerring, Folgen der Religion, insofern sie nur ein Werk der Natur und ein Werk des Geschlechts ist.

Das wirkliche Christenthum scheint immer noch durch eben das Unrecht und durch eben die Irrthümer verdrängt zu werden, die ihm bei seinem Ursprung im Wege standen.

Es scheint, die Welt sei durch die Nationalunchristlichkeiten unserer Nationalchristenthümer auf eben den Punkt gekommen, auf den sie durch die Nationalausartung der Juden und Griechen gebracht worden ist, ehe ein Galiläer die Masse des Volks durch den Glauben an seine göttliche Lehre bald allgemein[18]) aus dem Routinezustand ihres sinnlichen Verderbens der heiligen Kraft ihrer innern Selbstständigkeit wieder nahe brachte. — Glauben vermochte es — Glauben vermag es noch heute — es sind dem Glauben alle Dinge möglich — aber heute vermag er es, wo er es immer vermag, nur an der Seite von Wahrheit und Recht — nur durch Wahrheit und Recht. — Aber was ist

Wahrheit und Recht?[19])

Beides, Wahrheit und Recht, sind für mein Geschlecht nur Täuschung und Schein, insofern es blos thierisch handelt, blos physische Kraft ist. Der freie menschliche Wille, das

iſt, die Kraft meiner innern Natur, mich durch eignes Streben von dem Irrthum und dem Unrecht meiner thieriſchen Natur los zu machen, iſt alſo für den Menſchen die einzige Quelle ſeiner wirklichen Wahrheit und ſeines wirklichen Rechts.

Als Werk der Natur habe ich dieſen reinen Willen gar nicht, weder in meiner thieriſchen Unſchuld, noch in meinem thieriſchen Verderben.

Ich erliege als Werk der Natur in jedem Fall der Gewaltſamkeit meines Inſtinkts, deſſen Weſen der Empfänglichkeit meiner Natur für Wahrheit und Recht geradezu entgegen ſteht.

Als Werk des Geſchlechts habe ich dieſen Willen eben ſo wenig.

Der geſellſchaftliche Zuſtand iſt eine bloße Modifikation des Naturſtandes.

Bürgerliche Anmaßungen treten in demſelben an die Stelle des Inſtinkts, dieſe ruhen aber eben wie er auf thieriſchen Bedürfniſſen und thieriſchen Zwecken, die der Reinheit aller Wahrheit und alles Rechts nichts weniger, als er ſelber entgegen ſtehen.

Wahrheit und Recht ſind daher für mein Geſchlecht unzweideutig das ausſchließende Eigenthum ſeiner Sittlichkeit.

Aber ich habe als thieriſches Weſen eine Kraft in mir ſelbſt, entblößt von aller wirklichen Wahrheit und von allem wirklichen Recht, mir als Wahrheit und als Recht vorzuſtellen, was meinen thieriſchen Sinn in der Zwangloſigkeit ſeiner thieriſchen Verwilderung und in der Gewaltſamkeit ſeiner bürgerlichen Verhärtung als Wahrheit und Recht vorkommt.

Zufolge der dreifach verſchiedenen Art, mir alle Dinge dieſer Welt vorzuſtellen, welcher meine Natur fähig iſt, kann ich nicht anders. Das Fauſtrecht, der Machiavellism, die willkürliche Gewalt, der Sansculottism und der Terrorism iſt mir Wahrheit und Recht, wenn ich mich für nichts anderes, als für ein thieriſches Weſen erkenne und mich und

mein Geschlecht bestimmt glaube, auf dieser Stufe meines Daseins stehen zu bleiben.

Das gesellschaftliche Recht ist mir Wahrheit, wenn ich mich selbst als Geschlecht und verbunden mit meinem Geschlecht fähig und bestimmt glaube, das Recht meines Geschlechts, das nicht in meiner Natur liegt, von dem ich aber fühle, daß ich es durch meinen Willen in die Natur hinein bringen könne, wirklich in dasselbige hinein zu bringen.

Das sittliche Recht ist mir Wahrheit, wenn ich mich selbst als Individuum und getrennt von meinem Geschlecht fähig und bestimmt glaube, das Recht meiner selbst, das nicht in meiner Natur liegt, von dem ich aber fühle, daß ich es durch meinen Willen in meine Natur hinein zu bringen vermag, wirklich in dieselbe hinein zu bringen.

Ich kann als Thier, oder als Bürger, oder als sittlicher Mensch leben, ich kann die Heerstraße der thierischen Verwilderung betreten, ich kann in den Schranken des gesellschaftlichen Rechts bürgerliche Selbstständigkeit behaupten und endlich mich zur Anerkennung alles Irrthums meiner thierischen Natur und alles Unrechts meiner gesellschaftlichen Verhärtung empor heben.

Aber nur im letzten Fall ist Wahrheit und Recht das Theil meines Geschlechts, und es ist hinwieder gänzlich nur durch Sittlichkeit möglich, die Widersprüche, die in meiner Natur zu liegen scheinen, verschwinden zu machen.

Ach sie verschwinden so selten — Wahrheit und Recht sind so selten das Theil meines Geschlechts, es erhebt sich so selten dahin, die erste zu wollen und das zweite zu verdienen.

Er geht lieber allenthalben irrend und rechtlos dahin, als sich über sich selbst zu einer wirklichen Veredlung seiner Natur zu erheben.

Von den Reizen seiner thierischen Natur hingerissen und von den Genüssen seiner gesellschaftlichen Vorzüge verhärtet, ist es meiner Natur in allen Verhältnissen des Lebens großer thierischer Selbstgenuß, täglich fortzuschwimmen im

Meer der Sinnlichkeit und des Selbstbetrugs, der schweifenden Einbildungskraft ihr physisches Uebergewicht über die Vernunft ruhig zu lassen und das Unterliegen meiner selbst, als Werk des Geschlechtes unter mich selbst als Werk der Natur nicht zu ahnen. Mein Geschlecht wiegt sich in allen Lagen gern in diesen Schlaf ein, der in Rücksicht auf Wahrheit und Recht und wirkliche Veredlung sein Tod ist und der sich mir beim ersten ins Augfassen meiner Gesichtspunkte also darstellte:

„Voll Wohlwollen liebt er seine Gazelle, seine Marmotte, sein Weib, sein Pferd, seinen Hund, er weiß nicht was Gott und was Sünde ist, einen Teufel fürchtet er nicht, Wald und Flur ist ihm heilig, wie sie Gott schuf, die aufgebrochene Erde ein Fluch; er wechselt seine Stunden zwischen Schlaf und Sinnengenuß, Trunkenheit des Geistes, Leerheit des Kopfes, und das Versinken in taumelndes Träumen ist ihm Wonne des Lebens, er liebt Spiel, Tanz, Wein, Mädchen und Märchen, den fremden Mann führt er in seine Hütte und fragt ihn, nachdem er gegessen und getrunken, woher er komme und wie es in seinem Land gehe? Für den morgenden Tag steht er dir heute nicht vom Stuhl auf und kauft dir das Leben des künftigen Jahres nicht mit der Pfeife Taback, die er im Mund hat.“

Und im Bild des Menschen:

„Sein Leichtsinn ist unaussprechlich, wo ihm nichts mangelt, da schläft er, wo er nichts fürchtet, da sonnt er sich, und wo er sich nicht sonnt, da geht er auf den Raub aus, allenthalben trieft er von dem Blut seines Geschlechts, er schützt seine Höhle wie ein Tiger, und thut unter der Sonne was er will, er kennt kein Recht und keinen Herrn, und von der Sünde frägt er, was ist sie?“

Allenthalben sträubt sich mein Geschlecht mit der ganzen Kraft seiner thierischen Grundanlagen dagegen, aus diesem Schlaf zu erwachen.

Noch ist das Bild meiner bürgerlichen Verhärtung gegen Wahrheit und Recht nicht vollendet. Die Gewaltsamkeit, die dem gesellschaftlichen Zustand wesentlich ist, führt den

Menschen in diesem Zustand zu einer Verhärtung, zu der er in der Unschuld des Naturlebens und in seinem anmaßungslosen Sinnengenuß nicht hingeführt wird.

Was bei diesem — Schlaf seiner Unschuld ist, das wird beim andern taumelndes Wachen eines berauschten Mannes; der Mensch verficht im gesellschaftlichen Zustand die Ansprüche seiner thierischen Natur mit der ganzen Fieberstärke seines Rausches, und die unschuldige Handlungsweise seines unentwickelten thierischen Zustandes wird durch thierische Ausbildung im gesellschaftlichen zur Untreue und zum Verbrechen. — Sie kann nicht anders.

Der Egoismus der gesellschaftlichen Kräfte ruht in seinem Wesen auf innerer Verhärtung gegen das thierische Wohlwollen meiner Natur und führt daher in seinen Folgen unausweichlich zur Untreue am gesellschaftlichen Recht.

Dadurch erscheint er in seinem Wesen als Quelle aller bürgerlichen Verbrechen und es ist also ganz heiter, wie der Mensch im gesellschaftlichen Zustand durch die Beibehaltung seines Instinkts mit sich selbst nicht blos in Widerspruch kommt, sondern gänzlich der Härte und Gewaltsamkeit unterliegen muß, mit der er *als Naturmensch in diesem Zustand lebend*, heute Sinnengenuß für sein Recht und morgen sein Recht für Sinnengenuß dahin gibt, heute das Wohlwollen seiner Natur verachtet und morgen sich ihm unbedingt überläßt, mit der er in einem ewigen Wechsel heute Treue fordert und morgen sein Wort bricht, heute Recht und Vertrag für heilig erklärt und morgen sie als unbedeutend und durch seinen Willen kraftlos unter den Tisch wirft. Die Vorstellungen von Recht und Pflicht wirbeln in diesem Zustande nur leidenschaftlich in seiner zerrütteten Einbildungskraft und haben weder in seinem Kopf noch in seinem Herzen einen reinen Gehalt. Ich finde mich hier noch einmal auf dem Punkt wie oben.

„Die Widersprüche, die in meiner Natur zu liegen scheinen, sowie der Mangel von Wahrheit und Recht, dem mein Geschlecht im gesellschaftlichen Zustand, als solchem allgemein unterliegt und unterliegen muß, sind beides Folgen

meiner ſinnlichen thieriſchen Neigung auf einem Punkt der Ausbildung, auf dem ich nur ein Werk meines Geſchlechts und nicht ein Werk meiner ſelbſt bin, ſtehen zu bleiben, und mich auf dieſen Punkt, auf dem die innere Veredlung meiner ſelbſt nicht erzielt werden kann, vollendet zu glauben;“ daraus folgt nun ganz einfach

Das endliche Reſultat meines Buchs.

Der Menſch iſt nur inſoweit fähig, die Widerſprüche, die in ſeiner Natur zu liegen ſcheinen, in ſich ſelbſt aufzuheben, und die Folgen derſelben, die ihn im geſellſchaftlichen Zuſtand ſo vielſeitig drücken, zu mildern, als er einſieht, daß dieſer Zuſtand, ſich ſelbſt allein überlaſſen, der innern Veredlung der Menſchennatur weſentlich entgegenſteht und als er ſeine Anſprüche als bloße Anſprüche ſeiner thieriſchen Natur erkennt und ſelbige inſoweit verdammt, gegen ſich ſelbſt und gegen ſein ganzes Geſchlecht.

Der Grundſatz, Menſchenwohl und Menſchenrecht ruht ganz auf der Unterordnung meiner thieriſchen und meiner geſellſchaftlichen Anſprüche unter meinen ſittlichen Willen, iſt blos eine verſchiedene Art, das obige Reſultat meines Buchs auszudrücken.

Menſchenwohl und Menſchenrecht ruht weſentlich auf der Unterordnung meiner ſelbſt, als Werk der Natur und als Werk des Geſchlechts unter mich ſelbſt, als Werk meiner ſelbſt, auf der Unterordnung meiner ſelbſt, als Thier und Bürger unter mich ſelbſt, als Menſch.

Menſchenwohl und Menſchenrecht fordert daher eben ſo beſtimmt die Unterordnung der öffentlichen Willkür, die nichts anderes iſt, als die Vereinigung der thieriſchen Anſprüche der Maſſe mit den Privatgelüſten derer, die die phyſiſche Kraft, die Anſprüche der Maſſe geltend zu machen, in ihrer Hand haben, unter die weſentlichen Mittel, mein Geſchlecht mitten im Verderben des geſellſchaftlichen Zuſtandes für Wahrheit und Recht dennoch empfänglich zu erhalten und ihm dadurch ſeiner urſprünglichen Beſchaffenheit,

das ist, einer friedlichen, gutmüthigen und wohlwollenden Gemüthsstimmung wieder näher zu bringen.

Ich schließe mein Buch mit diesem Gesichtspunkt. Mein Zweck ist vollendet, ich habe, so viel als ich es zu thun vermochte, in mir selbst erforscht, was der Gang meines Lebens, wie er war, aus mir gemacht hat, und dadurch zu erforschen gesucht, was der Gang des Lebens, wie er ist, aus dem Menschengeschlecht macht. Ich habe soviel als ich es zu thun vermochte, in mir selbst Aufschluß gesucht, von welchen Fundamenten mein Thun und Lassen, und von welchen Gesichtspunkten meine wesentlichsten Meinungen eigentlich ausgehen.

Ich habe, soviel als ich es zu thun vermochte, in mir selbst Aufschluß gesucht, von welchen Fundamenten das Thun und Lassen meines Geschlechts, und von welchen Gesichtspunkten seine wesentlichsten Meinungen eigentlich ausgehen.

Männer meines Zeitalters, nehmt diesen Beitrag der Eindrücke, den die letzte Hälfte dieses Jahrhunderts auf die Wahrheitsliebe, auf die Menschenliebe und auf die Freiheitsliebe eines Mannes gemacht hat, dessen Lagen und Umstände auf eine seltene Art zusammen trafen, die Gefühle eines zwanglosen und ungebognen Naturlebens mitten durch eine gehemmte und unbefriedigte Thätigkeit bis an sein nahendes Alter lebhaft zu erhalten, für das auf, was er ist und sein soll.

Und wenn ihr auf gebahntern Wegen in der Erkenntniß der Wahrheit und des Rechts weiter gekommen seid, als ich auf den dornigen Pfaden meines Lebens und in einem gänzlichen Mangel des Gebrauchs aller Zeitmittel der wissenschaftlichen Ausbildung, so gönnet meinem graden Sinn, gönnet meiner Offenheit dennoch eure Aufmerksamkeit, und meinem Irrthum eure Widerlegung. Würdigt selbst meine Anmaßung, der Haufe der lebenden Menschen trage die Fundamente meiner Wahrheit und meiner Irrthümer, mit gleichen Gefühlen belebt, wie ich, in seinem Busen,

würdiget selbst diese Anmaßung, wenn sie unrichtig ist, eurer Widerlegung.*)

Ich habe den Gang meines Lebens für mein Geschlecht redlich und ernst zu benutzen gesucht, ich werde jede Belehrung redlich und ernst zu benutzen trachten und fasse zum Beschluß die drei Gesichtspunkte: was bin ich als Werk der Natur? was bin ich als Werk meines Geschlechts? was bin ich als Werk meiner selbst? noch einmal ins Auge.

Was bin ich als Werk der Natur?

Ist es wahr, daß ich als solches außer meinem Sinnengenuß weder Wahrheit noch Recht kenne, und deswegen in den wesentlichsten Verhältnissen des gesellschaftlichen Zustandes als solches als ein elendes, unbrauchbares, verächtliches und verachtetes Geschöpf erscheine, ist es wahr, daß ich als solches in diesem Zustande durch mein Wissen selber zum Schurken, Bettler und Träumer versinke, daß ich im Besitz der Ehre die Menschen, die mich umschwärmen, wie das Licht, trauliche Mücken verbrenne, daß ich im Besitz der Macht den unterworfenen Mann auch rechtlos mache u. s. w. Das alles ist wahr, ich bin als Werk der Natur physische Kraft, Thier, als solches ein Werk der Nothwendigkeit, ewig unveränderlich das gleiche thierische Wesen, das nach Jahrtausenden kein Haar auf seinem Haupt und keine auch die leisesten seiner Triebe auszulöschen vermochte.

*) Anmerkung. Diese Bitte ist nicht erhört worden. Es hat beinahe Niemand von dem Dasein dieser Nachforschungen, die schon vor mehr als zwanzig Jahren im Publikum erschienen, Notiz genommen. Dieses Stillschweigen meiner Zeitgenossen ist mir aber nichts weniger als gleichgültig. Edle meines Zeitalters! Ich wiederhole meine Bitte: Würdigt die Ansichten dieser Bogen und würdigt selbst meine Anmaßung, daß der große Haufe der lebenden Zeitmenschen die Ansichten dieser Bogen mit mir getheilt haben und noch mit mir theilen, eurer Prüfung, und wenn sie unrichtig sind, eurer Widerlegung. — Meine Ansichten gehen ins Leben und ich erkläre sie, wenn sie unrichtig sind, selber zwar nicht für gefährlich, aber dennoch einer volksthümlichen Widerlegung im höchsten Grad bedürftig.

Ich bin als Werk der Natur ein reiner, aber ein roher und harter Marmor, tief in den Felsen meiner Thierart eingeschichtet; aber dennoch mit einer Kraft begabt, als Geschlecht und in Verbindung mit ihm, und als Individuum außer Verbindung mit ihm mich von meinem Felsen los zu machen, und von meinem Geschlecht als Geschlecht, und von mir selbst als Individualität bearbeitet zu werden. Meine thierische Natur ist dieser gedoppelten Bearbeitung meiner selbst gleich entgegen. Aber die Welt bliebe eine Wüste ohne die erste, und ich selbst das elendeste Geschöpf dieser Wüste ohne die zweite, darum lechzet mein Geschlecht allgemein nach den Genüssen, die Folgen dieser Bearbeitung meiner selbst sind, während meine thierische Natur derselben mit aller ihrer Gewaltsamkeit entgegen strebt.

Ich muß mich als Werk meiner selbst durch mich selbst zu jeder Vollkommenheit erheben, der meine Natur fähig ist.

Ich muß mich als Werk der Welt passend machen für eine jede Ecke der Welt, in die mich mein Loos wirft.

Als Werk der Natur passe ich in keine Ecke der Welt, und findet mich die Welt also, ob durch meine Schuld oder durch die Schuld eines andern, das fragt sie mich nicht; genug, findet sie mich also, so zerschlägt sie mich wie der Maurer einen unbrauchbaren Stein mit seinem eisernen Hammer und braucht mich zum Lückenfüller zwischen die schlechtesten Brocken.

Das ist das Schicksal des Naturmenschen im gesellschaftlichen Zustand, es kann ihn in demselben kein besseres treffen.

In den Bau der Welt taugt nur der abgeschliffene Stein.

Was bin ich als Werk meines Geschlechts?

Ist es wahr, daß ich als solches schwankend stehe zwischen dem Werk meiner Natur und dem Werk meiner selbst?

Ist es wahr, daß ich als solches keinen festen Standpunkt finde, weder für meine thierische Befriedigung noch für meine sittliche Veredlung?

Wahr, daß ich in meinen Grundlagen verhärtet, als ein verdorbener Naturmensch in die bürgerliche Gesellschaft trete?

Daß dieser Zustand ganz auf der Verstümmlung meiner thierischen Natur ruht und daß mir in diesem Zustand als solchem, beides die Harmonie meiner thierischen Kraft und diejenige meiner sittlichen Veredlung gleich mangelt; daß ich in diesem Duodezzustand meiner selbst meine Menschlichkeit bald meinem Fürfell, bald meiner Nadel, bald meiner Hausfarbe, bald meiner Kutte, bald meiner Krone aufopfere und aufopfern müsse?

Das alles ist wahr, ich vermag so wenig auf dem Punkt meiner gesellschaftlichen Ausbildung stehen zu bleiben, als auf demjenigen des bloßen Sinnengenusses. Ich muß im gesellschaftlichen Zustand tief unter die Behaglichkeit des befriedigten thierischen Naturlebens versinken, oder mich hoch über das Verderben seiner gesellschaftlichen Verhärtung emporheben.

Ich muß entweder im Verderben der gesellschaftlichen Verhärtung meine Menschlichkeit verlieren oder in demselben auf den Trümmern meines Instinkts die Erfahrungen sammeln, die mich von allem Unrecht seiner Verhärtung überzeugen und auf dieser Bahn zu Anerkennung des sittlichen Rechts hinführen.

Was bin ich als Werk meiner selbst?

Ist es wahr, daß Naturzustand, bürgerliche Bildung und Sittlichkeit sich gegen einander verhalten wie Kinderzustand, Lehrlingsjahre und Männeralter?

Wahr, daß ich ohne den Irrthum meines Sinnengenusses, und ohne das Unrecht meiner gesellschaftlichen Ansprüche nicht zu der Gemüthsstimmung gelangen würde, die die Sittlichkeit voraussetzt? Ist es wahr, daß Wahrheit und Recht das ausschließende Eigenthum dieser Gemüthsstimmung sind? Wahr, daß sie ganz ausschließend die Sache des Individuums ist; daß Sittlichkeit unter zweien, als Sache dieser zweien nicht zu bestehen vermag; daß der

Naturstand sie nicht kennt, und der gesellschaftliche nicht auf ihr ruht? Wahr, daß die thierische Nähe und Ferne sittlicher Gegenstände die bestimmte Natureinlenkung zur wahren Sittlichkeit ist? Wahr, daß die bürgerliche Pflicht als solche mich nicht sittlich macht? Wahr, daß Alles, was ich als Zunft, als Masse schuldig bin, in sich selbst Reize zur Unsittlichkeit für mich hat?

Das alles ist wahr!

Die Sittlichkeit ist beim Individuum innigst mit seiner thierischen Natur und seinen gesellschaftlichen Verhältnissen verbunden. In ihrem Wesen aber ruht sie ganz auf der Freiheit meines Willens, das ist auf der Beschaffenheit meiner selbst, durch die ich mich selbst in mir selbst unabhängig von meiner thierischen Begierlichkeit fühle.

Als sittliches Wesen wandle ich ausschließend der Vollendung meiner selbst entgegen, und werde als solches ausschließend fähig, die Widersprüche, die in meiner Natur zu liegen scheinen, in mir selbst auszulöschen.

Tausende gehen, als Werk der Natur, im Verderben des Sinnengenusses dahin und wollen nichts mehr.

Zehntausende erliegen unter der Last ihrer Nadel, ihres Hammers, ihrer Elle und ihrer Krone, und wollen nichts mehr.

Ich kenne einen Menschen, der mehr wollte, in ihm lag die Wonne der Unschuld und ein Glauben an die Menschen, den wenige Sterbliche kennen, sein Herz war zur Freundschaft geschaffen, Liebe war seine Natur, und Treue seine innigste Neigung.

Aber er war kein Werk der Welt, er paßte in keine Ecke derselben.

Und die Welt, die ihn also fand und nicht fragte, ob durch seine Schuld oder durch die eines andern, zerschlug ihn mit ihrem eisernen Hammer, wie die Maurer einen unbrauchbaren Stein zum Lückenfüllen zwischen den schlechtesten Brocken.

Noch zerschlagen glaubte er an das Menschengeschlecht

mehr als an sich selber, setzte sich einen Zweck vor, und lernte unter blutigem Leiden für diesen Zweck was wenige Sterbliche können.

Allgemein brauchbar konnte er nicht mehr werden, und er wollte es auch nicht: aber für seinen Zweck wurde er es mehr als irgend einer; er erwartete jetzt Gerechtigkeit von dem Geschlecht, das er noch immer harmlos liebte. Er erhielt sie nicht. Leute, die sich zu seinen Richtern aufwarfen, ohne ein einziges Verhör, beharrten auf dem Zeugniß, er sei allgemein und unbedingt unbrauchbar.

Das war das Sandkorn auf der stehenden Wage seines Elends.

Er ist nicht mehr, du kennst ihn nicht mehr, was von ihm übrig ist, sind zerrüttete Spuren seines zertretenen Daseins.

Er fiel; so fällt eine Frucht, wenn der Nordwind sie in ihrer Blüthe verletzt und nagende Würmer ihre Eingeweide zerfressen, unreif vom Baum.

Wanderer, weihe ihr eine Zähre, sie neigte noch im Fallen ihr Haupt gegen den Stamm, an dessen Aesten sie ihren Sommer durchkrankte, und lispelte dem Horchenden hörbar: „Ich will dennoch auch in meinem Vergehn seine Wurzeln noch stärken."

Wanderer, schone der liegenden sich auflösenden Frucht, und laß den letzten Staub ihres Vergehens die Wurzeln des Baumes noch stärken, an dessen Aesten sie ihren Sommer durchkrankte.*)

*) Anmerkung. Ich muß zu der Stelle, mit der ich diese Bogen 1797 geschlossen, noch hinzusetzen: Der Mann, der damals dieses Klaglied angestimmt, lebt noch, und die Leiden, über die er klagte, dauerten in verschiedenen Gestalten noch lange fort; aber sie sind ihm zum hohen Segen geworden und er schreitet jetzt erheitert, wie er es nie mehr hoffen zu dürfen glaubte, dem Ziel seiner Lebensbestrebungen entgegen.

Bemerkungen.

1) Dieser Absatz bis hierher lautet kürzer in der 1. A.: „Jetzt ist die Welt in der Hand der Hofjuden und die Hofjuden in der Hand der Minister, deren Volk einen wesentlichen Credit hat. Indessen flattert der Besitzstand, vom Boden losgemacht, wie ein verscheuchter Vogel auf demselben herum. Vor Altem saß der Adler in seinem Nest, und wenn er sich ungebührlich hielt, so fand ihn der Jäger, so hoch auch sein Nest war; jetzt glauben die Kabinetter, die kleinen Vögel legen mehr Eier und zerstören alle große Nester, um das ihrige, das allein hohe, das allein heilige — das allein freie — in das Gold der Welt einzufassen. Aber dieses Gold wird verschwinden, und wir werden nach einigen Erfahrungen, die nahe sind, wieder froh sein, unser Eigenthum, wie vor Alters, an Grund und Boden anzuketten." Wenn man indessen 2c.

2) Von hier ab lautet der folgende Satz in 1. A.: „Deine verdorbenen Menschen sind Staatsbürger geworden."

3) In der 1. A. heißt es weiter: „wo nicht zu versorgen, doch in Ordnung zu halten." — Der ganze Absatz ist überhaupt in der C. A. etwas mehr ausgeführt. Auch die folgenden Absätze haben in der 1. A. eine kürzere Fassung, doch sind alle Sätze von dort in die C., und auch in unsere Ausgabe übergegangen.

4) In der 1. A. heißt es bis hierher: „Das non plus ultra ihrer Kunst, das Unrecht der Macht in den Schutz ihrer Kutte, oder wenn du lieber willst, in den Schutz ihrer Frömmigkeit zu nehmen, besteht in ihrer Manier" u. s. w.

5) Die 1. A. hat, ebenso wie die C. statt „leicht" — „nicht", doch ist „leicht" als Corrigendum in der 1. A. angegeben und das scheint auch besser zu passen zu dieser Stufe des unentwickelten Naturmenschen, da Pestalozzi auch sonst die Teufelsfurcht als die niedrigste Stufe hinstellt, die sich eben nur beim unentwickelten Menschen findet.

6) Statt der beiden vorangehenden Abschnitte setzt Pest. in der 1. A. unter die Corrigenda: „Das Gefühl des Unrechtleidens, oder vielmehr die Erfahrungen meiner gekränkten thierischen Selbstsucht sind der Boden, aus dem der Begriff des Rechts in uns empor-

keimt, deswegen ist die individuelle Beschaffenheit dieses Gefühls oder vielmehr das individuelle Benehmen der Menschen bei dieser Erfahrung für seine Wahrheit und Rechtsempfänglichkeit entscheidend. Wenn ꝛc.

7) Statt „freilich" hat die 1. A.: „wenigstens", und dies wird in den Corrigendis in „gar nicht" verwandelt, also in das direkte Gegentheil dessen, was P. hier sagt. Der Nachsatz hat dann in der C. A. ein „auch wesentlich", welches „auch" natürlich nach unserer Auffassung wegfallen mußte. Mir scheint das „gar nicht" das Richtigere zu sein: Die Personen werden dann als bloße Ausführer des Gesetzes, als unter dem Gesetz stehend, dargestellt; die Hauptsache ist, daß das Volk zu dem Gesetz Zutrauen habe. Auch geht die Richtigkeit dieser Auffassung aus dem Folgenden hervor.

8) Statt dieses Absatzes hat die 1. A. den kürzeren Satz: „Das gesellschaftliche Zugrundgehen als Volk ist das Schrecklichste, wogegen ich mich gesellschaftlich stemme, wie das thierische Zugrundgehen meiner Individualität das Schrecklichste ist, wogegen ich mich thierisch empöre."

9) Die Beiwörter lauten von hier ab in der 1. A. etwas anders: „Den Reichen zu citeln, den Armen zu standeslosen (sansculottischen), den Geistlichen zu vielvermögenden, den Gelehrten zu armseligen, den Amtmann zu verschmitzten, den Bürger zu steifen Heillosigkeiten" u. s. w.

10) Die 1. A. hat von hier bis zum Absatz: „bis auf denjenigen, wo die letzten Stützen der Staaten sinken und die Völker sich im Elend der Verwilderung auflösen, dieses Bild ist nichts anderes, als ein Schatten meines Bildes, in dem dreifachen Unterschied meiner selbst."

11) Die 1. A. hat von hier ab: „Das unnatürliche Hemmen durch Edikte, Verbote, durch Schrecken, durch Ungnade, vorzüglich aber durch das Lügen instruirende und Wahrheit erstickende Benehmen des guten Tons und des geist- und weltlichen Diensts, macht das Wissen" u. s. w.

12) 1. A.: „es werde nicht ein Werk der sinnlichen weiblichen Schwäche deines thierischen Verderbens und deines irregeführten und irreführenden Schlangengeschlechts."

13) Die 1. A. hat von hier ab: „aber seine Krondiener werden mit ihm handeln, wie die dreifachen Krondiener mit dem edelmüthigen Papst. Vielleicht aber ist es nicht möglich, daß er jemal erscheint, vielleicht ist es nicht möglich unter der Last der Krone nicht in den Sumpf der Rechtlosigkeit zu versinken."

14) In der 1. A. heißt es von hier ab: „bis die Kräfte der Selbsterhaltung bei ihnen verschwunden. In diesem Fall freuen sich dann die Maitreffen des Gouvernements über den Aufruhr, er wird dann ein Mittel, die Finanzen der Höflinge widerherzustellen."

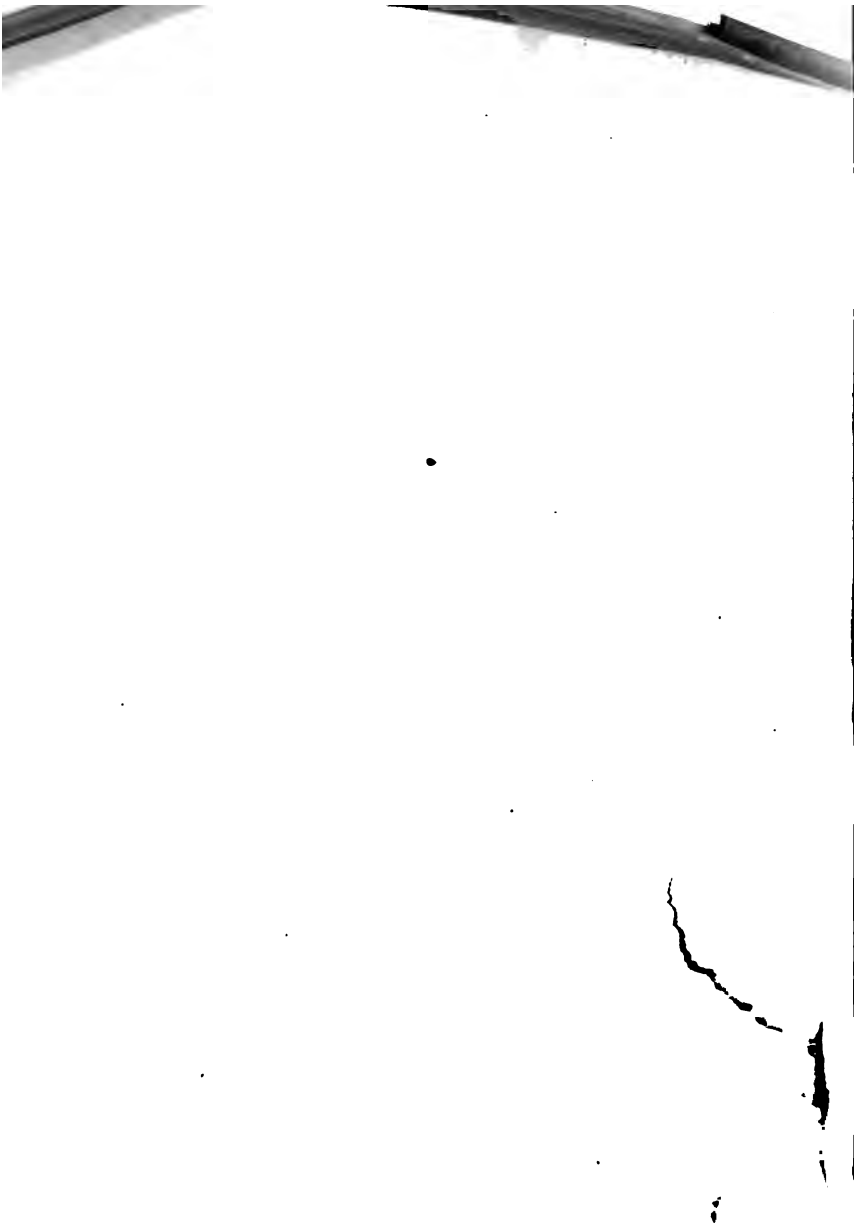
15) Von hier ab hat die 1. A.: „ich bin auf dieser Stufe des Daseins keiner andern Religion fähig. — Ebenso wenig bin ich als Werk meines Geschlechts einer wahren Religion fähig. — Aber ich bedarf als Werk der Natur und als Werk des Geschlechts sinnlicher thierischer Beweggründe, Reize und Mittel, um zu der Gemüthsstimmung zu gelangen, welche das Wesen der wahren Religion voraussetzt. Als Werk der Natur finde ich diese sinnliche Einlenkung zur Religion in dem Irrthum des Aberglaubens. Als Werk meines Geschlechts finde ich dieselbe in dem Hofbetrug des Eiferglaubens und der Staatsreligion, die in ihrem Wesen als solche nie keine wahre Religion sein kann. Also ist auf Irrthum gegründeter" u. s. w.

16) 1. A.: „wesentlich nothwendig. — Sie verleihen beide dem Keim der Sittlichkeit und der wahren Religion allgemein seine erste Nahrung."

17) Statt der beiden letzten Absätze hat die 1. A.: „Die beste Religion für das Menschengeschlecht ist daher diejenige, die in ihrem Wesen am meisten göttlich, in ihrer Form aber am wenigsten und doch genugsam gottesdienstlich ist, um meinem Geschlecht in jedem Grad der Kultur, auf dem es stehen mag, dennoch durch ihre Sinnlichkeit Handbietung zu leisten gegen den Thiersinn seiner Natur. Das ist ein aufrichtiges Opfer" u. s. w.

18) 1. A.: „bald allgemein aus dem Kreis ihrer gesellschaftlichen Verhältnisse herauszuführen und mit stoischer Kraft der innern Selbstständigkeit durch den Glauben an ihn näher zu bringen. Glauben vermag es. — Aber nun nicht mehr, wir haben keine andre Hoffnung als auf Wahrheit und Recht."

19) Die 1. A. leitet diesen Abschnitt noch durch folgenden Absatz ein: „Ich hätte also durch alle Abschnitte, in welchen ich den Gang der Natur in der Entwickelung des Menschengeschlechts verfolgte, gefunden, Wahrheit und Recht haben für den Menschen nur insoweit einen wirklichen Werth, als er sich aus Wahrheit und Recht wirklich etwas macht."



Die Revolutionsſchriften.

1798.

Die Revolutionsſchriften.

1798.

Einleitung.

Achtzehn Jahre lang hatte Pestalozzi nach der Auflösung seiner Armenanstalt, arm und fast ganz vereinsamt, auf seinem Neuhof zugebracht (1780—98). Sein Eintritt in den Illuminatenorden und sein Wiederaustritt aus demselben, sowie eine Reise nach Deutschland (1792) zum Besuche seiner Schwester, die in Leipzig an den Kaufmann Groß verheirathet war, bei welcher Gelegenheit er einige deutsche Lehranstalten, sowie hervorragende Persönlichkeiten besuchte oder mit ihnen zusammentraf, hatten nur wenig Abwechselung in sein thatenloses Leben gebracht.

Die französische Revolution hatte auch in ihm die Ideen seiner Jünglingsjahre wieder angefacht; Zeugniß davon geben die Fabeln und die Nachforschungen. Als diese Ideen zu Anfange des Jahres 1798 auch in der Schweiz eine Staatsumwälzung hervorbrachten, gehörte Pestalozzi, trotz der Uebergriffe, die sich die Franzosen erlaubten, zu den eifrigsten Vorfechtern des neu geschaffenen Zustandes. Die alten feudalen Formen, die sich in den verschiedenen schweizer Einzelregierungen fest gesetzt, wurden zerbrochen und an ihrer Stelle die eine untheilbare Schweizer Republik errichtet, an deren Spitze ein Directorium von fünf Mitgliedern trat.

Pestalozzi wendete sich seinem Lieblingsplane, der sittlichen Hebung und Kräftigung des Volkes, wieder zu. „Er träumte", wie Morf schreibt, „von einer gänzlichen moralischen Wiedergeburt seines Volkes. Er durfte mit Recht hoffen, die neue Regierungsgewalt werde seinen Versuchen zur Umgestaltung des Volksunterrichtes nicht nur keine Hindernisse in den Weg legen, sondern denselben Vorschub leisten

und Unterstützung gewähren. Nicht nach hohen Ehrenstellen strebt er; sein Ziel ist nicht da hinauf gestellt. Sein Sinnen und Trachten ist den Armen, den Verlassenen zugewendet. „Ich will Schulmeister werden!" sprach er in den ersten Tagen der Neugestaltung seines Vaterlandes . . ." Schon im Mai 1798 wendete er sich mit folgendem Schreiben an den Minister der Justiz und Polizei:

„Bürger Minister!

Ueberzeugt, daß das Vaterland eine wesentliche Verbesserung der Erziehung und der Schulen für das niederste Volk dringend bedarf — und gewiß, daß durch drei- bis viermonatliche Versuche hierin die wichtigsten Resultate erheitert und bewiesen werden können, wende ich mich in Abwesenheit des Bürger Minister Stapfer*) an den Bürger Minister Meyer, um durch ihn dem Vaterlande meine diesfälligen Dienste zu anerbieten und ihn zu bitten, bei dem Directorio diejenigen Schritte zu thun, welche zur Erzielung meiner Vaterländischen Zwecke nothwendig sein mögen!

Mit republicanischem Gruß!

Pestalozzi.**)

Aarau, den 21. Mai 1798.

Sein Anerbieten wurde angenommen, Stapfer trat mit Pestalozzi in nähere Verhandlungen ein, aber die Ausführung zog sich in die Länge.

Unterdessen beschäftigte sich Pestalozzi mit politischen Fragen und schrieb mehrere Flugschriften, deren Sammlung den folgenden Theil unserer Ausgabe bildet. Auch in ihnen offenbart sich, wie er ihn selbst nennt, sein unpraktischer Traumsinn, der, den Ideen nachgehend, das reale Leben übersieht, wie z. B. in dem Stücke: „Ueber den Zehnten." Auch seine Theilnahme für die Franzosen erklärt sich aus dieser idealen Richtung seines Geistes. Wie sehr auch die blut- und ländergierige „große" Nation die Grundsätze der Revolution verleugnete — auch von der Schweiz hatte sie

*) Stapfer war Minister der Künste und Wissenschaften; er hielt sich damals gerade in Paris auf.

**) Morf I. S. 155 und flgde.

Stücke an sich gerissen —, so folgten ihrem blutigen Gange doch Neugestaltungen, die für die Folge segensreich wurden. Die elendesten Kabinette stürzten zusammen, der herrschsüchtige Adel und Patrizierstand ward vom Throne gestoßen, der Absolutismus geistloser Fürsten ward vernichtet; die Willkür der Beamten ward gezügelt; die Freiheit der Gewerbe wurde proclamirt; die Hörigkeit und Leibeigenschaft der Landbewohner wurde aufgehoben; die todte Hand der Kirche, die ganze Länder aufzehrte, wurde geöffnet; der Feudalismus wurde zerstört; der Grund und Boden wurde befreit und ein civilisatorischer Rechtsboden an die Stelle der Kabinetsjustiz und des Rigorismus altherkömmlicher Willkürrechte gesetzt. Darum konnte auch Pestalozzi mit so vielen andern edlen Männern die blutigen Sieger als Befreier begrüßen, weil sie trotz ihrer Gewaltherrschaft doch Freiheits-Institutionen in das Land brachten, nach welchen sich die edelsten Geister vergeblich schon lange gesehnt hatten. Ihm kam es vor Allem darauf an, daß das Volk aus seiner materiellen, geistigen und moralischen Gebundenheit zur sittlichen Selbstständigkeit und Freiheit geführt wurde und diese große Idee ließ ihn momentane und nur an der Volksindividualität haftende Ungerechtigkeiten übersehen; darum begrüßte er die Franzosen als Befreier und in gewissem Sinne hatte er hierin nicht Unrecht, — wenn er sich auch in diesem Volke, wie in manchem einzelnen Menschen täuschte. „Er kannte den Menschen, aber nicht die Menschen."

Die neuen Verhältnisse wollten in der Schweiz nicht so recht festen Fuß fassen; die Regierung fand noch vielfachen Widerstand. Das gerechte Mißtrauen gegen die Träger der neuen Ideen, die Franzosen; die dem Menschengeschlechte einwohnende Unlust, Verhältnisse, in die man sich durch Jahrhunderte eingelebt hat, plötzlich aufzugeben; das Widerstreben der seitherigen herrschenden Geschlechter und ihres offenen und geheimen Anhanges; die Mißbilligung, die die neue Ordnung der Dinge vielfach Seitens der katholischen Geistlichkeit fand; vorzüglich aber die tiefe Bildungsstufe, auf der das Volk unter den frühern Verhältnissen erhalten

worden war: das Alles mußte hemmend und lähmend auf eine gedeihliche Entwickelung der neuen Verfassung wirken. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, beschloß der große Rath, das Directorium zur Herausgabe einer Volkszeitung aufzufordern, welches denn auch am 23. Juli dem Minister Stapfer den Auftrag ertheilte, unter seiner Aufsicht ein Volksblatt zur Stimmung und zum Unterricht des Volkes abfassen zu lassen.

Wegen der Uebernahme der Redaction trat Stapfer mit Pestalozzi in Unterhandlung, der sich auch dazu bereit erklärte und am 20. August 1798 die getroffene Uebereinkunft unterzeichnete. Samstag, den 8. September 1798 erschien die erste Nummer dieses Blattes unter dem Namen „Helvetisches Volksblatt," ohne nähere Bezeichnung. No: 8 erst gibt die Druckerei („Nationalbuchdrucker Gruner und Geßner in Luzern", dem damaligen Sitze der Regierung) und den Preis (1 Fl. für 25 Nummern) an.

Die bedeutendsten Männer, wie Heß, Lavater, Leonh. Meister, Bremi, Füßli u. A. wurden zur Mitarbeiterschaft eingeladen. Die Geistlichen, Schullehrer und Agenten (Bezirksvorsteher) erhielten das Blatt gratis; sie sollten dasselbe dem Volke vorlesen und erklären. Das Blatt sollte wöchentlich erscheinen, aber diese Zeit wurde nicht regelmäßig inne gehalten. Als Pestalozzi am 7. Dezember von Luzern nach Stanz übersiedelte, gab er die Redaction auf.

Es kommt zunächst darauf an, zu bestimmen, bis zu welcher Nummer Pestalozzi die Redaction geleitet hat, damit wir einen ersten Anhalt für die Aufsuchung der von ihm herrührenden Aufsätze bekommen, denn leider ist auf den einzelnen Nummern kein Datum angegeben, und mehrere Aufsätze entbehren auch der Unterschriften der Verfasser.

Bis zum 7. Dezember waren seit Uebernahme der Redaction etwa 13 Wochen verflossen; da aber das Blatt nicht regelmäßig alle Wochen erschien, so dürften wir etwa 10 Nummern als bis zur Abreise Pestalozzi's erschienen betrachten. Diese Annahme bestätigt sich auch durch No: 11,

worin schon ein Dekret des Direktoriums vom 4. Christmonat erwähnt wird. No: 11 könnte also frühestens am Samstag, dem 8. Dezember erschienen sein, wo Pestalozzi schon nicht mehr in Luzern war. Da nun die Unterhandlungen und Vorbereitungen zur Uebernahme der Erziehungsanstalt in Stanz schon seit dem 18. November im Gange waren*) und Pestalozzi's Sinn und Thatkraft nach dieser Richtung hin in Anspruch nahmen, (Pestalozzi arbeitete auch einen umfassenden Plan für diese Anstalt aus, der verloren ist, dessen Hauptpunkte sich aber wohl in dem Berichte Stapfers ans Direktorium wieder finden mögen), so ist wohl anzunehmen, daß sich die Regierung schon früher nach einem andern Redacteur umgesehen habe, der an Pestalozzi's Stelle treten könne und daß Pestalozzi demselben die Redaction schon einige Tage vor seiner Abreise übergeben habe. Zu dieser Annahme werde ich nicht nur durch die in No: 10 enthaltenen beiden Aufsätze, deren einer J. J. Römer unterzeichnet ist, während der andere in einer klaren, verstandesmäßig nüchternen Sprache abgefaßt ist, geführt, sondern auch durch den Anfang dieses Aufsatzes, der gewissermaßen das bisherige Programm erweitert, was jedenfalls auf einen neuen Redacteur schließen läßt. Auch enthält No: 9 noch einen Aufsatz von Pestalozzi als Anhang, was auch darauf hindeutet, daß Pestalozzi mit dieser Nummer seine Thätigkeit als Redakteur geschlossen habe.

Es blieben nun die von Pestalozzi herrührenden Aufsätze in den ersten neun Nummern zu bestimmen übrig. Zu diesem Zwecke gebe ich zunächst den Inhalt dieser Nummern.

I. 1. „Inhalt und Zweck des Volksblattes." S. 1—7.
   2. „Revolutionsskizzen." S. 10—16.
II. 3. „Der Regierungs-Statthalter des Cantons Waldstädt an alle seine Mitbürger." S. 17—25.
   4. Revolutionsskizzen." (Fortsetzung.) S. 26—32.
III. 5. „Revolutionsskizzen. (Fortsetzung.) S. 33—36.

*) Morf S. 165 flgde.

6. „Montag den 10. Herbstmonat, am Morgen," mit „P." unterzeichnet. S. 36—44.
7. „Ueber das mit der Revolution verbundene Ungemach." S. 44—48.
IV. 8. „Acht Bemerkungen über unser Bündniß mit Frankreich." Von H. H. Füßli. S. 49—55.
9. „Der Regierungsstatthalter des Cantons Linth an das Cantonsgericht des Cantons Linth." S. 56—58.
10. „Uebersicht der Begebenheiten bei der Staatsveränderung der schweitzerischen Eidgenossenschaft und der Gründung der einen und untheilbaren helvetischen Republik." S. 58—64.
V. 11. Fortsetzung dieses Aufsatzes, unterzeichnet J. G. F. S. 65—72.
12. „Erklärung des alten und neuen Kalenders." Von C. Fischer. S. 72—78.
13. „Copie von dem Schreiben des Commissariats zu Schweiz an alle Pfarrer." S. 79—80.
VI. 14. „Von der Hoffnung auf Hülfe vom Kaiser." S. 81—92.
15. „Den 24. August 1798. — Alte und neue Titelmißbräuche." S. 93—96.
VII. 16. „Das helvetische Direktorium an das helvetische Volk." Unterzeichnet von Laharpe und Mousson. S. 97—104.
17. „Gute und liebe Bürger Helvetiens." Von A. Pfyffer, Senator. S. 105—112.
VIII. 18. „Etwas über die wichtigsten Angelegenheiten des Vaterlandes." S. 113—116.
19. „Von Zeitungsblättern, welche gefährlich werden." S. 116—121.
20. „Gute und liebe Bürger Helvetiens." S. 121—127.
21. „Von guten und schlechten Handlungen Fränkischer Soldaten." S. 127—128.
IX. 22. „Bericht, wie in den meisten Cantonen die junge Mannschaft sich einschreiben ließ, und wie in einigen Gegenden die Widerspänstigen so thöricht reden und thun." S. 129—139.

23. „An die helvetischen Bürger, die Abgaben betreffend." S. 139 144.

24. In der Beilage zu dieser Nummer: „Ein Wort über die angetragene französische Werbung. An Helvetiens Volk von Pestalozzi."

Von diesen Aufsätzen sind 1. 2. 4. 5. 6. (dieser mit „P." unterzeichnet). 7. 14. 15. 18. 19. 20. 21. 22. 23. ohne Namensunterschrift, können also von Pestalozzi herrühren. Es würde mich zu weit führen und den Lesern ohne Einsicht in die betreffenden Stücke nicht klar werden, wollte ich darlegen, welche Stücke ich als nicht von Pestalozzi geschrieben erachte; solche sind meist direkt belehrenden oder geschichtlichen Inhalts in meist trockener Darstellung (so 7, 15, 18, 19, 21, 23; 20 ist offenbar von demselben Verfasser, von dem 17 herrührt, auch die Anrede ist eine ganz gleiche); ich führe deshalb besser die Gründe für die Stücke an, die meiner Meinung nach von Pestalozzi herrühren, weil der Leser aus den hier wiedergegebenen Stücken selbst seine Autorschaft prüfen kann. Es sind dies

1. Theile des Programms (1).
2. Revolutionsskizzen (2, 4, 5).
3. Montag, den 10. Herbstmonat (6).
4. Von der Hoffnung auf Hülfe vom Kaiser (14).
5. Ein Wort über die angetragene französische Werbung (24).

Das letzte Stück ist mit Pestalozzi's Namen versehen, also unzweifelhaft von ihm; ebensowenig dürfte ein Zweifel wegen der Autorschaft Pestalozzi's bei dem dritten (Montag, den 10. Herbstmonat), welches auch mit „P." unterzeichnet ist, bestehen. Daß ein Theil des Programms neben dem, was die Regierung hinsichtlich der Bestimmung dieses Blattes darin sagt, von Pestalozzi herrühren wird, geht aus der Erwägung hervor, daß die Regierung, welche die Freiheit des Einzelnen wie des Staates gewährt wissen wollte, nicht Vorschriften über geistige Schöpfungen gegeben haben wird; was also dieses Feld im Programm berührt, ist unstreitig von Pestalozzi, wenn es vielleicht auch von einem Mitarbeiter

überarbeitet sein mag; übrigens ist dieser Passus auch durch Strich und Absatz von dem übrigen Theile des Programmes getrennt. — Auch die „Revolutionsskizzen", die übrigens nur ein Stück enthalten, lassen auf den ersten Blick Pestalozzi's Autorschaft erkennen; es offenbart sich dieselbe in dem tiefen, reichen Gemüthe, mit dem der spröde Stoff behandelt ist. Auch kann die Stelle, wo auf „Lienhard und Gertrud" verwiesen wird, von keinem Andern, als von Pestalozzi herrühren. — Weniger klar fällt die Autorschaft Pestalozzi's bei dem Stück „Von der Hoffnung auf Hülfe vom Kaiser" in die Augen. Aber abgesehen von dem Inhalte, der mit Pestalozzi's Anschauungen durchaus harmonirt, spricht sich darin auch eine tiefe Menschenkenntniß aus, die Pestalozzi eigenthümlich ist und die die Charaktere streng scheidet und consequent durchführt; in formeller Beziehung aber erinnern nicht nur einzelne Ausdrücke, die Einkleidung in ein Gespräch, sowie der epische Charakter der Darstellung, welcher sich gerade in der Darstellung und Erwähnung scheinbar unwesentlicher Nebendinge zeigt, ebenso aber auch andrerseits die Sorglosigkeit in der Schreibweise, in Orthographie und Interpunktion an Pestalozzi, so daß ich mich für Pestalozzi's Autorschaft entschieden und diesen Aufsatz seinen sämmtlichen Werken einverleibt habe.

Um hier gleich über die weitern Schicksale des „helvetischen Volksblattes" zu berichten, erwähne ich kurz, daß es schon mit der 19. Nummer einging, da es, wie der betreffende Beschluß des Direktoriums lautete, „seinem Zwecke nicht entspreche."

Ich führe noch eine Stelle aus H. Zschocke's „Selbstschau" an, welche über diese Verhältnisse Licht verbreiten. Er sagt*): „Ein Volksblatt bestand schon. Heinrich Pestalozzi, der musterhafte Darsteller des Volkselendes in „Lienhard und Gertrud" gab es heraus. Aber es ward nicht gelesen. Es war nicht im kindlich einfachen Ton und Geist

*) Eine Selbstschau. Von Heinrich Zschocke. Vierte Auflage. S. 136 und flgde.

des gemeinen Mannes geschrieben, der damals kaum im Stande war, Kalenderhistorien zu lesen und zu verstehen. Es fehlte dem Blatte außerdem Glauben und Zutrauen; denn es erschien auf Kosten der Regierung und ward von ihr unentgeldlich den Beamten zugesandt.

Pestalozzi forderte mich eines Tages auf, Mitarbeiter zu werden. Ich lehnte es ab. Ein ächtes Volksblatt, sagte ich ihm, müsse kein Regierungsblatt, sondern unabhängig sein; nicht nur Sprache, Witz und satyrische Laune der schweizerischen Landleute annehmen, nicht nur All' und Jedes, wie für Kinder, in kleine Geschichten einkleiden, sondern sogar auf grobem Papier, gleich Bauernkalendern*), mit rothem Titel, breitem Druck erscheinen. Aus dem Stegreif macht' ich ihm sogar noch einen Titel dazu: „Der aufrichtige und wohlerfahrne Schweizerbote, welcher nach seiner Art einfältiglich erzählt, was sich im lieben Vaterlande zugetragen, und was außerdem die klugen Leute und die Narren in der Welt thun." Pestalozzi, anfangs etwas empfindlich, lachte und meinte, ich solle den Versuch machen. Ich that es." —

Die andern hier mitgetheilten Aufsätze sind als Flugschriften erschienen, oft ohne Angabe des Verlegers oder Druckers, aber alle mit dem Namen Pestalozzi's versehen, so daß seine Autorschaft für nicht zweifelhaft sein kann, wie denn auch seine Biographen mehrfach auf diese Schriften hinweisen.

„Ueber den Zehenden" (ich habe „Zehnten" gesetzt) ist in Aarau bei Friedrich Jakob Bek 1798 erschienen.

Auf die Revolutionsschriften folgt in unserer Ausgabe — nicht streng die Chronologie innehaltend — eine diesen dem Inhalte nach verwandte Schrift: „Ansichten über Gegenstände, auf welche die Gesetzgebung Helvetiens ihr Augenmerk vorzüglich zu richten hat", im Urtext mit dem weiteren Titel: „Von Heinrich Pestalozzi, Vorsteher einer

*) Nun, an diesem Erforderniß fehlte es dem helvetischen Volksblatte nicht.

Erziehungsanstalt in Burgdorf. Bern, bei Heinrich Geßner 1802", welche dem Inhalte nach jenen Schriften verwandt ist und gleichsam einen befriedigenden Abschluß in diese Periode seines politischen Strebens bringt. Sie ist von viel größerem Werthe, als die Revolutionsschriften, und hat unbedingt eine weit ihre Zeit überdauernde Bedeutung. Sie erhebt sich aus dem Parteigetriebe, unter dem auch die Schweiz unendlich litt, indem sich die Centralisten und Föderalisten um die Herrschaft stritten, zur ewigen Wahrheit unbestrittener Grundsätze für die Volkswohlfahrt empor, getragen von erneuerten Hoffnungen für eine bessere Zukunft, die der Luneviller Friede (9. Februar 1801), in welchem die helvetische Republik als unabhängiger Staat anerkannt worden war, angefacht hatte. Jedenfalls ist diese Schrift auch bald nach diesem Frieden verfaßt worden und erst ein Jahr darauf in Druck gegeben.

Von allen diesen Schriften existiren, soviel ich habe erforschen können, nur die ersten Auflagen; ich gebe hier den unveränderten Abdruck derselben. Es ist möglich, daß noch eine oder die andere kleinere Schrift aus der Revolutionszeit von Pestalozzi existirt; ich kann nicht mehr geben, als ich mit vieler Mühe habe auffinden können.*) Jedenfalls haben diese kleinen Schriften keinen besondern Werth für das Allgemeine; für die Charakteristik Pestalozzi's in dieser Periode reicht das Aufgefundene vollständig hin. In der Cotta'schen Ausgabe ist keine von diesen Schriften enthalten. —

*) Leider habe ich im vergangenen Jahre eine Reise nach der Schweiz wegen des ausbrechenden Krieges aufgeben müssen, ich hoffe aber, so Gott will, dieselbe in diesem Sommer zu unternehmen und werde dann selbst noch genaue Nachforschungen nach etwa noch vorhandenen Schriften Pestalozzi's anstellen, die denn freilich als Anhang gegeben werden müßten. Auch denke ich in diesem Anhange noch eine Vergleichung der „Abendstunde eines Einsiedlers" mit der 1. Ausgabe in den Ephemeriden geben zu können, welche mir endlich aufzufinden gelungen ist.

Ein Wort an die gesetzgebenden Räthe Helvetiens.

Gesetzgeber! Die ersten Grundsätze des Rechts sind in euern Verhandlungen zur Entschädigung der Patrioten verletzt, und das Vaterland wird durch die Ausführung eurer diesfälligen Entschlüsse in Gefahr gesetzt.

Kein Gesetzgeber hat jemals das Recht, weder einem Kläger Einfluß auf Gesetze, nach welchen er seinen Widersacher gerichtet wissen will, zu gestatten, noch für einen Individual-Fall Präliminar-Verordnungen zu machen, die den künftigen Richter hindern, dem Beklagten jede Rechtswohlthat angedeihen zu lassen, die er gegen den Kläger nöthig haben möchte.

Gesetzgeber! Die Frage „Sind die alten schweizerischen Ordnungen schuldig, für die Folgen ihrer richterlichen Urtheile gegen die Patrioten mit ihrem Vermögen zu haften?“ — diese Frage ist an sich selbst eine Folge eines wirklich obschwebenden Rechtsstreites zwischen einer Partei und einer Gegenpartei; es ist über sie, wie sie gestellt ist, kein Gesetz möglich und keines rechtmäßig.

Ihre Bejahung entscheidet einen bestehenden Rechtsfall zu Gunsten des Klägers, und ihre Verneinung zu Gunsten des Beklagten, ohne den Fall, daß die Obrigkeiten für die Folgen ungerechter Urtheile verantwortlich, oder daß sie dafür nicht verantwortlich seien, allgemein und für die Zukunft zu bestimmen.

Nach diesem Gesichtspunkt, Gesetzgeber! erschienen eure diesfälligen Entschlüsse als eine richterliche Verurtheilung

einer Partei ohne Anhörung der Gegenpartei und dazu noch eurer eignen Gegenpartei; denn die alte Obrigkeit kann bei allem ihrem Unrecht, und sie konnte sogar bei aller eurer Weisheit und Tugend in dieser Angelegenheit nicht anders, als für eure Gegenpartei angesehen werden.

Gesetzgeber! Ist dieser Gesichtspunkt unrichtig? — Und ist er's nicht, wie konnte er euch entschlüpfen und wie konntet ihr, die ihr den Grundsatz: „Daß alle Rechtsklagen über Sachen, die unter den alten Regime geschlossen sind, nach den bestehenden Gesetzen dieses Regime beurtheilt und abgethan werden sollen" allgemein sanktionirt habt, jetzt euch hinreißen lassen, diesen Specialfall durch eine mehr richterliche, als gesetzgeberische Verordnung gegen die bestehenden Gesetze einseitig zu Gunsten des Klägers zu entscheiden? Wie konntet ihr euch hinreißen lassen, Menschen, die persönlich Entschädigung von der alten Obrigkeit fordern, den Grundsatz, „daß sie diese Entschädigung ihnen schuldig seien", vor euch plaidiren und diese Leute dann zugleich als Richter über diesen Gegenstand mit euch absprechen zu lassen? Wie konntet ihr euch hinreißen lassen, das Recht dieser beklagten alten Obrigkeiten dem Spiel der gekränkten Leidenschaften und den unreifen und exaltirten politischen Meinungen und Gefühlen ihrer Widersacher in die Hände zu werfen?

Ich kann es so wenig begreifen, als es mit der euch aufgetragenen Würde eurer Stellung vereinigen.

Ihr habt sogar den Namen Patriot entwürdigt, indem ihr den wegen politischer Meinungen verfolgten Mann zu einem Recht privilegirt, von dessen Mitgenuß ihr jeden andern braven Mann, der über seine Obrigkeit zu klagen hat, ausschließt. Oder wie ist's? Wollet ihr jedem andern Mann, gegen den die alte Obrigkeit ein Urtheil gefällt, das nach erleuchteten Begriffen nicht gerecht ist, gegen sie das gleiche Recht angedeihen lassen? Ihr könnet und wollet das nicht, aber die Folgen eurer diesfälligen Schritte sind unabsehlich und können für das Vaterland entschiedenes Unglück hervorbringen.

Gesetzgeber! Ihr erlaubt meinem Herzen jede Aeußerung, die Pflicht und Vaterlandsliebe von mir fordern, und die Patrioten, die nicht wie die Schwämme bei einer Wetterveränderung in einer Nacht erwachsen, werden es mir verzeihen, wenn ich wider ihre Leidenschaften und wider ihre Irrthümer rede. Ich bin überzeugt, die edeln unter den vaterländischen Männern, die von den Oligarchen Unrecht gelitten, werden sich in dieser Angelegenheit über die Schwäche ihrer Partei erheben und zur Wahrheit und zum Recht des Vaterlands stehen, auch wenn es ihrem Feinde dient.

Patrioten! Wir sind jetzt Sieger, aber wahrlich nicht aus Verdienst der Werke, sondern aus Gnaden. Lasset uns den Sieg mit Bescheidenheit brauchen und gegen die besiegte Oligarchie handeln, wie wir wünschen, daß sie gegen uns gehandelt hätte, wenn wir ihrem Irrthum und ihren Ansprüchen unterlegen wären.

Alle bürgerlichen Bewegungen veranlassen unsäglichen Stoff zur Unsittlichkeit und zu namenlosem Landsverderben, und bringen dadurch auch sehr edle und vaterländische Regenten zum Voraus in eine sorgenvolle, mißtrauische, mißmuthige und ängstliche Stimmung gegen alle Personen, Meinungen und Umstände, die eine Neuerung anbahnen. — Wenn wir denn noch hinzusetzen, daß diese alten Magistrate allgemein in der Ueberzeugung standen, Pflicht und Eid auf sich zu haben, allem, was sie als landesverderblich ansahen, selbst mit dem Schwert entgegen zu wirken; und wenn wir endlich noch die Halbköpfigkeit und Charakterlosigkeit des Zeitalters und die Unbestimmtheit der prononcirten Freiheitsansprüche, ferner das Unglück des zerrütteten Europa und selber den Personalunverstand, die Personalfehler und die Personalschwächen vieler Demokraten ins Auge fassen, so wird uns dieses alles, wenn nicht große Entschuldigungsgründe für die Handlungsweise der Oligarchen, doch gewiß große Beweggründe an die Hand geben, die Meinung, „sie seien für die Folgen ihrer öffentlichen Handlungen mit ihrem Vermögen responsabel", nicht zum Voraus und ohne Anhörung ihrer Gegenstände für wahr anzunehmen.

Gesetzgeber! Es ist unstreitig, die alten Oligarchen haben das öffentliche Urtheil mit der größten Sorgfalt geschont und so lange und so viel sie immer konnten, vorzüglich diejenigen Demokraten gedrückt und geschädigt, die die öffentliche Meinung wider sich hatten; und es ist wahrlich möglich, bei sehr prononcirten demokratischen Gesinnungen das öffentliche Urtheil mit Recht gegen sich, und Fehler an sich zu haben, die auch die redlichste Magistratsperson irre lenken und ihr die Grundsätze des Demokratismus in ein abscheuliches Licht setzen können.

Gesetzgeber! Die Oligarchen werden euch ganz gewiß sagen: „Wir glaubten nicht bloß das Recht, wir glaubten auch die öffentliche Meinung für uns zu haben und also nach dem Willen des Volkes zu handeln; sie werden euch sagen, täglich und stündlich kamen die ausgezeichnetsten Landeseinwohner, schilderten uns die Demokraten als zügellose, neuerungssüchtige Elende, die das liebe Vaterland aus Ehrgeiz und Brotlosigkeit zu verderben und zu verkaufen bereit seien, und baten uns um Gotteswillen, dasselbe vor der Pest ihrer Grundsätze, ihrer Sitten und ihrer Zwecke zu sichern;" sie werden euch sagen: „Alles war für uns und alles wider die Patrioten; wer sie nicht anklagte, der verleumdete sie; die Gemeinden zu Stadt und zu Land standen öffentlich und einhellig zu unsern Grundsätzen und zu unsern Maßregeln, und erklärten sich ebenso öffentlich, laut und einstimmig gegen die Patrioten und ihre Grundsätze."

Gesetzgeber! Diese jetzt angeklagten Obrigkeiten werden euch im Angesicht eines ihr Schicksal noch jetzt mit Theilnehmung ins Aug fassenden Volkes und im Angesicht des jetzt wie noch nie auf uns aufmerksamen Europa fragen, „mit welchem Rechte ihr sie einseitig und ausschließlich für Handlungen verantwortlich machen könnt, zu welchen sie sich

1) durch die Lage ihrer gesetzlichen Stellung nach allgemeinen Begriffen ohne persönliche Verantwortlichkeit berechtigt glaubten; zu denen sie

2) durch die bedeutendsten Landeseinwohner aufgemuntert und angereizt,

3) durch öffentliche Volks-Akte so viel als autorisirt,
4) durch allgemeine Volksmitwirkung und Handbietung unterstützt worden seien."

Sie werden euch ferner antworten: „Unsre einzelnen Handlungen, gegen die man jetzt klagend einkommt, waren Folgen des Streites eines getheilten großen Interesse's, in dessen Beurtheilung sich auf unserer Seite freilich auch Selbstsucht, Irrthum und Leidenschaft einmischte; aber die Theilhaber unsres Streites und seiner Leidenschaften concentrirten sich gar nicht in die vier Wände unserer Rathstuben;" sie werden euch sagen: „Wir hätten mit unserer bloßen Rathstubengewalt gegen die von uns mißkannten Demokraten nichts vermocht, wenn die geistlichen und weltlichen Vorgesetzten im Land es nicht mit uns gehalten, und auf die niederträchtigste Art, durch die feindseligsten Handlungen gegen die Patrioten unsre Gunst und Gnade gesucht und noch das ganze Volk gegen sie in unser Interesse gezogen hätten."

Sie werden euch fragen: „Soll jetzt die ganze Masse des oligarchischen Interesses, der oligarchischen Intriguen und des oligarchischen Unrechts ungestraft niederträchtig und verrätherisch gegen das Volk gehandelt haben und sollen wir nun allein mit unserm Vermögen für Handlungen haften, die, sobald sie als persönlich verantwortliche Fehler angesehen werden, von allen Rechten die Mitverhaftung aller unserer Mitschuldigen erheischen?"

Gesetzgeber! Die Schadenersetzung der beschädigten Patrioten, sowie sie von euch eingelenkt worden, kann, ohne euch vor Europa zu entwürdigen, ohne dem Vaterland Unglück und Verachtung zuzuziehen, sie kann sogar ohne die drohendste Gefahr für Freiheit und Verfassung nicht statt haben. Auch ist diese Entschädigung nichts weniger als allgemein dringend.

Gesetzgeber! Viele von den Menschen, die von der alten Obrigkeit wegen politischer Meinungen hart behandelt worden, hat das Vaterland schon entschädigt, indem es sie zu Stellen berufen, die ihnen an Ehre und Einkommen mit Kapitalzins

und Marktzins wieder erstatten, was ihnen die Oligarchen an Ehr' und Gut genommen haben und haben nehmen können. Diese sollen jetzt im Gefühl der Würde, zu der sie erhoben worden, und im Genuß der Vortheile, die sie sich verschaffen können, ihr altes Leiden um so mehr vergessen, da das Vaterland in seiner neuen Stunde in Ertheilung dieser Stellen gewiß mehr Rücksicht auf Entschädigung ihrer Leiden, als auf ihre vorzügliche Tüchtigkeit zu ihren Stellen gesehen und sehen können. Es verstand dieses Letzte in dieser Stunde noch gar nicht, sondern deckte hier und da das Gefühl der Untüchtigkeit mit gutmüthiger Liebe, und auch die Einsichtsvollen, die den Irrthum sahen, sprachen schonend zu Gunsten jedes leidenden und verfolgten Patrioten.

Aber die Nation, die so gutmüthig und schonend zu ihren Gunsten handelte, erwartet jetzt auch Edelmuth und Schonung von ihnen und das ebenso sehr mit Recht, als mit hohem, einfachem und ernstem Gefühl. Diese edle und gutmüthige Nation wird erstaunen, und es wird ihr lebhaftes Gefühl sehr stark empören, wenn es dahin kommen sollte, daß selber Regierungsglieder, die ihren guten Namen und ihren ganzen Einfluß aufs Spiel gesetzt haben, um das Unglück, das den Patrioten drohte, zu verhüten und zu mildern, jetzt von eben diesen Patrioten rechtlich verfolgt und um Hab und Gut gebracht werden sollten, weil sie dieses Unglück nicht ganz verhüten und nicht mehr mildern konnten.

Es wird ihr Gefühl in einem hohen Grad empören, wenn es dahin kommen sollte, daß Regierungsglieder, denen es einige Patrioten allein zu danken haben, daß sie nicht durch die Hand des Henkers sterben mußten, jetzt von diesen und ihren Mitgestraften an den Bettelstab gebracht werden sollten, weil es ihnen nicht gelungen, ihnen mehr als das Leben zu retten.

Gesetzgeber! Dahin dürfet, dahin sollet ihr es nicht kommen lassen; ihr dürfet allerdings die alten Räthe für ihre öffentlichen Handlungen zu Rede stellen, ihr dürft sie

dafür verurtheilen lassen, aber ihr dürft sie dem Egoismus und der Erbitterung derer, die durch sie Unrecht gelitten zu haben glauben, nicht Preis geben. Ihr könnt sie als ein gesetzmäßig constituirtes und gesetzmäßig über alle Privatverantwortlichkeit erhabenes Corps gegen kein Individuum verantwortlich erklären. Gegen das, was sie als Corps erkannt, kann nur eine öffentliche Staatsanklage, aber ganz und gar nicht eine Partikular- und Civilklage stattfinden.

Richtet eure alten Räthe mit dem Schwert hin, wenn sie es verdient haben, aber löst den Geist unsrer alten Rechtlichkeit nicht auf und gebt den Personal-Schwachheiten und Empfindlichkeiten ihrer jetzt öffentlich auftretenden Gegenpartei keinen Spielraum gegen sie und gegen ihr Recht, und setzt das Vaterland nicht durch eine Handlungsweise in Gefahr, die, wenn sie ausgeführt würde, in Europa nur mit Mühe eine ihresgleichen finden könnte.

Gesetzgeber! Das Vaterland hat die Grundsätze unserer regierenden Familien gemißbilligt, es hat sie ihrer genossenen Vorzüge beraubt und die Quellen ihrer Macht und ihres Einflusses zertrümmert; aber indem es den Irrthum ihrer Grundsätze bedauerte, hat es keinen Augenblick aufgehört, das Gute an ihnen zu schätzen, das sie wirklich hatten, und die Dienste, die sie dem Vaterland wirklich erwiesen, so weit in dem dankbaren Angedenken zu erhalten, daß es die bestimmten Befehle eines fremden Einflusses erforderte, um zu verhüten, daß diese Familien sich nicht auch jetzt noch durch freie Wahl des Volks im Besitz der ersten Stellen des Staates so viel als ausschließlich erhalten.

Und nun, Gesetzgeber! könnt ihr bei dieser entschiedenen Stimmung des Volkes, dessen Stellvertreter ihr seid, zugeben, daß Individuen dem Staat die ganze Masse dieser Familien durch wesentlich unrechtsförmliche Schritte zu Grunde richten? Könnt ihr unter diesen Umständen ihrer klagenden Gegenpartei eine offenbar revolutionäre Staatsactive gegen sie bewilligen, ohne euch für die Gefahr einer durch dieselbe dem Vaterland zustoßenden contrerevolutionären Reaction verantwortlich zu machen? Man antworte mir ja

nicht: Es hat mit einer Contrerevolution keine Gefahr! — es ist mir, wenn ich dieses Wort höre, wie wenn ich hörte, es habe mit den gespanntesten Leidenschaften der Menschen keine Gefahr.

Gesetzgeber! Bedenkt, daß die alten Obrigkeiten Menschen sind und nehmt euch von der Gemüthsstimmung und Handlungsweise ihrer sie anklagenden Gegenpartei das redende Beispiel, wozu sich die menschliche Natur, wenn sie von den Leidenschaften der Macht auf das Aeußerste getrieben wird, endlich gegen dieselbe berechtigt glaubt.

Ich mache euch, Gesetzgeber! auf die Ruhe aufmerksam, mit der die beklagten Oligarchen diesem Aeußersten, das auf sie wartet, allgemein entgegen stehen, und frage euch: Muß diese Ruhe unter diesen Umständen dem Freund der Freiheit und der Verfassung nicht fürchterlich sein?

Gewiß ist, wenn ein Feind des Vaterlandes bei der Lage der Umstände und bei der Lage der Gemüthsstimmung, wie sie jetzt allgemein ist, das Aeußerste vorschlagen wollte, um das schweizerische Volk zu einem eklatanten Schritt zu Gunsten der alten Regierungen zu bringen, so könnte er sicher nichts Zweckmäßigeres vorschlagen, als die regierenden Familien allgemein zu Gunsten der Entschädigung suchenden Patrioten dem Bettelstab nahe zu bringen.

Gesetzgeber! Wenn es möglich wäre, sie gegen den Willen der großen Nation wieder auf den Thron zu bringen, so brauchte es diese Maßregel nur halb.

Vaterland! Muß ich noch mehr sagen, muß ich dein Gefühl noch tiefer erschüttern, um dich zur Gerechtigkeit, zu einer weisen Sorgfalt für deine innere Einigkeit zu bewegen? Oder meinst du, Vaterland! Deine Unabhängigkeit ohne innere Einigkeit behaupten zu können? Oder denkst du dir eine Freiheit, in der du nicht nöthig hast, einig und unabhängend zu sein? Könntest du so weit versunken sein, dich darum frei zu glauben, weil jetzt einige regierungsfähige Menschen zum Stillschweigen gebracht sind, und hingegen einige zur Regierung unfähige ihre Meinungen zu Zeiten sogar gedruckt finden? Könntest du so weit versunken sein,

es für Freiheit anzusehen, daß die Schloßvortheile an Ehr und Gut, an denen ehemals nur Herren Antheil nehmen konnten, nun auch mit Landleuten getheilt werden müssen?

Vaterland! konntest du in deinen Begriffen von Freiheit so weit verirren und vergessen, daß unsre Selbsterhaltung als Volk wesentlich auf der Erhaltung der Individualkräfte aller seiner Theile, das ist, aller Staatsglieder beruht? Vaterland! Kannst du den Umfang und den Zusammenhang dieser Kräfte vergessen? Bring die ehemaligen Standesglieder allgemein dem Ruin nahe und fülle dann die Lücken der Sittlichkeit, der Kunstbildung, der reinern Gefühle, der häuslichen Lebensweisheit, der wohlthätigen Gesinnungen und vorzüglich der Menschenkenntniß, der Staatskenntniß und der großen Berufs- und Regierungsfertigkeiten aus, die dadurch im Land entspringen müssen, und, Vaterland! wenn du dies Alles für nichts achten, wenn du das Gute deiner Oligarchen, als dir nicht gut und deiner nicht werth, wegwerfen willst, so fülle dann nur die Brotlücke aus, die aus dem gestörten Zusammenhang dieser Familien mit dem allgemeinen Wohlstande des Landes entspringen muß.

Irre dich nicht, Vaterland! — Wenn man einst in den ersten Städten Helvetiens nicht mehr angenehm wohnen wird, wenn die reichen Häuser in großer Anzahl einen ruhigen, kränkungslosen Aufenthalt außer deinem Schoß suchen, und die mittlern durch die Verwirrung und Erniedrigung ihrer Stärke das Zutrauen des Auslandes verloren haben werden: dann, Vaterland! — und wie nahe kann dieser Zeitpunkt sein — dann wird der brotlose Handwerker, der arbeitslose Tagelöhner und der in seinem Wohlstand immer mehr zurückgekommene Bauer Gefühle in seinem Busen nähren, deren Gemälde ich jetzt nicht aufstellen mag.

Bürger! Ich habe genug gesagt, wenn es schon für Menschen, die sich über ihre neue Auszeichnung wie Kinder über einen neuen Sonntagsrock freuen, nicht genug sein mag. Ich habe genug gesagt, wenn ich es schon für Menschen, die sich einbilden, das Heil des Vaterlandes sei auf seiner obersten Höhe, weil sie jetzt in einer jeden Art

von Leidenschaft weniger genirt sind, als vor einem halben Jahre, nicht genug sein mag. Das Vaterland besteht nicht aus diesen Menschen, und das öffentliche Urtheil des schweizerischen Volkes über die Angelegenheiten des Vaterlandes ist unabhängend von ihnen, welchen Namen sich auch immer tragen und welchen Rang sie auch immer bekleiden mögen.

Indessen ist die Verblendung doch groß. — Ich sehe das Erstaunen der Patrioten über meine Rede und höre sie mir zurufen: Bist du auch ihrer Einer, willst auch du die Schlachtopfer der Despotie ungetröstet vor deinen Augen sehen und im Busen der Republik die Schlange wieder selbst nähren, die sie vergiftet hat?

Irrende Menschen! Ich will keines von beiden; ich wünsche die Aristokratie bis auf die letzte Spur vertilgt, aber nur nicht auf Aristokratenweise. Diese Weise ist in Demokratenhänden, wie in Aristokratenhänden die nämliche Sache, und ich sage es frei heraus, ich verachte sie hinter einer dreifarbigen Fahne nicht minder, als ich sie hinter dem zweifarbigen Mantel verachtet habe.

Ebensowenig will ich die leidenden Patrioten ungetröstet wissen; ich fordere nur einen das ganze Vaterland umfassenden Blick in den Grundsätzen dieses Trösters, und hätte nur dieses gern, daß die Patrioten in dieser Angelegenheit auch keine Spur der sittlichen Verhärtung hervorblicken ließen, die sie an ihren ehemaligen Verfolgern mit recht strafbar finden.

Wenn ich von der Leber weg reden muß, so ist meine Meinung, man hätte die Patrioten entschädigen sollen, ehe sie Herrschergewalt in ihre Hände bekommen haben; ich meine, sie hätten dann mit Bescheidenheit gefordert, und es ahnet mir, unsre Unschuld und unser Glaube an sie hätte dann Vieles nicht erfahren, das uns jetzt Mühe macht, mit Händen greifen zu müssen.

Indessen können wir das Vergangene nicht zurücknehmen, aber wir müssen hingegen für die Gegenwart als dringend anerkennen, daß das Richteramt der neuen Republik sich

nicht einseitig von der einen der rechtlich gegen einander stehenden Parteien, und wenn diese auch aus den pronoucirtesten Demokraten bestehen sollte, irre führen und in ihren ersten Tagen einen Schandfleck anhängen lasse.

Ich weiß zwar wohl, daß jedes Zurücktreten dem Menschen weh thut; aber ich weiß auch, daß dieses Wehthun auf Aristokratengefühlen ruht, die wir nicht haben oder wenigstens nicht zeigen sollten.

Bürger! Wenn wir es als einen der ersten Fehler der abgeschafften Gewalten erkennen, daß sie nie von einem Irrthum zurückkommen wollten, sondern es immer als eine Ehren- und Standessache ansahen, bei einem einmal geschehenen Mißschritt auch gegen Wahrheit, Recht und Ueberzeugung verharren zu können, so laßt uns doch die erste Stunde der Republik nicht mit dem ganzen Geiste dieser ausschweifenden Regierungsmanier beflecken, und lasset uns bedenken, wenn man den Altersschwachheiten des verstorbenen föderalistischen und aristokratischen Regierungssystems in seinen letzten Tagen Vieles zu Gut hat halten müssen, daß dieses für euch nicht der Fall sei und daß man es euch sicher nicht zu gut halten wird, wenn ihr das junge Leben der neuen und untheilbaren Republik mit allen Fehlern und Schwachheiten der verstorbenen anfangen wollet.

Ich schließe, daß ihr aus obstehenden Gründen schuldig seid, uns mit gutem Willen und gern zu erlauben, von euch, insofern ihr in dieser Angelegenheit übel berichtet worden seid, an euch, insofern ihr über dasselbe besser berichtet werden solltet, zu appelliren.

Die Rechtsfrage ist bestimmt diese: „Ist es wahr, daß in den bisherigen Verhandlungen zur Entschädigung der Patrioten die Grundsätze des Rechts verletzt worden sind? Ist es ferner wahr, daß das Vaterland durch die Ausführung eurer diesseitigen Entschlüsse in Gefahr gesetzt wurde?"

Müssen diese Fragen mit Ja beantwortet werden, so ist es für das Vaterland dringend, daß die gesetzgebenden Räthe ungesäumt der Schandbarkeit des erstern und dem Unglück

des zweiten vorbeugen und im Gefolg dieſer Pflicht ſich laut und beſtimmt erklären, der Streit zwiſchen den entſchädigungbegehrenden Patrioten und den ehemaligen ſchweizeriſchen Landesobrigkeiten muß im ganzen Umfang der Republik nicht als ein Streit auf Tod und Leben angeſehen, ſondern mit Mäßigung und in den Schranken der ehemals beſtandenen Rechtsformen geführt werden.

Dieſes angenommen, würde ich dann ferner anrathen

1. Einen rechtlichen Unterſchied zu machen ſowohl zwiſchen denjenigen Bürgern, die gegen ein einzelnes Regierungsglied einkommen, und denjenigen, die ſich über Urtheils- und Rechtsſprüche ganzer regierenden Corps beklagen;

ferner zwiſchen Patrioten, die ganz unſchuldig geſtraft worden, und ſolchen, die durch ein nicht zu entſchuldigendes Benehmen ſich ſelbſt, ihre Mitpatrioten und ſelbſt die gute Sache wirklich compromittirt haben;

dann auch zwiſchen ſolchen, die einen ſie ganz zu Grunde richtenden Schaden erlitten und ſolchen, die durch ihr Unrechtleiden nur eines Theiles ihres Wohlſtandes beraubt worden ſind;

und endlich zwiſchen ſolchen, die vom Vaterland für ihre Leiden mehr oder weniger ſchon entſchädigt ſind und ſolchen, die diesfalls vom Vaterland und von den Patrioten ſelber vergeſſen und hintangeſetzt worden ſind.

2. Kläger, die gegen Handlungen einzelner alter Regierungsglieder einkommen, würde ich ohne Abänderung der gewohnten Juſtizform an ihr Forum weiſen; hingegen Klagen über Urtheile und Rechtsſprüche ganzer Regierungen, ohne eine niedere Inſtanz damit zu befehligen, immediat an den oberſten Gerichtshof verweiſen, der nach Anhörung der ſämmtlichen diesfälligen Klagen und Antworten aus einem ganzen alten Kanton darüber ſummariſch abzuſprechen und zu urtheilen hätte, ob die beklagte Obrigkeit für die Rechtsfehler, deren ſie ſchuldig befunden worden, um die Hälfte, um den Drittheil oder um den Viertheil ihres Beſitzthums verurtheilt und gebüßt werden ſolle.

3. Dieſer Gerichtshof hätte dann ferner zu beſtimmen,

ob einige Mitglieder dieser Regierungen wegen eines dem richterlichen Amte und Ansehen unanständigen und der Gerechtigkeitspflege gefährlichen Privatunternehmens in diesen Angelegenheiten stärker als seine Mitkollegen bestraft werden sollen; er müßte dann aber auch an dem gesetzgebenden Körper den bestimmten Auftrag haben, sowohl auf die gesetzliche Stellung der ehemaligen Obrigkeiten, als auf die dauernde Volksanhänglichkeit an viele verdienstvolle Individuen dieses Standes ein wachsames Augenmerk zu haben und im Gefolg dieser Gründe den gänzlichen Ruin dieser Familie, sowie eine unwürdige, allgemeine und unrettbare Erniedrigung derselben zu verhüten.

4. Zu diesem Ende müßten von Seiten der gesetzgebenden Räthe in Rücksicht auf die ärmern alten Regierungsglieder zu Gunsten eines jeden ihrer Kinder eine bestimmte Summe als von jedem Strafurtheil frei erklärt werden.

5. Der Gerichtshof müßte den weitern Auftrag haben, alle diejenigen Individuen geistlichen und weltlichen Standes, welche durch Bestechung oder sonst einwohnende Niederträchtigkeit sich zu Werkzeugen der Ungerechtigkeit gegen die Patrioten angeboten und sich als solche von den Oligarchen haben brauchen lassen, als ihre Complices, Mitinteressenten und Theilhaber zu erklären, und sie nach eben den Grundsätzen, wie die ersten, anzulegen und zu bestrafen.

7. Wenn dann dieser Gerichtshof seine Rechtssprüche gegen einen Kanton vollendet, so müßte er den Betrag der ganzen Strafsumme, welche er der Obrigkeit und ihren Mitschuldigen auferlegt, mit derjenigen der Entschädigungsansprüche der Kläger vergleichen und, insofern selbige zur Tilgung der ganzen Anforderung nicht hinlänglich wäre, die Vertheilung der Strafsumme unter die Ansprecher also bestimmen, daß auch unter den ganz unschuldig erfundenen nur die Armen und diejenigen, denen die geklagte Beschädigung ihr ganzes Vermögen verschlungen, im Ganzen entschädigt würden, diejenigen hingegen, die sich bei all ihrem Recht in der Hauptsache wirklicher, großer und vielseitiger Fehler schuldig gemacht haben, sowie diejenigen, deren Beschädigung nur

einen mehr oder minder bedeutenden Theil ihres Vermögens verschlungen, auch nur die Hälfte oder den dritten Theil ihres Schadens zurück erhalten müßten.

8. Dabei würde ich öffentlich erklären, daß alle Patrioten, welche im Fall wären, dieser Entschädigung entmangeln zu können und ihr wirklich entsagen würden, den Dank des Vaterlandes verdienen.

9. Eben diesen Dank des Vaterlandes würde ich auch allen alten Regierungsgliedern zuerkennen, welche das öffentliche Zeugniß für sich haben, daß sie durch ihre Mäßigung das Leben eines angeklagten Patrioten gerettet oder sich für die Milderung ihrer Strafurtheile thätig und laut verwendet haben.

10. Es würde sich von selbst verstehen, daß alle alten Regierungsglieder, denen der Dank des Vaterlandes in dieser Angelegenheit bezeugt worden wäre, von allem Antheil an der Strassentenz ihrer Commilitonen frei und ledig angesehen werden müßten, und diese Strafloſigkeit müßte sich unzweideutig auf alle mit den sowohl in Rücksicht auf den Krieg als auf die Patrioten strafbaren Grundsätzen und Maßregeln in offener Opposition gestandenen Regierungsglieder erstrecken.

Das sind die Gesichtspunkte, nach welchen ich glaube, daß die Entschädigungsangelegenheit der Patrioten angesehen werden müsse. Ich wünsche, daß man sie prüfe.

Arau, den 22. Juli 1798.

J. H. Pestalozzi.

Ueber den Zehnten.

Benz. Wenn der Mensch den Fleiß, die Kunst, das Verdienst, und selber das Glück und die Tugend seiner Nachkommenschaft nicht mit Abgaben belegen darf, so ist der Zehnt eine unrechtmäßige Sache.

Kunz. Aber wie kannst du sagen, daß dieses sein Fall sei?

B. Er ist eine Verpflichtung des Landeigenthümers, von dem, was auf seinem Boden wächst, den zehnten Theil irgend jemand anderem zu überlassen. Da nun aber ohne Kunst, ohne Fleiß und Vorschüsse so viel als nichts darauf wächst, so ist ja offenbar, daß er den Fleiß, die Kunst, das Glück des Anbauers mit Abgaben belegt und folglich an sich selbst ein unrechtmäßiger Vertrag ist.

K. Das Wort unrechtmäßig möchte ich doch nicht aussprechen.

B. Aber würdest du den Vertrag eines Mannes nicht für unrechtmäßig erklären, der einem andern ein kleines, schlechtes, werthloses Haus unter der Bedingung abtreten würde, daß er und seine Nachkommen ihm in alle Ewigkeit den zehnten Theil des Ertrags aller möglichen Häuser, die er auf diesem Platze bauen würde, überlassen müßte?

K. Ich würde diesen Vertrag gewiß für unrechtmäßig erklären, aber ich finde doch nicht, daß es mit dem Zehnt ganz der nämliche Fall sei.

B. Nun doch. Wenn du durch hundertjährige Düngung aus elendem Sand eine schwarze Erde hervorbringst; wenn du aus der öden Erde einen Garten machst, den unfrucht-

baren Hügel zum köstlichen Rebenberg umschaffst, das saure Sumpfland durch Abtrocknung versüßest, den Grienboden durch theure Ueberheerdung in Fruchtland und durch kostbares Wasser in Mattland umwandelst, hast du dann damit in Bezug auf Erträglichkeit nicht eine neue Erde erschaffen, die vorher nicht da war und ohne deine Kunst, ohne deinen Fleiß und ohne deine Vorschüsse nicht wirklich worden wäre?

K. Das ist gewiß.

B. Aber worin kann denn der Unterschied des Rechtsanspruches an den Ertrag künftiger möglicher Häuser von demjenigen an eine neu zu erschaffende unbestimmbare Fruchtbarkeit des Landes bestehen?

K. Ich kann jetzt selbst keinen finden.

B. Freund, sei sicher, beide Verträge sind von einer Natur, daß sie kein gerechter Mensch fordern, kein vernünftiger eingehen, folglich kein Recht sanktioniren und kein freier Mann als seine Schuldigkeit anerkennen kann.

Der Zehnt ist nichts, als ein indirekter Frohndienst und um deswillen um kein Haar gerechter, weil er versteckt ist.

K. Aber wie ist denn der Zehnt ein versteckter Frohndienst?

B. Sieh, der gewohnte Frohndienst entsprang, wenn der Edelmann zu seinem Dienstmann sagte: Ich gebe dir ein Stück Land, das kannst du unter der Bedingung benutzen, wenn du mir dagegen gewisse Tage im Jahre Frohndienste leistest. Und der Zehnt entsprang, da sich nach diesem geschehnen Accord noch der Geistliche hinzuschlich und zum Bauer sagte: Ich lasse dich das Gut, das du vom Edelmann empfangen, und jedes andere, das du auf irgend eine Art an dich bringen kannst, nur unter der Bedingung benutzen, daß du mir den zehnten Theil alles dessen, was darauf wächst und zwar in natura zu Handen stellest. Dieses aber übersteigt in jedem Falle den Werth aller Frohndienste, die der Edelmann dem Bauer auflegen könnte.

K. So mußte der arme Teufel freilich nach dem Verhältniß, als er Brot nothwendig hatte, Frohndienste thun.

B. Auch sind sie auf jeden Fall ohne alles Maß drückender

und verfänglicher, als die offenen. Die offnen Frohndienste sind bestimmt, sie haben einen ausgemachten Gegenwerth und dadurch noch einen Schein des Rechtes, aber der Zehnt hat nicht einmal diesen. Werth und Abtrag sind bei ihm durchaus unbestimmt, auch ruht seine Nutzung durchaus auf keiner Pflicht.

K. Wie das?

B. Es kann dich ja in der Welt nichts zwingen, deinen Rechholderhügel urbar zu machen, du kannst ihn ja in alle Ewigkeit Rechholderhügel bleiben lassen.

K. Das ist richtig.

B. Es ist unstreitig, die Nutzung des weisen und frommen Zehntherrn ist gänzlich nur auf die Noth, auf die Schwäche, auf die Leidenschaften und Thorheiten des Menschengeschlechts berechnet.

K. Das verstehe ich nicht.

B. Frag die Erfahrung: Wie ist das Land urbar gemacht worden? Zwang nicht in den meisten Fällen die Noth des Weibes und der Kinder den Armen zur schweren Ausreutung der Dornen und Disteln, reizte nicht oft die Sorge für die liebe Nachwelt den treuen Vater, sein Leben im Schweiß seines Angesichtes zu beschließen, um einen elenden Boden kostbar zu machen? Verführte nicht oft der Irrthum in der Berechnung den Reichen und der blendende Ehrgeiz den Eiteln, so viel Vorschüsse an die Urbarmachung eines Stück Landes zu verwenden, daß bei aller künftigen Nutzung nicht der Zins der Vorschüsse herauskommen kann? In diesem Falle hat der Anbauer denn ja in Ewigkeit nichts, der Zehntherr aber in Ewigkeit Alles.

K. Das ist richtig.

B. Und wenn der Schweiß des Armen und die Last seiner Mühseligkeit auch einen Geldwerth hat und auch wie die Ausgaben des Reichen für ihn in Anschlag gebracht und ihm als ein Capital, das er auf sein Gut verwendet und das ihm folglich auch Zins tragen soll, angeschlagen werden darf, so ist er wahrlich meistens mit dem Reichen und eiteln Anbauer im nämlichen Fall, aber unendlich bedauernswürdiger.

K. Das wohl.

B. Aber wenn zuletzt die Last der Zehntpflicht nur beim ersten Urbarmachen des Landes so ungerecht drückend gewesen wäre, so könnte man sie noch verschmerzen und nach einem langen Laufe der Zeit, wie das Erbe des längst gestohlnen Gutes, endlich als gerecht anerkennen, aber auch das ist nicht der Fall, sie ist ewig und bleibt ewig, was sie in ihrem Ursprung war, sansculottischer Eingriff in die Taschen deines rechtmäßigen Eigenthums; sie ist ewig, was sie in ihrem Ursprung war, ein verfängliches Mittel, den Fleiß, die Kunst, das Verdienst und selber das Glück und die Tugend des Landanbauers mit unbestimmten und unbestimmbar weitführenden Abgaben zu belegen.

K. Unbestimmt und unbestimmbar weitführend sind sie gewiß.

B. Du nimmst den Boden als ein todtes Nichts an, machst ihn zu etwas, lernst die Kunst, durch ewige Anstrengung seinen Werth immer höher zu treiben — dein Lohn ist: je höher du ihn treibst, desto mehr mußt du jährlich an den Mann zahlen, dessen Vorfahren den Acker, auf dem du dich nährst, willkürlich und für die Ewigkeit belasteten, ohne ihn zu besitzen.

K. Ohne ihn zu besitzen?

B. Ja, ohne ihn zu besitzen. Die Zehntpflicht beruht in ihrem Ursprunge auch nicht auf einem Schatten des Eigenthumsrechtes. Und in ihren Folgen ist sie noch weit mehr, als Frohndienst und Todtenfall, ein ewig und progressiv immer steigendes, Eigenthum mörderisches Kunststück.

K. Ich habe doch immer geglaubt, der Zehnt sei noch eine billigere Abgabe, als Frohndienst und Fallgeld.

B. Der Unterschied ist dieser: durch den Frohndienst geht die Zeit verloren, die du anwenden solltest, durch den Zehnt aber Zeit, die du angewendet hast; ebenso verpflichtet dich das Fallrecht, für deinen todten Vater deinem Herrn die beste Kuh aus dem Stall oder das beste Kleid aus dem Kasten zuzustellen: der Zehnt aber kann dich dahin bringen, keine schöne Kuh im Stall und kein schönes Kleid im Kasten

zu haben, oder wenn du es hast, beides verkaufen zu müssen, damit du seine Folgen tragen kannst. Der Druck des Zehnten ist in seinen Folgen immer so groß, als sein Unrecht in seinem Ursprung entschieden. Du mußt als zehntpflichtiger Mann nicht blos den reinen Ertrag deines Gutes, du mußt deinen ganzen Selbstwerth oder wenigstens den ganzen Selbstwerth deiner Kunst, deines Fleißes, du mußt deinen Knecht, deine Magd, dein Vieh, deinen Wagen, deinen Pflug, deine Scheuer, dein Haus und alle Vorschüsse deines Wohlstandes und deiner Ersparnisse, die du auf deinen Acker verwendest, verzehnten.

K. Unter diesen Umständen läßt sich der Zehnt, wenigstens insofern er in der Hand der Obrigkeit ist, ganz und gar nicht als ihr Eigenthum ansehen.

B. Als die ersten Stifter unserer Freiheit den Adel der drei Länder wegen seines Verbrechens, den Fleiß, die Kunst und das Glück ihrer Dienstleute mit unbestimmbar weitführenden Abgaben zu belegen, aus dem Land gejagt und ihre Schlösser zerstört, erklärte sich die ganze Schweiz zu einer dem Feudalsystem in seiner ganzen Ausdehnung tödtlichen Revolution. Nachdem aber die Schweizerischen Städte und vorzüglich Bern die ursprünglichen Grundsätze der Revolution untergruben, das Unterthanen-System durch Bestechung und Waffen organisirten und durch die Religion des guten Bruder Klaus einweihen und befestigen ließen, so haben die Städte freilich angefangen, alle Feudalrechte ihrer abgebrannten und ihrer zugekauften Schlösser mit großer Sorgfalt an sich zu ziehen und sie Hoheitlich zu organisiren, das heißt als unveräußerlichen, ewig dauernden Besteurungsfuß ihres Unterthanenvolks zu benutzen, dadurch aber auch also zu denaturiren, daß alle diese Rechte nicht mehr anders als in Verbindung mit den Souveränitäts-Anmaßungen und Souveränitäts-Maßregeln der alten Regierungen und gänzlich nicht als Eigenthums-Sache ins Auge gefaßt werden können.

Und wenn auch noch vor einem Jahr unter diesen Regierungen die Scheinbehauptung eines anmaßlichen Eigen-

thumsrechtes dieſer Gefälle hätte zum Vorſchein kommen können, ſo können ſie doch jetzt von uns nicht mehr in dieſem Geſichtspunkt ins Auge gefaßt werden, nachdem wir nunmehr die urſprünglichen Grundſätze unſrer erſten Freiheitsſtifter wieder erneuert und alle Städte und Oerter, in deren Namen die alten Regierungen dieſe alten Feudalrechte ausgeübt haben, aller dieſer Rechte verluſtig erklärt haben: nunmehr können wir uns doch wahrlich nach allem dieſem mit keinem Anſtand als Erben dieſer ihrer Rechte verluſtig erklärten Städte und ebenſowenig als Erben der alten Feudalherren, die dieſe Städte ausgekauft oder fortgejagt haben, erklären, ſondern wir müſſen, wenn wir nur einigen Schein der Conſequenz in unſern Revolutionsgrundſätzen behaupten wollen, uns an der landesherrlichen Benutzung des Zehnten als den feſtbeſtandenen Steuerfuß des Landes halten, denn nur in dieſem Geſichtspunkt kann das Weſen ſeines Rechtes aus der Hand der alten Regierung in die Hand der neuen hinübergehen.

K. Aber wir verdienen ja den Zehnten, wenn wir ihn unter dieſem Geſichtspunkt betrachten.

B. Das heißt aber nicht anderes, als ſobald wir aufhören, gegen den Landanbauer ungerecht zu ſein, ſo bekommen wir weniger von ihm, als ſo lange wir gegen ihn ungerecht waren.

K. Es will mir aber doch nicht aus dem Kopf, daß der Zehnt in der Hand der Obrigkeit, wie in der Hand eines jeden Mannes, der ſolche Gefälle gekauft, ein rechtmäßiges Eigenthum ſein könne.

B. Freund, er iſt in keines Menſchen Hand ein rechtmäßiges Eigenthum; aber wenn der Privatmann auch das ungerechteſte Gefäll an ſich kauft, ſo kauft er es als beſtehende Uebung unter dem Schutz der Geſetze und verdient in dieſer Rückſicht bei der öffentlichen Anerkennung des Unrechtes eines ſolchen Gefälles als irrgeführter Käufer Schonung und ſorgfältige Behandlung vom Staat. Aber der Staat ſelbſt, der Jahrhunderte im Neſt eines ſolchen Unrechts ſaß und ſein Unrecht endlich erkannt, dem bleibt

nichts übrig, als gerecht zu sein; oder soll er sich als irregeführter Käufer vor die Schranken stellen und beim armen Mann, dem er also Jahrhunderte Unrecht gethan, sich nun um Schonung und um die Gefälligkeit, zu guter Letzt sich auch noch ein wenig von ihm Unrecht thun zu lassen, einbetteln?

K. Nein, mit diesem Einbetteln möchte ich auch nichts zu thun haben.

B. Und ich möchte um alle Welt nicht, daß wir unsern neuen Bund mit eben den Kniffen einrichten, mit denen unsre Vorfahren am Regiment den ursprünglichen alten Schweizerbau entweiht haben.

K. Und dieser Kniff wäre?

B. Die privilegirten Stände ihrer Rechte berauben, um sie dann selber zu genießen.

K. Die Revolution ist uns so sehr von außen her in die Taschen geschoben worden, daß wir uns wahrlich selber dazu antreiben müssen, ihre Grundsätze in ihrem ganzen Umfang zu fühlen und fest zu halten.

B. Ohnedas aber höre ich auch ihre Sterbeglocke schon läuten, ehe sie einmal da ist, und bin sicher, sie wird ohnedas nichts anderes sein und nichts anderes werden, als was die Pfarrer im Begräbnißgebet vom Menschenleben sagen, es sei ein Traum, der eine kurze Zeit währet, bald aber verschwindet, und eine Blume, die am Morgen blühet, am Abend aber wieder verwelkt.

K. Dann wäre es um nichts so Schade, als um die Kosten ihres theuren Kindbettes.

B. Ach, die Mutter könnte noch selber an den Nachwehen sterben.

K. Das wäre erschrecklich!

B. Das Vaterland rettet sich nicht ohne allgemeine Belebung des Volksinteresse für die Revolution selber; wenn man aber dieses Interesse jetzt schon, ich will nicht sagen, still stellt, aber doch still stehen läßt und handelt, wie wenn Alles schon in Ordnung wäre, weil man taliter qualiter

eine äußere Form einer möglichen Ordnung allgemein anerkannt hat, so kann es nicht gut gehen.

K. Die Spuren des Nichtgutgehens sind ja bald in allen Ecken laut.

B. Es ist nicht anders möglich; der Mensch liebt es nicht, aus seiner alten Ordnung herausgeworfen zu werden, ohne es mit Händen greifen zu können, daß es ihm in der neuen Ordnung viel besser gehen werde. — Denk' an mich; wenn der Zustand des niedern Mannes im Land auf den Fundamenten des alten Unrechts, der alten Gewaltthätigkeit, wovon das Zehntrecht vielleicht das non plus ultra der Kunst ist, fortruhen soll; wenn die neue Regierung ohne Rücksicht auf Recht und Bedürfniß auf dem Status quo der alten fortfinanziren und alle Folgen alles Unrechts ihrer Geheimrathskünste zum dauernden Fundament ihrer Staatseinkünfte behalten will, so kommen wir dazu, daß das Volk beim ersten Abmarsch der französischen Bajonette die alten Regenten laut auf ihre Stühle zurückwünschen wird.

K. Man flüstert uns ja jetzt schon ins Ohr, es gebe Leute in unserer Mitte, die das Stillhalten aller wesentlichen Revolutionskraft künstlich organisiren, und sie fänden allenthalben beim Volke Gehör.

B. Umstände dieser Art sollten uns doch wenigstens die Augen öffnen. — Wir müssen indeß die Gründe, die man für die Rechtsgültigkeit der Zehntpflicht anführt, mit aller Sorgfalt prüfen.

K. Um so mehr, da die Männer, welche diese Gültigkeit behaupten, hierin ganz gewiß aus inniger Anhänglichkeit an Recht, Ordnung und Volksglück handeln.

B. Ich lasse ihnen gern Gerechtigkeit widerfahren.

K. Sie sagen zuerst und stützen sich vorzüglich darauf, der Zehnt sie in der Hand des Staates ein rechtmäßiges Eigenthum und nicht anders, als eine jede Sache, die er oder ein Anderer gekauft und bezahlt hat; aber gegen diesen Begriff hast du dich schon erklärt.

B. Ich will meine Ansicht noch einmal im Wesentlichen wiederholen. Es ist kein Fall möglich, in welchem ein

Mensch dem andern eine unbestimmte und unbestimmbar weitführende Auflage auf die Kunst, den Fleiß, das Glück und die Tugend seiner Nachkommenschaft mit Recht auflegen kann, folglich auch keiner, wo ein Mensch dem andern seine Schuldigkeit zur Last eines dritten rechtmäßig käuflich übertragen kann.

K. Indessen kaufte doch der Bauer diese Lasten.

B. Es ist wahr, aber es ist doch nicht der Verkäufer, der ihm diese Last überträgt, sondern ein Dritter, der sich in seinem Urtheil, daß er ein Recht dazu habe, irrte, und dieser Dritte war in den meisten Fällen der Staat selber, in vielen waren es Klöster, in einigen waren es fromme Stiftungen, in den wenigsten Private.

K. Das ist wahr, aber es beweist nichts gegen die Gültigkeit der Zehntpflicht.

B. Es erläutert nur die an sich bewiesene Ungültigkeit derselben.

K. Wie das?

B. Der Staat konnte mit keinem Schein des Rechtes die Lohnlasten des Volks, auf welche Art sie auch immer in seine Hände gefallen, mit seinen Souveränitätsrechten vereinigen und selbige dadurch zu einem den Landbau allein drückenden unablöslichen Steuerfuß des Landes organisiren.

K. Aber dem wird widersprochen. Man sagt: Wenn der Staat den Zehnten als Steuerfuß organisirt hätte, so hätte er ihn allgemein und Jedermann auflegen müssen und das habe er doch nicht gethan.

B. Wenn er ihn aber auch nicht allgemein und nicht Jedermann auflegen wollte?

K. So war er denn auch kein Steuerfuß.

B. Freilich, aber ein Monstrum davon, das der Staat der Idee eines rechtmäßigen Steuerfußes mit Gewalt und Unrecht unterschob.

K. Du thust dem Staate Unrecht.

B. Nein, der Staat that der Menschheit Unrecht, indem er diese Abgabe Jahrhunderte auf den Schultern des Landbauers ließ.

K. Er beschützte ihn indessen bei allen Rechten und Freiheiten, die er vorher hatte, ehe er durch Kauf und Eroberungen an ihn gelangt.

B. Sage bei einigen und frag' dann etwa gelegentlich Jemand, der dir darüber antworten kann, bei welchen.

K. Er ließ indessen doch alle Güter, die zehntfrei waren, zehntfrei bleiben.

B. Es war nichts leichter, als die von den Feudalherren ehemals ihren Erdschollen zugeschriebenen Dienstleute bei den Rechten und Freiheiten zu schützen, die sie hatten. — Was aber die zehntfreien Güter betrifft, die sie hatten, so frag auch hier gelegentlich nach, wem die meisten dieser Güter, vorzüglich aber, wem die in den neuern Zeiten freigemachten Güter zugehörten; auch dieses wird dich überzeugen, daß unsre Regierungen die Lehn-Einkünfte als den einzigen ihnen dienlichen Steuerfuß des Landes ansahen und als solchen in Ewigkeit zu erhalten suchten; sie konnten ihn nicht als bloßes Eigenthum ansehen. Da sie den Souverain, den Edelmann, den Amtmann, den Fiskalen, die Justizstellen und die Kanzleien wo nicht in einer Person, so doch in einer Kaste vereinigten, so standen sie gegen den lehnpflichtigen Mann offenbar nicht in den Schranken eines mit ihnen einem gleichen Recht und einer gleichen Gewalt unterworfenen bloßen Territorial-Eigenthümers.

K. Das ist richtig. — Die Pflichten des feudal-angehörigen Mannes wurden durch diese Vereinigung aller Gewalten als Feudalpflichten unsicher und unrechtmäßig.

B. Ebensowenig standen die Klöster gegen den zehntpflichtigen Mann in dem Verhältniß eines durch eine gerechte Gesetzgebung beschränkten Eigenthümers; man ließ sie unter dem Schutz übelorganisirter Regierungen den Nutzen (das utile) des falschen Steuersystems mit genießen. Sogar die frommen Stiftungen und Spitäler hatten selber kein Recht, die ungeheuren Gewinnste mit zu genießen, die ihnen die schlaue Kunst, den Fleiß, das Verdienst und das Eigenthum des lehnspflichtigen Mannes mit unbestimmten und mit

unbestimmbar weit führenden Abgaben zu belegen, in die Hände spielte.

K. Indessen kaufte der zehntpflichtige Mann sein Gut doch nimmer wohlfeiler, als wenn es nicht zehntpflichtig gewesen wäre. Oder will der Staat ins Chaos einer jeden Kaufrechnung hineintreten, ehe er zur Gerechtigkeit geht? Und wenn er so weit gehen will, warum geht er nicht allgemein so weit? Der Edelmann kaufte ja seine Herrschaft wegen der Frohndienste und Fallgelder, die darauf hafteten, auch theurer, als wenn sie nicht darauf hafteten; und doch nimmt man sie ihm jetzt ohne Rücksicht auf seinen Kaufpreis unter dem Titel ihrer Ungerechtigkeit und wegen ihrer Unverträglichkeit mit den Grundsätzen der Freiheit und Gleichheit, weg. Das heiße ich aber mit Grundsätzen spielen und sie anwenden, wo es nicht schmerzt. Und die Städte und Länder, welche Zehnten und Bodenzins besitzen, warum sollten sie selbige jetzt mit Städten und Ländern, die keine solchen haben, theilen, wenn sie diese Gefälle als Eigenthum und nicht als hoheitlich organisirtes Staats-Eigenthum besaßen?

K. Die haben seit Jahrhunderten nicht daran gedacht, daß sie in ihrer Hand etwas anderes, als hoheitlich organisirtes, folglich auch nach allgemeinen Grundsätzen zu organisirendes Staats-Einkommen, und nichts weniger als Munizipalitäts-Eigenthum seien. — Die Frage ist aber immer nur diese: Ist der Bauer durch sein wohlfeiler Kaufen des Gutes wegen der Feudal-Lasten, die darauf hafteten, wirklich entschädigt worden?

B. Gehe nur einfach, aber ganz in das Wesen dieses Gegenstandes hinein, so wirst du bald sehen, daß kein Verhältniß zwischen dem Vortheil des Kaufs und dem Nachtheil der Last da ist und daß keines je da sein kann. — Zudem ist dieses wohlfeiler Kaufen an sich selbst eine zufällige Sache; denn oft geht ein freies Gut wohlfeil und ein belastetes theuer weg; noch mehr aber ist es zufällig, weil zehn Güter geerbt werden gegen eines, das gekauft wird. Also ist offenbar das Uebel zwar allgemein und gewiß, der

Vortheil aber zufällig und einzeln. Wesentlich aber ist, daß der Fleiß, die Kunst, das Verdienst und das Glück des Menschen zum Voraus und für die Ewigkeit gar keinen Kaufwerth hat; es ist also auch kein Schatzungs-Verhältniß des Landwerths gegen unbestimmte und unbestimmbar weitführende Belastung der freien Handlungen seinen künftigen Besitzer jemals möglich, ebensowenig als das Verhältniß des Güterabtrags gegen seine Anbauungskosten Jahrhunderte zum Voraus bestimmt werden kann, was doch sein müßte, wenn der Zehnt als ein Jahrhunderte zum Voraus bestimmtes Nutzungsrecht irgend ein möglich denkbares Verhältniß gegen den ursprünglichen Realwerth seines Fundamental-Rechts haben soll.

K. Man kann indessen doch sagen: Der Bauer hätte besser gethan, also belastete Güter gar nicht zu kaufen.

B. Wenn der Bauer Land wollte, so mußte er es unter den Bedingnissen kaufen, unter denen man es im Land feil haben durfte; und da er auf jeden Fall nicht ohne Land sein kann, so mußte er sich nothwendig allen, auch den ungerechtesten Bedingnissen, die die Regierung ewig unterhalten wollte, unterwerfen.

K. Wenn du indeß den Zehnt aufhebst und den Eigenthümer des freien Gutes, wie denjenigen des zehntpflichtigen gleich belastest, so machst du dem ersten auf Kosten des zweiten ein Geschenk.

B. Wenn aber der letzte durch die Zehntpflicht seit Jahrhunderten ein unbestimmtes und unbestimmbar weit führendes Unrecht gelitten, und der erstere eben dadurch einen unbestimmbar weit gehenden Vortheil genossen, so wird der Fall des Schenkens und des Unrechtthuns doch nicht mehr der nämliche sein.

K. Indessen haben ganze Gegenden ihren Zehnt schon seit Jahrhunderten abgekauft; sollen jetzt diese mit denen, die das nicht gethan haben, dem Staat auf dem nämlichen Fuß Steuer bezahlen?

B. Ja, und das mit Recht.

K. Warum?

B. Weil man den so geheißenen Zehntpflichtigen damals diesen Auskauf nicht gestattete, hingegen seither den ganzen Werth desselben von ihnen zwanzig- und dreißigfach bezog, aber ohne ihnen eine Quittung darüber zuzustellen. Es hat in aller Welt dem belasteten Manne seit Jahrhunderten sein Unrecht Niemand tragen helfen; jetzt sollte er jeden Heller seines Glückes mit aller Welt theilen?

K. Aber wenn der Bauer auch jetzt das Unrecht, das er gelitten, nicht anerkennen und selber lieber drei Gulden in Zehnten, als einen Gulden in Steuergeld bezahlen würde?

B. So dürfte man sie ihm nicht abnehmen. Wir sind bestimmt dafür revolutionirt, daß er nicht in Ewigkeit ein so elender Mensch bleibe, wie er unter der Herrschaft (régime) des Feudalsystems werden mußte und wie er noch ist, wenn er lieber drei Gulden in Zehnten, als einen Gulden in Steuergeld bezahlt.

K. Indessen ist die Vorstellung, die du dir von den Lasten des zehntpflichtigen Mannes machst, offenbar unrichtig. Die Bauern sind ja allgemein wohlhabend.

B. Ich weiß das; aber wenn von ihrem Recht die Rede ist, so frage ich weder nach ihrem Reichthum, noch nach ihrer Armuth. Indessen ist ihr Reichthum in mehreren Gegenden mehr scheinbar, als wahrhaft. Eine lange Reihe von Jahren, in denen Wein, Frucht und Vieh außerordentlich viel galt, hat den Werth der Güter idealisch gemacht und dahin getrieben, daß der kleine Bauer den Zins seines Kaufwerths weder sich noch seinem Kreditor durch den Abtrag des Ackers verzinsen kann, sondern diesen Zins vielmehr mit seiner Haushaltung auf dem Webstuhl, oder wie er sonst kann und mag, verdienen muß. Indessen ist freilich auch wahr, daß einige Großbauern die Kunst verstehen, auf Menschen, und besonders auf armen Menschen wider zu gewinnen, was sie auf allzutheuern Aeckern verlieren. Dieser Privatvortheil aber ändert das Unrecht der Feudalabgaben gar nicht, im Gegentheil vergrößert er seine unglücklichen Folgen wesentlich; und um sie zu berechnen, muß man den Armen im Land, der keine Katze im Land

zu seiner Erleichterung in Requisition nehmen darf, darüber fragen; dieser wird sie in jedem Fall wahrhaft erläutern und zeigen können, was diese Abgabe auf die ganze Jahrnutzung seiner Arbeit, folglich auf den ganzen Lebensgenuß seiner Haushaltung wirke.

K. Hierüber aber sagen dir einige Leute, es sei nicht Alles daran gelegen, wenn schon einige ärmere Güterbesitzer zu Grund gehen; nur der wohlhabende Bauer gebe einen guten Schlag Menschen.

B. Ich weiß, daß man in der ehemaligen Lage der Dinge also redete, aber ich glaube, diese Berechnung des Menschengeschlechts habe eine Lücke, die man in der neuen Ordnung der Dinge ausfüllen, und nicht zu unterhalten suchen sollte.

K. Ich sollte es auch denken.

B. Der Menschenschlag könnte freilich in einem Land nicht wohl allgemein gut sein, in welchem der arme verschuldete Bauer oft bald den ganzen reinen Ertrag seines Gutes dem Landesherrn abgeben mußte, indessen der Bürger, dem er dieses Gut noch obendrein verzinste, auch von dem ungeheuersten Kapital, das er also besaß, keinen Heller dem Staat entrichten mußte.

K. Es gibt indessen noch immer Leute, welche den Nachlaß der Zehntpflicht als eine Ungerechtigkeit, und jeden Menschen, der ihm das Wort redet, als einen heillosen Verkündiger der Volksraubsucht verschreien.

B. Ich weiß es und kann nichts dagegen sagen, als daß es mir Leid thut, daß man den Wunsch, das raffinirteste Aussaugungsmittel des Menschengeschlechts mit Gerechtigkeit abschaffen zu sehen, von dem sansculottischen Gelüst, seinem Nächsten und Nebenmenschen ungestraft in die Taschen greifen zu können, nicht unterscheiden kann oder nicht unterscheiden will.

K. Was willst du? Gewohnheit und Wörter leiten die Menschen, die Sachen legen sie gewöhnlich bei Seite.

B. Das ist freilich so; aber in einer Revolutionsepoche sollte man sich entweder nicht einmischen, oder mehr als je

die Wörter und Gewohnheiten, und nicht die Sachen bei Seite legen.

K. Ja, wenn die Leidenschaften nicht wären; aber die Revolutionen sind wie dazu gemacht, diese in allen Winkeln auf das Höchste zu spannen.

B. Und leidenschaftliche Menschen sind in jeder Lage unfähig, Freiheit und Gleichheit wahrhaft zu lieben; denn sie wollen immer unter ihren Mitmenschen dastehen, wie die Eiche auf der Heide, auf der sonst kein Baum wächst.

K. Das Bild ist richtig!

B. Indessen soll das Recht im Land, zu welchem die Revolution wesentlich hinlenken soll, in jedem Fall dahin wirken, daß auf der Heide so viel Bäume wachsen, als möglich, und keine Rücksicht darauf nehmen, wenn man endlich vor lauter Bäumen die Eiche nicht mehr sehen würde; aber das hat die Eiche denn auch auf jeden Fall nicht gern.

K Sie hat aber Unrecht.

B. Sie hat freilich Unrecht. Sie ist ja um deßwillen nicht kleiner, wenn man sie schon nicht mehr sieht; im Gegentheil, sie ist dann den Weiden weniger ausgesetzt, sie leidet weniger vom Wechsel der Jahreszeiten, sie fault weniger ab, und die weidenden Kühe und Stiere reiben sich weniger an ihrer Rinde.

K. Das ist freilich wahr, aber mach' es dem Eichenholz begreiflich, wenn du kannst.

B. Es ist gar zu schön, auf der Heide allein zu stehen, auf ihr allein groß zu sein, Alles um sich her im Schatten zu sehen und den Schatten dennoch selber zu machen.

K. Laß das Eichenholz einmal gehen. — Man sagt ferner, der Bauer werde jeden möglichsten Steuerfuß ebenso ungern bezahlen, als jetzt den Zehnten.

B. Ja, wenn die Revolution nicht mehr aus ihm machen wird, als er vorher war; wenn die neuen Regierungen gegen ihn ganz in dem Verhältniß der alten bleiben und auf seinen Kopf und sein Herz nur wie vorhin wirken werden. Wenn aber die Aufhebung der Feudalrechte mit einer allgemeinen Erneuerung der Staatsgrundsätze begleitet

ſein werden und die neue Obrigkeit das Volk durch Feſthaltung der guten Revolutionsgrundſätze aus dem Staub zu erheben, durch Schulanſtalten zu veredeln und durch Weisheit zu beglücken ſuchen wird: dann, Bruder, wird der Bauer für die neue Ordnung der Dinge zahlen, was er in der Taſche hat.

K. Das heißt aber: Er wird dann aufhören, Bauer zu ſein.

B. Was ſoll die Revolution, wenn nicht dahin führen, ihn der Fehler zu entledigen, die er unter der alten Regierung nothwendig haben mußte?

K. Du haſt Recht; aber er iſt ihrer darum noch nicht entledigt.

B. Darum ſage ich auch nicht, daß man ihm Gewalt anthun (laſſen, ſagt P.), ſondern nur, daß man ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſen müſſe. Und nur dadurch und durch nichts anderes wird man ihn dahin bringen, nicht mehr im alten Sinne des Wortes Bauer zu ſein.

K. Es iſt vielleicht aber auch nur dadurch möglich, nicht mehr im alten Sinne des Wortes Bürger zu ſein. — Aber wenn nur die Schwierigkeiten dieſer Gerechtigkeit nicht unüberſteiglich ſind und nicht zur ſittlichen Verhärtung des Volkes hinführen!

B. Du kennſt mich zu gut, als daß du denken könnteſt, daß ich das Volk um den Preis ſeiner Menſchlichkeit zehntfrei machen wollte. Aber wenn man nach der geſchehenen Revolution die Schwierigkeiten der Zehntfreiheit für unüberſteiglich erklären und behaupten wollte, daß ſelbige mehr als die ganze geſchehene Maßnahme zur augenblicklichen Volksverhärtung beitragen werde, ſo wüßte ich darüber nichts zu ſagen, als: risum teneatis, amici! — Ich kenne das ganze Verderben dieſer Augenblicksverhärtung; aber ich weiß gegen dasſelbe kein Mittel, als die unbeſchränkte Gerechtigkeit, die ich fordere, ſelber. — Sie iſt Regierungskraft, die aus Menſchlichkeit entſpringt, Volkskraft iſt ihre nächſte Folge, und dieſe wird Menſchlichkeit erzeugen, wenn ſie menſchlich eingelenkt wird. — Um Gotteswillen, beſorge nichts von

den Folgen der Gerechtigkeit. Wenn die Regierung das Volk über die Vortheile, die ihnen die neue Ordnung der Dinge gewähren soll, aufzuklären (zu erheitern), und über die Nachtheile, die es davon fürchtet, zu beruhigen trachten wird, so wird sie Glauben finden; aber sie muß mit den Thaten der Gerechtigkeit anfangen und mit den Worten davon hintennach kommen: dann zähl' auf mich, das Volk wird die Vortheile der höchsten Gerechtigkeit, die sie ihm wird angedeihen lassen, mit höchstem Edelmuth erwidern.

K. Viele Leute wollen gar nicht so weit gehen und sehen den Zweck der Revolution nur in dem Gesichtspunkt einer Erleichterung an, die man dem Volke zukommen lassen müsse.

B. Ich weiß es. Aber viele von diesen haben ihre guten Gründe, warum sie nicht weiter wollen, denn sie haben nie so weit wollen. Andere hingegen wissen auch hierin nicht, was sie thun.

K. Aber was hältst du von diesem Erleichterungszweck an sich selbst?

B. Weg mit ihm! — Nur Tyrannen erleichtern das Volk. — Wenn du ihm Gerechtigkeit widerfahren läßt, so hat es keine Erleichterung nöthig.

K. Als Volk, glaube ich selbst nicht.

B. Ich hasse das Wort, wenn es der Gesetzgeber gegen das Volk in den Mund nimmt.

K. Im Grunde hast du Recht. Wenn ich vom Esel sage, daß ich ihm seine Last erleichtern wolle, so sage ich damit klar (heiter), daß er ferner mein Lastthier sein möchte. Aber es ist doch immer die Frage: Hat der Gesetzgeber Mittel in Händen, ohne den Schneckengang der Erleichterung zu gehen, in vollem Sinne des Wortes gerecht sein zu können und besonders den Uebergang der alten Besteurungsweise in die neue milde zu machen, wie Alles sein muß, was zur sittlichen Veredlung des Menschengeschlechts beitragen soll?

B. Er hat sie.

K. Und worin glaubst du, daß sie bestehen?

B. Ich würde zu dieſem Zweck vorſchlagen, alle Gemeindegüter eigenthümlich zu machen und einen Theil derſelben als Staatsgut erklären.

K. Aber das Eigenthum, lieber Freund, das Eigenthum!

B. Was, das Eigenthum?

K. Es iſt eine heilige Sache.

B. Aber es wird doch um des Menſchen und der Menſch nicht um ſeinetwillen in der Welt ſein?

K. Dieſer Spruch paßte wohl auf den Sabbat der Juden, aber er beweiſt nichts gegen das Eigenthumsrecht.

B. Aber er beweiſt doch etwas weniges gegen deſſen Mißverſtand und Mißbrauch, und weſentlich, daß wir das Eigenthum nicht ohne Grund und Urſache verehren ſollen.

K. Aber wir ſtehen an einem Abgrunde, wenn das Volk aufhört, das Eigenthum auch ohne Grund und Urſache zu verehren.

B. Im Gegentheil, wir ſtehen an dieſem Abgrund, aber weil es daſſelbe ſo wie der Ochs ſeinen Barren verehrt.

K. Warum das?

B. Seine Gutmüthigkeit, wenn ſie auf Blindheit ruht, endet bei jeder auch nur einſeitigen Erkennung ſeines Irrthums immer mit Raſen; und wie ſchnell iſt dieſer Fall da?

K. Beſonders in unſern Zeiten!

B. Man hat es in denſelben bis zum Entſetzen erfahren, wie ſchnell und wie allgemein es ſein Horn gegen dieſen ſo lang blindlings verehrten Barren ſtieß, ſobald es Gras außer dem Stalle roch.

K. Ja, aber es hungerte.

B. Kunz! Kunz! Wann hungert das Volk nicht?

K. Gelüſten thut es freilich immer!

B. Aber was macht mehr gelüſten, als Unvernunft? Und was hilft mehr gegen dieſes allgemeine Uebel unſrer Sinnlichkeit, als Einſicht?

K. Gewiß nichts.

B. Das Volk muß wiſſen, daß das Eigenthum nicht durch ſich ſelbſt, ſondern nur um ſeines Zweckes willen heilig iſt.

K. Und dieser ist?

B. Mein Geschlecht hat das Gemeinrecht der Welt nur darum aufgehoben und sich nur darum für das Eigenthum eingerichtet, damit es in größerer Anzahl, sicherer und bequemer auf seinem Wohnplatz leben könne, als es sonst nicht konnte.

K. Das ist wahr.

B. Wenn aber das Eigenthum diesem Endzweck entgegen wirkt, muß man es denn doch für heilig halten?

K. Insoweit gewiß nicht.

B. Wenn jetzt aber die Gemeindegüter als solche, sowie Zehnten und Bodenzins wirklich in diesem Fall wären, und die Abschaffung der einen, sowie der Staatsanspruch an einen Theil der andern dahin wirken müßten, diesen Zweck meines Geschlechts wesentlich stark und allgemein zu befördern, würde der Eigenthumsschrecken, der dich über meine Maßregel angewandelt, sich dann nicht verändern?

K. Dann wohl.

B. Freund! Die Gesetzgebung muß in jedem Fall das Eigenthum in Verbindung mit diesem Zweck ins Auge fassen und immer dahin wirken, daß die bestehende Ordnung der Dinge die natürliche Selbstsucht des Eigenthümers in die Schranken dieses Zweckes zurücklenke, und muß darum immer die Lage des dem Eigenthum nachstrebenden Armen so vortheilhaft machen, daß er in den Fall kommen könne, den Reichen durch seine Anstrengung außer Vortheil zu setzen und dahin zu bringen, den Ueberfluß der Güter, die in seiner Hand sind, Menschen abzutreten, die auf die Besorgung kleiner Grundstücke eine unendlich größere Anstrengung verwenden können, als es auf große Güter zu verwenden je möglich sein wird.

K. Diese Gesichtspunkte sind wichtig.

B. Die Vertheilung der Gemeingüter, verbunden mit der Aufhebung aller Lehnlasten, müssen nothwendig den Abtrag des Grund und Bodens, sowie den Kapitalwerth aller Güter unbestimmbar erhöhen und sichern. Ebenso müssen alle Landesprodukte in dem Maß fallen, als der

Arme durch ſolche Maßregeln unterſtützt und gereizt, dieſelben im Ueberfluß pflanzen wird; daher denn auch die großen Güterbeſitzer dazu durch das unzweideutig gewiſſe Steigen des Kapitalwerthes ihrer Güter als ſteuerbare Eigenthümer beſtimmt in dem Maß mehr belaſtet, als ſie aus den Produkten weniger löſen würden und ſo die Vortheile der Abſchaffung der Feudalrechte am Ende wirklich zum Nachtheil der großen Güterbeſitzer und zum Vortheil der armen und arbeitenden Volksklaſſe ausſchlagen müßten.

K. Ich halte das Alles für richtig, aber es ſcheint mir blos eine Folge der vereinigten Maßnahme, die Feudallaſten aufzuheben und die Gemeingüter zu theilen, und nicht eine Folge derjenigen, dieſe Güter in Staatsgüter zu verwandeln.

B. Zum Theil iſt ſie doch auch eine Folge der letzten; denn einerſeits würden ohne dieſelbe die Gemeingüter eine lange Reihe von Jahren noch nicht getheilt werden, andrerſeits würde dieſe Maßregel die ſchnelle und allgemeine Urbarmachung der Güter in einem außerordentlichen Grad befördern.

K. Aber ſo groß der Vortheil wäre, ſo gibt er dem Staate kein Recht, eine Schuld darauf zu legen.

B. Wohl aber eine Abgabe.

K. Wie kannſt du die Verwandlung der Gemeingüter in Staatsgüter als eine bloße Abgabe erklären?

B. Da ich den Gemeinden das Land nicht wegnehmen, ſondern nur den Werth eines kleinen Theils deſſelben und dann noch in 24 Jahreszahlungen von ihnen beziehen würde, ſo glaube ich wenigſtens, dieſe Einrichtung würde den Einwohner nicht mehr belaſten, als eine mäßige Auflage, die ich für 24 Jahre auf das Ganze dieſes Landes legen würde.

K. Auch das iſt richtig, aber es beweiſt doch nicht, daß man das Gemeingut zum Nachtheil des Eigenthumrechts als Staatsgut erklären könne.

B. Wenn aber jetzt die nämlichen Gemeinden, die das unbeſtreitbare Eigenthumsrecht auf ihre Gemeingüter haben, auf der andern Seite auch zehnt- und bodenzinspflichtig ſind und es alſo möglich wäre, bis auf dieſe Art mit ihrem

eignen Nutzen auf einem vorher schlecht benutzten Eigenthum zu belasten, um dadurch ihnen die sie seit Jahrhunderten drückenden Feudalabgaben desto leichter und desto allgemeiner abnehmen zu können?

K. Das ändert freilich den ganzen Gesichtspunkt der Sache, aber dagegen kann ich das nicht begreifen, wie du, nachdem du so streng und so unbedingt auf der wesentlichen Ungerechtigkeit der Zehntpflicht bestanden bist, nunmehr auf irgend ein, wenn auch noch so wenig drückendes, Entschädigungsmittel für dieselbe antragen könnest.

B. Ich beantrage dasselbe nur als ein mitwirkendes Entschädigungsmittel aller Feudalrechte und gar nicht als ein ausschließendes Entschädigungsmittel des Zehntrechts und bin dabei noch überhaupt der Meinung, der Vaterlandsfreund sei schuldig, diejenigen Klassen der Staatsbürger, die durch die neue Ordnung der Dinge gewinnen, auch zu einem Opfer für den Staat hinzulenken, und vorzüglich zu einem, das mit seinem eignen Nutzen verbindbar und sogar mit Gerechtigkeit von ihm gefordert werden kann.

K. Wie weit ist aber dieses Letzte der Fall?

B. Wir dürfen uns nicht verhehlen, der Staat hatte zu jeden Zeiten das Recht, die Gemeindegüter mit Abgaben zu belegen, er hatte sogar die Mitnutzung von vielen, und sollte er jetzt, in dem Augenblick, wo er sie eigenthümlich erklärt und aller Mitnutzung und unmittelbarer Belastung entsagt, das Recht nicht haben, eine Art gemäßigter Abgabe von ihnen zu begehren, um so mehr, da die Gemeindegüter der lehnpflichtigen Dörfer und Höfe ursprünglich als bloße Erleichterungsmittel der Lasten, die auf ihren anderweitigen feudalpflichtigen Grundstücken lagen, anzusehen sind? Der Edelmann gab sie ihnen meistens in Verbindung mit diesen Lasten als nothdürftiges Weideland und ursprünglich sehr beschränkte Befolgungsnutzung.

K. Das ist richtig.

B. Und wenn es richtig, sollte es uns denn kein Beweggrund sein, in dem Augenblick, in welchem das ewige Unrecht der Feudallasten aufhört, auch gegen das Vaterland, das sie nun aufhören macht, edelmüthig zu handeln?

K. Du redeſt aus meinem Herzen, aber die Sache ſcheint darin Schwierigkeiten zu haben, weil nicht alle Orte, die Gemeindegüter haben, zugleich auch zehntpflichtig ſind.

B. Ich würde deshalb auch genau in dem Verhältniß, in welchem die Gemeinden mehr oder weniger oder gar nicht mit Fendalabgaben belaſtet ſind, mehr oder minder von ihrem Gemeindegut als Staatsgut anſprechen, und zwar in dieſem Verhältniß. — Ich würde von den Gemeinden, deren Privateigenthum ganz in zehnt- und bodenzinspflichtigem Land beſteht, den ganzen Drittheil ihrer Gemeindegüter, von denen, deren Privateigenthum zur Hälfte feudalpflichtig iſt, den Fünftheil, — von denen, deren Privateigenthum nur zum Drittheil feudalpflichtig iſt, den ſiebenten Theil —, und von denen, deren Güter von allen Feudallaſten befreit ſind, nur den achten Theil ihrer Gemeindegüter beanſpruchen. Dieſe Maßnahme würde den lehnpflichtigen Mann in ſeinen Gefühlen veredeln, er würde an Menſchlichkeit wieder gewinnen, was er an Kreuzern und Pfennigen verlieren könnte; ſie würde die Herzen der Bürger in einem Augenblick, wo ihre Vereinigung für das Vaterland ſo wichtig iſt, näher bringen.

K. Aber würdeſt du dich nicht fürchten, in den erſten Tagen der Freiheit, wenn auch ſchon zum Vortheil der Republik des Dominium eminens über die Güter der Gemeinden geltend zu machen?

B. Die Revolution iſt eine dieſes Dominium ſtark geltend machende Maßregel, und nachdem wir uns nichts daraus gemacht, alle Perſonalrechte und Ehhaften nach ihren Grundſätzen zu denaturiren, ſo ſehe ich auch nicht, wie wir uns Bedenken machen ſollten, die Gemeindegüter zum Vortheil der Gemeindegenoſſen eigenthümlich, und zum Vortheil des Staates, in ſeinen dringendſten Bedürfniſſen, ihm noch in etwas einträglich zu machen. Die Vortheile dieſer Maßnahme wären für das Volk unermeßlich und für den Staat ſehr beträchtlich.

K. Ich kann es im Grunde auch nicht anders finden.

B. Man fände dadurch einen mehr als überflüſſigen

Fond zu einer gerechten Entschädigung aller durch die Aufhebung der Feudalrechte leidenden Privatpersonen. Was über diese Bestimmung übrig bliebe, das würde ich mit andern Staatseinkünften in einen Fond werfen, dessen Zins den jährlichen Beitrag aller Bürger zu den Staatsbedürfnissen um so viel mindern würde. In diesen Fond würde ich auch den Betrag aller nach gleichen Grundsätzen und zu gleichen Terminen zu verkaufenden Staatsgüter hineinwerfen.

K. Aber auch das würde zum Vortheil des feudalpflichtigen Mannes geschehen.

B. Das ist richtig und recht.

K. Warum?

B. Sie sind meistens alles Eigenthum der Feudalherren, und diese hatten ursprünglich alle gegen ihre Dienst- und Lehnleute auch bestimmte Pflichten in Beholzung, Vorschüssen u. s. w. Aber diese alten und für den lehnpflichtigen Mann guten Uebungen sind seit dem Hinfallen der herrschaftlichen Rechte an die ehemaligen Landesherrn vielseitig unter das Eis gegangen, viele Gemeindegüter sind von den Verwaltungskniffen zu Staatsgütern, und Gemeindenutzungen zu Staatsnutzungen gemacht worden. Deshalb muß der Staat beim Verkauf dieser Güter, oder vielmehr bei der Beurtheilung seines Rechts auf dieselbe wesentlich auf diese Umstände Rücksicht nehmen.

K. Diese Bemerkung führt weit.

B. Sie führt, vereinigt mit den Grundsätzen und den Erfahrungen unsres Gegenstandes, uns einfach zu dem allgemeinen Mittelpunkt aller gesellschaftlichen Rechtlichkeit: zur allgemeinen treuen und unverfänglichen Gleichheit in der Belastung des Volks, und dadurch zu dem einzig möglichen Mittel, diese Belastung progressiv immer mehr zu vermindern. —

Denn sowie der Staat aufhört, irgend etwas anderes, als den wahren Wohlstand der Menschen zu belasten, werden seine Quellen immer mehr und immer allgemeinern Spielraum finden und sein Reichthum wird dann nothwendig nach dem Maßstab seiner diesfälligen richtigen Handlungs-

weiſe ſteigen, ſo daß du am Ende mit Sicherheit dahin kommen wirſt, auf dem Wohlſtand des unbelaſteten zehntfreien Landbauers mit Gerechtigkeit und leicht zu finden, was du von der Armuth des belaſteten zehntpflichtigen bisher mit Ungerechtigkeit und unter vielen Schwierigkeiten erpreſſen mußteſt.

K. Aber wird die Progreſſion des ländlichen Wohlſtands durch die Aufhebung der Lehnpflichten in dieſem Grad ſtark ſein?

B. Daran kann kein Menſch zweifeln, der den Grad des Abtrags, deſſen auch die ſchlechteſte Erdart fähig iſt, kennt und weiß, welchen Grad der Anſtrengung der Bauer auf jeden Boden verwendet, deſſen Abtrag ganz ſein iſt. Wenn hierüber auch nur ſeit zehn Jahren richtige Grundſätze in unſerm Land obgewaltet hätten, ſo iſt nichts gewiſſer, als daß der Erdäpfel- und Bündtenbau ſchon jetzt dem großen Güterbeſitzer den Vortheil abgejagt und ihn dahin gebracht hätte, den Ueberfluß ſeines Landes der nachſtrebenden Anſtrengung ſeines Landes zu überlaſſen. Dadurch hätte der innere Reichthum des Landes ungefähr in dem Grad ſteigen müſſen, in welchem das Mißverhältniß des Abtrags eines Erdäpfelackers gegen einen Grasacker groß iſt. Da wir aber dieſe Gerechtigkeit nicht kannten, ſo konnten wir auch dieſen Reichthum nicht finden; der kleine Anbauer konnte nie mit Vortheil mit dem großen concurriren; anſtatt daß der Arme den Acker des Reichen in Garten verwandelt hätte, verwandelte der Reiche die Aecker der Armen in Matten, und was Großbauer war, ſpekulirte ſeit langem, immer mehr Gras und immer weniger Frucht anzupflanzen. — So ſtand unſere Kultur mitten im Anſchein des höchſten Flors dennoch auf einem unnatürlichen Punkt ſtill, indem wir uns von dem einfachſten Streben nach ihrem letzten Ziel, nämlich auf dem möglichſt kleinſten Stück Land das Daſein und die Beruhigung der höchſtmöglichſten Zahl Menſchen zu ſichern, entfernten und wegen der unnatürlichen Belaſtung der Erde, ihrer Anbauer und ihrer Erzeugniſſe entfernen mußten; aber die Stunde hat geſchlagen, in welcher das Vaterland das ganze Unrecht ſeines alten Seins aufheben und die neue Ordnung der

Dinge auf das Fundament einer wahrhaft gleichen Belastung aller Staatsbürger bauen soll.

Schon hat es die ersten Schritte gethan; es hat alle Personaldienste und entehrende Feudallasten (wenn der Unterthan schon seine Güter öffentlich und unter der Bedingung dieser Lasten, folglich auch wohlfeiler gekauft hat) abgeschafft; es hat die im Besitz gestandenen Nutznießer aller Regierungsgefälle, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob dieselben als Individuen, Familien oder Gemeinden diese Nutznießungen als Eigenthum gekauft und mit ihrem eignen Geld bezahlt haben, derselben verlustig erklärt; ebenso hat es ohne Rücksicht auf Eigenthum und Besitzstand eine allgemeine Gewerbefreiheit erklärt und vor allem eine Constitution angenommen, vermöge welcher es alles dies thun muß, und die vorzüglich eine gleiche Besteurungsweise des Landes befiehlt.

Nur bei dem Zehnten ist es unschlüssig, was es thun soll. — Warum? Sicher nicht, weil das Volk seine Aecker mit dem Monstrum dieser Last und folglich wohlfeiler gekauft hat, sondern weil er eine große Einnahmequelle des Staates war, darum, und darum allein zittert das Vaterland vor seinem Verlust; zwar mit Unrecht, denn wenn der Bauer im Koth dasselbe bis jetzt allein zu erhalten im Stande war, so wird das vereinigte Vermögen aller helvetischen Staatsbürger ob Gott will für die Zukunft dafür auch hinreichen.

Aber indem wir also und um deswillen vor seinem Verlust zittern, so gestehen wir eben dadurch, daß er der Besteurungsfuß des Landes war und damit sein Unrecht, das schon in der Hand der einzelnen Kantone entschieden und groß war, aber in der Hand der vereinigten Schweiz noch viel schreiender wäre, da der halbe Theil dieses neuen Staates keinen Zehnten von seinem Lande zahlt, und so würden durch die Beibehaltung der Zehnten sowohl, als durch ihre Auskaufung die lehnpflichtigen Leute der aristokratisch beherrschten Kantone forthin einseitig und unrechtmäßig belastet und besonders durch die Auskaufung dieser alten Beschwerden dahin gebracht, den Staatsfond der neuen Verfassung ausschließlich und allein zusammen zu legen, und

sie könnten auf diesem Wege in wenig Jahren gar leicht dahin kommen, als ausgesogene Ackerleute ihren Grund und Boden Menschen überlassen zu müssen, die sich der Einführung einer gleichen Vermögenssteuer darum widersetzen, damit sie entweder das Feuer der Aristokratie, des Aberglaubens, des Civismus und der Monopole noch in verborgner Asche erhalten oder ihr seit Jahrhunderten vor allen Staatsabgaben geborgenes Eigenthum noch ferner auf Kosten der Personaldienste, der Personalanstrengung und der Personalvorschüsse des Landmanns und wenigstens so lange sichern können, bis die gänzliche Zugrundrichtung des Landanbauers ihnen Gelegenheit verschaffen wird, mit glücklichen Landspeculationen das wieder zu gewinnen, was sie dann etwa am Ende auch zur Erhaltung des Staates beizutragen möchten genöthigt werden.

Kurz ich halte den Ruin des Vaterlandes mit dem Wort: Der Zehnt ist als eine Schuld und nicht als eine Abgabe anzusehen, entschieden, und wenn dieser Grundsatz gesetzlich anerkannt werden sollte, so wüßte ich kein Mittel, das Vaterland vor der Gefahr zu bewahren, die Quellen seines Wohlstandes in seiner gegenwärtigen Lage ganz zu verlieren, — ich wüßte kein Mittel, weder seinen Feldbau, noch seine Fabriken in ihrem Zustand, also auch keines, seinen Verdienst und seinen Kredit aufrecht zu erhalten, so wenig, als im erbitterten, gekränkten und sowohl ökonomisch, als sittlich für ein Menschenalter zurückgesetzten Volk den Gemeingeist, den Patriotismus und die constitutionellen Gesinnungen zu erzeugen, deren es so sehr bedarf, sowie die Selbstsucht, die Anmaßung und die contrerevolutionären Gesinnungen zu verhüten, die ihm jetzt so gefährlich werden könnten; kurz, ich wüßte kein Mittel, mein Vaterland vor dem unermeßlichen Elend zu bewahren, das aus der Auflösung eines Staates nothwendig entspringen muß, der lieber aufgelöst bleiben, als sich mit Aufopferungen, welche die reinsten Grundsätze der Gerechtigkeit von ihm fordern, wieder neu knüpfen lassen will.

Wach auf, Volk!

Ein Revolutionsgespräch

zwischen den Bürgern

Hans und Jakob.

Hans. Es ist bald kein Mensch mehr, wie er vorher war, und denkt bald kein Mensch mehr, wie er vorher dachte.

Jakob. Wie so?

Hans. Vor der Revolution lebte was Patriot war fürs Vaterland, und wer das Vaterland liebte, bot jedem, der ihm dienen konnte, als Bruder die Hand.

Jakob. Das ist wahr.

Hans. Ja, Freund! Mitten im Druck der Aristokratie herrschte eine allgemein belebte Thätigkeit für Aufklärung, Wohlstand und für alles Edle, Schöne und Gute; aber wie ist's jetzt?

Jakob. Ich ahne, was du sagen willst.

Hans. Widersprich mir, wenn du kannst. Ist diese alte, edle Thätigkeit nicht so viel als dahin?

Jakob. Gemindert hat sie.

Hans. Sowie die Revolution näherte, verwandelte sie sich immer mehr und bald allgemein in eine unruhige und einseitige Ausbreitung von Freiheitsbegriffen. Das ginge noch hin; es ließe noch Hoffnung übrig, mit Zeit und Stunde diese Begriffe mit allem Schönen, Edeln und Guten, das in unserer Mitte noch da ist, vereinigen zu können; aber jetzt schwindet auch diese Hoffnung.

Jakob. Wie das?

Hans. Kannst du dir's verbergen, daß diese alte, edle, allbelebte Thätigkeit seit Vollendung der Revolution in ein

selbstsüchtiges und ekelhaft-drangvolles Bestreben, sich selber obenauf zu schwingen und allerlei Vortheile aus ihr zu ziehen, ausgeartet ist? Noch einmal, Freund! Vor Altem suchte was Patriot war, alles Edle, Schöne und Gute; vor Jahren suchte was Patriot war, richtigere Begriffe über die bürgerlichen Verhältnisse des Menschen; aber jetzt, was sucht das, was Patriot heißt, Freund? was sucht das, was jetzt Patriot heißt?

Jakob. Eben nicht Alles, was es sollte.

Hans. Freund! wir sind die Treppe ganz hinunter gestiegen, auf der das Menschengeschlecht immer von der Höhe der alles rein und harmonisch umfassenden Tugend in das Gebiet der einseitig und anspruchsvoll mißbrauchten Vernunft, und dann von dieser in den Koth der großen Entwürdigerin unserer Natur, der niedern Selbstsucht hinabsinkt und hinabsinken mußte.

Jakob. Gehst du nicht zu weit? Ich denke, wenn schon einigen Patrioten etwas Menschliches zugestoßen ist, so ist um deßwillen noch nicht Alles verloren; im Allgemeinen, Freund, stehen doch edle Menschen an der Spitze.

Hans. Aber wenn der Teich faul, was hilft's, wenn schon ein paar Dutzend Fische darin noch gesund sind?

Jakob. Mit deinen Gleichnissen, du weißt, daß sie alle hinken.

Hans. Und dann?

Jakob. Ich meine, trotz deines Gleichnisses, wo immer gute und verständige Männer an der Spitze der Geschäfte stehen, da müsse es am Ende gehen.

Hans. Ich dächte es auch, aber wenn die Plätze die Menschen verschlingen?

Jakob. Dann ist's freilich schlimm.

Hans. Und die neuen Menschen werden so leicht von neuen Plätzen verschlungen.

Jakob. Das ist wahr.

Hans. Was können wir von der neuen Ordnung der Dinge hoffen? Der Patriotismus, der ihre Seele sein soll, ist an vielen Orten ohne alles Maß kleiner, als er war,

da die ehemaligen öffentlichen Feinde dieser Ordnung an der Spitze der Geschäfte standen.

Jakob. Was auch immer ist — laß deine Hoffnung nicht sinken.

Hans. Aber worauf soll ich sie bauen? Soll ich mich damit trösten, daß man jetzt, da es mit der Seele der neuen Ordnung so übel steht, ihren Leib so stattlich ausstaffirt?

Jakob. Das doch nicht.

Hans. Oder soll ich Schlösser auf den Drang bauen, mit dem jetzt Alles, selbst auch die gemeinsten und ungelehrtesten Leute, regieren wollen?

Jakob. Nein, auch dieser Grund ist nicht tröstlich.

Hans. Es hat bald keinen Reiz mehr, Patriot zu sein, und hie und da würdest du sogar wenig Ehre damit auflesen, wenn du nur das, und nichts mehr und nichts anders sein wolltest.

Jakob. Woher kommt auch dieses alles?

Hans. Wie ich schon sagte, die alte allgemeine Thätigkeit für alles Gute hat aufgehört, und mit dem daraus entsprungenen Mangel an Gelegenheit, Anlaß und Aufmunterung zu allem Guten mußte nothwendig auch der Patriotismus still stehen.

Jakob. Das ist wahr, es ist ein Stillstand desselben eingetreten, der, wenn ich an ihn denke, mich auch wider meinen Willen an deinen faulenden Teich mahnt.

Hans. Du solltest also mit deinen gesunden Fischen nicht zu groß thun.

Jakob. Ich thue nichts weniger, als groß damit.

Hans. Wo immer das Ganze tief und wesentlich im Verderben liegt, da taugen auch seine einzelnen guten Theile nicht viel.

Jakob. Das ist richtig.

Hans. Glaube es, Freund! wenn der Mensch auch nur hinkt, so kann nichts mehr an ihm, selber sein Kopf kann nicht mehr an ihm gerad gehen. So ist es in allem, wenn der Apfel mürbe ist, so kann Haut und Kern nicht

gesund, und wenn die Wurzel verdorret, der Gipfel nicht grün bleiben.

Jakob. Wer wollte dem widersprechen?

Hans. Aber du mußt denn auch den Folgen davon nicht widersprechen, und deine Hoffnungen auf die guten Menschen, die noch da sind, herabstimmen.

Jakob. Das thut meinem Herzen wehe.

Hans. Meinem auch. Aber, Freund! wenn's im Allgemeinen nicht besser wird, so sind alle Hoffnungen auf einzelne Menschen ein Traum. Glaub' mir, wo der Patriotismus im Lande fault, da bleibt der Mann am Platz nicht Patriot.

Jakob. Das ist im Allgemeinen richtig — aber wenn er ein Mensch danach ist, so kann er's doch bleiben.

Hans. Was sind die Menschen? mein Vertrauen auf ihre Ausgezeichneten ist dahin.

Jakob. Laß es nicht allgemein dahin sein.

Hans. Noch einmal, worauf soll ich hoffen? Der Mensch kann nicht Pabst sein ohne Nepoten, er kann nicht König sein ohne Sklaven, und der unterste Agent wird für das Volk König und Pabst, wenn es nicht mehr ist als er.

Jakob. Es muß mehr werden!

Hans. Ja, das Faß muß gut werden, wenn der Wein ausgeronnen ist.

Jakob. Was meinst du damit?

Hans. Die Gelegenheit, das Volk republikanisch gut zu machen, die da war, kommt nicht wieder.

Jakob. Was heißest du, es republikanisch gut machen?

Hans. Ich heiße es, dasselbe zu einer allgemeinen lebendigen Anhänglichkeit an Vaterland, Freiheit und Verfassung aufwecken.

Jakob. Ich fürchte das Aufwecken des Volks.

Hans. Und ich das Schlafenlassen desselben.

Jakob. Es gibt ein Drittes.

Hans. Und das wäre?

Jakob. Es nach und nach von selber aufwachen lassen.

Hans. Aber das setzt jetzt voraus, es zuerst wieder einzuschläfern.

Jakob. Es schläft wieder von selbst ein.

Hans. Wolltest du das?

Jakob. Ja! bis es vernünftig ist.

Hans. Wird es im Schlaf vernünftig?

Jakob. Das nicht.

Hans. Wie dann?

Jakob. Durch Erfahrung.

Hans. Also durchs Erwachen?

Jakob. Das wohl.

Hans. Und du möchtest es schlummern machen?

Jakob. Ja, ich möchte es schlummern machen, damit es nicht unvernünftig handle, und zu Zeiten auch wachen lassen, damit es vernünftig werde.

Hans. Es geht nicht miteinander.

Jakob. Warum nicht?

Hans. Weil das Roß im Rad nicht vorwärts kommt.

Jakob. Wieder ein Gleichniß.

Hans. Es paßt; du kommst mit deinem Vereinigen nicht vorwärts, und handelst damit völlig wie die ehemaligen Großen.

Jakob. Wie das?

Hans. Auch sie wollten so Tag und Nacht nebeneinander haben, und ließen, wie du, das Volk schlummern, damit es keine Menschenrechte anspreche, und gaben ihm dann keine Menschenrechte, weil es nie ausgeschlummert hatte.

Jakob. Es braucht doch wahrlich ein Wunder, meine Wenigkeit also zu einem ehemaligen Großen zu machen.

Hans. Bruder! seitdem die Franzosen das heilige Einsiedeln entwundert, geschehen Wunder in allen Ecken, und namentlich in Concerten, in Opern, in Familienzirkeln, auf Jagdpartien, auf Entrevüen, mit Kommissarien, mit Juden und selber in Komödienhäusern.

Jakob. Bei allem dem bin und werde ich kein Oligarch.

Hans. Aber fürchte dich nicht vor dem bloßen Namen, es gibt Aprilpatrioten, die im October nicht einmal des Namens Oligarch werth sind.

Jakob. Ich bin auch keiner von diesen.

Hans. Ich weiß es; aber dennoch ist es sicher, daß du auf deinem Wege dahin kommen wirst, wo ich sagte.

Jakob. Und das wäre?

Hans. Grundsätze anzuerkennen, deren einfachste Folge zu eben der Handlungsweise führen, um derenwillen wir uns berechtiget glaubten, den Bürgermeistern, Schultheißen, kleinen und großen Räthen der helvetischen Städte den Regierungsscepter aus der Hand zu reißen und ihn in die Hand von Menschen zu legen, die doch jetzt, glaube ich, wesentlich andere Grundsätze annehmen, und nicht wie das Roß im Rad trampen sollten.

Jakob. Ob aber dein Bild paßt?

Hans. Wenigstens ist gewiß, daß das eigentliche Regierungsgeheimniß, oder wenn du lieber willst, der allgemeine Vereinigungspunkt aller Privatzwecke der regierenden Stellen darin bestand, immer wieder auf den Fleck zurückzukommen, auf dem sie immer stehen bleiben wollten, und dann auch das Volk immer wieder auf den Fleck zurückzutrampen, auf dem es immer stehen bleiben mußte, wenn es ihnen nie zwischen die Füße kommen sollte.

Jakob. Aber es ist dagegen auch gewiß, daß die neue Verfassung gar sehr für den Ruhestand des Volks ist und mit der größten Sorgfalt zu verhüten sucht, daß wenigstens das Patriotengeläuf der Administration nicht zwischen die Füße komme.

Hans. Indessen sollte es ihr, denke ich, doch auch nicht zuwider sein, daß ihr das Aristokratenschleichen nicht über den Kopf wachse.

Jakob. Damit hat es doch jetzt keine Gefahr mehr.

Hans. Laß du das Volk nur schlafen und siehe dann, wie viel Stunden die alten Eichen brauchen, um den jungen Flug, der noch so sehr unter ihrem Schatten steht, ganz zu ersticken.

Jakob. Aber meinſt du, das ſei noch möglich?

Hans. Biſt du denn der Einzige in Israel, der nicht weiß, wie die Revolution gemacht worden iſt? Der Einzige, der nicht weiß, wie viele alte notoriſche Feinde ihrer Grundſätze ſich endlich, da ſie ſahen, daß ſie gemacht werden mußte, an ihre Spitze ſtellten, um ſie, da ſie ſelbige äußerlich nicht mehr aufhalten konnten, innerlich zu verderben? Biſt du der Einzige, der nichts von der Kunſt bemerkt hat, mit der ſie das Gift der alten Ordnung, die ſie nicht mehr erhalten konnten, tief in die Ausübungsmittel der neuen hineinlegten?

Jakob. Ich habe etwas davon geſehen, aber ich glaubte nicht, daß es ſo weit gehe.

Hans. Zähle die Städte, die Flecken, die Dörfer und ſogar die Diſtricte Helvetiens, wo du ſelber ſagen mußt: das Verhältniß der Ariſtokraten gegen die Patrioten ſei in demſelben, wie dasjenige einer feſtſtehenden Eiche gegen 100, und wenn du ſagen willſt gegen 1000 neugeſetzte Kohlſtöcke und Brombeerſtauden. Nimm denn meinethalben an, der mächtige Strahl habe die Eiche erſchüttert, nimm an, er habe ihre Rinde verletzt, nimm an, er habe die Aeſte ihres Gipfels alle verſengt und verwirrt; nimm ſogar an, er habe das ganze Anſehen ihrer alten Krone zernichtet und ſelber ihre ſtärkſten Dolden zerſchmettert an Boden geworfen; nimm alles dieſes an. Noch ſteht der hohe Baum im alten Boden, ſeine Wurzeln ſind geſund, ſein Saft treibt nur mit größerer Kraft in ſeine übergebliebenen Aeſte als je. Und dann, Freund! faſſe die andere Seite ins Auge; bei mir erregt ſie Wehmuth; du weißt, wie ich den heiligen Wald der edeln neuen Bäume verehre; aber du weißt auch, wie lang und wie viele der neugeſetzten Kohlſtöcke und Brombeerſtauden an Wind und Sonne gelegen und von Froſt und Hitze faſt ausgedorret ſind, ehe ſie in der Verwirrung eines heißen Tags in den Boden gebracht worden, indem ſie jetzt ſo ſichtbar ſerben; und nun denke fort, kannſt du zweifeln, die Ariſtokraten wiſſen dieſes Serben und fühlen, wie ſehr es ihnen dienet?

Jakob. Nein, daran kann ich nicht zweifeln.

Hans. Auch glaube nicht, daß ich's an ihnen zürne, daß sie Gebrauch davon machen. — Es liegt in der Menschen Natur, daß sie es thun, und daß sie es müssen. Aber das Vaterland geht verloren, wenn wir uns täuschen und nicht fühlen und nicht denken, daß sie es thun und daß sie es thun müssen.

Jakob. Aber ob sie es können? —

Hans. Kannst du fragen? Sie haben heute noch wie gestern das Uebergewicht, als die gleichen Endzwecke; nur bedienen sie sich jetzt anderer Menschen, anderer Mittel und anderer Formen. Ehmals z. E. banden sich die Patrioten hinter den Wagen, jetzo richten sie dieselben im Vorspann zu Grunde. —

Jakob. Wie machen sie das?

Hans. Wie sie das machen? — Der Patriotenwagen ist neu und unbeschlagen, und wo sie mit ihm durch wollen und durch müssen, da verderben ihnen die Aristokraten die Landstraße und locken sie auf Fußwege, wo kein Wagen durch mag, das ist eins; und dann stellen sie die Sachen noch an, daß der arme Patriotenwagen zu einer Zeit überladen wird, wo man ihn auch nur halbgeladen kaum fortbringt, und auch das ist nicht einmal alles; sie mischen sich dann noch unter ihre Gehülfen, spannen ihnen blinde, einäugige, bauchstößige Pferde und Kolderer ein, und brilliren dann neben dem Zug mit schulgerechten, uneingespannten Handpferden vor dem Volk, dem armen Zuge zum Gespötte. Weißt du jetzt, wie sie es machen?

Jakob. Ich merke es, aber es ist eben schlimm.

Hans. Ja wohl, ihre einäugigen müssen sich bald allenthalben vor diesen Handpferden schämen.

Jakob. Wenn nur ihre Karrenrosse nicht neben ihnen noch das Futter verlieren.

Hans. Auch das könnte begegnen.

Jakob. Es ist allemal schlimm, wo in einem Lande zwei Parteien sind.

Hans. Das ist mehr als so.

Jakob. Man sollte die Namen Patriot und Aristokrat aus der Schweizersprache auslöschen.

Hans. Ja, wenn man's könnte.

Jakob. Warum sollte man's nicht können?

Hans. Jakob lösch' du den Namen Kirschbaum und Nußbaum aus der Landessprache aus, so lange die Bäume selber im Lande wachsen, und die Knaben auf die einen hinaufklettern, Kirschen zu gewinnen, und unter den andern Nüsse aufleſen.

Jakob. Das ist dann freilich auch wenigstens so lange nicht möglich.

Hans. Und so ist es mit den andern, so lange das Land sich in Menschen theilt, davon die einen meinen, Regierung und Volk müsse wie Sonne und Mond von einander getrennt sein, die andern aber, sie müssen so innig verwoben und gleichartig gebildet sein, als Fels und Gipfel; — so kannst du die Wörter Patriot und Aristokrat so wenig aus der Landessprache auslöschen, als die Wörter Kirschbaum und Nußbaum.

Jakob. Ich sehe ein, das ist so.

Hans. Und unglücklicherweise trennt sich das Land immer mehr in diesen Meinungen.

Jakob. Auch das ist richtig.

Hans. Aber die Ursache davon ist schändlich.

Jakob. Was ist sie?

Hans. Ich habe sie schon berührt.

Jakob. Berühre sie nur wieder.

Hans. So lange es darum zu thun war, die Revolution zu machen, so war die Meinung allgemein, Volk und Regierung müsse innig verwoben, und wie Berg und Gipfel gleichartig gebildet sein; aber seitdem sie gemacht ist, findet bald ein jeder Fuhrknecht diese innige Vereinigung des Volkes mit der Regierung zu gemein.

Jakob. Die Revolutionen sind wie ein Wasserrad, sie bringen am Ende immer die größten Fehler der Menschennatur oben auf.

Hans. Das ist wahr.

Jakob. Die Constitutionen sollten darum wie ein Damm sein, das Wasser aufzuhalten, und das Rad wieder still zu stellen.

Hans. Sie sollten, aber sie thun es nicht. — Rad und Wasser laufen und wirbeln jetzo in den Schwächen der Menschennatur, wie ich sie noch nie wirbeln und laufen gesehen.

Jakob. Wir kommen auf diesem Fuß ganz wieder dahin zurück, wo wir waren, ehe wir die Freiheitsbäume aufgepflanzt und die Freiheitsschilde ausgehängt haben.

Hans. Auch fragen dich täglich mehr Leute, was das Wort Freiheit und Gleichheit eigentlich auch sagen wolle.

Jakob. Und es antworten dir auch eben so viele, es sei so ein Sprüchwort, das in der Narrenwelt jetzt zur Mode geworden.

Hans. Du siehst, wo wir stehen.

Jakob. Ich fühle es.

Hans. Das Vaterland rettet sich nur durch das Allwachen des Volkes.

Jakob. Aber kannst du ohne Sorge an dieses Allwachen denken?

Hans. Du kannst es selber.

Jakob. Gewiß nicht.

Hans. Wir denken mit dem Wort nicht die nämliche Sache.

Jakob. Wie so?

Hans. Du vermischest mit dem Allwachen des Volks das Alleinwachen seiner einzelnen Classen, und das fürchte ich wie du; — vorzüglich dasjenige der obersten und der untersten Classen.

Jakob. Aber das ist ja beides nicht das Allwachen des Volks.

Hans. Nein, das nicht. Das Allwachen ist das Wachen des Mittelstandes, das, wo es immer belebt ist, sich der Achtung und des Mitwachens aller übrigen Stände versichert, und so durch sich selber und durch seinen innern Werth zum Allwachen des Volkes wird.

Jakob. Aber so bestimmt ist es auch nichts anderes, als das reinste Beleben des Gemeingeistes auf seiner heiligsten Stelle.

Hans. Es ist auch nichts anderes.

Jakob. Dann aber ist mir dein Allwachen auch heilig wie dir.

Hans. Es muß wohl, oder du müßtest Freiheit, Gleichheit und Verfassung nicht lieben.

Jakob. Ich liebe sie.

Wach auf, Volk!

„Kehre wieder zu deiner alten allbelebten Thätigkeit „für alles Edle, Schöne und Gute."

„Werde nie wieder, was du vorhin warest, aber verliere „kein Gutes, das du vorhin hattest. Erwache — gehe „vorwärts — werde mehr und werde besser, als du warest. „Fürchte dich nicht — deine beste Kraft ruhet in deinem „Schoße. — Erhebe dich, Volk! Du hast in dir selbst „innere Kraft und Männer an deiner Spitze, die Helvetien, „wenn du mithilfst, weiter führen werden, als noch kein „Volk Europens durch Freiheit, Gleichheit und durch Frank„reichs Veranlassung geführt worden ist — aber mithelfen „mußt du. — Das Vaterland rettet sich nur dadurch, und „nur dadurch wird Freiheit und Gleichheit dem Volk Wahr„heit, Genuß und Leben."

An mein Vaterland!

Am 24. Augustmonat 1798.

Vaterland!

Der Tag war dunkel, schwarzes Gewölk lag dicht und tief über alle deine Berge; aber der Abend wird heiter, die Sonne geht glänzend unter, deine Berge röthen sich wieder und Alles verkündet einen hellern Morgen.

Ja, Volk des Landes! Dein Herz blutete — die Edelsten deiner Söhne standen bloß da und fürchteten das Ende der Revolution und der fremden Einmischung, die durch sie nothwendig war.

Umsonst waren wir glücklicher, als noch kein Volk der Erde; umsonst hatten wir das große Werk der Staatsumwälzung ohne allgemeine innere Verwilderung vollendet; umsonst standen wir dem glücklichen Punkte der gesetzlichen Ordnung und der häuslichen Ruhe wieder nahe.

Uns umschleichende Bosheit verleumdete unsere Retter. Menschen, die durch die Umkehrung der alten Ordnung gelitten haben oder auch nur beleidigt worden sind, gaben das Vaterland ihren Leidenschaften Preis und warfen die schrecklichsten Besorgnisse ins Volk.

„Deine Religion, Volk! und deine Freiheit ist verloren, und du bist ein verrathenes und verkauftes Volk!“ — Das war die große Klage, die man ins Herz des edelsten an Gott und Vaterland mit Treu und Tapferkeit hangenden Volkes warf.

Sie war freilich nicht wahr; aber je treuer der Mensch an Gott und Vaterland hängt, desto leichter gehen solche

Besorgnisse in sein Herz. Ach, sie war auch noch so künstlich und kühn und so traulich, als unbezweifelt und sicher dahin geworfen!

Was sagte man nicht Alles? Wie unerschwinglich groß war die Zahl der Millionen, die Frankreich noch als Brandschatzung von uns fordern würde? — Mit welcher Zuverlässigkeit behauptete man, dieses Reich werde uns seinem Vortheile unbedingt aufopfern und zwischen Oestreich und sich selbst theilen? — Wie allgemein verbreitete man die Sorge, es werde unsre junge Mannschaft mit Gewalt ausheben und nach England und Ostindien versenden! — Wie sehr hielten es Tausende als ausgemacht und unwidersprechend, es bleibe uns nichts übrig, als das traurige Schicksal, ein ausgesogenes, verlorenes und von aller Welt verachtetes Land zu werden! Und wie laut sagte man: Erst, wenn wir in Rastadt verkauft und vertheilt sein würden, erst dann werde Frankreich uns sagen, was es von uns denke und welchen Werth es auf unsre Freundschaft lege!

Vaterland! in diesem Grade war die öffentliche Meinung von den Feinden der neuen Ordnung ungünstig gegen Frankreich bearbeitet. Selbst wer das Gegentheil wußte, durfte hier und dort es bald nicht mehr sagen; die Redlichkeit des gemeinen Mannes war betrogen, die Trennung der Gemüther entschieden und der Bürgerkrieg hing an einem Faden.

Aber nun juble, Vaterland! Der redliche Mann im Lande kann sich nun nicht mehr irren; das Vaterland hat gesiegt und die Lügner sind entlarvt.

Juble, Vaterland! Frankreich hat dich nicht erniedrigt, Frankreich will dich nicht erniedrigen. Die große Nation will die Wiederherstellung deiner innern Kraft und deiner äußern Ehre selbst, und was sie will, das kann sie, daran darfst du nicht zweifeln; sie hat es gezeigt.

Juble, Vaterland! Die Wolken des Irrthums sind zerstreut, deine Kraft ist erneuert; Frankreich nimmt dich mit schwesterlichem Gleichheitsgefühl in seinen Arm.

Treues, gutes Volk! Du bist nicht ganz unbekannt mit der Geschichte der Welt, gib der Wahrheit die Ehre und gestehe edel und gerade, kein Königg hätte unter gleichen Umständen sich mit dir verbunden, wie Frankreich sich mit dir verbindet; kein König hätte unter gleichen Umständen nicht mehr von dir gefordert und keiner hätte unter denselben dir so Vieles bewilligt.

Vaterland! Du standest in Gefahr, die ersten Quellen deines wirthschaftlichen Wohlstandes dir ganz abgeschnitten zu sehen. — Jetzt werden sich diese Quellen verstärken; du stehst im Handlungswesen gegen Frankreich der von diesem Reich am meisten begünstigten Nation gleich.

Freue dich, Vaterland, und denke, in welchen Jammer dein so an die Industrie gebundenes, dein so übervölkertes, dein innerlich so armes und so vielseitig nur idealisch-reiches Land ohne mit Frankreich eng geknüpfte Bande versinken mußte.

Und, Vaterland! Bei der Trennung Europa's beim waltenden Kampfe zwischen Freiheit und Despotie, was wolltest du sein? was konntest du bleiben? was konntest du werden ohne Anschließung an ein Volk, das bei allen Menschlichkeiten seines erhabenen Kampfes dennoch immer das Wohl der Menschheit zu seinem Ziel und das Recht der Menschheit zu seinem Schilde hat?

Vaterland! Was dürftest du von diesem Volke hoffen, das du von ihm nicht erhalten hast? Indem es seine ganze Kraft deiner Schwäche darbietet, schont es deine eigne Kraft und deine innern und äußern Verhältnisse und mildert das Gegenrecht, das es als Volk gegen dich ansprechen muß, in allen seinen Theilen durch den Edelmuth dieser Gesichtspunkte. Es legt sogar das Urtheil, ob seine Truppen uns im Lande noch ferner dienen können, so viel als ganz in deine Haud. In Kurzem sind viele Truppen nicht mehr durch den Willen Frankreichs, sondern ganz durch den unsern im Lande und wenn sie dasselbe drücken werden, so ist von nun an Niemand daran Schuld, als wer gegen die neue Ordnung der Dinge Besorgnisse erregt.

Vaterland! Laß es den Mann schwer fühlen, der das thut. Er ist's, der den Armen im Lande eine Last auf die Schultern wirft, die jetzt augenblicklich wegfallen wird, wenn die innere Ruhe des Landes gesichert ist. Frankreich hat hierin, wie überall, das Aeußerste gethan, was wir von ihm hoffen und erwarten dürfen.

Vaterland! Erhebe dich zu der innern Würde und zu jeder Tugend und jeder Kraft, mit der es dir vorgeht, und zeige dich als Volk, als freies, unabhängiges und selbstständiges Volk bereitwillig gegen Frankreich in eben dem Geiste zu handeln, in dem es an dir handelte. Schwöre heute, Frankreichs Bundesgenosse zu sein, wie du keines Volkes Bundesgenosse bist. Schwöre heute, Frankreichs Freund sei dein Freund und Frankreichs Feind sei dein Feind. Schwöre heute frei zu leben, mit Frankreich zu stehen und mit Frankreich zu fallen; und Europa höre deinen Schwur, mit Frankreich zu stehen und mit Frankreich zu fallen. Das ist jetzt deine Pflicht; sie ward es, weil du keine Wahl hattest, als diesen Bund, oder nichts zu sein und unter den Mächten Europa's ganz zu verschwinden.

Volk des Landes! Der, der die Schicksale der Menschen leitet, zeigte dir diesen einzigen Weg zu deiner Rettung, deine Tugend wird dir ihn mit Rosen bestreuen, gehe ihn selbstständig, edel und groß. Bescheiden und freundlich sei innerhalb deiner Grenzen forthin, die stillen Sitten deiner Väter, dein Heil und die nahe Hoffnung des Friedens krönen deine frommen Wünsche nach Ruhe und häuslichem Segen.

Aber wenn Noth und Pflicht dich zur Vertheidigung deiner Grenze, zur Sicherheit deiner Rechte, zum Schutze deines Bundes und zur Treue gegen deine Verbündeten aufruft, dann erheb' dich zur Löwenkraft deiner Väter und handle an Frankreichs mit dir verbundenem Volke, wie diese an Frankreichs mit ihnen verbundenen Königen gehandelt haben.

Doch nein, Vaterland! Erhebe dich höher, Helvetiens

Volk! Deine Bundestreue und deine Bundeskraft übertreffe die Bundeskraft und Bundestreue aller Kronen und Scepter, wie Frankreichs frei vereinigte Volkskraft die verbundene Dienstkraft des ganzen Welttheils weit übertraf!

Juble, Vaterland, deinem neuen kommenden Tag entgegen! Der schwindende heutige war dunkel; schwarzes Gewölk lag dicht und tief über alle deine Berge, aber sein Abend wird heiter und Alles verkündet einen hellern Morgen.

Pestalozzi.

An Helvetiens Volk.

Die Stunde ist da, in welcher ihr die Rettung des Vaterlandes wahrscheinlich mit dem Blute einiger Irregeführter, im Herzen gewiß nichts weniger als allgemein Böswilliger, aber in ihren Thaten als unverbesserliche Landesaufwiegler und Landesverräther zum Vorschein kommender Verbrecher werdet erkaufen müssen.

Trauert Bürger! Das Blut eines jeden Schweizers sei euch heilig; aber das Wohl des Vaterlandes sei euch heiliger, als das Blut der Aufrührer; es sei euch heiliger, als euer eigenes.

Das Vaterland werde gerettet — und Gott erbarme sich der Unglücklichen, deren Leib und Leben, Gut und Blut wir jetzt nicht mehr retten und nicht mehr schützen können, ohne das Vaterland selber zum Opfer ihrer Verbrechen zu machen. Ja, Unglückliche! Das Vaterland bedauert euch; es wird eure Wittwen und Waisen an Kindesstatt aufnehmen, aber es wird und muß euern Verbrechen Einhalt thun, und es ist sich selbst und der Welt schuldig, den ganzen Unsinn, mit dem ihr euch euer Unglück zugezogen habt, öffentlich bekannt zu machen.

Ganz Europa hatte bisher unrichtige Begriffe von euch und träumte sich eine jetzt noch bestehende Unschuld, Sittenreinheit und bürgerliche Tugend in euern demokratischen Gebirgen. Selbst eure wahre aristokratisch beherrschten Länder glaubten an euch eine Art von Denkmal der alten Tugenden unsres Landes mit Wahrheit und Recht verehren zu dürfen. Alles, was Schweizer hieß, nahm Theil an dieser Ehre und freute sich, im In- und Auslande so viel

Gutes von euch zu hören, und selber wer tausendfach von dem Irrthum dieser Lobreden überzeugt war, schwieg zu eurem Lobe.

Aber bang war's freilich dem Freund Helvetiens schon längst, wenn er beim nähern Nachforschen allenthalben vernehmen mußte, eure Freiheit habe auch keinen Schatten von bürgerlicher Festigkeit und rechtlicher Sicherheit und sie arte deswegen mit jedem Tag mehr in Zügellosigkeit aus; wer euch nahn konnte, konnte es sich nicht verhehlen, daß die Menge eures Volkes allgemein und absichtlich zu Gunsten eurer Führer in Dummheit und Trägheit gehalten und in eurer Mitte alles das versäumt werde, was eure Landeseinwohner auf irgend eine Art allgemein zu einer bürgerlichen Anstrengung und zu irgend einer Aufopferung fürs Landeswohl aufzumuntern, vorbereiten und bilden konnte.

Ihr lebt in Gottes Namen in euern Bergen, wie man in keinem Staate leben und sein kann; ihr thut für euch selber nicht viel, für den Staat gar nichts, und genießet und suchet dann noch bei all diesem Elende vom Staat und von Unterthanen Vortheile, die ihrer Natur nach alles Ehr- und Rechtsgefühl in euch ersticken müssen. Auch brauchte es in eurer Mitte ein nichts, so waret ihr gegen eines Jeden göttliches und menschliches Recht erkauft, sowie allgemein und immer gegen jeden Reichen, gegen jeden ausgezeichnet verständigen und thätigen Mann mißtrauisch und empört. Ihr ließet euch in euern wichtigsten Angelegenheiten von Menschen gängeln, die nie glauben, was sie euch vorspiegeln, und bürgerlich und religiös ganz anders denken und handeln, als sie euch glauben machen; ich will es gerade herausſagen: Ihr ließet euch von Menschen gängeln, die in der einen Hand für euch den Rosenkranz, in der andern für sich den Voltaire hatten.

Ja Bürger der demokratischen Kantone! Verhehlet es euch selber nicht, die alte Einfalt, die alte Unschuld und Tugend, die das einzig mögliche Fundament des Kartenhauses eurer Verfassung sein konnte, ist von euch gewichen; ihr seid im Ganzen genommen jetzt ein zur Eigengewalt

und zu leidenschaftlichen Maßnahmen gereiztes und geneigtes, gesetzloses Volk, verberget es euch nicht, Religion und Gewissen kann jetzt der Habsucht, dem Blutdurste und dem Ehrgeiz in euren Gemeinden nicht mehr Halt gebieten, wie ehemals. Gesteht es nur, bestechbare und intriguante Menschen haben in eurer Mitte den freisten Spielraum, euch zu Gunsten von Landesaufwieglern zu führen, wohin sie wollen.

Mein Herz blutet mir, die Quellen unserer Uebel der Welt so nackt vor Augen zu legen, aber ich muß es. Die Folgen der Grundübel der jetzigen Demokratie fordern heute dringend, wie noch nie, ein offenes und gerades Benehmen, indem heute verdorbene Menschen unter dem Schutze von Meinungen, Worten und Blendwerken dahin gekommen, den Boden unsres Landes mit dem Blut unschuldiger Menschen zu beflecken.

Zwar werden sie dem Vaterland nicht wesentlich schaden. Die Stimmung Helvetiens ist allgemein gegen die Aufwiegler. „Wenn nur die Landesruhe nicht unterbrochen wird, so wird, so muß sich Alles geben; man wird, man muß sich gegenseitig nähern" — so spricht in Helvetien die Masse des Volkes und der Aufwiegler hat Vernunft, den Eigennutz, die öffentliche Meinung und die wahre Religiosität gegen sich; wie schnell und wie schön vereinigte sich nicht Sentis und stand bewaffnet gegen die Aufwiegler, sobald die neue Ordnung der Dinge und das öffentliche Recht verletzt werden sollte. Was Sentis thut, das wird die Schweiz allenthalben thun, sobald das gleiche Bedürfniß eintritt; jede Empörungsraserei einzelner Gemeinden wird zu nichts dienen, als das große Uebergewicht der Volksneigung zur gesetzlichen Ruhe und Stille und zur Beschützung der angenommenen Verfassung in das hellste Licht zu setzen und klar zu beweisen, daß die ganze Aufwiegelung nicht eine Folge von Uebeln ist, die wir leiden, sondern nichts anderes, als ein Machwerk geistlicher und weltlicher kleiner Intriguanten und daß folglich das Vaterland wegen

der Folgen der jetzt nothwendigen Maßnahme ganz ruhig sein kann.

Aber wir sind es uns selbst, wir sind es dem Ausland, wir sind es diesen Unglücklichen selbst schuldig, die Gründe öffentlich bekannt zu machen, um deren Willen sie mit Gewalt der Waffen zur gesetzmäßigen Ordnung und zur Anerkennung der gesetzmäßigen Beschlüsse der helvetischen Regierung zurückgeführt werden müssen.

Schon seit langem warfen bestochene Emissäre aus ihrer Mitte die landesverderblichsten Gerüchte in alle Theile des Schweizer Landes. Sie suchten in allen Winkeln die unwilligen, storrischen Leute gegen die neue Verfassung durch jeden Beweggrund und jedes Mittel, das sie in ihre Hand bringen können, aufzuhetzen, sie machten den gekränkten Aristokraten Hoffnung, die alte Ordnung wieder hergestellt zu sehen, und dem plünderungssüchtigen Gesindel, Beute bei den verhaßten Reichen zu finden. Bald war es ein fremder Hof, der die neue Ordnung der Dinge wieder umkehren, bald war es die Mutter Gottes, die ein unbezweifeltes Wunder zur Wiederherstellung des verlornen Tabernakels und seiner Schaubrote und seiner Weinkrüge gethan hätte.

Diese schlechten Menschen arbeiteten öffentlich daran, den Krieg in unser Land zu ziehen und das unwissende Volk zum Mord gegen die Franzosen und zum Anschließen an ihre Feinde aufzuwiegeln. Noch vor wenig Wochen sagten sie in den Schenken des Landes laut, jetzt, da nur wenig von ihnen im Land seien, wäre es die rechte Zeit, ihrer los zu werden und in diesem Falle würden wir uns dann sicher auswärtiger Hülfe zu getrösten haben. Glücklicherweise erreichten sie ihren Zweck nicht, aber sie zeigten klar, wozu sie gedungen waren.

Später, da das Volk keine Lust zu einem Vendée-Krieg blicken ließ, wiesen sie es zur Geduld und ermahnten dasselbe, sich zum Schein zu unterwerfen, aber die Annahme der Constitution im Herzen als gezwungen und unrecht anzusehen und nur zu erwarten, bis die gute Sache in ihren Ländern gesiegt haben werde, wo sie sich denn ohne Ge-

fahr zu ihnen schlagen und zugleich gegen die neue Verfassung und gegen die Franzosen erklären können.

Es ist ungeheuer, mit welchem Unsinn diese Aufwiegelungs-Endzwecke betrieben wurden; bald hieß es, die ganze Entwickelung der helvetischen Freiheits-Ereignisse müßten in der Offenbarung Johannis nachgesehen und durchgedacht werden; ein ander Mal, es liege ein dreifacher Fluch auf allen Franzosen; bald wurden die ersten Glieder der neuen Regierung dem Volk als Leute geschildert, die es weder mit Gott, noch mit den Menschen gut meinen, und allenthalben drohte man dem Volk, ein zehnfaches Joch werde jetzt auf seinen Nacken fallen gegen das, so es vorher getragen.

Die Vernünftigen ließen sie reden und schwiegen. Sie kannten das Volk und waren sicher, daß sie ihre Lügen zu bunt machten, um Eingang zu finden. Aber jetzt kam der Zeitpunkt der Eidesleistung, und die Feinde der neuen Ordnung empfanden, daß ihre Hoffnungen ein Ende nehmen müßten, wenn das Volk zu diesem Schritte gebracht werden könnte; sie thaten deshalb Alles, um es daran zu verhindern, aber sie kannten es nicht; der Eid ward beinahe allgemein und ohne Widerspruch geleistet. Desto wüthender waren jetzt die Aufwiegler; sie empfanden, daß sie von nun an weder im Ausland, noch im Inland noch Glauben finden würden und hatten für ihre Zwecke kein Mittel mehr übrig, als die wilde Stimme der Anarchie in ihren Herzen ausbrechen zu machen und dieselbe als die allgemeine Sprache des schweizerischen Volkes vorzuspiegeln und auszuposaunen. Sie haben dadurch wirklich auch einige Gemeinden zur Zügellosigkeit und allem Unsinn der Gewaltthätigkeit und des Ungehorsams hingebracht; und ja, wenn es an ihnen gestanden, so wäre das ganze helvetische Volk in Aufruhr, die neue Verfassung wirklich verworfen und die Anarchie innerhalb unserer Grenzen entschieden; aber Gott Lob! Helvetien blieb bis auf einige wenige Gemeinden der angenommenen Verfassung getreu und den bestehenden Gesetzen gehorsam.

Indessen sind die Aufrührer durch ihre Berge in einer

Lage, in der sie nur durch eine beträchtliche militärische Macht zum Gehorsam zurückgebracht werden können; sie bringen also durch ihre landesverrätherischen Maßregeln das Vaterland allgemein in die beschwerliche Lage, welche jede kriegerische Maßnahme, insonderheit in solchen Gegenden, auch über die treuen und rechtlichen Landeseinwohner verhängt und verhängen muß.

Bürger Helvetiens! Handelt einstimmig in Verbindung mit eurer Regierung, diesen Verbrechen ein Ende zu machen. Euer Herz vereinige sich zu jeder Maßregel, durch die gemeineidgenössische Landestreue unter uns gesichert und der Tollkühnheit, dem Aufruhr und der Eigengewalt Einhalt gethan werden kann und gethan werden muß. — Die Stunde der traurigen Gewalt gehe schnell und leicht vorüber!

Sobald sie vorüber, Helvetier! Dann suchet in den überwundenen Bergen den Unglücklichen, daß ihr ihn tröstet; den Irregeführten, daß ihr ihn zurecht weiset; den Unschuldigen, daß ihr ihm Muth und Vertrauen einflößet, und den Verbrecher, daß ihr ihn unschädlich machet.

Ach, wäre er vorüber, dieser Tag des Jammers! Ach lebte in unsrer Mitte ein frommer Bruder Claus, der dem betrogenen Volk im Geist Jesu Christi Frieden und Vereinigungsliebe ins Herz flößen könnte!*) Lebt er, lebt er in unsrer Mitte: ach, er eile, dem Blutvergießen Einhalt zu thun. Er bitte, er beschwöre die unglücklichen Menschen, sich ihrer selber, ihrer Kinder, ihrer Nachkommenschaft und des Vaterlandes zu erbarmen und von dem Frevel zurückzukommen. Ist es aber nicht möglich, lebt unter uns kein Mann, der dem fanatisirten Volk Gott und Vaterland ans Herz legen und ihm Wuth und Unsinn aus demselben zu

*) Anspielung auf Niklaus von der Flüe, einen Eremiten des 15. Jahrhunderts, der, von der reinsten Menschen- und wärmsten Vaterlandsliebe durchdrungen, für die allgemeine Wohlfahrt und die Beförderung der Eintracht in der Schweiz die größten Hindernisse überwand.

reißen vermag; lebt unter uns kein Mann, der die Aufrührer zur friedlichen Vereinigung mit uns und zur treuen Anerkennung unsrer Verfassung und unsres Bundes zu bringen im Stande ist: dann, Helvetier, dann steht nur das auf der Wage, ob das Vaterland oder die Aufrührer unglücklich werden sollen, und dann, Männer des Vaterlands, seid nicht schwach! Euer Herz blute für eure Brüder, aber eure Hand schlage den Feind und rette das Land!

Pestalozzi.

Stücke aus dem helvetischen Volksblatt.

Aus der Vorrede zum „helvetischen Volksblatt.“

Der Umstand, daß die Regierung ein Blatt unterstützt, muß nothwendig Argwohn erregen. Man ist es durch eine vieltausendjährige Erfahrung so sehr gewohnt, den Zweck der Regenten von der Wohlfahrt der Regierten, ihre geheimen Absichten von ihren laut geäußerten Grundsätzen und ihre Denkungsart von der wahren Beschaffenheit der Dinge zu unterscheiden, daß Belehrung des Volkes, die von ihnen kommt oder durch sie veranstaltet wird, immer noch als Volkstäuschung sich ankündigt und reine, ungeschminkte Darstellung der Begebenheiten so wenig als uneigennützige Vernunftsprache von ihren Mittelpersonen erwartet wird.

Dieser Verdacht mag auch bisher gegründet gewesen sein. Allein ihn auf die Staatsbeamten in der neuen Ordnung der Dinge zu übertragen, ist eben so ungerecht als der Natur der Sache widersprechend. Sie sehen in ihren Mitbürgern nicht wie ehemals Menschen, die zum Gehorchen bestimmt sind und denen man gerade deswegen durch Aufklärung und Veredlung ihres Charakters nicht Lust zum Befehlen einflößen muß, sondern Mitgenossen eines Staatsvereins, deren Ausbildung und Vervollkommnung ihrer Mitbürger ungemein wichtig ist, weil sie das Zutrauen des Volks zu den wichtigsten Stellen der Republik erheben kann.

Der Zauber, welcher die alten Regierungen umrang, ist unwiderbringlich verschwunden. Die Menschheit sieht in ihren öffentlichen Beamten weder Günstlinge der Gottheit,

noch Eigenthümer ihrer Stellen, noch Enkel verdienstvoller Männer, denen der Dank des Vaterlandes gegen ihre Vorfahren vor den übrigen Staatsbürgern eine Auszeichnung verschafft. Sie sieht in denselben blos Diener, denen Geschäfte übertragen sind, die sie treu und genau verrichten sollen.

Was nun den Depositoren der öffentlichen Macht durch die Zerstörung aller Vorurtheile und die Zernichtung des Alterthumszaubers, der die alten Regierungen in heiliges Dunkel hüllte, zum Nachtheil des ihnen so nöthigen Ansehens abgeht, das können sie nur durch zwei Mittel ersetzen — Gewalt der Waffen und Aufklärung ihrer Mitbürger. Allein jene können unmöglich mehr blindes Werkzeug der Usurpation und Willkür werden.

Die Verdeutlichung der Begriffe über die Natur des Staats und die Rechte seiner Beamten, das auffallende Beispiel von Zertrümmerung derjenigen Macht, welche am meisten befestigt schien und besonders der unaufhörliche Wechsel in der Bekleidung der ansehnlichsten Stellen, sind Schutzwehren der Volkssache gegen die Usurpation der militärischen Gewalt, gegen welche die furchtbarsten Waffen der Tyrannei und List wie Wasserblasen zerplatzen.

Die einzige Stütze der künftigen Regierungen ist die Ueberzeugung von ihrer Nothwendigkeit und Wohlthätigkeit, und dann auch die beglückenden Folgen ihrer Weisheit und Tugend.

Wer hat nicht seit zehn Jahren oft mit heiligem Schauder an die segensvollen Resultate der Befreiung des Menschengeschlechts, aber auch zuweilen mit Schauder an die Erschütterung der großen Volksmassen gedacht, die von den unläugbarsten Grundsätzen ausging, aber eine Bewegung der Menschheit veranlaßte, durch welche Alles flott geworden ist, was sie erworben und unter Dach gebracht hatte, und deren Ende, hiermit die Wiederherstellung der Ruhe und des Gleichgewichts der Völkerkräfte nur dann zu erwarten ist, wenn die Bewegung der Nationalkette wird durchgegangen sein und ihren Kreislauf vollendet haben?

Der ungeheure Sturz unüberwindlich scheinender Macht hat nun einmal das Geheimniß der Schwäche alles Besitzes, der blos auf physischer Stärke beruht, an die Völker verrathen; und es bleibt nur noch ein einziger Anker übrig, an dem unsre Hoffnungen und Besitzungen fest gebunden werden können, sittliche Aufklärung. Eine moralische Kraft bleibt unsere Zuflucht und unser Vereinigungspunkt, nachdem die Unsicherheit des Schutzes, den physische Macht gewährt, so augenscheinlich bloß gestellt worden ist. So lange die höhere Natur des Menschen, seine Verstandes- und Vernunftkräfte, noch nicht so weit geweckt und gebildet waren als sie es jetzt sind, war es leicht, die Menschen zu leiten und der Volksmasse das Bewußtsein ihrer Uebermacht zu verdunkeln, so wie dem Löwen das Geheimniß seiner Kraft zu verbergen. Allein jetzt, da alle Kräfte im Menschen rege sind, ist es nicht mehr darum zu thun, die einen einzuschläfern, die andern anzuketten, und die übrigen durch Nebenbeschäftigungen von ihrer allseitigen Ausbildung und Bestimmung abzulenken. Nein, durch Aufklärung und Veredlung, durch vollständige Cultur und weise Leitung diese Kräfte entwickeln, einander unterordnen und den Zaum der Menschen nicht außer ihnen anknüpfen, sondern in ihnen aufsuchen, dieses ist der noch anzubahnende Weg zur Ruhe und zum Volksglück, aber auch der einzige, von dessen Betretung man sich Erfolg versprechen kann.

Nur die repräsentative Verfassung ist rechtmäßig, nur sie darf das Licht der Beleuchtung nicht scheuen; und die durch dieselbe in Helvetien entstandenen Gewalten können nur im Lichte der Volksaufklärung und Volksveredlung vor Angriffen und Verachtung sicher wandeln.

Von diesen Grundsätzen durchdrungen werden die Theilnehmer an diesem Volksblatt sich die größte Freimüthigkeit erlauben, aber auch die Befolgung der Maxime sich zur Pflicht machen, alle Gesichtspunkte zu wählen, und alle Betrachtungen anzustellen, durch welche die unabsehbaren und segensreichen Folgen des repräsentativen Systems recht nahe ans Auge des Menschenfreundes gerückt und ans Herz

des Patrioten gelegt werden können. In der Einführung dieser Staatsform liegt die Möglichkeit der vollständigen Entwickelung und wohlthätigen Zusammenwirkung der Menschenkräfte. Der allmächtige Gang der Cultur hat uns zur repräsentativen Staatsverfassung fortgerissen; und sich ihrer Empfehlung, Bewerkstelligung, Verbesserung und ihrem Triumphe widersetzen, heißt die Convulsionen einer heilsamen Krise verlängern und die Menschheit in nutzlosen Zuckungsschmerzen erhalten wollen, die man durch Erleichterung des Uebergangs vom Alten zum Neuen kürzen sollte. Warum haben die Ströme von Thränen und Blut, die seit der Revolution die Leiden der Schlachtopfer ausgepreßt oder das Mitleid hervorgelockt hat, warum hat die gekränkte Unschuld, die gemordete Tugend, das vernichtete Genie, warum die von keinen Tyrannen noch je verübten, von keinem noch je versuchten Bedrückungen des Schreckenssystems weder den Gang der Revolution hindern, noch die Vorliebe der Menschheitsfreunde für die reinen Grundsätze der Volksvertretung in allen Zweigen und Aeußerungsarten der öffentlichen Gewalt oder selbst das Sehnen ruhiger und glücklicher Völker nach einer ähnlichen, schmerzhaften politischen Umbildung im geringsten schwächen können? Ist es nicht das dunkle Gefühle der Nothwendigkeit dieser Staatsform für die gegenwärtigen Bedürfnisse der Menschheit? ein Gefühl, welches die Folge des dunkel vorgestellten, aber doch lebhaft empfundenen Zustandes der gebildetern Völker ist — ein Gefühl, welches den Mitarbeitern an diesem Volksblatt die Grundfarbe zu ihren Gemälden und Darstellungen geben wird.

Revolutionsskizzen.

Ja es wäre alles gut, wenn die neue Regierung nur nicht die Religion abschaffen wollte: also sagte bei einer Dorfversammlung ein Mann, der in seinem Leben die Freiheit immer geliebt hatte, hingegen aber noch niemal dahin zu bringen war, die neue Ordnung der Dinge zu billigen.

Ernſt und unzufrieden ſtanden die Bauern um ihn herum, und einer aus ihnen ſagte: Nein, das leiden wir nicht; es iſt mit allem andern ein Zeitliches, aber das greift in das Ewige, und hierin laſſen wir ſie nicht thun, was ſie gelüſtet.

Wie Rauch aus dem Kamin aufſteigt und in den Lüften wirbelt, ſo ſtieg jetzt dieſe Meinung in die Köpfe der Bauern, und wirbelte in denſelben.

Alle waren einſtimmig, nur einer ſchüttelte den Kopf und ſagte nichts.

Was haſt du aber beſonders, daß du unter uns da ſitzeſt, wie ein Untervogt, vor dem man den Hut nicht abzieht? ſagten die Bauern.

Es wird doch auch noch erlaubt ſein zu ſchweigen, antwortete der Mann.

Aber es wird auch erlaubt ſein zu fragen, warum man ſchweigt, erwiederten die Bauern.

Chriſtoph. Nun ja, eure Ordnung und euer Lärmen gefallen mir nicht.

Bauern. Warum? warum?

Chriſtoph. Die Stiere ſind noch glücklicher als wir, ſie werden von denen, die ſie brauchen, doch auch nur an den Hörnern und am Hals angejocht und angeſtrickt, wir Bauern aber werden von denen, die mit uns zu Acker fahren, nicht nur am Leib, ſondern auch noch an der Seele angejocht und angeſtrickt.

Bauern. Das iſt ein unverſchämtes Wort!

Chriſtoph. Wie ihr wollt, aber gewiß iſt unſer Schickſal immer betrogen zu werden, und, liebe Leute, was euch jetzt ſo in Eifer bringt, iſt nicht wahr.

Bauern. Darfſt du das ſagen?

Chriſtoph. Ja ich darf es; ich bin wie meines Lebens überzeugt, die neue Regierung will die Religion nicht abſchaffen, und noch mehr, ich bin wie meines Lebens überzeugt, es iſt denjenigen Perſonen, die die erſte Urſach an dieſem Gerücht ſind, nicht um die Religion, ſondern um etwas ganz anderes zu thun; auch weiß Niemand beſſer,

als die meisten von ihnen selber, daß dieses Gerücht nicht wahr ist.

Bauern. Was könnten sie denn für Gründe haben, dieses Gerücht wider Wissen und Gewissen auszubreiten?

Christoph. Wir sind Menschen, Nachbarn, und es gibt in der Welt gar viel Gründe, wider Wissen und Gewissen zu handeln.

Bauern. Du bist immer nicht unsrer Meinung und wir müssen dir alles passieren lassen, einem andern würden wir es nicht thun.

Christoph. Darin habt ihr Unrecht; ihr solltet in einem jeden Fall einen jeden wie mich ruhig zu euch sagen lassen, was er denkt.

Bauern. Darin hast du Unrecht; es ist mit dir etwas anderes, du hast nicht wie die meisten neuen Maulbraucher den Teufel im Leib, du betest auch noch die gleichen Gebete, wie wir, du singst die gleichen Psalmen, und wir treffen dich alle Sonntag ob deiner Bibel an, wenn die andern mit Gott und mit uns wären wie du, so wären wir mit ihnen auch wie mit dir.

Christoph. Auch hierin könnt ihr irren, Nachbarn; wenn man mich bei euch so angeschwärzt hätte, wie einige andere Leute, so würdet ihr mich auch für eben so schwarz halten.

Bauern. Das ist nicht möglich, aber laß es jetzt gestellt sein, und sag uns die Gründe, warum wir der neuen Regierung der Religion halber trauen sollen.

Christoph. Ich will lieber schweigen; je ehrlicher die Leute sind, die sich etwas haben vorspiegeln lassen, je weniger ist es ihnen aus den Köpfen zu bringen, und was ich auch immer sagen würde, so rauchen eure Köpfe jetzt noch, es würde nichts helfen, ihr würdet mich nicht hören.

Das wollten die Bauern nicht an sich kommen lassen — nein, sagten sie, wenn's auch wahr ist, daß wir einen andern nicht hören würden, so ist das der Fall nicht mit dir, es ist zwischen Leuten und Leuten ein Unterschied; einige setzten noch hinzu, es ist uns auch nicht übel zu

nehmen, wenn wir gegen gewiſſe Leute mißtrauiſch und nicht ſo ſind, wie man gegen brave Leute freilich immer ſein ſollte.

Chriſtoph. Ihr ſolltet euch ſelbſt um euer ſelbſt willen immer gleich, und um euer ſelbſt willen in keiner Sache in der Welt gegen den einen Menſchen ſo und gegen den andern anders ſein.

Bauern. Im Grund haſt du hierin jetzt recht.

Chriſtoph. Aber es iſt dann doch traurig, in welchem Grad ihr dießfalls gegen die neue Obrigkeit fehlet.

Bauern. Wie ſo?

Chriſtoph. Ihr erlaubt euch gegen ſie Reden und Handlungen, die ihr euch gegen die alte unter gleichen Umſtänden nie erlaubt hättet.

Bauern. Zum Exempel?

Chriſtoph. Wenn ehemals, wie es doch auch hie und da geſchah, ein regierender Herr über Religion und Gottesdienſt loszog, ſo kam dem Landvolk auch nicht der entfernteſte Gedanke daran, die Obrigkeit wolle die Religion abſchaffen, und wenn ſie an den Sonntagen muſtern, und ſogar in den Untervogtshäuſern an denſelben tanzen und ſpielen ließ; noch mehr, ſogar in den Gegenden, wo ſie das Landvolk wie das liebe Vieh in der größten Unwiſſenheit und Verwilderung aufwachſen ließ — ſelbſt in dieſen Gegenden dachte kein Menſch daran, einer Obrigkeit nachzureden, daß ſie gegen die Religion böſe Abſichten habe.

Bauern. Darin haſt du Recht, aber das kam damals nicht zur Sprache.

Chriſtoph. Aber warum kam es nicht zur Sprache?

Bauern. Das iſt gar natürlich. Es ſagte von der alten Obrigkeit kein Menſch, daß ſie unrechtmäßig ſei, darum gehorchte man ihr, ohne über ſie zu raiſonniren.

Chriſtoph. Aber von dieſer ſagt man euch, daß ſie unrechtmäßig ſei und darum braucht ihr das Maul ſo über ſie.

Bauern. Das iſt wahr, es macht ſich hieraus kein Menſch nichts.

Christoph. Und doch ist's Mordbrennerarbeit, die das Vaterland in allen Ecken in Brand bringen kann.

Bauern. Das ist leider in Gottes Namen wirklich zu fürchten; aber warum zeigt sich denn die neue Obrigkeit so wenig christlich, und warum läßt sie es fast mit der Trommel ausrufen, daß sie nichts mit Religionssachen wolle zu thun haben?

Christoph. Wenn das alles auch wahr wäre, wie es aber nicht ist, so hättet ihr gleich Unrecht, daß ihr an der neuen Obrigkeit nicht mit eben der Liebe und mit eben der Schonung handelt, wie ihr an der alten gehandelt habt, und wie es seit Tell's und Zwingli's Zeiten immer die Art des treuen, biedern Schweizervolks war, an seiner Obrigkeit zu handeln; aber das Alles, worauf ihr euern Eifer bauet, ist nicht einmal wahr; es ist Alles lauter Mißverstand, und wie ihr denn das mit eurer alten, erprobten Gutmüthigkeit zusammenreimen könnt, auf Lügen und Mißverständniß hin also gegen eure Obrigkeit zu handeln, das kann ich denn doch nicht begreifen.

Bauern. Du bist ein gestrenger Richter! wir meinen aber dennoch, es sei besser, für Religion und Christenthum zu viel als zu wenig zu eifern.

Christoph. Die liebe Religion muß doch Alles decken; die Menschen eifern für den Fast, der in ihrem Blut ist, und der sie nicht klug macht, und dann muß das für Gott und Christenthum sein.

Bauern. Immer strenger, Herr Gevatter!

Christoph. Der Heiland hätte niemal so an seiner Obrigkeit gehandelt.

Bauern. Mach uns das wahr; er hat seiner Obrigkeit die Wahrheit weit stärker gesagt, als wir es je thun könnten und dürften.

Christoph. Das wohl; aber setzet einmal den Fall, Herodes und die Obersten der Juden hätten in Rücksicht auf die neuen Religionsbegriffe, die er in Judäa ausbreitete, zu ihm gesagt: „Lehr in Gottes Namen das Volk dein Evangelium, wie du kannst und magst, wir nehmen uns

zwar deiner Lehre nichts an, denn wir ſind Obrigkeit und können als ſolche dir nichts weiter vergönnen, als Freiheit, zu lehren und zu predigen; aber bei dieſer wollen wir dich gegen Phariſäer und Saducäer, und gegen einen jeden Mann, der dich daran hindern wollte, ſchützen und ſchirmen.“ Liebe Leute! glaubet ihr, wenn die obrigkeitlichen Perſonen in Judäa mit dem Heiland alſo geredet hätten, er hätte von ihnen geſagt: Sie wollen die Religion abſchaffen? und doch hat die neue Obrigkeit mit euern Geiſtlichen noch nie anders als ſo geſprochen.

Bauern. Aber iſt das auch wirklich wahr? Redet ſie alſo mit den Geiſtlichen?

Chriſtoph. Ich ſtehe euch dafür, daß ſie ſo und nicht anders mit ihnen geredet hat.

— Jetzt drängte ſich einer aus der Mitte hervor, ſchlug mit ſtarker Hand auf den Tiſch und ſagte: Nein, Chriſtoph, du treibſt es zu weit, es ſind noch keine zwei Mal vier und zwanzig Stunden, ſeitdem ich den ſchönen Herren, den uns die Regierung zum Agenten geſetzt hat, mit meinen Ohren gehört habe ganz anders von der Religion reden, als du jetzt geſagt haſt; Nachbarn, er hat geradezu geläſtert!

Chriſtoph. Das iſt gar wohl möglich, aber es beweiſt nichts; oder hat der ſaubere Agent euch von der neuen Obrigkeit Vollmacht und Auftrag vorgewieſen, daß er in ihrem Namen läſtere?

Bauern. Biſt du nicht bei Sinnen?

Chriſtoph. Ich möchte euch fragen, ob ihr es nicht ſeid, daß ihr der ganzen Obrigkeit zuſchreibt, was ein Laffe thut; auch macht in der ganzen Welt eine Schwalbe noch keinen Sommer.

Bauern. Ja wenn's nur eine wäre, aber leider ſind ihrer nur gar zu viel und es gibt Sachen, die nicht recht ſind und die ſie mit einander gethan haben. Was ſagſt du dann dazu?

Chriſtoph. Ich frage zuerſt, was denn das für Sachen ſind?

Bauern. Sie haben einmal für einstweilen die Religionsdiener brodlos gemacht.

Christoph. Zähl darauf, sie werden sie nicht brodlos lassen.

Bauern. Warum glaubst du das?

Christoph. Weil sie derselben nicht entbehren können und kein vernünftiger Mensch nur denken kann, daß man sie entbehren könne. — — Also seid ruhig, man läßt Leute, die man braucht und nothwendig braucht, nie brodlos.

Das leuchtete ihnen jetzt ein. — Einer unter ihnen lachte und sagte: Ja! Ja! es wird sein, wie es immer war, was Herr und was halb Herr ist, heißt sich einander nie zu hart.

Andere sagten: es war doch den Geistlichen bange.

Christoph. Das ist natürlich; es wäre einem jeden nicht wohl bei der Sache, wenn er gefahren sollte, sein Brod zu verlieren; aber um deßwillen haben sie nicht ausstreuen sollen, die Obrigkeit wolle die Religion abschaffen.

Bauern. Der unsere hat das nicht gethan, es sind ganz andere Leute, die dieses Gerücht ins Dorf geschickt und gebracht haben.

Christoph. Ich weiß es, unser Pfarrer hat hierin brav gehandelt; er merkte ganz, was man mit diesem Gerücht wollte, und da er ein ehrlicher Mann ist, mißfiel es ihm herzlich; aber andere glaubten es wie das Evangelium und überließen sich einem Eifer, der wenigstens nicht klug war.

Bauern. Was willst du sagen, der Mensch ist allenthalben so, wenn du ihn an dem Fleck packst, wo es ihm am meisten wehe thut, so sucht er dir denn auch wieder den Fleck zu treffen, an dem es dir am meisten weh thun kann.

Christoph. Nun sie haben diesen Fleck denn doch auch trefflich gefunden.

Bauern. Wie das?

Christoph. Es ist nicht möglich, daß sie der neuen Obrigkeit mit irgend etwas mehr hätten wehe thun können, als mit dieser Verläumdung.

Bauern. So ganz als Verläumdung kannst du die Sache doch nicht ansehen. Laß mit dir markten, und gib zu, es sei ein Kalb, was wir für eine Kuh angesehen haben; aber ganz sind die Sachen gewiß nicht, wie sie sein sollten, oder was sagst du zu dem schönen neuen Eid, den wir haben schwören müssen?

Christoph. Ich wünsche, daß wir ihn alle halten, und daß er so lange als der Eid im Grütli des lieben Vaterlands Heil sei.

Bauern. Das gebe Gott, Christoph! Aber warum war er denn auch nicht eingerichtet, daß er uns auch wie die alten Eide zu Herzen ging?

Christoph. Mir ist er sehr zu Herzen gegangen.

Bauern. Uns auf eine Art auch, aber es war doch gegen die alte Uebung, mit dem einzigen Wort Wir schwören, so kurz abgebunden; einer sagte, ich kann nicht bergen, das Wort mißfällt mir für den Eid, es ist so soldatenmäßig kurz und hat, weiß Gott, eine Aehnlichkeit mit dem Hier! auf dem Trillplatz.

Christoph. Schweig, du übertreibst es unverschämt, die Absicht der Regierung war unschuldig und gut.

Bauern. Und was war dann diese?

Christoph. Sie hat in Beherzigung, daß in der Schweiz Einwohner von ungleichen Glaubensbekenntnissen seien, und daß darum die alten Eidesformeln ungleich sind, geglaubt, mit den Worten, Wir schwören's, eine Eidesformel anzunehmen, die allen Religionsparteien gleich angemessen wäre.

Bauern. Sie war keiner angemessen, hunderte sagen, es sei kein rechter Eid, und einige sogar, sie seien ihn nicht zu halten schuldig; sie behaupten, wenn nichts Verborgenes dahinter steckte, so hätte die Obrigkeit den Eid sicher nicht abgeändert.

Christoph. Und ich behaupte, wenn sie euch so viel Böses zugetraut hätte, als ihr derselben, so hätte sie ihn nicht abgeändert.

Bauern. Du gibst ihr also doch Unrecht.

Christoph. Ja, ich sage, sie hat um der Härte euerer Herzen willen Unrecht, je schlechter ihr denkt und je leichter ihr zur Untreu gegen Pflicht und Vaterland zu verleiten seid, desto mehr hatte sie Unrecht, sich nicht nach euern Gewohnheiten und Vorurtheilen zu richten.

Bauern. Du kommst immer weiter; hältst du es auch für Vorurtheil, wenn wir glauben, der liebe Gott gehöre mit in den Eid?

Christoph. Nein ich halte das für kein Vorurtheil, aber das halte ich für eins, wenn wir glauben, die neue Obrigkeit meine, er gehöre nicht dazu.

Bauern. Warum hat sie ihn dann nicht dabei gelassen, wenn sie meint, er gehöre dazu?

Christoph. Aber wie dumm ist's zu sagen, er sei nicht dabei gewesen; wie dumm ist's zu behaupten, die Obrigkeit habe ihn davon gethan oder davon thun können?

Bauern. Man hat einmal seinen Namen ausgelassen.

Christoph. Das sind schlechte Reden. Gottes Gegenwart ist nicht an drei Buchstaben gebunden, ihr habt vor seinem Angesicht versprochen, dem Vaterland getreu und den Gesetzen gehorsam zu sein, das seid ihr schuldig. Die Obrigkeit forderte euch dieses Versprechen im Namen des Vaterlandes eidlich als eure Pflicht ab; ihr thatet den Eid, und damit sollten die Sachen unter ehrlichen Leuten abgethan sein; wollt ihr aber das nicht sein, so ist's dann freilich etwas anderes.

— Das empörte jetzt die Bauern, einer ward hitzig, und sagte: Nachbar, greif uns nicht an die Ehre, man kann uns, wie du gesagt hast, zu Narren machen und selber dahin bringen, daß wir im ersten Eifer und aus Irrthum den ehrlichsten Mann im Lande todt schlagen. Aber bei Gott, auch dann meinten wir es im Grunde so wenig bös, als wenn wir ehemals einen feinen Schurken zum Landammann oder jetzt zum Wahlmann machen — ich möchte bald sagen, Christoph, wir sind nur darum Stiere, weil man uns nicht zu Menschen macht.

Christoph. Und doch haßt ihr die neue Obrigkeit eben darum —

Bauern. Warum?

Christoph. Weil sie mehr an euch thun will, um euch zu Menschen zu machen, als man bisher an euch gethan hat.

Bauern. Da erweisest du ihr doch jetzt auch gar zu viel Ehre.

Christoph. Wie so? muß ich euch fragen.

Bauern. Weil wir nichts davon spüren; sie sagt freilich zu uns, wir seien jetzt alle gleich, und meint wahrscheinlich gleiche Menschen, aber sie handelt nicht mit uns nach unsrer Gleichheit, — und einer setzte noch hinzu — und nicht einmal nach unsrer Menschheit. Viele behaupteten, die alte Obrigkeit habe das weit mehr gethan und besser verstanden.

Christoph fragte: wie so?

Frag' doch das nicht, sagten die Bauern, — sie verstand doch wenigstens das sich gleich stellen, wenn sie wollte, wie jetzt gewiß Niemand.

Christoph. Das finde ich nun nicht so ganz.

Bauern. Aber das weißt du doch, daß wenn sie etwas Neues von uns wollte, so verstand sie es immer so zu machen, daß wir glaubten, es sei nicht neu, und in den wenigen Fällen, wo sie das nicht so leicht konnte, ist sie uns denn durch Vogt und Weibel, und weiß Gott noch durch was für Leute, recht weislich und recht freundlich nachgelaufen, um uns einzuflüstern, daß das, was sie von uns wolle, gut und für uns gut sei, wenn's freilich, leider Gott erbarm's! öfters nur für sie und nicht für uns gut war.

Christoph. An diesem ist jetzt etwas wahr.

Bauern. Und dann ging es so im alten Gleise — ein Jeder kannte den Karren und wußte, woher er kam und wohin er ziehe, — man hatte über tausend Sachen nichts zu fragen und nichts zu wundern; — jetzt ist alles neu, vieles so unreif neu und anderes so ungeheuer neu,

und dann hat es noch so den Anschein, wie wenn Sachen, von denen man glauben sollte, die Leute sollten von selbst die Hände danach strecken, mit Hängen und Köpfen oder wenigstens mit Menschenblut sollten durchgesetzt werden, und in dieser Lage der Sachen, wo Alles umgekehrt ist und Alles umgekehrt werden muß, sollten die, so jetzt nun am Brette sind, doch auch wenigstens so viel thun, als die Alten, dem Volke zu zeigen, — Wie — Wo und Wenn. — Aber davon geschieht nichts, die so es ehedem thaten, schweigen jetzt mausestill, und wenn sie reden, so reden sie nur für die alte und nicht für die neue Ordnung.

Christoph. Das ist natürlich, wenn einer auch nur von einer reichen Vormundschaft (Vogtstelle) abgesetzt wird, so ist er gewöhnlich auch mausestill, und wenn er berichtet, so berichtet er sicher auch wider den neuen Vogt.

Bauern. Aber warum berichtet jetzt der neue Vogt nicht selber für sich? — Warum kehren die neuen Patrioten dem gemeinen Volke schon jetzt so den Rücken? — Warum kommen ihre Auserwählten und Glücklichen so fast ausschließend nur unter sich zusammen? — Warum ist die traute holde Freundlichkeit so wenig bei ihnen zu Hause? Was wollen sie mit ihrer Freiheit, wenn sie das Menschenherz nicht suchen wollen und nicht suchen können? — Was wollen sie mit ihrer Gleichheit, wenn bald ein jeder dicker thun will, als er ist. Was wollen sie mit ihrer Gleichheit, wenn sie, sobald ein armer oder unbedeutender Mann vor ihnen zu steht, eben die Herrn-Runzeln, und eben das Herrn-Maul, über das sie sonst so stark geklagt haben, jetzt im Augenblicke selber anwandelt?

Christoph. Ach Gott! schweig. Du mußt die neue Verfassung nicht mit dem Probestück ihrer neuen Verwalter und überall nicht mit den so vielseitig verschrobenen Menschen verwechseln, die unter der alten Ordnung aufgewachsen. — Die neue Verfassung wird und muß uns bürgerlich besser machen; aber bis sie es gethan hat, dürfen wir nicht vergessen, daß wir es noch nicht sind, und daß wir uns folglich

so lange in allen Rücksichten mit dem begnügen müssen, was unter uns, wie wir nun wirklich sind, möglich ist.

Bauern. Das ist richtig, wir können nicht aufs Roß sitzen, wenn man uns nur ein Füllen vors Haus stellt.

Christoph. Ja und wenn wir die Auszehrung am Halse haben, so können wir auch nicht wohl mit einem starken Schmidtknecht aus einer Schüssel zu Mittag essen.

Bauern. Auch das ist richtig.

Christoph. Wir gleichen jetzt alle mit einander Pflanzen, die so eben aus einem verdorbenen und zertretenen Boden herausgehoben und in eine neue Erde versetzt sind, und müssen jetzt, so schwach wir auch sind, in diesem neuen Boden mit einander aufkeimen und aufwachsen, und folglich zu uns selber Sorge tragen und dahin trachten, daß wir mit jeder Stunde an diesen neuen Boden besser ankeimen und heranwachsen.

Bauern. Aber was sollte wohl besser hierzu helfen, als die größre Freundlichkeit der neuen Beamten?

Christoph. Ja wohl, — aber wie wollt ihr jetzt dieselbe so unbedingt von ihnen fordern, da sie und die Umstände sind, wie sie sind? — Jetzt haben sie doch alle fast lauter Zwang- und Notharbeit, und ich muß es euch doch wohl nicht erst noch sagen, daß man bei Feuer- und Wassergeläuf von Niemand fordern darf, daß er so freundlich und holdselig sei, wie wenn das Geläuf vorbei ist.

Bauern. Wider dieses ist kein Wort zu sagen, aber das Feuer- und Wassergeläuf wird es doch nicht mit sich bringen, daß sie in Zetteln, die sie uns zuweilen schicken, so viel französische und lateinische Worte brauchen.

Christoph. Vielleicht mehr, als ihr glaubt, wenn das Geläuf vorüber wäre, so hätten sie wenigstens mehr Zeit, nachzusinnen, was für Worte sie euch schicken sollten; wenigstens beweisen diese lateinischen Worte nichts anderes, als daß sie nicht genug nachsinnen, wie sie sich für euch verständlicher ausdrücken könnten.

Bauern. Sie dürften diesem doch wohl unter allen

Umſtänden nachſinnen, wir und die Freiheit ſind deſſen doch wohl werth.

Chriſtoph. Daran iſt kein Zweifel, aber die Schreiber ſind jetzt ſelber auch neu, wie die Sachen, die ſie ſchreiben; ihr dürft es ihnen nur ſagen, daß ihr ſie nicht verſteht, und ich bin euch gut dafür, ſie werden für euch deutſch ſchreiben lernen.

Bauern. Das glauben wir denn doch nicht ſo gerade hin.

Chriſtoph. Warum nicht?

Bauern. Wir haben in unſerm Leben noch keine Schreiber gekannt, die ſo in aller Unſchuld geglaubt hätten, ſie ſeien eben dafür auf ihrem Poſten, um für uns deutſch und klar ſchreiben zu müſſen.

Chriſtoph. An dieſem iſt freilich dann auch etwas wahr.

Bauern. Das iſt aber das Wenigſte, es fehlt jetzt überall und ſeit langem an Leuten, die dem gemeinen Mann ans Herz gewachſen ſind, und dieſer Mangel iſt ſeit der Revolution eher noch größer; — darum gibt's ſo große Lücken in allem Guten, was da iſt und da ſein ſollte, und darum iſt nirgends kein Glaube an etwas Gutes, das man uns prophezeit hat: man ſagt uns jetzt zum Exempel, man wolle uns mehr zu Menſchen machen, aber was ſollen wir davon denken, wenn man nicht einmal mit uns reden mag, es reimt ſich in Gottes Namen nicht zuſammen, einen zum Menſchen machen und doch nicht mit ihm reden zu wollen.

Chriſtoph. Ich habe doch auch ſchon Eltern geſehen mit ihren Kindern wenig reden, und ſie wohl verſorgen.

Bauern. Das verſtehen wir auch, und es iſt wahr, es gibt dergleichen Fälle, aber mit allem dem bleibt das Nichtfreundlichſein — doch immer ein Fehler.

Chriſtoph. Ja! aber das Wohlverſorgen iſt auch immer die Hauptſache, und dann iſt hierüber noch dieß wahr: die Schleichfreundlichkeit der alten Zeit wäre unter den gegenwärtigen Umſtänden das größte Uebel.

Bauern. Das widerſprechen wir dir nun nicht, wir kennen die Uebel derſelben aus Erfahrung.

Christoph. Ihr Schaden wäre jetzt bei den aufgelösten alten Banden des Staats unabsehlich, — also Gottlob, daß sie nicht da ist, und Gottlob, daß eine gewisse vorübergehende Rohheit und Härte uns zwingt gerader gegen uns selbst und gegen andere zu sein, als wir sonst vielleicht nicht wären.

Bauern. Es war immer deine Art, aus Allem das Beste zu ziehn, aber du bist damit doch noch nie reich geworden.

Christoph. Ist es nicht auch Reichthum, unter Leuten zu leben, die glauben, daß man's ehrlich meine?

Bauern. Wenn dich das reich macht, so bist du denn unter uns gewiß weitaus der reichste. — Das rührte den guten Mann. — Wenn euer Zutrauen, sagte er, jetzt dem Vaterland dienen könnte, wie ich wünschte, ich meinte dann freilich der reichste Mann von der Welt zu sein. — Er schwieg eine Weile, dann sagte er wieder: In Gottes Namen wir müssen jetzt alle mehr als je trachten, dem Vaterlande durch uns selber zu helfen, sonst geht es nicht, das Ganze kann nicht gehen und kann jetzt weniger als je gehen, wenn wir nicht einzeln um des Ganzen willen jedem Nachbar nachhelfen und selber jedem Feinde aufhelfen. Es geht jetzt nicht und kann nicht gehen, wenn wir einzeln, wie vor altem, nur für uns sorgen, und des Vaterlands halber in den Tag hineinleben und wie ehedem denken und sagen wollten: „Es hat für Alles seine Leute, die werden schon sorgen.“ — Wir dürfen es uns nicht verbergen, die Leute, die jetzt fürs Ganze sorgen sollen, haben die Mitwirkung aller guten Menschen im Lande weit nothwendiger als ehemals die alten Herrn; und es muß einem jeden Mann, der hierfür ein Auge hat, auffallen, daß es Vaterlandssache und Vaterlandsnoth ist, daß wir alle mit einander Hand in Hand schlagen, allenthalben durch uns selber zu ersetzen suchen, was etwa der neuen Obrigkeit noch mangeln möchte. — Liebe Nachbarn, das Vaterland fordert von uns, daß wir hierin den Hochmuth nicht ins Spiel kommen lassen, wir müssen jetzt in Gottes Namen mehr darauf sehen, was die

neue Obrigkeit thut, als was ſie redet, und wenn ſie uns nicht nachläuft, ſo müſſen wir ihr nachlaufen; wir müſſen die treueſten, redlichſten Vaterlandsfreunde aus unſrer Mitte zu den treueſten, redlichſten Vaterlandsfreunden, die wir unter unſrer Obrigkeit kennen, ſenden, und das Vertrauen derſelben ſuchen, das ſie uns ohne unſer Zuthun genugſam zu ſchenken, jetzt ſo ſehr durch Umſtände gehindert werden.

Das Vaterland iſt jetzt noch in Noth und Gefahr, und wir können dieſe Noth und dieſe Gefahren, die uns umſchweben, durch dieſes gutmüthige Zutrauen ſelber mindern, wir können ſie aber auch durch Mangel an Zutrauen vergrößern. — Liebe Nachbarn, welches von beiden wollen, welches von beiden ſollen wir thun? — Die Obrigkeit wird uns ſelber danken, wenn wir thun, was unſere heilige Pflicht iſt.

Freunde, Brüder! Ihr werdet Thränen in ihren Augen ſehen, wenn Wehmuth auf euern Stirnen liegen und eure Hand vor Vaterlandstreu und Sorge in den ihrigen zittern wird.

Er ſetzte noch hinzu: Freunde, Brüder! das iſt Freiheit, das iſt Gleichheit. Aber eben dieſe Freiheit und Gleichheit kann die Obrigkeit allein nicht erſchaffen, ihr müßt ſie durch euch ſelber mit ihr erſchaffen; dann kann's, dann wird's gehen.

Dem guten Manne ſtanden jetzt Thränen in den Augen, und Thränen reißen die Menſchen zu ſchneller Rührung; — die ſtillgewordnen Nachbarn ſahen ſie in ſeinem Auge, und wie die aufgehende Sonne die Nacht aufhellt und Tag macht, alſo verloren ſich die dunkeln Stirnen dieſer Männer und wurden heiter.

Ach Gott! ſagten ſie jetzt, wenn es auch ſo wäre, wie gerne wollten wir auch Alles thun, was recht iſt, und was wir können, damit auch alles wieder in Ordnung komme und die Liebe wieder walte, die ſeit der Revolution unter den Menſchen wie weggewiſcht iſt.

Chriſtoph trocknete jetzt ſeine Augen und ſagte: Wenn uns jetzt auch das ganze Vaterland und die neue Obrigkeit

ſehen würde, wie herzlich gut wir es alle mit dem Vaterland meinen; und ſo ſind die Menge von Menſchen, die weiß es Gott in einer unglücklichen Stunde mit einem Wort zum Mord und Brand gebracht werden können und doch im Herzen ſo getreu und anhänglich ſind als wir.

Er ſagte dann noch: Die neue Obrigkeit will gewiß recht viel Gutes; ſie will gewiß mit mehr Sorgfalt, als man je auf uns verwendete, uns zu beſſern Menſchen machen; ſie will alle Kinder und auch die ärmern im Lande beſſer ſchulen und erziehen laſſen, als noch je geſchehen, und wie viel Glück und Segen muß es ins Land bringen, wenn ſie einmal dieſes Vorhaben ausgeführt haben wird, — und, Freunde! — eine Obrigkeit, die euch dahin führt, daß ihr Gott und ihr ſo viel zu danken haben werdet; eine ſolche Obrigkeit kann und wird euch nicht um eure Religion bringen; ſie wird und muß die Kraft der Religion in euerm Innern ſtärken, wie ſie noch nie von Obrigkeits wegen geſtärkt worden iſt; — er ſetzte noch hinzu: Der Glaube iſt Liebe und wo Liebe iſt, da hat Gott ſein Heiligthum in unſerer Mitte.

Jetzt war die Rührung der Nachbarn ſo ſtark und innig, als ſie beim Todbett meiner verewigten Großmutter war.*)

Eine Weile war Alles ſtill, Einer bot dem Andern unwillkürlich die Hand, und bald darauf tranken eben die Menſchen, die vor einer halben Stunde noch ſo mordbrenneriſch wider des Vaterlands neue Ordnung lärmten, der Freiheit und Gleichheit und der neuen Obrigkeit ihre Geſundheit, und gaben dem Chriſtoph die Hand darauf, in ihrem Dorf nicht mehr ſo in den Tag hinein zu lärmen, ſondern ſich der neuen Obrigkeit zwar mit offnen Augen, aber auch mit Hoffnung und Liebe anzuvertrauen; und der Mann, den ſie in dieſer Stunde wählten, um beim Sitz der neuen Regierung allem dem nachzufragen, was ſie zu wiſſen nothwendig hatten — war Chriſtoph; dieſer nahm den Auftrag mit Rührung an, die ſich von ſeinem Herzen

*) Siehe Lienhard und Gertrud.

erwarten läßt. Er erfüllte ihn mit einer Sorgfalt, die das Dorf in wenig Wochen allgemein zur entschlossensten Anhänglichkeit an die wahren Begriffe von Freiheit und Gleichheit emporhob.

Montag, den 10. Herbstmonat, am Morgen.

Gott! — Wie bang, wie bang war mir dieser Tag! — Ich liebte sie mein Leben hindurch; Schauer der Ehrfurcht durchdrang mich, wenn ich den Fuß ihrer Berge betrat und Gottes unerschütterte Bollwerke um die Hütten der Enkel unsrer Telle, Winkelriede und Vonderflüe's anstaunte. — Ach! — Ich glaubte ihre Tugend unvergänglich, wie ihre Berge, und ließ mir die Hoffnung nicht rauben, einst, und bald — würde in ihrer Mitte eben der Heldensinn für Helvetiens Wiedergeburt wieder aufkeimen, mit dem ihre Väter Helvetiens Freiheit erwarben.

Was sie auch immer thaten; wie sehr sie auch unsre Hoffnung höhnten und unsre Wünsche verschmähten, so ließ ich mir dennoch meinen Glauben an sie nicht rauben. Ach! — wie ein Vater sich über das Herz eines verhärteten Sohnes immer täuscht, und wenn er auch das Gegentheil sieht, dennoch immer das Beste hofft: so täuschte auch ich mich immer mit eitler Hoffnung. Aber es ist umsonst; seit Jahrhunderten verwöhnt und verhärtet, erbarmen sie sich ihres Vaterlandes so wenig, als ein verwöhnter und verhärteter Sohn sich endlich seines Vaters erbarmt.

Es ist umsonst, sie zerrissen das Herz der Mutter, die sie Jahrhunderte an ihrer Brust hielt und säugte; — es ist umsonst, sie wollen gegen das Vaterland nicht gerecht, sie wollen nicht mit ihm, sie wollen nicht also frei sein, wie es allein möglich ist, daß wir es alle sein können. — Es ist umsonst, Gott! — sie treiben ihren Unsinn dahin, daß dem Vaterlande nichts übrig bleibt, als sie zu Grunde zu richten oder selber zu Grunde zu gehen.

Wie bang! wie bang war mir dieser Tag! die letzte Stunde der schonenden Gewalt war nun vorüber, der Krie-

gesdonner schallte hinab von ihren Bergen; das Vaterland trauerte in seinem ganzen Umfang; Wehmuth lag auf jeder Stirne und bange Sorge in jedem Auge. Unbekannte Menschen auf der Straße fielen einander in die Arme und sagten: „Wenn's auch nur Gottes Will' ist, daß es wenig Blut kostet!"

In dieser Stimmung ging der schreckliche Tag in unsern Ebenen vorüber, aber der Abend erzeugte stummes Entsetzen. Ein Feuer ohne seinesgleichen wallte längs der Berge, an die wir von unsern Vätern her gewohnt sind mit hoher Verehrung hinanzustaunen. Gott! Mit welchen Gefühlen sah das Volk der Eidsgenossen diesen Brand! Wenn das Haus des Vaters, des Bruders, oder des Sohnes gebrannt hätte, die Wehmuth unsrer Menschen hätte nicht größer sein können. Aller Menschen Herzen waren zerrissen, und auch das meine war es. Die schlaflose Nacht ging mir im staunenden Traume vorüber; jetzt ist es Morgen, meine Seele beruhigt sich wieder. Ich will mich sammeln und Mann sein und mit Ernst und Stille die frühern Ursachen dieses Unglücks in ihrem ganzen Umfang in meine Seele zurückrufen, damit das Vaterland sein Unglück nicht blos für die Gegenwart mildern, sondern auch für die Zukunft unmöglich mache.

Mein Herz ist gebeugt, aber das Heil des Vaterlandes gebeut, daß ich es ausspreche. Die Unglücklichen, die das Opfer dieses Kriegs geworden, sind im Ganzen und Allgemeinen nicht unschuldig an ihrem Verderben; sie sind im Ganzen und Allgemeinen Aufrührer und haben das Vaterland in dem mißlichsten Zeitpunkt, in dem es seit Jahrhunderten lebte, den höchsten Gefahren und seinem entschiedenen Verderben nahe gebracht.

Ich weiß zwar, wie Vieles zu ihrer persönlichen Entschuldigung zu sagen ist; ich fühle, wie wenig diejenigen unter ihnen ihres Schicksals werth sind, die in der Unschuld von Säuglingen am Pfaffenwort hingen und in irregeführtem Glauben an den Willen Gottes die Aufopferung ihres liebsten zeitlichen Gutes und selbst ihrer Kinder für ihre

Pflicht hielten. — Sanft ruhe ihre Asche und ihr Angedenken sei uns heilig!!

Auch die waren ihres Unglücks nicht werth, die, ihr Gut und Blut vor der Wuth der Aufrührer zu sichern, stehen, streiten und fallen mußten, wo die unsinnige Mehrheit sie stehen, streiten und fallen machte. — Auch diesen, Vaterland! weihe eine Thräne!

Und auch denen gönne deine Entschuldigung, die ungebildet, unberichtet in jedem Fall fortliefen, wo die Schaar hinströmte.

Aber verbirg es dir nicht, Vaterland! Das sittliche und bürgerliche Verderben mußte selbst tiefe Wurzeln in der Masse des Volks gefaßt haben, ehe es dem abscheulichen Priesterwerber Paul gelingen konnte, dieses Volk im Namen Gottes und der Liebe alle Liebe und alle Vermittelung verschmähen zu machen und sich ihm für Gold verkäuflich zu zeigen, um durch Verletzung alles bürgerlichen und alles Kriegsrechtes und alles Sittengefühls den Feind in dem Grad zu empören, in welchem sie ihn empört haben.

Vaterland! Verbirg es dir nicht: Schon seit Menschengedenken war auch in diesen Bergen der Damm zerrissen, der die Achtung des Volks für Recht und Eigenthum, für Wahrheit, Ehre und Treu aufrecht erhielt.

Verbirg es dir nicht, Vaterland! — so wie dein wesentlich fehlerhaftes Regierungssystem in den aristokratischen Ständen die Anstrengung begünstigte, ohne sie zur Tugend zu erheben, so begünstigte es in den demokratischen die Ruhe und den Lebensgenuß, ohne sie durch Unschuld zu sichern.

O Vaterland! verbirg es dir nicht: das Verderben dieser Gegenden mußte nach dem Maß der rechtlichen Freiheit derselben und nach dem Maß der dadurch erhaltenen Personalkraft und Personalansprüche tiefer wirken. Die fallende Eiche verletzt und verheert sich tausendmal stärker, als die sinkende Staude.

Vaterland! verbirg es dir nicht: die Söhne der Telle und Winkelriede wurden seit Menschengedenken durch die vielseitigsten Bestechungs- und Erniedrigungskünste zu allem

helvetiſchen Landesunrecht benutzt und gebraucht und mußten auf dieſem Wege nothwendig dahin kommen, ſich ſelbſt zu einem Recht beg'wältigt zu glauben, das für das übrige Menſchengeſchlecht allgemein unrecht iſt und ewig unrecht ſein muß. Beim Müßiggang doch wohl leben zu können und hie und da noch einen Pfennig zu dieſem Wohlleben von den Unterthanen und den Fremden an die Hand zu bringen: das war der eingeſchränkte Begriff, den ſich eine Menge Menſchen in dieſen Bergen von der Freiheit machten; aber eben dieſer Begriff führte ſie denn auch natürlich dahin, ſowohl ihre als der andern Kantone Unterthanen als Geſchöpfe anzuſehen, denen es gar nicht gebührt, frei zu leben und die man von Gottes und Rechts wegen geradezu todt ſchlagen dürfte, wenn ſie ſich einfallen ließen, bürgerliche Gleichheit gegen ſie anzuſprechen. So war das Verderben der Eidgenoſſenſchaft bis auf dieſe Berge organiſirt. Aber indem es dem Intereſſe der erſten Kantone zuwider war, daß irgendwo in der Eidgenoſſenſchaft eine Landesreformation tief in die Grundſätze der damaligen Verwaltungen eingreifen könne, wurden dieſe Landesübel von den helvetiſchen Staatsleuten allgemein blos in die Klaſſe unbedeutender Dinge, über die man ſich hinwegſetzen müſſe, geſetzt.

Man machte ſie im Gegentheil zur Sicherſtellung ſo geheißener höherer Zwecke mit Abſicht und Kunſt einwurzeln und geſtand allenthalben den Chefs, die in dieſer Confuſion den Schein der Ordnung durch die Mittel der Unordnung ſelber erhielten, Vortheile an Ehr und Gut zu, die auch die Beſten von ihnen von der feſten Aufmerkſamkeit und der daraus fließenden, das Ganze umfaſſenden Einſicht über den Schaden dieſer Uebel allgemein ab- und den Geiſt der Verfaſſung zu dem Todesſchlaf hinlenken mußten, deſſen markirteſte Aeußerung darin beſtand: Wenn nur die geheimen Räthe in der Eidgenoſſenſchaft einig ſind, ſo finden dieſe immer Mittel, den Karren aus dem Koth zu ziehen.

Auf dieſem Punkt ſtanden wir, als Frankreichs Revolution

die Grundsätze des Welttheils erschütterte und damit auch den Routinegang unsrer geheimen Rathsregierung verwirrte. Die herrschenden Familien sahen im Augenblick, daß entweder Frankreich in diesem Streit unterliegen oder die schweizerischen Regierungsformen sich umändern müßten. Sie wünschten natürlich das Erste und mußten es vermöge ihrer Natur nothwendig und mit der ganzen Selbstsucht eines seinen uralten Besitz zu verlieren gefahrenden und darum empörten Herrschergefühls wünschen. Sie benahmen sich auch von Stund an ihrem Interesse, ihren Wünschen und ihren Zwecken gemäß und thaten Alles, das Schweizervolk gegen die Franzosen, gegen ihre Lehren und ihre Freunde zu fanatisiren, das heißt, unvernünftig leidenschaftlich und feindselig denken und handeln zu machen; und da Frankreich im Anfang in Rücksicht auf Religion, Eigenthum und Humanität große Mißschritte that, so war es seinen Feinden unter uns ein Leichtes, bei der Masse die Sache der Freiheit selber mit diesen geschehenen Fehlern zu vermischen und Franzosen, Freiheit, Recht und Gleichheit, alles mit einander und durch einander verhaßt zu machen.

Wie größer indeß das Glück der Franzosen war, je mehr sie ihre Fehler besserten und ihre Grundsätze reinigten, desto mehr erhöhten alle im Nest des Klosterreichthums, der Familienstiftungen und der Souveränitätsgenießungen sitzende Herrschaften ihre Betriebsamkeit gegen Frankreich, seine Grundsätze und Anhänger. Es ward ohne Rückhalt in unsern Grenzen dem Royalismus, dem Aberglauben und den Grundsätzen Englands und Rußlands das Wort geredet; man forderte jetzt laut Anhänglichkeit an die hohen Regierungen, entgegengesetzt der alten schweizerischen Anhänglichkeit an Freiheit und Recht. Man fand in den Beichtstühlen, Klöstern und Pfarrhäusern fast öffentliche Aufmunterung zu Gesinnungen und Zwecken, die Frankreich nachtheilig sein mußten. Die Contrerevolution ward öffentlich als die sicherste Sache, als die absoluteste Nothwendigkeit und das einzige Rettungsmittel Helvetiens angepriesen. Und da Frankreich die innere Befreiung der Schweiz nun einmal

laut als seinen Wunsch äußerte, nachdem sie vorher den Frieden mit Kaiser und Reich erstritten, ließ sich die geistliche und weltliche Macht Helvetiens auch da noch träumen, mit der Masse ihres fanatisirten Volks die Endzwecke Frankreichs mit Gewalt zu hintertreiben, und selbst da noch, wo Frankreichs Macht schon die Thore unsrer ersten Stadt besetzte, hörte die geistliche und weltliche Betriebsamkeit gegen die Grundsätze der Freiheit und Gleichheit nichts weniger auf; sie wurde vielmehr, besonders in den kleinen Kantonen, mit doppelter Stärke fortgesetzt und brachte, wenigstens in diesen Gegenden, die Volksstimmung allgemein dahin, die Franken zu verabscheuen und mit freiem Willen ihr Blut gegen dieselben zu verspritzen.

Nach allem diesem ist es freilich jetzt unaussprechlich schwer, das fanatisirte Volk wieder zurückzubringen. Die Herren, die dasselbe so lange mit Lügen hinhielten, dürfen jetzt nicht öffentlich und mit hohem und hochwürdigem Mund bekennen, daß sie das Volk belogen; sie müssen deshalb jetzt dasselbe durch Krümmungen und Biegungen zu ihrem Ziel zu führen trachten. Das gelang ihnen in den müden Aristokratien, wo das Volk nie etwas anderes durfte als hoffen und glauben, gar leicht; aber in den Bergen, wo es seit Tells Zeiten selbst zu wollen und zu thun gewohnt ist und jetzt wie bei Menschengedenken noch nie in leidenschaftliche Gelüste versunken nach Rache schnaubte, zum Theil Plünderung hoffte und bei diesen Sinnlichkeitsansprüchen sich noch tief in den Glauben eingewiegt hatte, die Sache Gottes und des Vaterlandes zu vertheidigen, da war es keine Pfuscherarbeit, das Volk wieder zurückzubringen.

Die so den Bach anlaufen ließen, hatten jetzt keine Gewalt mehr, denselben wieder rücktreten zu machen; Vernunft und Politik fanden jetzt keinen Eingang mehr, Paul hatte Geld, das Volk hörte ihn, Entsetzen bemächtigte sich derer, die etwas zu verlieren hatten und derer, die die Folgen des Aufruhrs berechnen konnten. Das Vaterland war in dringender Gefahr.

Der Husarenkapuziner hatte das Wort Aller und pries

im Namen Gottes Maßregeln an, die die Lärmblaſer, Lumpen, Bettler und Aufwiegler für ihren Sack wünſchten. Er verſprach ihnen nichts weniger, als Hülfe vom Kaiſer, unverwundbare Leiber, Engel, die ihre Schaaren umlagerten und ihre Feinde für ſie beſtreiten würden, nebenher auch Beute in reichen Häuſern. Von ſich ſelbſt windbeutelte er, Prophetenkräfte zu beſitzen, mit dem lieben Gott in eigner Perſon Umgang zu haben und ſich ſelbſt unſichtbar machen zu können. Das Letztere hat er auch gehalten. Um dem Galgen zu entrinnen, machte er ſich, nachdem er das arme Volk dahin gebracht hatte, an ſeinem Verbrechen Theil zu nehmen, über die Berge. Er hat das Vaterland an den Rand des Verderbens gebracht; aber ich will die Wehmuth meiner Trauer nicht erneuern, ich will mich nur fragen: Was ſoll das Vaterland thun?

Vaterland! — wie groß auch das Unglück ſei, du wirſt größer ſein, als dasſelbe. Alſo hierüber kein Wort.

Aber auch ſeinen Schatten, auch ſeinen leiſeſten Schatten für die Zukunft unmöglich zu machen: hierzu, Vaterland! vermehre deine Kraft!

Verabſcheue den Geiſt von Verfaſſungen, die das Laſter mehrten, beides, um ſicherer willkürlich zu herrſchen und zügellos Niemand zu gehorchen. Verabſcheue die Anmaßungen von Rechten, die mit den Pflichten der Gerechtigkeit und einer neuen bürgerlichen Vereinigung nicht beſtehen kann und endlich, Vaterland, verabſcheue Trägheit und Dummheit, wodurch ein Volk dahin gebracht werden kann, das Vaterland auf das Wort eines Verbrechers ins Verderben zu ſtürzen.

P.

Von der Hoffnung auf Hülfe vom Kaiſer.

Ich ging letzthin an einem ſchönen Abend aus der Stadt, meine Taggeſchäfte waren vollendet, ich war mit mir ſelbſt zufrieden, und gedachte nun die paar übrigen Stunden des Tages recht freudig zu genießen. Es war ein ſo ſchöner Abend, die Luft durch ein ſanftes Lüftchen bewegt, die lieb-

lichſte Kühlung wehte über das Gefild! Ich nahm den Weg nach dem nächſten Dorfe, wo ich mit einem Bekannten zu ſprechen hatte; ſeit langer Zeit war ich dieſen Weg nicht mehr gegangen; ach die Begebenheiten der letzten Tage haben mir die ſonſt guten Landleute ganz fremd gemacht, — ſie ſind ſo erbittert über die Stadtleute geworden, haben ſo viel Mißtrauen, ſo viel Verdacht gegen ihre vorigen Freunde und Bekannten in den Städten gefaßt, daß es nicht mehr möglich war, ein vertrauliches Wort mit ihnen zu ſprechen — lieber vermied ich das Dorf. Jetzt iſt's doch wieder anders geworden, ſie haben nun geſehen, daß ihre Abneigung gegen die Stadtbewohner ungerecht war, ſie ſollten es nun fühlen, daß wir alle Brüder ſind, — ſo dachte ich, kam zu dem Hauſe des Mannes, mit dem ich ſprechen wollte. Er iſt im Wirthshauſe, ſagte mir ſeine Frau. Auch gut, ſprach ich, ich wollte ohnedem noch hingehen, um ein Glas Wein zu trinken.

Ich trat in die Gaſtſtube, forderte von der Magd, die geſchäftig herum lief, ein Glas Wein, ſetzte mich an einen Tiſch und überſah die Leute, die da herum ſaßen; bald erkannte ich den einen und andern und fand den Mann, den ich ſuchte, mitten unter ſechs bis ſieben Bauern ſitzen, die ein ſehr ernſthaftes Geſpräch führten. Es war Hans Winter, Hans Zoller, Rudolf Blaumann, der Wagner, und wie ich nachher erfuhr, der Agent aus dem nächſten Dorfe, und der ehemalige Grichtſäß Fluem, der mit ſeinem dicken Leib den Winkel am Fenſter ganz ausfüllte. Die Bauern hatten eine volle Flaſche vor ſich, und Brot und einen Reſt von Käſe auf einem Teller, ein Unbekannter ſaß am gleichen Tiſche und hatte ſeinen eigenen Wein vor ſich, er ſchien an dem Geſpräche einen beſondern Antheil zu nehmen. Die Bauern ſprachen vom Krieg, der zwiſchen dem Kaiſer und den Franzoſen bald wieder ausbrechen ſollte. Je, ſagte der Gerichtſäß, ich war vor ein paar Jahren draußen im Schwabenland, und da habe ich ein Regiment kaiſerliche Soldaten geſehen, die auf den Schwarzwald gingen, das ſind mir Leute! groß und ſtark, und haben Knebelbärte, ich dachte ſeither immer,

wenn die im Feld gewesen wären, sie würden den Franzosen warm gemacht haben.

Hs. Winter. Hat der Kaiser viel dergleichen Leute?

Fluem. Viele tausend.

Winter. Warum haben sie denn die Franzosen nicht geschlagen?

Fluem sah den Unbekannten an, als ob er ihn bitten wollte, ihm aus der Verlegenheit zu helfen.

Der Fremde. Ja, darüber ließe sich viel sagen.

Winter. Sagen sie es nur heraus, wir werden es nicht weiter herum tragen; ich möchte doch wissen, warum die großen starken Bursche des Kaisers die Franzosen nicht geschlagen haben.

Der Agent. Der Herr war so redselig, hatte so viel von der kaiserlichen Armee zu rühmen, versprach uns sogar, sie sollte in ein paar Wochen im Lande sein, und die Franzosen herausjagen, und jetzt ist er auf einmal so zurückhaltend geworden.

Der Fremde. Ich wollte euch alles begreiflich machen, ihr guten Leute, aber es ist nicht immer gut zu sagen, was man weiß.

Der Agent. Ich wette, es ist der Bürger da aus der Stadt, der ihm im Wege steht.

Blaumann. Es ist ein guter Mann, den ich kenne, vor dem man ohne Scheu ein Wort sagen darf.

Fluem (halbleise). Den Städtern ist nicht zu trauen.

Ich ging zu dem Mann, klopfte ihm sanft auf die Achsel und sprach: — Meint ihr das, Bürger Fluem?

Fluem sah mir ins Gesicht, öffnete den Mund, als ob er sprechen wollte, und schloß ihn wieder zu, als ob er sich eines andern bedacht hätte.

Ich setzte mich gerade neben den Agenten und sprach: Ihr habt mit dem Kaiser und seinen Soldaten zu thun, wie ich höre?

Agent. Ja, der Fremde da sagt aus, der Kaiser stehe mit einer großen Armee draußen im Schwabenland, und mit einer andern in Tirol, und mit einer dritten da drunten

erfährt, festsetzen lassen. Der Fremde murmelte etwas zwischen den Zähnen, stand auf, suchte die Wirthschaftsmagd, bezahlte seine Zeche, und ging fort.

Agent. Dem träumt nichts Gutes.

Ich. Wenn er die Wahrheit gesprochen hätte, so durfte er nichts fürchten. Kennt ihr den Mann?

Die Bauern sagten nein; der Mann sei schon da gewesen, als sie in's Wirthshaus gekommen seien, und habe gleich von der kaiserlichen Armee angefangen und dabei gesagt, daß sie vor vier Wochen im Lande sein und mit den Patrioten abrechnen werde.

Ich. Der Mensch treibt ein Geschäft, das jetzt seinen Mann reichlich ernährt. Es läuft mehr als einer dieser Art im Lande herum, sie bereden die Leute, es werde bald wieder alles im Alten sein. — Ihr müßt ihnen aber nicht glauben, liebe Leute, ihr habt es gehört, dieser Mensch hat keinen einzigen kaiserlichen Soldaten gesehen; er hatte gute Lust euch zu überreden, daß er eben geraden Wegs von der Armee herkomme; gegen mich durfte er es nicht wagen, weil er fürchtete, ich würde nachforschen und Fragen an ihn thun, die er nicht beantworten könnte; er fand also für besser, zu gestehen, er habe Alles, was er vorbrachte, von andern Leuten gehört.

Winter. Was wollen aber die Leute damit, daß sie die Nachricht vom Kaiser so geschäftig ausbreiten?

Ich. Das ist nicht schwer zu errathen. Es gibt eine Menge Leute, die mit dem gegenwärtigen Zustand der Dinge nicht zufrieden sind und Alles wieder im Alten sehen möchten. Die einen, weil sie die Nothwendigkeit der Revolution und ihre künftigen Vortheile nicht verstehen, die andern, weil sie durch die neue Gestalt der Dinge Vortheile verloren haben, die sie wirklich besaßen, oder noch zu besitzen hofften: zwischen diese Unzufriedenen stellt sich eine verächtliche, höchst gefährliche Art von Menschen, welche den letztern schmeicheln und sich zu Werkzeugen anbieten, um Alles wieder umzukehren, wofür sie denn einen großen Lohn zu erhalten hoffen.

Fluem. Ihr nennt das schlechte Leute, die der vor-

maligen Obrigkeit treu geblieben sind, und jetzt noch gern das Ihrige thäten, sie wieder in ihren vorigen Glanz und Herrlichkeit einzusetzen. Es war manches nicht wie es sein sollte, aber es kommt selten etwas Besseres nach.

Ich. Ohne Zweifel sind die einen davon schlechte Leute. Hört, Bürger Fluem; wenn ein Mensch über die neue Gestalt der Regierung klagt, und ihr sehet dabei, daß er wirklich durch die Veränderung etwas Wesentliches verloren hat, so könnt ihr denken, dem Menschen ist's nicht zu verargen, daß er seinen Verlust bedauert; wenn ein anderer klagt, weil er's nicht versteht und nicht einsieht, was wir waren und was wir sein sollen, und dabei mancherlei Besorgnisse äußert, die man ihm beigebracht hat, nun so denkt: er würde anders urtheilen und anders reden, wenn er besser unterrichtet wäre. Wenn aber einer klagt und murret, und über Alles, was geschieht, loszieht, und dieser hat durch die Revolution nichts verloren, und er wäre im Stande richtig zu beurtheilen, wenn er aufrichtig sein wollte, so könnt ihr sicher sein, er ist entweder ein taubsinniger, milzsüchtiger Tropf, der mit Allem auf Gottes Erdboden unzufrieden ist, oder ein niederträchtiger heuchlerischer Schurke, der sich von einer Partei, die er wieder im Besitz der Herrschaft zu sehen hofft, einen schönen Lohn verdienen will; aus dieser Art Leute wählt man die Herumschleicher, die von Dorf zu Dorf alle Arten böser Gerüchte ausstreuen, die Unwissenden an sich locken, um sie mit lügnerischen Vorspiegelungen gegen die dermalige gesetzliche Obrigkeit und Volkvorsteher einzunehmen, diese beim Volk verläumden, und am Ende den irregeführten erhitzten Köpfen die Hoffnung vormalen, daß Alles bald wieder in den vorigen Zustand zurückkehren werde.

Agent. Ja, das ist's; dergleichen Leute sind schon mehrere hieher gekommen.

Ich. Die Regierung fürchtet diese Menschen nicht sehr, sonst würde sie über alle ihre Schritte wachen, und sie, wo sie auf der That ertappt würden, beim Kopf nehmen lassen, und doch können diese betriegerische Buben viel Böses stiften. Sie waren es, welche das Volk in mehreren Dörfern der

Cantons Luzern, Aargau, Bern, Solothurn, Oberland, Linth und Sentis beredeten, sich dem Bürgereid zu widersetzen, sie waren es, welche dazu halfen, das Volk in Unterwalden in die wilde Wuth zu versetzen, in welcher es das Opfer seiner Verblendung und seines Starrsinns wurde; — die armen Leute! Pfaffen, alte Weiber und bezahlte Aufwiegler und Herumträger trüglicher Gerüchte haben sie ins Verderben geführt.

Auch ihnen erzählten diese Schurken von den kaiserlichen Armeen, die an den Grenzen stehen sollten, verhießen ihnen eine nahe Hülfe zur Aufrechthaltung der Religion, und brachten ihnen die Tollkühnheit bei, sich mit 1200 bis 1500 Mann ohne Zucht und Ordnung, einer Armee von mehr als 6000 geübter, sieggewohnter Franzosen zu widersetzen, die ihr Ländchen von allen Seiten eingeschlossen hatten.

Fluem. Aber was nicht geschehen ist, kann noch geschehen, der Kaiser ist den Unterwaldnern nicht zu Hülfe gekommen, aber er kommt vielleicht doch noch, wenn's einmal Zeit ist, um den neuen Regenten das Handwerk zu legen.

Ich. Wir haben eine Regierung, aber keine Regenten; alle die Männer, die jetzt dem Staat vorstehen, sind Beamte der Republik, die einen um die Geschäfte im Land und außer demselben zu verwalten, um Ruhe und Ordnung zu erhalten und dem Gesetze Gehorsam zu verschaffen; die andern, um Gesetze zu machen, und die dritten, um nach den Gesetzen zu richten. Das sind also unsere Beamten, die das Volk entweder durch sich selbst oder andere wählte, um sie nach ihrer kurzen Amtsführung wieder in den bürgerlichen Stand zurückkehren zu sehen, aus dem sie herausgehoben wurden.

Was ihr aber da sagtet, Bürger Fluem, der Kaiser könne doch noch kommen, so möchte ich doch wissen, woher ihr das habt, worauf ihr diese Erwartung gründet? Wenn der Kaiser kommt, so geschieht's darum, weil er mit der Veränderung, die bei uns vorging, nicht zufrieden ist; wenn das ist, so sagt mir doch, warum kam er den Bernern,

Freyburgern und Solothurnern nicht zu Hülfe, als ſie ſich dieſer Veränderung widerſetzten und den vorigen Zuſtand mit den Waffen vertheidigen wollten? Dieſe Regierungen haben doch ohne Zweifel den Kaiſer um Hülfe gebeten, ſie hätten ſeine Armeen mit Freuden aufgenommen, hätten ihre Waffen, ihr Geld, ihren Vorrath mit ihnen getheilt, hätten an ihrer Seite in den vortheilhafteſten Lagen gegen die Franzoſen gekämpft, lauter Umſtände, die den Kaiſer, wenn er mit den Franzoſen wegen der Veränderung in der Schweiz hätte Krieg führen wollen, nothwendig entſcheiden mußten, es damals oder nie zu thun; damals war ihm das Land offen, keine franzöſiſche Armee in demſelben, und ein Bundesgenoß, deſſen Kräfte nicht zu verachten waren, ſtand bereits unter den Waffen. Jetzt fände er von dem nichts, aber Schwierigkeiten genug, die ihn abhalten müſſen, an einen Einfall in die Schweiz zu denken.

Agent. Ja gewiß, ihr habt Recht. Was ſagt ihr dazu, Nachbar Fluem?

Blaumann. Ihr habt aber mit einem Schwur verſichert, es ſei wahr, was der fremde Burſch da ſagte; iſt's noch immer ſo? —

Fluem. Ja man weiß nicht immer, warum die großen Herren das oder dieſes thun; der Kaiſer mag im Hornung ſeine Urſachen gehabt haben, nicht in die Schweiz zu kommen, und vielleicht hat er ſie im Weinmonat oder Wintermonat nicht mehr.

Ich. Ihr habt Recht, die Umſtände ändern ſich von einem Tage zum andern; aber hier ändern ſie ſich gerade ſo, daß der Kaiſer immer weniger Luſt haben muß, eine Armee in die Schweiz zu ſenden. Das Hereinkommen wird alle Tage ſchwerer, und die Gründe, es nicht zu thun, werden alle Tage gewichtiger.

Zoller, der bis dahin, ohne ein Wort zu ſprechen, zugehört hatte, legte die Tabakspfeife auf den Tiſch, nahm ein Glas in die Hand und ſagte: Das mag ſein, und doch weiß ich nicht, ob ich es wünſchen ſollte oder nicht, daß der Kaiſer kommen möchte.

Ich. Die Franzosen würden sich widersetzen, nicht wahr, Hans Zoller?

Zoller. O ja, das erwarte ich.

Ich. Es würde also ein neuer Krieg entstehen, und da der Kaiser mehrere hundert tausend Soldaten hat, die ins Feld rücken können, und die Franzosen noch mehr als er, größtentheils kriegslustig, so würde der Krieg in Deutschland, in der Schweiz und in Italien losbrechen; und dieser Krieg würde höchst wahrscheinlich mit größter Anstrengung, mit gedoppelter Erbitterung geführt werden, würde also Ströme von Blut kosten, unaussprechlich viele Menschen würden höchst elend werden, und ihr, Nachbar Zoller, ihr stehet noch an, zu entscheiden, ob ihr wünschen möchtet, daß all dieses Elend von Neuem über die Menschen kommen möchte? — Nachbar Zoller, ihr geht fleißig zur Kirche, wollt für einen frommen Mann angesehen sein, und ein so unchristlicher, so abscheulicher Gedanke kann in euerer Seele liegen! Der ist ein Ungeheuer, der den Krieg und all den Jammer kennt, den der Krieg verursacht und doch mit kaltem Blut Krieg wünscht! Geht hin und seht das Unglück des Kriegs bei Solothurn, Freyburg und Bern, und all den Jammer in Unterwalden, und doch hat der Krieg dort nur fünf Tage, hier nur einen einzigen Tag gedauert, und ihr wolltet einen Krieg wünschen, der noch Jahre fortdauern und sich erst mit dem Untergang großer Länder endigen müßte?

Nachbar Zoller, denkt einmal an unsere Schweiz; ihr wolltet, daß der Kaiser in die Schweiz käme, also wünschtet ihr, daß der Krieg in der Schweiz geführt würde, also wolltet ihr, daß hier die kaiserlichen, dort die französischen Soldaten sich auf unsern Feldern, in unsern Bergen herumschlügen, daß dabei dieses Dorf angezündet, jenes andere verwüstet und ausgeplündert würde, daß bei den Brandschatzungen, Lieferungen, Erpressungen beider kriegenden Armeen das Land ganz und gar zu Grund ginge, daß Armuth, Blöße, Hunger, Noth und Elend das Loos der Einwoher des Schweizerlandes würde. Ihr eiltet zu Hülfe,

wenn's irgendwo brennte, und euer Herz blutete über das Wehklagen, das Heulen und Jammern der Unglücklichen, deren Häuser in Flammen stünden; und ihr wolltet hier im Wirthshause, hinter euerm Glas Wein euch bedenken, ob ihr lieber Krieg in der Schweiz wolltet, als den gegenwärtigen Zustand, einen Krieg zwischen Armeen, die uns durch ihre Zahl überschwemmen und auffressen, und durch ihre gegenseitige Erbitterung und ihre gereizte Wuth gänzlich aufreiben müßten? —

Die Wirthin, ihre Tochter, ein gutes sanftes Mädchen, und die Magd stand hinter mir und horchte mir zu, und das Mädchen schauerte, als ich vom Plündern der Häuser, vom Abbrennen der Dörfer sprach. Die Wirthin trat hinter den Hans Zoller, nahm ihn beim Arm, sah ihn steif ins Gesicht und sprach: Schämt euch, Nachbar Zoller, seid ihr nicht Vater von fünf unerzogenen Kindern, und jammern euch die Männer nicht, wenn sie so unglücklich werden sollten, als jetzt die Kinder in Unterwalden sind, die jetzt keine Eltern, keine Verwandten, keine Wohnung mehr haben? Man sagt, die Franzosen haben da viele Kinder getödtet.

Ich. Man sagt sehr viel, das nicht immer wahr ist, indessen mag hier mehr als ein Kind in den Flammen der Häuser erstickt, und mehr als eines von den Kugeln getroffen worden sein, als man sich von Haus zu Haus in den Dörfern herum schlug und die Unterwaldner sich wie Verzweifelte wehrten: aber das sagte man euch nicht, gute Frau, daß man manche französische Soldaten gesehen hat, die mit einem Kind auf den Armen aus den brennenden Häusern herauskamen und so die Kinder ihrer erbitterten Feinde mit ihrer eigenen Lebensgefahr aus den Flammen retteten.

Die Wirthin. Thaten sie das? Ich dachte die Franzosen tödten Weiber und Kinder, wenn sie in der Wuth sind.

Ich. Sie haben in Unterwalden viele Weiber getödtet, weil sie so rasend waren, sich lieber todtschlagen zu lassen, als ihre Waffen niederzulegen, die Franzosen

wollten diese Unglücklichen schonen, aber sie wollten nicht geschont sein.

Die Franzosen haben viele Kinder gerettet.

Die Bauern sagten: Ja das ist doch schön, wir hätten das von den Franzosen nicht gedacht!

Agent. Hast du es jetzt ausgemacht, Hans Zoller, ob du Krieg wünschen wolleſt oder nicht?

Zoller. Ich meinte nur so, wenn der Kaiser uns von den Franzosen erlöste; aber freilich, an den Krieg und das Elend, von dem ihr sprecht, habe ich nicht gedacht.

Ich. Also da liegt's, ihr möchtet der Franzosen los sein und wünschet darum die kaiserlichen Soldaten ins Land: wahrlich ein schöner Tausch! die Croaten, die Sereſſaner, die Panduren, die wolltet ihr lieber, als Franzosen. Geht doch in Deutschland und laßt euch erzählen, was das für Leute sind. Nachbar Zoller, ich muß wahrlich lachen, so wenig es mir bei euerer Verblendung, die ihr mit so manchem euerer Brüder theilt, um das Lachen zu thun ist, ich muß lachen, daß ihr die kaiserlichen Soldaten zu euch wünscht, um den Franzosen dafür los zu werden. Die Frikthaler denken nicht so, sie haben beide erfahren.

Zoller. Ja, ich meinte nur, sie sollten blos kommen und die Franzosen verjagen, und dann sollten sie auch wieder nach Hause gehen.

Agent. Ihr seid ein einfältiger Mensch, sie würden nicht gehen, bis sie uns ganz aufgezehrt hätten.

Ich. Und auch dann noch nicht; wenn wir das Unglück hätten, daß die kaiserlichen Truppen einmal als Sieger in unserm Lande säßen, so würde der Kaiser dasselbe für sich behalten, und wir würden seine Unterthanen werden, und seine Werber kämen dann unsere Mannschaft auszuheben, um sie gegen die Türken zu führen.

Fluem. Was sollen wir aber thun, um endlich unsrer französischen Einquartirung los zu werden?

Ich. Nichts ist leichter als das, ihr braucht nur ruhig zu sein, den Gesetzen zu gehorchen, den Beamten der Republik mit gehöriger Liebe und Achtung zu begegnen, kurz,

durch euer Betragen zu zeigen, daß ihr mit der gegenwärtigen Lage der Dinge zufrieden seid, so gebe ich euch mein Wort, die französische Armee wird in kurzer Zeit nach Hause kehren, und in drei Monaten sehen wir hier keinen französischen Soldaten mehr, bis wir sie selbst zu unserm Schutze herbeirufen.

Das wäre doch schön, sagten die Bauern, — und ich bezahlte mein Glas Wein und ging nach der Stadt zurück.

Ein Wort über die angetragene französische Werbung.

An Helvetiens Volk.

Edles, gutes helvetisches Volk!

Das schlangengleiche Schleichen der böswilligen Menschen, welche alle Uebel, die wir leiden, dadurch verdoppeln, daß sie selbige vor deinen Augen entstellen und dir ihre Ursachen falsch angeben, wird heute wieder Nahrung finden; man wird heute wieder Böses von deiner Obrigkeit und von Frankreich herumtragen und dein Herz von ihr und deinem neuen Bund abzuziehen suchen. Vaterland! Deine Feinde wollen lieber, daß du von der Erde vertilgt werdest und vor aller Welt in ein ewiges Nichts versinkest, als daß du in der neuen Ordnung der Dinge und auf die Weise, die jetzt die einzig mögliche ist, ein Volk bleibest, und frei und das werdest, was du in der alten Ordnung der Dinge nie hast werden können.

Vaterland! Der Fall, um dessentwillen neue Verleumdungen eintreten werden, ist dieser: Frankreich fordert jetzt freie Werbung zu bundesmäßiger Hülfe von dir, und ich eile, dich darin mit dem Begehren Frankreichs, ganz wie es ist, bekannt zu machen, damit du auf deiner Hut seiest und dich von Verleumdung nicht irre führen lassest; vor allem aber muß ich dir ins Gedächtniß zurückrufen, daß deine Obrigkeit dich noch vor wenig Wochen versicherte, daß Frankreich noch gar keine Hülfe von dir fordert. Das war damals noch ganz Wahrheit und deine Obrigkeit kann heute

vor der ganzen unparteiiſchen Welt dieſe Aeußerung wiederholen und nochmals dazu ſtehen, daß Frankreich damals dieſe Hülfe noch nicht von Helvetien forderte und die Bewaffnungsmaßregeln, die man damals genommen, nicht den entfernteſten Zweck hierfür hatten; da aber die Bosheit dieſe innere Bewaffnungsmaßregel entſtellte und feindliche Menſchen in allen Gegenden ausſprengten, die eingeſchriebenen Jünglinge würden ſogleich von den Franken abgeführt und an die Meeresküſte geliefert, ſo mußte deine Obrigkeit dich von der Unwahrheit dieſer aufwiegleriſchen und landesverrätheriſchen Lügen berichten. Zwar hat ſich die Lage der Dinge jetzt geändert, aber nicht, daß dieſe abſcheulichen Lügen zur Wahrheit geworden. Frankreich braucht gegen ſeine Verbündeten keine unrechtmäßige Gewalt und Helvetiens Volk iſt weder verrathen, noch verkauft; es würde ſich aber auch nicht verkaufen laſſen; wenn es heute ſich verrathen ſehen würde, ſo ſtünde es auf und würde unbezwungen eher zu Grunde gehen, als eines fremden Volkes mißbrauchter Knecht zu werden. Ja, Bürger, ſo viel Menſchen im Lande ſind, ſo viel Helden würden gegen den Verräther und gegen den Feind aufſtehen und eher morden und ſterben, als ſklaviſch länger leben. Gutes Helvetien, du trägſt heute ſo wenig als jemals ein Tyrannenjoch und dienſt heute ſo wenig als jemals einem Ueberwinder und Feind; aber du biſt eben auch kein verrücktes Weib, das jeder ſchandbaren Rede glaubt und ſeinem Bruder und Freund den Dolch in den Leib ſtößt, weil er bei ihr verleumdet worden. Und doch hören deine Feinde nicht auf, dich alſo zu behandeln und jeden Schritt der mit dir verbündeten Nation dahin zu gebrauchen, dich ſowohl mit ihr, als in deinem Innern mit dir ſelbſt zu entzweien. Gutes Volk, es braucht nur das, ſo biſt du nichts mehr; aber man ſoll von Männern nicht fürchten, daß ſie fliehen, und von dir ſoll ich nicht fürchten, daß du dich blind führen laſſeſt; nein, Bürger, ich ſoll von Helvetiens Volk nicht fürchten, daß es ſich von dem gegenwärtigen billigen Begehren Frankreichs irre führen laſſen werde. Helvetiens Volk! Das, was Frankreich von dir

will, ist an sich selbst für das, was du bist und leisten kannst, unbedeutend. Es erhöht deine innere Kraft, es stellt dein Ansehn im Ausland wieder her; es ist im Ganzen für deine Ehre und dein Wohl eine wünschbare Sache und in dem Verhältnisse, in dem du jetzt stehst, deine unwandelbare Pflicht.

Vaterland! Urtheile selbst, wie unbedeutend die Last dieser Wirkung im Ganzen für dich sein müsse. Du hast 360000 Aktiv-Bürger; berechne das Verhältniß von 18000 Mann gegen diese Summe und urtheile dann selber. Auch weißt du, wie leicht man bisher 36000 Mann für fremde Dienste rekrutirt hat. Frankreich begehrt jetzt keinen Mann mehr, als wir schon unter seinen Königen in seinem Reiche stehen hatten und ihm im Begehrungsfalle zu überlassen traktatmäßig schuldig waren. Und nun, Bürger, was man auch immer sagt, sind in den bevölkertsten Gegenden Helvetiens die Einwohner Frankreich und seiner großen Angelegenheit mit Wärme und Muth ergeben, und in diesen Gegenden wird der Anlaß mit Freuden ergriffen werden, der Freiheit und Frankreich zu dienen. Auch die Stockung unsrer Gewerbe wird eine Menge Bürger veranlassen, Ehre und Brot im Dienste zu suchen, die es sonst nicht darin suchen würde; und selber die zahlreichen Ueberläufer, die uns in allen Ecken aufstoßen, werden froh sein, sich bei uns vortheilhafter enrolliren zu lassen, als sie es sonst nirgends konnten. Also kann uns die Last dieser Werbung unmöglich schwer fallen; die Vortheile derselben können nicht anders, als groß sein. Bürger, es ist gewiß nichts Geringes, neben den Legionen, die von Buonaparte, von Jourdan und von Moreau gebildet, den Kriegsdienst zu lernen und im Heldenheer der Franken sich zum Dienst des Vaterlandes zu bilden. Söhne Helvetiens! das republikanische Frankreich hat unser kriegerisches Verdienst schon längst erkannt und belohnt. Unter den Wenigen, die mit ihnen für die Sache der Freiheit gestritten haben, haben sich mehrere die Achtung der Nation und hohen Rang erworben.

Was dürfen wir uns versprechen, wenn wir zu Tau-

ſenden uns an der Seite ihrer bewunderten Kunſt zur höchſten kriegeriſchen Vollendung erheben werden? Bürger, es iſt nicht, ob wir wollen, das Vaterland bedarf der Erneuerung unſerer kriegeriſchen Bildung. Wir haben einmal lange genug den Seiden- und Baumwollen-Magazinen den Vorrang vor den Zeughäuſern und dem Judenſpieß vor dem Degen geſtattet; es iſt Zeit, daß dieſes wieder einmal aufhöre. Bürger, wir haben bei Frankreichs Bund geſchworen, frei zu leben oder zu ſterben; und nun ruft uns die Pflicht und die Treue dieſes Bundes, den Weg der kriegeriſchen Ehre zu betreten. Aber was für ein Unterſchied wird es für euch ſein, Bürger, jetzt Frankreich zu dienen, gegen ehemals? Ihr tretet jetzt hin, die Sache der Telle und der Winkelriede gegen alle Geßler, die Sache der Völker gegen alle Unterdrücker, die Sache des alten, ewigen, göttlichen Rechtes gegen die Anmaßung der unrechtmäßigen Gewalt und der allgemeinen Menſchenverhöhnung zu vertheidigen. Ihr tretet jetzt hin, den Altar der Freiheit gegen den Götzendienſt der Sklaverei, die Sache des Lichtes gegen die der Finſterniß, die Sache der Kirchen und Schulen, der Vernunft und des Fleißes gegen die Barbarei, die Dummheit, Bettelei und das Elend zu vertheidigen.

Männer Helvetiens, die ihr jetzt in Frankreichs Dienſt oder vielmehr mit den Franken in den Dienſt des Vaterlandes und der Freiheit tretet, fühlet Eure Beſtimmung und Euern Werth; wiſſet, daß ihr einſt mehr waret, als die königlichen Franken, und ſeid heute, da Ihr neben die Sieger Euch hinſtellt, nicht minder als ſie.

Und, Bürger, noch einen einzigen Geſichtspunkt: Ihr geht jetzt nicht mehr als Herren und Knechte in Königsdienſt. Vergleichet die beiden Kapitulationen und freuet Euch, daß die Menſchenrechte in der letzten ſo heilig geſichert ſind, als die Herrenrechte in der erſten. Ihr ſeid als Soldaten jetzt alle gleiche Bürger. Die Geburt vermag gegen den Verdienſt nun nichts mehr.

Bürger, Ihr waret in der größten Erniedrigung die

besten Soldaten. Was werdet Ihr in der edlen freien Laufbahn einer auf bloßer Gerechtigkeit ruhenden Dienstordnung werden!

Jünglinge des Vaterlandes, freuet euch, als freie Männer der Sache der Menschheit zu dienen. Auch ist es noch nicht einmal entschieden, es ist nicht einmal wahrscheinlich, daß der Krieg ausbreche; die Könige werden es kaum wagen; aber wenn er ausbrechen sollte, dann, Bürger Helvetiens, ist Frankreichs Sieg Eure einzige Rettung; und wenn begegnen würde, was nicht möglich ist, wenn Frankreich unterliegen sollte, dann wäre unser Vaterland auf immer verloren; der halbe Theil unserer Einwohner hätte kein Brot mehr und all unser Eigenthum keinen Werth. Wird aber Frankreich siegen, wie es siegen wird, und wir hätten dann untreu und schwach an ihm gehandelt, so würde unser endliches Verderben auch in diesem Falle entschieden sein.

Bürger, Ihr gehet jetzt nicht mehr hin, das Blut für Könige zu verspritzen; und wenn Einer von Euch auf dem Felde der Ehre stirbt, so stirbt er nicht für den feilen Sold der Fürsten, er stirbt für sein Vaterland.

Bürger Helvetiens, mangelt heute dem Vaterlande nicht; wenn es je zu seiner Errettung Muth, Vereinigung und hohe Tugend bedürfte, so bedarf es ihrer heute; es steht jetzt in der Wage, nicht, ob wir glücklicher oder unglücklicher, sondern ob wir überhaupt sein oder nicht mehr sein werden, und wir sind es selbst, die über diese Frage den Ausschlag geben werden. Ja, Bürger, seit Jahrhunderten lag das Heil des Vaterlandes nicht in unserer Hand, wie es jetzt darin liegt, und wir dürfen es uns nicht verbergen: die Treue, die wir heute Frankreich und seinem Bund beweisen, wird wesentlich über unser Heil oder unser Verderben entscheiden.

Bürger, unsre Feinde werden Alles thun, um Euch von dem, was hierin des Vaterlandes Heil ist, abzuziehen; aber Ihr werdet Euer Vaterland in seiner mißlichen Stunde nicht aus Irrthum verlassen. Helvetiens Volk! Du wirst dein Vaterland retten; du wirst mit den Waffen zu Frankreich stehen, wie du mit Ehre und Eid zu ihm gestanden bist. —

Anſichten

über

die Gegenſtände,

auf welche

die Geſetzgebung Helvetiens

ihr Augenmerk vorzüglich zu richten hat.

1802.

Bonaparte sagt uns: „Ihr habt Euch drei Jahre lang gezankt, ohne Euch zu verstehen, und wenn man Euch noch drei Jahre lang Euch selbst überläßt, so werdet Ihr Euch noch drei Jahre lang morden, ohne Euch um ein Haar besser zu verstehen;“ — und es ist wahr, wir haben uns bisher nicht verstanden. Aber wir haben uns bisher auch nicht verstehen können, weil wir, anstatt uns mit Unschuld und Wahrheitsliebe auf das Wesen der Fundamente, auf welche wir das Wohl Helvetiens mit Sicherheit bauen können, hinzuwerfen, uns immer nur, und zwar leidenschaftlich und einseitig, bei der Frage verweilten: „Wer unter uns soll regieren? — und nach was für Formen sollen wir regiert werden?“

Endlich scheint der Augenblick gekommen zu sein, wo wir uns nicht mehr verhehlen können, daß die ernste Aufmerksamkeit auf das Erstere den Fechterstreichen für das Letztere immer hätte vorangehen sollen.

Ich gehe ohne Umschweife zur Sache.

Bürger Helvetiens! Wir bedürfen einer Gesetzgebung, die fest und unverwandt von dem Grundsatze ausgeht, daß Glück aller Staaten, folglich auch das unsrige, beruhe

erstens auf dem höchstmöglichen Ertrag unsres Grundes und Bodens und unsrer Industrie;

zweitens auf einem hohen Grad von Vernunft, Menschenfreundlichkeit und Wohlwollen in der Benutzung und Anwendung dieses Ertrages; und endlich

drittens auf einem ebenso hohen Grad innerer und äußerer Sicherheit des Besitzes und des Genusses.

Da nun aber ein hoher Grad des Ertrags des Landes und der Industrie so wenig, als ein hoher Grad der Vernunft,

des Wohlwollens und der Menſchenfreundlichkeit im Gebrauche des Eigenthums ohne eine, dieſem Zweck angemeſſene Volksbildung denkbar iſt; da ferner die Sicherheit des Eigenthums Polizeieinrichtungen, Gerechtigkeitspflege und Militäranſtalten vorausſetzt; und da endlich alle dieſe Mittel der öffentlichen Glückſeligkeit nur durch ein mit ihnen übereinſtimmendes Finanzſyſtem erzielt werden können: ſo iſt offenbar, daß unſre Geſetzgebung ihr Augenmerk vorzüglich auf folgende vier Hauptgeſichtspunkte zu werfen habe:

1. auf eine zweckmäßige Volksbildung;
2. auf eine gute Polizei- und Gerechtigkeitspflege;
3. auf gute Militäranſtalten und
4. auf ein zweckmäßiges Finanzſyſtem.

I. Volksbildung.

Sie theilt ſich in Elementarbildung, Berufsbildung und ſittliche Bildung.

Die Elementarbildung umfaßt die Mittel, welche geeignet ſind, die allgemeinen Grundlagen des Körpers, des Geiſtes und des Herzens in ihren erſten Keimen aufzuwecken, ohne deren allgemeine und kraftvolle Belebung weder bürgerliche noch ſittliche Bildung denkbar, mit andern Worten, ohne welche es unmöglich iſt, dem Menſchen die Denkkraft und die Fertigkeiten zuzueignen, die zu Erzielung eines hohen Abtrags des Feldbaues und der Induſtrie, — und die Menſchenfreundlichkeit und das Wohlwollen, welche zu einer weiſen Benutzung des Ertrags aller Berufe, des Eigenthums, weſentlich nothwendig ſind.

Die Berufsbildung umfaßt diejenigen Mittel, welche geeignet ſind, die allgemeinen Fertigkeiten des Körpers und des Geiſtes, die durch eine gute Elementarführung erweckt und belebt worden ſind, durch äußere Anwendung zu ſtärken, zu erweitern und mit den beſondern Eigenheiten der Berufs- und Standesbedürfniſſe der einzelnen Menſchen in Uebereinſtimmung zu bringen.

Die ſittliche Bildung umfaßt diejenigen Mittel, welche

geeignet sind, die Anlagen unsres Herzens zur Menschenfreundlichkeit und zum Wohlwollen, die durch eine gute Elementarbildung erweckt und belebt worden sind, zu stärken und zu erweitern; sie umfaßt vorzüglich diejenigen Mittel, welche wir bedürfen, unser Geschlecht zur Menschenfreundlichkeit und zum Wohlwollen in dem Gebrauche seines Rechts und seines Eigenthums, oder in der Benutzung der Resultate seiner bürgerlichen Bildung und seiner bürgerlichen Stellung zu erheben.

Offenbar ist die Volksbildung gut, insoweit sie diesen drei Gesichtspunkten entspricht, und schlecht, insoweit sie es nicht thut.

Und nun fragt es sich: Welche Umstände und Lagen, die in Helvetien Bestand haben, sind der Elementarbildung, der Berufsbildung, der sittlichen Bildung unsrer Nation vortheilhaft, und welche sind ihr nachtheilig und ungünstig?

Elementarbildung.

Das Wesen derselben beruht auf dem Einfluß der durch häusliche Unverdorbenheit erhaltenen, instinktartigen Neigung des Vaters und der Mutter, ihr Kind dem Körper und dem Geiste nach aufzuwecken und zu beleben. Diese Neigung muß

erstens durch Reihenfolgen von Kunstmitteln unterstützt und geleitet worden, welche die Eltern in den Stand setzen, in der Entwickelung der Anlagen des Körpers, des Geistes und des Herzens ihrer Kinder den Gang der Natur auf die einfachste, sicherste und vollständigste Art festzuhalten, zu berichtigen und zu beschleunigen.

Sie muß zweitens durch Schulanstalten unterstützt werden, welche, indem sie mit der Unverdorbenheit dieses häuslichen Einflusses nicht im Widerspruche stehen, die Folgen desselben in allen drei Gesichtspunkten erweitern und stärken.

Die hierfür günstigen Umstände beschränken sich in Helvetien fast einzig auf die, im Nationalgeist noch nicht völlig ausgelöschene häusliche Unverdorbenheit, deren Einfluß auf die Bildung einzelner Kinder, unabhängend von der Schulbildung, wirkt; aber insofern dieser Einfluß auf Reihenfolgen

von Kunſtmitteln, wie wir ſie oben beſtimmt haben, und auf Schulanſtalten, die mit denſelben übereinſtimmen, gebaut werden ſollten, ſind die Umſtände in Helvetien beinahe ſo ungünſtig, als ſie nur immer ſein können.

Die Maſſe der helvetiſchen Eltern hat für die intenſive Entwickelung der menſchlichen Kräfte und für die Kunſt, dieſelben durch den Unterricht unter ſich ſelbſt in Harmonie zu bringen, gar nichts gelernt; im Gegentheil, die beſtehenden Schuleinrichtungen haben offenbar ſelbſt auf die Schwächung, Verwirrung und Zerſtörung der Naturkräfte, die hierfür hätten entwickelt und in Uebereinſtimmung gebracht werden ſollen, hingewirkt und die Sachen dahin gebracht, daß die große Mehrzahl auch der gebildetſten helvetiſchen Eltern diesfalls mit ihren Kindern gar nichts vorzunehmen wiſſen, und ſelbſt der Wille hierzu, ſo ſehr er ihrem Herzen theuer wäre, wegen Mangel an Handbietung und an Mitteln ungenutzt in ihnen erſterben muß. Und dieſe Schuleinrichtungen, die das lebende Geſchlecht zur Erfüllung ſeiner erſten Pflicht ſo untüchtig machen, beſtehen noch.

Beinahe allenthalben iſt dieſen Anſtalten der Zweck, die Nation durch allgemeine, kraftvolle und harmoniſche Entwickelung ihrer Anlagen zur höchſtmöglichen Selbſtſtändigkeit zu erheben, fremd. Der Troß unſerer niedern Schuleinrichtungen ſcheint wie dazu gemacht, den Menſchen an Leib und Seele in allem dem zu verkrüppeln, was hehr und ſchlank und hoch in ihm gebildet werden ſollte. — An einigen Orten herrſcht ein ſansculottiſches Aufwachſen verwilderter Kräfte ohne Leitung; an andern Orten genirt die Zuchthausſtrafe den gepferkten Verbrecher weniger, als die Schule das liebliche Kind, das der Liebe ſeiner Mutter entriſſen in die Hände eines ſauertöpfiſchen ABC-Flegels hingeworfen wird. Und was auch bei den beſten dieſer Einrichtungen herauskommt und ein Erſatz dieſes innern Verderbens der Menſchennatur ſein ſollte, iſt ein Wechſelverkehr von Münzſorten, deren Werth dem Ausgeber und dem Einnehmer gleich unbekannt iſt. — Doch ich ſchweige; man hat geſehen,

man hat unſer Volk geſehen! Was brauchen wir weiter Zeugen?

Dennoch aber haben unſre daherigen Erfahrungen uns nicht zu einer hohen gemeinſamen Kraft, dieſen erſten Urſachen unſres Verderbens entgegen zu wirken emporgehoben, ſondern vielmehr eine Menge geiſtlicher und weltlicher Schulvorſteher in eine ſo böſe Laune gebracht, daß ſie jetzt Grundſätze und Handlungsweiſen in Rückſicht auf den Haus- und Schulunterricht in Umlauf bringen, welche geradezu dahin führen, die Urſachen der Schlechtheit und Unwürdigkeit unſres Volkes in alle Ewigkeit zu erhalten und die weſentlichen und einzigen Mittel, welche möglich ſind, unſer Volk aus dieſem Verderben zu retten, als irrig und unthunlich zu verwerfen und außer Cours zu ſetzen.

Wenn indeſſen dieſe Umſtände der großen Mehrheit der Obern im Lande über die Mittel der wahren Volksbildung mehr als je die Augen verblendet haben, ſo haben hingegen eben dieſe Umſtände der großen Mehrheit des Volks dieſelben über das Bedürfniß beſſrer Bildungsanſtalten mehr als je geöffnet und zugleich eine Menge redlicher Schulmeiſter ſehr gut vorbereitet und in die beſte Stimmung gebracht, jede pſychologiſche Handbietung mit offnen Armen anzunehmen. Ich möchte bald ſagen, ſowie ich auf dem Gipfel der Bäume viele Aepfel faulend zu Grunde gehen ſehe, ſo ſehe ich an den unterſten Aeſten viele ihrer Reifung ſich nähern. — Sie werden reifen! — Große neue Verſuche über das Weſen der Elementarbildung zur harmoniſchen Entwickelung der menſchlichen Kräfte kommen beim lebendig gewordenen Volkswillen über dieſen Gegenſtand dem Vaterlande äußerſt gelegen.

Berufsbildung.

Dieſe iſt hinwieder in jedem Falle nur inſoweit gut, als ſie auf das Daſein einer die menſchlichen Kräfte allgemein umfaſſenden Elementarbildung gebaut iſt, und die allgemeinen Fertigkeiten des Körpers und des Geiſtes, welche durch eine ſolche Führung entwickelt worden ſind, ſtärkt, erweitert und mit den beſondern Eigenheiten der Berufs-

und Standesbedürfniſſe im einzelnen Menſchen in Uebereinſtimmung bringt. Da nun aber das Glück aller Staaten in Rückſicht auf ihren Erwerb von dem Ertrag des Feldbaues und der Induſtrie abhängt und die große Mehrheit der Einwohner ſich in Menſchen, die den Landbau, und in ſolche, die irgend einen Zweig der Induſtrie treiben, abtheilt, ſo theilt ſich auch das Bedürfniß der Berufsbildungsanſtalten der helvetiſchen Bürger

1. in Anſtalten zur Bildung für den Feldbau, und
2. in Anſtalten für die Bildung zu der Induſtrie und zur Handlung ab.

Wir haben alſo zu unterſuchen, einerſeits, was für Umſtände und Lagen in Helvetien der höchſten Aeufnung des Landbaues und der Induſtrie ſelbſt günſtig oder ungünſtig ſeien; andrerſeits, was der allgemeinen Ausbildung zu dieſen beiden Zwecken günſtig oder ungünſtig ſei.

Als für den Zweck, den *höchſtmöglichen Ertrag des Feldbaues* zu erzielen und für die Bildung des Volks zu demſelben *günſtige* Umſtände können vorzüglich angeſehen werden

a) die äußerſte Verſchiedenheit des Grundes und Bodens, der zu allen Arten von Landbau tauglich iſt, folglich der Nation den unbedingteſten Spielraum gibt, alle Arten deſſelben in ihren verſchiedenſten Zweigen zu erforſchen und zu betreiben;

b) beinahe alle dieſe Zweige ſind hier und da auf einen ſehr hohen Grad von Vollkommenheit gebracht;

c) in verſchiedenen Gegenden macht der Reichthum der Einwohner es ihnen möglich, außerordentliche und anhaltende Vorſchüſſe für die Aeufnung des Feldbaues zu verwenden, und eine weit verbreitete Liebhaberei für Landverbeſſerungen gibt der Thätigkeit für dieſen Zweck an vielen Orten weit ausgedehnten Reiz.

d) An vielen Orten, ſelbſt da, wo der Boden mittelmäßig und ſchlecht iſt, zwingt der außerordentliche, ich möchte ſagen, unnatürliche Preis der Güter Reiche und Arme, um

des Zinses willen alles Mögliche zu thun, um ihren Abtrag mit dem Kapitalwerth in Verhältniß bringen zu können.

e) Ebenso setzt an vielen Orten die äußerste Verstückelung der Güter und an einigen, ich möchte sagen, ein eigentlicher Mangel an Grund und Boden die Eigenthümer dieser kleinen Abtheilungen in die Lage und Nothwendigkeit, auf dieselben einen Fleiß und eine Kunst zu verwenden, die am Ende den höchsten Ertrag derselben unumgänglich zur Folge haben muß.

f) Zu diesen, den Feldbau und die Bildung zu demselben begünstigenden Umständen kommt noch ein außerordentlicher Nationalfleiß in den kultivirtesten Gegenden.

Es ist in denselben dem Bauer fast keine Arbeit zu viel; der Greis am Stabe und das Kind, wenn es aus der Schule kommt, sind mit den verschiedenartigsten Theilen seines Gewerbes beschäftigt.

Auf der andern Seite sind als Hindernisse für den Zweck des höchstmöglichen Ertrags des Feldbaues in Helvetien und der Bildung des Volks zu demselben folgende Umstände anzusehen:

a) Das Dasein von ganzen Gegenden, wo die Einwohner, wenn sie es auch darauf anlegten, nicht machen könnten, daß ihr Grund und Boden weniger abtrüge, als er wirklich abträgt, Gegenden, wo die Einwohner bis an die Thüren der Hütten nur das und nur so viel wachsen lassen, als daselbst wachsen würde, wenn auch keine Hütte da wäre.

Hier und da findet dieser Umstand zwar in einem zweiten Hinderniſse unsres Feldbaues seine Entschuldigung, nämlich

b) darin, daß die physische Lage der höhern Gebirge und der mehr an sie grenzenden Gegenden an sich selbst zum Feldbau nicht vortheilhaft ist, und dann vergüten einige dieser Gegenden, insonderheit in den reformirten Kantonen dem Vaterlande den Nachtheil, der durch ihre Lage erzeugt wird, durch ihre Industrie genugsam, andere aber, besonders katholische Gegenden, die in dieser Lage sind, zeigen in Rücksicht auf die neuere Industrie eben die Trägheit, die sie für den Feldbau von ihren Vätern geerbt haben.

c) Die noch in einigen Gegenden herrſchende Unempfänglichkeit für Alles, was vom Schlendrian des Vaters und Großvaters abweicht.

d) Die hier und da in der Schweiz beſtehende Unvertheilbarkeit großer Höfe, inſonderheit in ärmeren Gegenden und in Händen verſchuldeter Bauern.

e) Die bis zur Revolution obgewaltete Schwierigkeit, Gemeinweiden zu vertheilen.

f) Die unverhältnißmäßige Feudalbelaſtung von Gütern, die, indem ſie dahin wirkt, daß dieſe Güter den Zins ihres Kapitalwerthes und die Taglöhner und Vorſchüler, die ihre gute Anbahnung fordern, kaum abtragen, ihren Eigenthümer von der höhern Anſtrengung im Feldbau zurückſchrecken, und inſonderheit den größern Landeigenthümer nicht blos von den koſtſpieligen Anſtalten, welche die abträglicheren Pflanzungen erfordern, abhalten, ſondern ihn auch noch zu einer dem Kornbau immer nachtheiliger werdenden Ausdehnung ſeines Wieſenbaues hinlocken. — Beſonders ſind hierher zu rechnen Zehnten und Bodenzinsanſprüche ſogar von ſolchem Lande, das urbar gemacht werden muß, und ehe es dieſes war, keine Art von Abgaben ſchuldig war, noch jemals entrichtete.

g) Die Erniedrigung des landwirthſchaftlichen Standes an ſich ſelbſt, die, beſonders ſeit der Revolution, immer mehr zunehmende Mode, den Namen Bauer als eine Art Schimpfnamen zu gebrauchen; und der gänzliche Mangel von Anſtalten, welche die Kenntniſſe und Ehrenfeſtigkeit dieſes Standes allgemein gründen und ſichern könnten.

h) Der Verdienſt verſchiedener Zweige des Baumwollengewerbes, der, inſonderheit in guten Zeiten, den Verdienſt der Landarbeit weit überſteigt und durch ſeine Leichtigkeit das Volk von der ſchweren Landarbeit zurückhält, welcher Umſtand dadurch wichtig wird, daß Helvetien bei einer Geldquelle, die ſo weit gegriffen, bis jetz öffentlich und allgemein noch nichts gethan hat, den Geiſt der Induſtrie mit dem Intereſſe des Feldbaues allgemein und kraftvoll zu vereinigen und beide zu der Ehrenfeſtigkeit, Ordnung und

Sittlichkeit zu erheben, die ihrem Abtrag für das Nationalwohl allein einen wahren Werth geben kann.

i) Endlich fällt dem tiefern Beobachter unſres landwirthſchaftlichen Zuſtandes als das vorzüglichſte aller Hinderniſſe, oder vielmehr als die Quelle aller übrigen der Umſtand in die Augen, daß von Staatswegen für die Erhöhung der Kräfte und die Ausdehnung der Kenntniſſe, Vortheile und Fertigkeiten des Landbaues ganz und gar nichts gethan iſt.

Was dießfalls im Lande da iſt, iſt ganz und gar nicht die Folge der Sorgfalt irgend einer Regierung, ſondern eine Folge der Selbſtthätigkeit der Nation und vorzüglich der Noth und der ökonomiſchen Beſchränkung, die dieſe Selbſtthätigkeit erzeugt, befördert und zu allen Zeiten verſchiedne Edle im Lande bewogen hat, das, was von Obrigkeitswegen verſäumt worden, durch Privatanſtrengung und Privataufopferungen nach ihren Kräften mehr oder minder nachzuholen.

Schon lange, und vorzüglich ſeit den ſchönen Tagen, in denen ſich viele patriotiſche Berner, Zürcher und Basler, und unter ihnen Tſchiffeli und Kleinjogg ſo vorzüglich auszeichneten, ſeit dieſer Zeit haben eine ſehr große Anzahl kluger und unkluger, vorſichtiger und unvorſichtiger Menſchen mit großen Aufopferungen in allen Fächern der Landeskultur Verſuche gemacht, die den jetzigen höhern Zuſtand unſrer Landeskultur veranlaßten; und gegenwärtig arbeitet in unſerer Mitte ein edler Mann an der Ausführung eines ausgedehnten Ideals, dem ärmern Landvolke in ſeiner Bildung zum Feldbau Wege zur Selbſtſtändigkeit und zu Lebensgenüſſen zu zeigen, die es bisher nicht kannte.

Als Umſtände, die unſerer Induſtrie und der Bildung zu derſelben günſtig ſind, können angeſehen werden

a) die Natur unſres Bodens in Rückſicht auf inländiſche Produkte;

b) die Lage Helvetiens zwiſchen Italien, Frankreich und Deutſchland;

c) ein beinahe allgemein im Land verbreiteter Erfindungsgeiſt;

d) der Nationalfleiß, der in verſchiedenen Gegenden der Schweiz außerordentlich iſt;

e) große, in ganzen Diſtrikten verbreitete Erwerbsfertigkeiten, deren Daſein die Betreibung verſchiedener Arten der Induſtrie ſehr erleichtert, und ebenſo große durch unſre Sparſamkeit zuſammengelegte, ſeit Jahrhunderten in der Hand der Induſtrie liegende Capitalien;

f) der wohlfeile Preis, in welchem unſre Induſtrieartikel verarbeitet werden, und die Leichtigkeit, mit welcher unſer Volk von einem gewohnten Artikel zu einem neuen und ungewohnten übergeht.

g) Hierzu kommt noch, wenigſtens bis auf das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts, die Seltenheit des eigentlichen Großreichthums und die vielſeitige Verbreitung eines ſoliden, mittlern Wohlſtandes in allen Ständen.

Speciell begünſtigen die Induſtrie: das Daſein mehrerer unſre Induſtrie durch Lage, Reichthum, Kenntniſſe, Fertigkeiten und äußere Verhältniſſe ſolid unterſtützenden Handelsſtädte und Fabrikdiſtrikte.

Individualiter begünſtigt unſre Induſtrie: die Solidität vieler einzelner Handels- und Gewerbshäuſer in verſchiedenen Gegenden des Landes.

Die Hinderniſſe hingegen, die in Helvetien dem höchſten Ertrag der Induſtrie und der höchſten Bildung des Volkes zu derſelben im Wege ſtehen, ſind hinwieder mit denen, welche dem höchſten Ertrag des Landes im Wege ſtehen, die nämlichen:

a) Es ſind in unſerer Mitte ganze Kantone, ganze Gegenden, die eigentlich dafür organiſirt erſcheinen und ſich wirklich berechtigt und privilegirt glauben, ohne alle Einſichten, ohne alle jene Anſtrengung zu bleiben, durch welche es allein möglich iſt, die Fertigkeiten der Induſtrie und der Handlung, ſowie die Vorſchüſſe, die ihre Betreibung erfordert, zur Hand zu bringen; ebenſo ſind ganze Städte und Gemeinden, die durch Anſprüche an Souveränitätsrechte und

daher fließende erbliche Regierungseinkünfte die ganze Masse ihrer Bürgerschaften, oder wenigstens ihrer vorzüglichsten Geschlechter außer alles Interesse setzen, sich den Mühseligkeiten der Anstrengung zu unterwerfen, durch welche die Kenntnisse und Fertigkeiten, die das Treiben jeder Berufsart voraussetzt, allein erworben werden. Noch sind andere Städte und Gemeinden, die zwar nicht solche Regierungsansprüche (ansprachen, sagt P.) machen, aber hingegen durch unverhältnißmäßig große und übel verwaltete Gemeindegüter, sowie durch ihre Rathhaus-Stadtdienste und Spitalgenüsse so sehr an Leib und Seele verschrumpft aufwachsen und so außer allen Takt und außer allen Bonsens einer zur bürgerlichen Brauchbarkeit und zu einer bürgerlichen Verdienstfähigkeit führenden Lebensweise herausgeworfen werden, daß ihnen beinahe alle Hoffnung verloren gehen muß, sie in dieser Rücksicht je im Großen und Allgemeinen brauchbar bilden zu können.

b) Ein in Helvetien weit und breit verbreiteter, engherziger, civistisch-egoistischer Handwerks-Innungs- und Zunftgeist, verbunden mit einer der Größe und Allgemeinheit der Industrie höchst schädlichen, beinahe allgemeinen Neigung zu ausschließlichen Privilegien.

c) Ein großer, fast gänzlicher Mangel an öffentlichen und besondern Anstalten, um die im Nationalcharakter liegenden vielseitigen Vorzüge des Volks durch angemessenen Unterricht allgemein und gut zu benutzen, im Gegentheil ein sich immer mehr verbreitender Wahn: Bildungsanstalten, die so weit gehen, als der Punkt der Industrie, auf dem wir stehen, es wirklich erfordert, seien dem Volke nicht anständig, nicht wahrhaft nützlich und sogar bei ihm unmöglich. Man erklärt also für unmöglich, was man dem Volke nicht gönnt, und für unanständig, was man an ihm beneidet. Unsre Engherzigkeit und unsre Leidenschaften erzeugten in uns ein namenloses ärgerliches Vergessen, das Alles, was dem Vaterlande nothwendig, anständig und nützlich ist, auch dem ärmsten Mann im Lande anständig, nützlich und nothwendig sein muß. Dank der Menschen-

natur, daß sie sich in keinem Fall so weit zurückstellen läßt, als die Einseitigkeit, die Leidenschaft und die Dummheit unsrer Engherzigkeit sie zurückstellen wollte!

Sittliche Bildung.

Diese ist ebenfalls immer nur insoweit gut, als sie auf psychologische Mittel gebaut wird, welche die Anlagen der Menschennatur zur Veredlung seiner selbst und vorzüglich die Anlagen des Herzens zur Menschenfreundlichkeit und zum Wohlwollen, die durch eine gute Elementarführung erweckt und belebt worden sind, stärken und erweitern. Sie ist nur insoweit gut, als sie auf psychologische Mittel gebaut ist, unser Geschlecht zur Freundlichkeit und zum Wohlwollen im Gebrauch seines Rechts und seines Eigenthums, oder in der Benutzung der Resultate seiner bürgerlichen Bildung empor zu heben. Sie ist in jedem Falle schlecht, wo sie dies nicht thut.

Als Umstände, die in Helvetien dem Endzwecke der sittlichen Bildung vorzüglich günstig sind, rechne ich

a) eine Art uns angeborner Gutmüthigkeit oder ein sinnliches Wohlwollen, das im Nationalcharakter, ich möchte sagen, fast unauslöschlich ist;

b) eine mit dieser Gutmüthigkeit zusammenhängende Anhänglichkeit an Haus, Hof, Heimath, Vaterland, alte Uebung und altes Recht, und eine mit dieser Anhänglichkeit ebenfalls verbundene, ebenso starke Abneigung, ich möchte sagen, Unempfänglichkeit für Alles, was das behagliche Gefühl dieser Anhänglichkeit auch nur von ferne stört;

c) eine von dem wahren Guten, das diese Anhänglichkeit an Haus, Vaterland, Freiheit und Frömmigkeit wirklich hatte, noch herstammende Achtung für den braven Mann im Lande, und eine ziemlich laute und allgemeine Verachtung für den schlechten;

d) der noch tief in dem Geiste vieler Eltern, Lehrer, Prediger und Vorgesetzten eingeprägte, gute und thätige Wille, ihre Kinder, Schüler, Pfarr- und Gemeinde-Angehörigen durch alle öffentlichen und Privatmittel, die in ihrer

Hand sind, gutmüthig, wohlwollend und menschenfreundlich zu bilden und zu erhalten;

e) sehr viele in Helvetien verbreitete Versorgungs- und Erziehungsanstalten für Arme, die, mit großen Fonds begabt, dem Endzwecke, das Glück der Nation durch Menschenfreundlichkeit und Wohlwollen sicher zu stellen und zu vergrößern, sehr beförderlich sein könnten, verbunden mit einer fortdauernden Nationalbereitwilligkeit, dem Vaterlande von dieser Seite mit seltenen Aufopferungen forthin an die Hand zu gehen;

f) feste Anhänglichkeit der Volksmasse an die christliche Religion und an die besondern Lehren der betreffenden Kirche, und eine mit dieser Glaubensneigung verbundene Anhänglichkeit an jeden Priester, der auch nur von ferne Menschenfreundlichkeit und Wohlwollen als das Fundament seiner Stellung anerkennt.

Als Umstände hingegen, die der Erzielung des Endzwecks der sittlichen Bildung in Helvetien im Wege stehen, sind anzusehen:

a) ein totaler Mangel an Kunstmitteln zum häuslichen Gebrauche sowohl, als an einer der instinktartigen Neigung der Eltern nachhelfenden Schulführung zu einer allgemeinen Entwickelung der Anlagen des Herzens zur Menschenfreundlichkeit und zum Wohlwollen;

b) ein ebenso großer Mangel an Nationalanstalten, unser Volk im Gebrauch des Eigenthums und des Rechtes fest und stark, wenigstens auch nur an die Ueberreste und die Bruchstücke der Menschenfreundlichkeit und des Wohlwollens zu ketten, welche die sich selbst überlassene Natur beim Mangel öffentlicher Hilfsmittel zu ihrer allgemeinen Belebung einzeln in uns entwickelt;

c) immer größer werdende Verirrungen in den bürgerlichen und religiösen Mitteln, unsere angeborene Gutmüthigkeit vernünftig und stark zu erhalten, und ein damit verbundenes namenloses Steigen der vielseitigsten, unwürdigsten Kniffe, die immer dümmer und schwächer werdende Gutmüthigkeit zu mißbrauchen;

d) immer mehr ſteigende, allgemeine Entwürdigung und Verſchlechterung der bürgerlichen und religiöſen Gegenſtände, an welche unſre National-Anhänglichkeit gekettet iſt, und ebenſo ein damit verbundenes namenloſes Steigen der vielſeitigſten und unwürdigſten Kniffe, die Maſſe der Menſchen in ihren dießfälligen Anhänglichkeiten immer mehr zu verwirren und ſie zu Gunſten ſelbſtſüchtiger Menſchen und Stände das tiefe Verderben eines Zuſtandes, das ſie nicht kennen, als das Fundament der Glückſeligkeit ihrer Väter, das ſie hinwieder ebenſo wenig kennen, anſehen zu machen;

e) Vermiſchung der alten Achtung für den braven Mann im Lande mit blind ergebener Dienſtgefliſſenheit für den Mann am Platz, und Umkehrung der Verachtung des ſchlechten Mannes in ſchnöde Hintanſetzung eines jeden, der keinen Arm hat;

f) das Unglück, daß Leidenſchaften und Eifer die Blindheit unſrer Anhänglichkeit an das Verderben unſerer Einrichtungen in dem Grade ſtärken, als ſie uns zu den Mitteln, uns ſelbſt durch weiſe Menſchenfreundlichkeit und allgemeines Wohlwollen wieder zu helfen, mit jedem Tag unfähiger machen; das Unglück, daß dieſe Leidenſchaften uns dahin gebracht haben, über die Mittel, häusliches Glück, Rechtlichkeit, Vaterlands-Anhänglichkeit, Zuverläſſigkeit, Treue und Glauben und gute Sitten in der Nation zu verbreiten, allen Takt zu verlieren und tiefſchurkiſch zu werden, indem wir uns rein altväteriſch zu erhalten wähnen;

g) der immer ſtärker werdende Widerſpruch aller öffentlichen Einrichtungen gegen das erſte Geſetz der Sittlichkeit, die Anlagen des Herzens zur Menſchenfreundlichkeit und zum Wohlwollen zu erhalten, zu ſtärken und zu erweitern;

h) das ebenſo ſich immer mehr ausbreitende Unglück, in ſeiner bürgerlichen Bildung und in ſeiner bürgerlichen Stellung, im geiſt- und weltlichen Stande ſelbſt den ſtärkſten Reiz zu finden, in den Anſprüchen ſeines Rechtes und im Gebrauche ſeines Eigenthums ſich je länger, je mehr von den reinen Grundſätzen der Menſchenfreundlichkeit und des Wohlwollens zu entfernen.

Da siehst du zahllose Fonds, die edle Menschen in Stunden ihrer Wehmuth, in Stunden heiliger Begeisterung, in Stunden eines tiefen Jammers über das Elend in der Welt, in Stunden des hohen Schmerzes und der seelerhebenden Reue über den Verlust ihrer Tage und im feierlichen Hinscheiden von dieser Erde, zum Trost der Armen gestiftet haben, — in Händen von Pflegern, deren Lebensgenüsse in dem Grad steigen, als sie die Armen kränken und übel halten, und allgemein dahin wirken, Menschenfreundlichkeit, Wohlwollen und Veredlung im Elenden selbst mehr auszulöschen, als der höchste Druck der heiligen Armuth sie je in ihnen hätte auslöschen können.

Dort siehst du in der Rechtspflege Grundsätze aufstellen, die das wohlwollende und menschenfreundliche Beieinanderwohnen der Bürger mit der höchsten Kunst des Rechtes untergraben und die Rechtspflege selbst auf einen Fuß setzen, daß Unschuld und Armuth durch sie auf das Höchste verwirrt werden und böse Verfänglichkeit, List und Gewalt offenen Spielraum finden.

Ebenso werden die Finanzen organisirt und betrieben, als wenn es darauf abgesehen wäre, allen Sinn für Rechtlichkeit und Billigkeit, der allein Wohlwollen und Menschenfreundlichkeit im Nationalgeist erhalten könnte, für die Ewigkeit auszulöschen und zu vertilgen. — Wer da hat, dem wird gegeben, und wer nicht hat, von dem wird auch noch das, was er hat, genommen!

Doch was soll ich sagen? Selbst das erste Fundament der Sittlichkeit, die Religion, hat ihr heiliges Salz in unsrer Mitte verloren; sie ist jetzt in unsrer Mitte nichts weniger, als rein und einfach; die hohe Gewährleisterin der innern Veredlung unsrer selbst und des mit dieser Veredlung so wesentlich verbundenen menschenfreundlichen Wohlwollens ist in unsrer Mitte zur elenden Formlehre versunken; das große Mittel, durch sie etwas auszurichten, ist Wortkrämerei; die Elementarbildung zur Sittlichkeit, die Elementar-Entwickelung der edlern Gefühle unsres Herzens mangelt uns ganz, und das Wortgepränge, das diese Lücken ausfüllen

ſollte, wirkt dahin, ſelbſt das Gefühl des Weſens und des Bedürfniſſes jener Gefühle in uns auszulöſchen. Auch die Bildung unſrer Geiſtlichen iſt nur harte Formbildung und einſeitige Wiſſenſchaftsbildung, die meiſtens nur um Meinungen, die ewig im Streit ſtehen, herumwirbelt, und die bürgerliche Stellung derſelben iſt hinwieder in den meiſten Fällen wie geeignet, das Band der Menſchenfreundlichkeit und Liebe, das ſie wie Niemand mit ihren Pfarrkindern zuſammenknüpfen ſollte, in den zarteſten Faſern des menſchlichen Herzens ganz aufzulöſen! — —!

Ich ſchließe alſo: Wir bedürfen in Rückſicht auf die Volksbildung einer Geſetzgebung, die für die Elementarbildung, für die Berufsbildung, für die ſittliche Bildung weſentlich und kraftvoll Vorſehung thut, und die dahin wirkt, der Neigung der Eltern, die erſten Keime aller Anlagen ihrer Kinder zu entwickeln, durch Vereinfachung aller Mittel zu dieſem Zwecke Handbietung zu verſchaffen und die Schulanſtalten mit dieſem geleiſteten Thun der Eltern in Uebereinſtimmung zu bringen.

Wir bedürfen einer Geſetzgebung, die Alles thut, die Nation zu einer hohen Kraft emporzuheben, den erſten Urſachen unſres Zurückſtehens in dieſer Hinſicht entgegen zu wirken und beſonders die Mißſtimmung unſres Zeitverderbens und unſrer Zeitzerwürfniſſe auszulöſchen, welche unſre, der Nation bis auf wenige Zeit eigne, muth- und vertrauensvolle Aufmerkſamkeit auf die erſten Fundamente des Menſchen- und Bürgerglücks ſo ſehr ſtill geſtellt hat und uns wahrlich droht, im Angeſicht Europens zur Erhaltung der Schlechtheit und Unwürdigkeit unſres Volks eben die Thätigkeit zu zeigen, die unſre Väter und Vorväter zu der Beglückung und zu der Veredlung desſelben gezeigt haben.

Und wenn wir der Elementarbildung unſrer Nation auf dieſe Weiſe ein Genüge geleiſtet haben, ſo bedürfen wir in Rückſicht der Berufsbildung einer Geſetzgebung, die mit feſtem Anknüpfen ihrer Zwecke an das Daſein dieſer Elementarführung dem Vaterlande für genugthuende Anſtalten

der Bildung der Einwohner zum Feldbau und zur Industrie Vorsehung thut; wir bedürfen hierüber einer Gesetzgebung, welche mit Aufmerksamkeit auf die Natur und die Verschiedenheit unsres Grundes und Bodens den Kenntnissen und Fonds, welche für seine Aeufnung in Thätigkeit gesetzt sind, die für das Vaterland vortheilhafteste Richtung zu geben im Stande ist; einer Gesetzgebung, welche im Stande ist, das erleuchtete Interesse der Einwohner unsres Landes je länger je mehr zu beleben, diese Fonds fortdauernd zu Vorschüssen für die Aeufnung des Feldbaues zu verwenden und ihre Einsichten über die Mittel, denselben auf den höchsten Ertrag zu bringen, je länger je mehr auszudehnen, um dadurch sowohl Erstreitung des fast unerschwinglichen Zinses der im höchsten Preise stehenden Güter möglich zu machen und zu erleichtern, als hingegen den Kapitalwerth der in niedern Preisen stehenden immer mehr zu vergrößern; wir bedürfen einer Gesetzgebung, die selbst Noth und Gütermangel zur Aeufnung unsres Feldes benutzt und die Nationalthätigkeit, das beste Erbtheil, das uns noch von unsern Vätern übrig geblieben ist, durch alle Reize belebt, die in ihrer Hand sind.

Ebenso bedürfen wir einer Gesetzgebung, die in Rücksicht auf die Hindernisse, welche der höchsten Aeufnung unsres Feldbaues im Wege stehen, Alles thut, die großen Distrikte und Gegenden, die sich zur Vernachlässigung ihres Grund und Bodens privilegirt achten, aufzuwecken, und den politischen Ursachen, die sie in diesem, dem ächten Pflichtgefühl des Bürgers und Helvetiers so tödtlichen Brüderlichkeitsschlummer erhalten, mit Weisheit und Kraft entgegenzuwirken im Stande ist, und speciell die Vertheilung großer Landbesitzungen und Gemeinweiden immer mehr erleichtert und befördert; einer Gesetzgebung, welche die unverhältnißmäßigen Lasten, die besonders auf schlechtem, unabträglichem Land und auf Gütern liegen, die in Händen armer, zu den nöthigen Vorschüssen ihrer Verbesserung unfähiger Menschen sind, in ein den höhern Zwecken des Staates angemessenes Verhältniß bringt, und besonders auch den reichen Landeigenthümer

durch Wiederherſtellung des Verhältniſſes des Abtrags mit ſeinen Laſten dahin reizt, die koſtſpieligeren Pflanzungen den weniger abträglichen, und namentlich den Kornbau dem Wieſenbau allgemein vorzuziehen.

Hauptſächlich bedürfen wir einer Geſetzgebung, die die Erhaltung der Ehrenfeſtigkeit des Landbauers als das erſte Fundament der Sicherſtellung, der Dauer, und der immer weitern Erhöhung unſres Landabtrags anſieht und beſonders dem Zeitgeiſt entgegenwirkt, der von Neuem dahin ſtrebt, alle Anſprüche von Ehrenfeſtigkeit, Sitten und Cultur als ein Erbtheil der Menſchen inner den Mauern und hingegen Sittenloſigkeit, Rohheit und Erniedrigung als das unausweichliche Begleit des landwirthſchaftlichen Standes anzuerkennen. Wir bedürfen einer Geſetzgebung, die in der Ueberzeugung, wie groß der Schaden für Helvetien ſei, daß bis jetzt öffentlich noch nichts gethan worden iſt, den Geiſt der Induſtrie mit dem Intereſſe des Feldbauers allgemein zu vereinigen, hierüber plötzlich, und vorzüglich in den Gegenden, wo der Baumwollengewerb Fuß gefaßt hat, zweckmäßige Maßregeln ergreift und überall für die Erhöhung der Kräfte und die Ausdehnung der Kenntniſſe, Vortheile und Fertigkeiten des Landbaues Alles, was ihr möglich iſt, thut, und beſonders dem im Geiſt der Nation lebenden Einfluß einzelner Menſchen zur Beförderung dieſer Endzwecke Handbietung und Aufmunterung verſchafft.

Wir bedürfen in Rückſicht auf unſre Induſtrie einer Geſetzgebung, die uns aufmuntert und Handbietung gibt, den ganzen Umfang unſrer inländiſchen Produkte bis auf ihre kleinſten Zweige hinab mit dem höchſten Fleiß aufzuſuchen und mit der größten Kunſt zum höchſten Abtrag zu bringen. Wir bedürfen einer Obrigkeit, die im Stande iſt, den beinahe allgemein im Lande verbreiteten Kunſt- und Erfindungsgeiſt zu beleben und durch geſicherte Elementarbildung dem einzelnen Einwohner im Lande die Mittel zu ſichern, die zu ſeiner diesfälligen Entwickelung weſentlich nothwendig ſind.

Wir bedürfen einer Geſetzgebung, die dem unermeßlichen

Schatz unsrer Nationalanlagen, Nationalfertigkeiten und unsres Nationalfleißes Aufmunterung, Handbietung, gute Richtung und weise Leitung gibt, um die Eigenthümer unserer seit Jahrhunderten ersparten, in der Hand der Industrie liegenden Kapitalien zu vermögen, dieselben mit Vertrauen und Vorliebe forthin darin liegen und arbeiten zu lassen.

Wir bedürfen einer Gesetzgebung, die den Handelsstädten, Handelshäusern und Fabriken, welche das Wohl Helvetiens durch ihre Einsichten, Thätigkeit und Fonds befördern, öffentliche Achtung und Dankbarkeit gewährt und im Innern ihrer Häuser die Ruhe, Selbstständigkeit und Subordination sichert, ohne welche die fernere Erhaltung der ersten Quellen unsrer Industrie nicht denkbar ist.

Ebenso bedürfen wir einer Gesetzgebung, die in Rücksicht der Hindernisse, die unsrer Industrie im Wege stehen, Alles thut, die großen Districte und Gegenden Helvetiens, die sich zur Verdienstlosigkeit ebenso, wie zur Vernachlässigung ihres Grundes und Bodens berechtigt und privilegirt glauben, aus ihrem Schlummer aufzuwecken, einer Gesetzgebung, die nachdem jetzt die ganze Masse helvetischer Bürger durch den Lüneviller Frieden frei erklärt worden ist, die Souveränitätsansprüche unsrer ehemals regierenden Städte im Geist dieser Städte selbst auslöscht und sie mit Edelmuth und Würde, aber mit der hohen entschlossenen Kraft, welche die allgemeine Rettung des Vaterlandes jetzt erfordert, in die Schranken eines freien und edeln Gebrauchs ihres großen Eigenthums und ihrer so vielseitig unterstützten und belebten Selbstkraft zurücklenkt.

Wir bedürfen einer Regierung, die es weder diesen, noch auch denjenigen Städten, die nicht solche Regierungsansprüche haben, erlaubt, sich also zu organisiren, daß ihre Bürger um ihrer unverhältnißmäßigen und übelverwalteten Gemeindegüter willen, sowie um ihrer Rathhaus-, Stadtdienst- und Spitalgenüssen willen an Leib und Seele verschrumpft aufwachsen und außer allen Takt für eine zur bürgerlichen

Brauchbarkeit und zu einer bürgerlichen Verdienſtfähigkeit führenden Lebensweiſe hinausgeworfen werden.

Wir bedürfen einer Geſetzgebung, die, indem ſie den engherzigen, civiſtiſch-egoiſtiſchen Handwerks-Innungs- und Zunftgeiſt und die damit ſo enge verbundenen Neigungen zu ausſchließlichen Privilegien in unſerer Mitte auslöſcht, den Erwerbskräften der Nation Spielraum, Sicherheit und Reiz gibt und das Verdienſt und den Abtrag aller Zweige durch keine Art von Schranken mindert, die mit den reinſten Begriffen der Gerechtigkeit und der bürgerlichen Freiheit in der Concurrenz alles Verdienſtes nicht beſtehen können.

Wir bedürfen einer Geſetzgebung, die auf das Fundament deſſen, was ſie für die Elementarbildung zur Sittlichkeit der Nation gethan hat, bauend, die Offenheit, die Traulichkeit, die Menſchenfreundlichkeit und das Wohlwollen, das unſern Charakter ſo ſehr auszeichnet, dahin benutzt, die alte Anhänglichkeit an Haus, Hof, Heimath, Vaterland, alte Uebungen und altes Recht, *inſofern ſie Folgen von Wohlwollen und Gutmüthigkeit ſind*, und nicht weniger auch die von dem wahren Guten, das dieſe alte Anhänglichkeit an Haus, Hof, Vaterland, Freiheit und Frömmigkeit wirklich hatte, noch herſtammende Achtung für den braven Mann im Lande und die damit verknüpfte Verachtung für den ſchlechten Mann im Lande, zu erhalten und zu beleben.

Wir bedürfen einer Geſetzgebung, die den noch tief im Geiſt vieler Eltern, Lehrer, Prediger und Vorgeſetzten eingeprägten, guten und thätigen Willen, ihre Kinder, Schüler, Pfarr- und Gemeindeangehörigen durch alle öffentliche und Privatmittel, die in ihrer Hand ſind, gutmüthig, wohlwollend und menſchenfreundlich zu bilden und zu erhalten, ſorgfältig benutzt und kräftig unterſtützt.

Wir bedürfen einer Geſetzgebung, welche mit Kraft dahin wirkt, daß die Städte und Gemeinden, in deren Händen Fonds liegen, die zur Erziehung und Beſorgung der Armen beſtimmt ſind, dieſelben wirklich alſo anwenden, daß dadurch gegenſeitig die Anlagen des Herzens zur Menſchenfreundlichkeit

und zum Wohlwollen, sowie die in der Nation bestehende Bereitwilligkeit zur Hülfe und Unterstützung der Armen genährt und gestärkt werde.

Wir bedürfen einer Gesetzgebung, die die Anhänglichkeit an das Christenthum, seine Lehrsätze und Lehrer, kraftvoll benutzt, um das Wesen der Sittlichkeit in den innersten Falten des menschlichen Herzens zu entwickeln, zu schützen und zu nähren.

Ebenso bedürfen wir einer Gesetzgebung, die die Hindernisse aus dem Wege räumt, welche der reinen Entwickelung der Offenheit, der Traulichkeit, der Menschenfreundlichkeit und des Wohlwollens, das den ursprünglichen Geist unsres Charakters so sehr auszeichnet (entgegen stehen) und Licht und Wahrheit den Verwirrungen in den Mitteln, diese Anlagen unsres Nationalcharakters zu entwickeln und zu benutzen, allgemein entgegen setzt und dadurch dahin wirkt, daß es nicht jedem selbstsüchtigen Intriganten täglich leichter werde, die Ausartungen der Grundlagen unsres Nationalcharakters zu seinem Vortheil zu mißbrauchen, und unsre Dummheit, Schwäche und Elendigkeit sich anhänglich zu machen, indem wir wähnen, er mache die Vorzüge unsres Nationalcharakters ihm anhänglich.

Wir bedürfen einer Gesetzgebung, diesen großen Endzweck zu erreichen und sicher zu stellen, auf daß unsre Schuleinrichtungen dieses Verderben, diese Abschwächungen und diese Auswüchse unsres Nationalcharakters nicht selbst bilden, daß unsre bürgerlichen Einrichtungen dieselben nicht selbst nähren, und daß unsre religiösen Einrichtungen dieselben nicht selbst heiligen.

Wir bedürfen einer Gesetzgebung, die, um die Ursachen dieser Nationalübel stille zu stellen und aus dem Wege zu räumen, der Nationalerbärmlichkeit, der Verwahrlosung unserer Schulmeister und der Vorbildung der Geistlichen endlich ein Ziel setzt und diese Stände unter den Vorzügen unserer Nationalkraft und unseres Nationalrechtes zu der Würde und sichern Brauchbarkeit erhebt, welche dieselben in Ländern besitzen, die weit weniger Nationalkraft

und Nationalrecht haben, als wir. Nein, Vaterland! Wir ſind nicht zu der Kleinlichkeit geboren, in der wir ſchmachten; wir ſind durch Verwahrloſung und Verkünſtelung, wir ſind nicht durch die Natur geworden, was wir jetzt ſind!

Wir bedürfen einer Geſetzgebung, die zur Erhaltung der Menſchenfreundlichkeit und des Wohlwollens, durch welches und für welches alle Armenanſtalten geſtiftet ſind, mit Kraft und geſichertem Erfolge dahin wirkt, zu verhüten,

1. daß es um dieſer Stiftungen willen nicht mehr Arme gebe, als es geben würde, wenn dieſelben nicht da wären;

2. daß die Armen nicht häuslich und ſittlich ſchlechter werden, als ſie ohne Genuß der Stiftungen in der Fortdauer aller Leiden ihrer Armuth geworden wären;

3. daß nicht ein großer Theil des Armenbrotes direkt und indirekt von Leuten weggekapert und verpraßt werde, die eigentlich von der Natur geboren und in die Welt geworfen zu ſein ſcheinen, um arme Leute zu machen, dann aber von der Obrigkeit angeſtellt werden, um arme Leute zu beſorgen und zu erhalten und auf dieſe Weiſe mit gedoppeltem Rechte Waiſen- und Armen-Väter heißen können.

Wir bedürfen einer Geſetzgebung, die auf den Geiſt der Gerechtigkeits-, Polizei- und Finanzeinrichtungen nach eben dieſem Geſichtspunkte dahin wirkt, daß dieſes Fundament unſres häuslichen und öffentlichen Glückes nicht in geſetzlich geſchützte Formen ausarte, die das Weſen der Nationalſittlichkeit zu Grunde richten und den guten Köpfen vom Kabinet an bis zur Strohhütte in der Härte, der Verfänglichkeit und dem Muthwillen des obrigkeitlichen Dienſtes Mittel an die Hand geben, mit aufrechtem Rücken zu allem dem zu gelangen, was in einem gut organiſirten Staat nur der Lohn des Verdienſtes und der Unbeſcholtenheit iſt.

Es iſt beſſer, daß hie und da ein fähiger Mann nicht fliegen lerne, ehe er Federn hat, als daß die übrigen Leute, die nicht fliegen wollen, um ſeiner Geſchicklichkeit und um ſeiner Feinheit willen ihre Füße verlieren oder auch nur um ihre Schuhe kommen ſollen.

II. Polizei und Rechtspflege.

Daß der Mensch unter seinem Weinstock und Feigenbaum sicher ruhen, daß er seines Erwerbes und seines Eigenthums im Lande allenthalben froh werden könne, ist der wesentliche Zweck aller bürgerlichen Vereinigung, und die Polizei und Rechtspflege, die mit demselben übereinstimmt, muß einfach, gerade und kraftvoll dahin wirken, den höchstmöglichen Ertrag des Grundes und Bodens und der Industrie, sowie den höchstmöglichen Grad der Menschenfreundlichkeit und des Wohlwollens in der Benutzung dieses Ertrages und alles Eigenthums und alles Rechtes zu befördern.

Die Gerechtigkeitspflege eines freien Volkes soll alsdann noch besonders geeignet sein, dem Eigenthum der Bürger und seinem Gebrauche den höchsten Einfluß auf die Beförderung des öffentlichen Wohles zu verschaffen und der Gewalt und dem Mißbrauche des größern Eigenthums zum Verderben des kleinern weisen und kraftvollen Einhalt zu thun.

Unter den Umständen und Lagen, die dem Endzwecke einer wahrhaft guten Polizei und Rechtspflege in dem Vaterlande günstig sind, bemerke ich folgende:

1. eine in ganzen Kantonen und Bezirken bestehende Kraft im Erwerb, die mit einer seit Jahrhunderten Sitte gebliebenen Mäßigung, Ordnung und Sorgfalt im Gebrauche des Eigenthums verbunden ist, wodurch die ersten Zwecke der Polizei und Rechtspflege in verschiedenen Fächern und Rücksichten selbst ohne ihre Einmischung erzielt werden;

2. ebenso in großen Bezirken seit Jahrhunderten bestehende Sitten und Uebungen, die streitenden Parteien gütlich zu vereinigen und äußerste Mäßigung der Kosten im Fall wirklich rechtlicher Verhandlungen, wodurch das Unglück, durch die Form der Rechtspflege selbst die ersten Zwecke des Rechts zu zerstören, wesentlich verhütet wird;

3. ein den Mangel eigentlich juristischer Kenntnisse weit und breit ersetzender, auf Realkenntniß und Realerfahrungen über die im Streit stehenden Objecte gegründeter, psycholo-

giſcher Takt und Bonſens in der Beurtheilung deſſen, was Recht iſt, deſſen Erwägungsgründe und Urtheile der Anſchauungsweiſe und dem Urtheilvermögen der ſtreitenden Parteien weit näher ſtehen, folglich zu ihrer Real- und Final-Beruhigung weit geſchickter ſind, als die Erwägungsgründe und Urtheile der juriſtiſchen Schulgerechtigkeit;

4. eine in vielen Gegenden von Alters her zur Sitte gewordene Ehre des Nichtſtreitens und Unehre des Streitens, die ſo weit geht, daß es daſelbſt ein beſtimmtes Zeichen eines braven Mannes iſt, wenn man von ihm ſagt, er ſei noch nie vor dem Richter geſtanden, und hingegen eines ſchlechten, wenn man von ihm ſagt, er laufe der Obrigkeit viel nach.

Unter die individuellen, die Rechtspflege begünſtigenden Umſtände zähle ich den hier und da noch bei bedeutenden Perſonen geiſt- und weltlichen Standes herrſchenden Reſpekt für die Erhaltung der Unſchuld und der Unverfänglichkeit im Nationalcharakter, die nicht ſelten Richter und ſelbſt Geiſtliche dahin bringt, ſich in einzelnen Fällen den Rechtsverfänglichkeiten und Rechtsniederträchtigkeiten und den niederträchtigen Rechtsneuerungen ſchlauer, derber und gewaltthätiger Blutſauger und Volksfeinde mit Kraft entgegenzuſetzen.

Auf der andern Seite ſind die in den Umſtänden und Lagen unſres Volkes liegenden Hinderniſſe, die einer wahrhaft guten Rechtspflege im Wege ſtehen, ebenſo bedeutend. Ich bemerke vorzüglich

a) eine in Helvetien weit verbreitete Unkunde tiefer juriſtiſcher Kenntniſſe;

b) die äußerſte Ungleichheit der Rechtsformen und an verſchiedenen Orten eine geſetzlich organiſirte Willkür in der Beurtheilung der Gegenſtände des Rechtes;

c) eine über ganze Kantone verbreitete demagogiſche Gewalt, neben welcher keine von Irrthum und Leidenſchaft unabhängige Selbſtſtändigkeit in der Rechtspflege ſtatt haben kann;

d) ein über ganze Kantone verbreiteter ſtädtiſcher An-

spruch (eine Ansprache, sagt P.) an souveräne Vogt- und Vormundschaft in der Rechtspflege über ganze außer den Mauern wohnende Volksmassen, verbunden mit gänzlichem Mangel an Sorgfalt sowohl für die innere Reinheit und Unbeflecktheit des Willens des Rechtsprechenden, als auch der Formen, nach welchen Recht gesprochen werden soll;

e) gegenseitiges Schwanken unsrer Rechtsformen zwischen einer verderblichen Kostenlosigkeit und einer ebenso verderblichen Kostspieligkeit der Prozesse;

f) das Landesunglück, daß Armuth und Niedrigkeit weder in den Formen der Gerechtigkeitspflege, noch in der Pflichtstellung des Advocaten, noch in der höhern Gemüthsstimmung des Richters Schutz und Handbietung in ihren Rechtsbedürfnissen finden;

g) der Einfluß eines nicht blos durch bösen Willen, sondern auch durch unverdaute Gesetzfresserei verdorbenen Advocatengeistes, der allenthalben zur leidenschaftlichen und geldbringenden Anbahnung und Verlängerung der Prozesse hinlenkt.

Wir bedürfen also in dieser Rücksicht einer Gesetzgebung, durch die unsre Polizei und Rechtspflege also organisirt wird, daß sie einfach und gerade dahin wirkt, den höchstmöglichen Ertrag des Grundes und Bodens und der Industrie, sowie den höchstmöglichen Grad der Menschenfreundlichkeit und des Wohlwollens in der Benutzung dieses Ertrags und alles Eigenthums und alles Rechts zu befördern; einer Gesetzgebung, die unsre Polizei und Rechtspflege so organisirt, daß durch sie allen, diesen Endzwecken günstigen Umständen, Sitten, Gewohnheiten und Uebungen Schutz, Spielraum und Reiz gegeben und allen ihnen entgegenstehenden Umständen und Gewohnheiten Spielraum und Reiz benommen wird.

Wir bedürfen einer Gesetzgebung, welche die Entwickelung verhältnißmäßiger Rechtskenntnisse in der Nationalbildung sichert und die ihr entgegenwirkenden Irrthümer, Vorurtheile,

Wortklaubereien und Gewohnheiten mit Kraft und in ihrem Neſte angreift.

Wir bedürfen als ein freies Volk einer Geſetzgebung, deren Gerechtigkeitspflege vorzüglich geeignet iſt, dem Eigenthum der Bürger und ſeinem Gebrauche den höchſten Einfluß auf die Beförderung des öffentlichen Wohls zu verſchaffen und der Gewalt und dem Mißbrauche des größten Reichthums zum Verderben des kleinern weiſen und kraftvollen Einfalt zu thun.

Wir bedürfen einer Geſetzgebung, welche die in ganzen Kantonen und großen Bezirken beſtehende Kraft im Erwerb, die mit einer ſeit Jahrhunderten Sitte gebliebenen Mäßigung, Ordnung und Sorgfalt im Gebrauche des Eigenthums verbunden iſt, benutzt, um die erſten Zwecke der Polizei und Rechtspflege ſelbſt ohne ihre Einmiſchung zu erzielen.

Wir bedürfen einer Geſetzgebung, welche die in vielen Gegenden ſeit Jahrhunderten beſtehende Sitte und Uebung, die ſtreitenden Parteien gütlich zu vereinigen und diejenige der äußerſten Mäßigung der Koſten im Fall wirklicher Rechtsverhandlungen belebt, erhält und benutzt, um im ganzen Kreis unſrer bürgerlichen Vereinigung das große Unglück zu verhüten, die erſten Zwecke des Rechts durch die Form der Rechtspflege ſelbſt zu zerſtören.

Wir bedürfen einer Geſetzgebung, die den, unſern Mangel an eigentlich juriſtiſchen Kenntniſſen weit und breit erſetzenden, auf Realkenntniß und Realerfahrungen über die im Streit ſtehenden Objecte ſelbſt gegründeten, pſychologiſchen Takt und Bonſens in der Beurtheilung deſſen, was Recht iſt, benutzt, ſtärkt und erhält. — Dieſer Geſichtspunkt iſt beſonders in Rückſicht auf die Eigenheiten, deren eine republikaniſche Rechtspflege und eine republikaniſche Staats-Organiſation überhaupt bedarf, weſentlich wichtig.

Unſre Geſetzgeber dürfen es nie aus den Augen laſſen, daß eine republikaniſche Staatsorganiſation dem letzten Mann im Lande, wie dem erſten, Reiz und Spielraum für die Anwendung ſeiner Kräfte zum Wohl des Vaterlandes gewähren und ſicher ſtellen ſoll.

Wir dürfen und sollen es nie vergessen, daß die ursprüngliche alte Form der Composition unsres Regierungspersonals allgemein von der Anerkennung dieses republikanischen Grundsatzes ausging. Es ist notorisch sicher, daß unsre Regierungs-Corps in den besten Zeiten der Republik und beinahe bis auf unsre Tage in allen ihren Abtheilungen von Menschen zusammengesetzt waren, davon nicht der zehnte Theil schulgerechte Regierungskenntnisse hatte, deren Regierungskraft im Gegentheil größtentheils auf einem durch gewohnte Lebens- und Berufserfahrung gebildeten Bonsens, auf einem mit entschiedener Redlichkeit und mit gebildeter Menschenkenntniß gepaarten Geschäftstakt beruhte, der ihre einzelnen Glieder in Fällen, wo irgend ein Geschäft über ihren Horizont war, dahin leitete, sich mit weisem Vertrauen an die Einsichten und an die erprobte Rechtschaffenheit der ausgezeichnetsten Regierungsglieder anzuschließen. Wir dürfen und sollen es uns nicht verhehlen, wenn wir in unserer neuen Staatsorganisation von dieser weisen und der Freiheit unserer Väter eigenen Landessitte abweichen und die Schulgerechtigkeit in den äußern Formen der Verwaltung als das gesetzliche Fundament der Wohlfähigkeit und der Wohlwürdigkeit zu unsern Regierungsstellen anerkennen, so werden wir ganz gewiß mit Verlust der wesentlichen Eigenheit einer freien Staatsorganisation, mit Aufopferung unserer alten vaterländischen Real-Regierungskraft in die Hände der herzlosesten Unverbesserlichkeit einer elenden Halbkunst, eines elenden Halbwissens und einer durch tausend Interessen geknüpften und zur höchsten Verfänglichkeit abgefeimten Freiheitsfeindlichkeit fallen, die, im Unglauben an das Volk und an die Möglichkeit seiner Veredlung, von Geschlecht zu Geschlecht zur tiefsten politischen Versteinerung versunken ist. Wer mit dem Personal bekannt ist, welches bei dem bestehenden Zustand der Dinge in den 18 Kantonen als hierin vorzüglich schulgerecht, folglich ausschließlich als regierungsfähig erklärt werden würde, der kann keinen Augenblick an der Realität der wichtigsten Besorgnisse, die ich hier äußere, zweifeln.

Wir bedürfen einer Gesetzgebung, die den hier und da noch bei bedeutenden Personen geist- und weltlichen Standes herrschenden Respekt für die Erhaltung der Unschuld und der Unverfänglichkeit im Nationalgeist belebt, erweckt und benutzt, welcher von Tell an bis auf Lavater in allen Epochen und unter allen Umständen geistliche und weltliche Vaterlandsfreunde dahin erhob, sich den Rechtsverfänglichkeiten und den Rechtsgewaltthätigkeiten schlauer, derber Blutsauger und Volksfeinde mit Kraft zu widersetzen.

Ebenso bedürfen wir in Rücksicht auf die Hindernisse, die einer guten Rechtspflege im Wege stehen, einer Gesetzgebung, die auf der einen Seite die juristischen Kenntnisse unsres Landes erweitert, auf der andern Seite aber die Gesetze mit der bestehenden Einfachheit und Unkunde des Nationalgeistes übereinstimmend macht, wesentlich aber beiden, der demagogischen Verwirrung, sowie den Familienansprüchen an richterliche Erbgewalt, die beide mit dem Wesen einer guten Rechtsverwaltung nicht bestehen können, Einhalt thut, einer Gesetzgebung, die sich weder durch die Blendwerke der Kostenlosigkeit, noch durch die Einkünfte der Kostspieligkeit der Rechtspflege von dem geraden, einfachen Gang ihres wesentlichen Zweckes ablenken läßt; einer Gesetzgebung, die den rechtsbedürftigen Armen durch die Einfachheit der Rechtsformen, durch die gesetzlich fest bestimmte Pflichtstellung der Advocaten und ebenso durch die direkte und indirekte, dem Lande sicher gestellte höhere Gemüthsstimmung des Richters menschenfreundlich und wohlwollend an die Hand geht.

Wir bedürfen endlich einer Gesetzgebung, die dem Verderben und den Verirrungen des Advokatengeistes und vorzüglich den verfänglichen Anbahnungs- und Verlängerungskünsten der Prozesse mit Kraft Einhalt thut, Künste, welche, indem sie die Rechtsverfänglichkeiten und den Rechtsmuthwillen von oben herab bis in die niederste Hütte organisiren wollen, aller Weisheit und Sorgfalt in der Erwerbung, Aeufnung und Erhaltung des Eigenthums den Herzstoß geben und die Harmonie der Rechtspflege mit dem ersten Endzwecke der bürgerlichen Vereinigung aufheben.

Uebrigens bin ich überzeugt, daß wir ewig nicht zu einer zweckmäßigen Gerichtsverfassung gelangen werden, wenn wir nicht einen Central-Justizhof errichten, der nicht nur Gewalt hat, die gesprochenen Urtheile zu revidiren, sondern auch den untersten Gerichtsstellen allgemeine Weisungen zu geben.*)

*) Die Gründe dieser Behauptung will ich nicht detailliren, sie sind so auffallend, als einfach, und sind in der Zuschrift des obersten Gerichtshofes an den gesetzgebenden Rath vom 4. August 1801 dargestellt. Ich begnüge mich, folgende Stellen derselben als Belege beizufügen:

„1. Die große Unbefangenheit, mit der die Richter, welche die Parteien selten auch nur dem Namen nach kennen und folglich nie etwas von ihnen zu hoffen oder zu fürchten haben, eine Prozedur prüfen, muß nothwendig Vieles dazu beitragen, daß die Prozesse unparteiisch untersucht und selbst ohne dasjenige Vorurtheil, welches die Moralität oder Unmoralität der einen oder der andern Partei für oder wider ihre Sache erwecken kann — das selbst bei den Weisen und Guten das Unüberwindlichste ist — entschieden werden.

2. Ein solches Appellationstribunal muß nothwendig zur Verbreitung der Rechtskenntniß, wozu in unserm Lande theils nur Ruinen, theils nur Spuren von Anstalten anzutreffen sind, Vieles beitragen.

Es ist freilich unumgänglich nöthig, daß ein solches Tribunal gleich Anfangs mit rechtskundigen und erfahrnen Männern besetzt werde; in unserm Lande, wo seit Langem die Rechtskunde eher unterdrückt, als befördert und verbreitet worden ist, möchte es schwer halten, Männer für mehr als Ein solches Obertribunal aufzufinden. Allein, ist einmal dieses Eine Tribunal durch eine weise Wahl glücklich zusammengesetzt, so kann sein Einfluß auf die untern Gerichte nicht anders als heilsam sein und er muß allmählich diejenige Consequenz in die richterlichen Entscheidungen bringen, die allein das unbegrenzte Zutrauen und die furchtlose Achtung erzeugen kann, die dem Richteramte so unentbehrlich sind und welche die menschliche Natur nur einem Willen zollt, von dem sie voraus überzeugt ist, daß er mächtig genug sei, alle Neigungen und Leidenschaften der nöthigenden Stimme des Gesetzes zu unterwerfen u. s. w.

Der wichtigste Einwurf, der vor Einführung eines allgemeinen helvetischen Civilgesetzes gegen ein Centralgericht gemacht wird, ist wohl dieser: daß Richter, die in diesem Tribunale zu urtheilen haben, gewöhnlich nur die Gesetze ihrer Kantone kennen und daher außer Stand seien, die Gesetze und Uebungen eines andern Kantons richtig anzuwenden.

III. Militär-Syſtem.

Eben wie die Gerechtigkeitspflege iſt eine bewaffnete Macht im Lande nothwendig, damit der Einwohner unter ſeinem Weinſtock und unter ſeinem Feigenbaum ſicher ruhen und ſeines Eigenthums im Lande allenthalben froh werden könne. Auch iſt jedes Militärſyſtem nur in dem Grade gut, als es dieſen Zweck befördert, und in dem Grade ſchlecht, als es demſelben Hinderniſſe in den Weg legt.

Unter die Umſtände und Lagen, die ein ſolches Syſtem in unſerm Vaterlande im Allgemeinen begünſtigen, zähle ich vor allem:

Erſtens ein ſeit der Gründung des ſchweizeriſchen Staates im Nationalgeiſte verwobenes Urtheil: „Der Schweizer iſt ein geborner Soldat ſeines Vaterlandes, er gehört mit ſeinem Blut, wie mit ſeinem Gut demſelben.“ Dieſes Urtheil iſt mit einem zweiten verbunden: „Ich bin als Schweizer ein freigeborner Mann und die Freiheit meines Vaterlands iſt für mein Weib und mein Kind ein Erbtheil und ein Segen, den das Blut meiner Väter mir erworben und den ich mit meinem Blute meinen Nachkommen zu erhalten verpflichtet bin.“ Dieſe Gefühle vereinigen in ihm die Tugenden des Friedens mit denjenigen des Krieges und gebe dem Nationalgeiſte Reize zum Militärdienſt im Innern des Vaterlandes, wie ſie in keinem Königreich ſtattfinden und in keinem ſtattfinden können. Nur ächter Freiheitsgenuß iſt im Stande, weit fortgeſchrittenes Hausglück und weit fortgeſchrittene Haustugenden mit dauernder Neigung

---

Dieſer Einwurf iſt aber mehr ſcheinbar, als gegründet; denn was die Geſetzkenntniß überhaupt betrifft, ſo lehrt die Erfahrung, daß ſie nicht eine angeborne, ſondern eine erworbene Kenntniß ſei, gleichwie ſie lehrt, daß der größere Theil der Beiſitzer von unteren Tribunalien, die ſich nur ſelten verſammeln, oft nach Jahren weder die Geſetze, noch die Uebungen ihrer Bezirke kennen lernen, weil ihnen die Seele aller Geſetzkenntniß, nämlich die Rechtskenntniß fehlt; wer aber dieſe beſitzt, dem muß es ein Leichtes ſein, die andern zu erwerben u. ſ. w.“ Helvet. Zeit. N. 50.

zu den Vorbereitungen und Anstrengungen der Vaterlandsvertheidigung zu vereinigen.

Ein zweiter Umstand, der ein mit den Fundamenten unsres Hausglücks übereinstimmendes Militärsystem in unsrer Mitte begünstigt, ist ein für die Sachen des Augenmaßes und aller von ihm abhängigen Kunstfertigkeiten vorzüglicher Nationalcharakter, der uns in der Masse unsres Volkes einen unbedingten Ueberfluß an Männern finden läßt, die zu Scharfschützen und zum Artilleriedienst vorzüglich tüchtig sind, welche Vortheile noch durch unsre vorzügliche Liebe zum Zielschießen vergrößert werden. Die arbeitsamsten Männer unsres Bürger- und unsres Bauernstandes finden in diesen Uebungen eine des Schweizers würdige Erholung von ihren häuslichen Anstrengungen.

Drittens begünstigt diese Vereinigung der häuslichen Tugenden mit militärischen Neigungen der in so vielen Gegenden der Schweiz stattfindende kraftvolle Körperbau, die Kaltblütigkeit und der Muth zum Gebrauch von beiden.

Ein vierter Umstand, der der Einführung eines mit den ersten Bedürfnissen unsres häuslichen Glücks übereinstimmenden Militärsystems im Allgemeinen günstig ist, ist die Lokalbeschaffenheit Helvetiens, die von einer Natur ist, daß sie genau diejenige Kraft fordert, die wir zur Beschützung unsrer Lande vorzüglich in Händen haben, nämlich: ausgezeichnete Fähigkeit für den Scharfschützen- und Geniedienst. Unser Vaterland umfaßt eine Kette von Bergen, die, wenn unser Nationalwille die Vorzüglichkeiten unsrer Militärkraft verbunden mit unserm Nationalernste, Gut und Blut dem Vaterlande darzusetzen, in ihrer ganzen Ausdehnung benutzen würde, das Vaterland zu einem hohen Grad der Selbstkraft in seiner Beschützung erheben könnte.

Besondere Umstände, die an Ort und Stelle die Vereinigung häuslicher Tugenden mit der Bildung zum Militärdienst begünstigen, sind sehr viele an einzelnen Orten bestehende und auf die bedeutendsten Individuen diesfalls zweckmäßig wirkende Lokaleinrichtungen, Lokalübungen und selbst Lokalvorurtheile und Lokaleifersucht.

Aber ſo wie es in Helvetien für den Zweck, unſere Militäreinrichtungen mit den Fundamenten unſres Wohls übereinſtimmend zu machen, günſtige Lagen und Umſtände gibt, ſo gibt es hinwieder auch allgemeine und große Hinderniſſe dieſes Zweckes. Unter dieſe zähle ich vorzüglich die allgemeinen Staats- und Regierungsgrundſätze der neuern Zeit, die ſeit langem nichts weniger als geeignet ſcheinen, weder die Vortheile, welche die Nationalgeſinnungen, noch diejenigen, welche die Nationalkräfte, noch diejenigen, welche das Lokale unſres Landes darbietet, mit reinem, unbefangenem Willen für das Vaterland zu benutzen.

Umſonſt kämpft der edelſte Wille, mit Gut und Blut dem Vaterlande zu leben und zu ſterben, gegen eine weit und breit organiſirte Blindheit über Alles, was des Vaterlandes Wohl iſt; umſonſt kämpft der höchſte Grad angeborner Verſtandes- und Kunſtkräfte gegen in Kraft beſtehende Schuleinrichtungen, deren Weſen die Kräfte des menſchlichen Geiſtes in militäriſcher, wie in bürgerlicher Hinſicht gleich ſtille ſtellt; umſonſt ſehnt ſich die reine Kraft der Vaterlands- und Haustugend, ſich gemeinſam die Hand zu bieten, wo die Sitten der Demagogie, der Dummheit und der Ungerechtigkeit und die Uebungen der Oligarchie das Wort reden; umſonſt iſt die Liebe zur Freiheit und hoher Muth für Weib und Kind, für Vaterland und für Freiheit zu leben und zu ſterben, tief in das Herz einer Nation geprägt, wo es Gegenden im Lande gibt, in denen der Menſch ſich in nichts, in gar nichts frei, ſondern ſich in Allem, durchaus in Allem als Unterthan fühlt; Gegenden, wo das Volk es ausſpricht und ausſprechen muß: „Es mag regieren wer will, es kann uns nicht ſchlimmer gehen, als es uns jetzt geht“, Gegenden, wo die Gewalthaber ungleich weniger Reſpekt für den Volkswillen, für das Volksrecht und ſelbſt für die Briefe, Siegel und Uebungen zeigen, die zu ſeinen Gunſten reden, als die uneingeſchränkteſten Fürſten; Gegenden, wo das ganze Treiben der Regierungskraft auf einem täglichen und leidenſchaftlichen Kampf gegen den prononcirteſten Nationalwillen ruht und in ſeinem Weſen nichts anderes

ist, als ein erklärter Kampf der Willkür gegen das Recht, der Gewalt gegen das Gesetz.

Ein Volk, das weder Sicherheit für sein Recht, noch Einfluß auf sein Wohl hat, fühlt sich nicht frei, und das Volk, das sich nicht frei fühlt, vereinigt keinen kriegerischen Willen mit seiner häuslichen Tugend.

Bei den Vätern begleitete den lebenden Willen, fürs Vaterland zu sterben, ein sprüchwörtlicher Grundsatz: „Wo wir nicht rathen, da sollen wir auch nicht thaten.“ Ist das heilige Band, das das Recht zu rathen an die Pflicht zu thaten knüpft, aufgelöst, so ist das psychologische Fundament untergraben, welches aus dem Schweizer das bürgerlich und militärisch für das Vaterland machte, was er war und was er nun nicht mehr ist! Nein, es ist umsonst, daß das Herz des Schweizers für Weib und Kind und Vaterland schlage, seitdem aller Zusammenhang des Helvetiers mit dem Helvetier aufgehört hat, das Interesse der Kantone, wie das Interesse sich fremder, neidischer Staaten getrennt ist, der Militärdienst als ein Fürstendienst mit willenlosem Gehorsam organisirt ist, jeder Reiz der Freiheit und Selbstständigkeit sich verloren hat, Verfeindung von Kantonen gegen Kantone, von Distrikten gegen Distrikte eingetreten ist und anstatt Nationaleinsichten und Nationalkraft und Nationalanhänglichkeit an Wahrheit, Rechtlichkeit und Ehrenfestigkeit, zertrümmernde Aufhetzungen, Verläumdungen und Verschreiungen in den Cabinetskünsten der Regierungen zur Uebung geworden sind; wo im Civilstand verfängliche Buben Aufmerksamkeit, Achtung und Auszeichnung der Obern mit Sicherheit erhielten, indessen die erfahrungsvolle, aber rechtliche Weisheit der Unschuld und Redlichkeit mit Achselzucken hintangesetzt und stillschweigend als unbrauchbar erklärt war, und hinwieder im Militärstand unerfahrne, kraftlose und unfähige Schwächlinge verdienten Kriegern im Range willkürlich vorgesetzt und überall das Nepoteninteresse und die Nepotenauszeichnungen über die Bedürfnisse und das Interesse des Vaterlandes siegten; umsonst ist die

Schweiz eine unermeßliche Festung und ihre Bewohner durch Nationalinteresse, durch Nationalcharakter und durch Nationalkraft ihre gebornen und ausgezeichneten Vertheidiger, wenn unsre Verfassungen selbst Nationalgeist, Nationalinteresse und Nationalcharakter, wie ein einfallender Berg eine unter ihm liegende Hütte zertrümmern, und die Niederträchtigkeit der einen die Rechtlichkeit der andern durch tausend Künste ermüdet, und tief angelegte Zwietracht allenthalben die Fundamete unsres bürgerlichen Zusammenhangs zerreißt, und die Selbstsucht kleinlicher Regierungszwecke des Innern der Menschennatur durch tausend Reize lenkt, bürgerliche Vorzüge mit einem Gemisch von Chinesenverkrüppelung und Tartarenderbheit anzusprechen und zu behalten, und Demagogie und Despotie Hand in Hand schlagen, alle Thore unsrer Festung mit Menschen, die sich gegenseitig anfeinden, zu besetzen.

Ich schweige von den allgemeinen Hindernissen eines die Fundamente unsres öffentlichen Wohlstandes mit Kraft festhaltenden Militärsystems.

Specielle Hindernisse desselben sind, wie bei der Rechtspflege, nicht blos ein vielseitiger Mangel an Anstalten, um die im Nationalcharakter liegenden Vorzüge des Volks durch einen angemessenen Unterricht zu benutzen, sondern sogar eine auf die vielseitigste Art nüancirte Entgegenwirkung gegen diesen Zweck und ein sich immer mehr und mehr und immer allgemeiner verbreitender leidenschaftlicher Wahn, daß eine mit Rechtsgefühl und Selbstständigkeit gepaarte und auf wirkliches Freiheitsinteresse gegründete Entwickelung unsres Militärgeistes der Masse des schweizerischen Volkes weder nothwendig, noch anständig oder nützlich sei.

Die Eigenheiten dieser bürgerlichen Ausartungen sind an Ort und Stelle auf eine unglaubliche Weise verschieden. Hier findest du sich so heißende reine Demokratien ohne einen Volkswillen; dort verscheuchte ein beschworner Brief das große Fundament der Verstandesentwickelung, die Concurrenz der Einsichten und das große Fundament der Her-

zensbildung, die Bruderliebe*); dort lähmt der Mißmuth der Unterdrückung das Fundament der Eigenheit unſres Militärgeiſtes, das Freiheitsgefühl der Bürger. Wir ſind dahin verſunken, daß Regierungen ein Bedenken tragen, einen Schießtag in unterthanen Landen zu erlauben, wenn derſelbe einem Wirthshauſe in herrſchenden Landen Eintrag thun könnte. Wir ſind dahin verſunken, daß Leute, die ſich Fürſtenkinder heißen und Anſtelligkeit und Anſtrengung für den rechtlichen Antheil gevogteter Menſchen achten, mit Unlieb die gezogenen Rohre und Jagdflinten in den Händen ſolcher Arbeitsmenſchen ſehen.

Man ſagt mir zwar: Dies Alles iſt jetzt nicht mehr da. Ich antworte: Es iſt noch nichts Anderes da; das Gegentheil davon iſt noch nicht da und ſo lange dieſes nicht da iſt, bleibt das Alte noch tief im Geiſte und Sinne ſelbſt derjenigen Menſchen, die wirklich wähnen, ſie wollten dieſes alte Verderben nicht mehr. — Ewig, ewig löſcheſt du nichts in der Menſchennatur aus, bis du etwas Anderes in ſie hineingelegt haſt.

O der Thoren, die da ſagen: „Es iſt nicht mehr da.“ Wenn ein Waldſtrom heute wenig Waſſer hat, iſt ſein großes Verderben um deßwillen heute weniger da?

Wir bedürfen in Rückſicht auf die Einrichtung eines guten Militärſyſtems einer Geſetzgebung, die die kriegeriſche Kraft und den kriegeriſchen Willen unſerer Nation auf den doppelten Hintergrund der Tapferkeit und der Landestreue unſerer Väter baut, nämlich erſtens auf den: der Schweizer iſt ein geborner Soldat ſeines Vaterlandes; er gehört mit ſeinem Blut wie mit ſeinem Gut demſelben; und zweitens auf den: der Schweizer iſt als geborner Vaterlandsſoldat ein freigeborner Mann.

---

*) D. h. wohl: beſchworne und verbriefte Rechte verhinderten, daß Verſtandesbildung und Einſichten allgemein und überall verbreitet und die Bruderliebe allgemein in die Herzen gepflanzt wurde. P. ſcheint auf die Schule und kirchliche Verhältniſſe hinzuweiſen.

Wir bedürfen einer Geſetzgebung, die in Rückſicht auf den Militärdienſt von dem hohen Grundſatz ausgeht, daß nur ächter Freiheitsgenuß im Stande iſt, weit vorgeſchrittenes Hausglück und weit vorgeſchrittene Haustugenden mit dauernder Neigung zu den Vorbereitungen und Anſtrengungen der Vaterlandsvertheidigung zu vereinigen.

Wir bedürfen ferner in dieſer Rückſicht einer Geſetzgebung, die die Vorzüge der Nationalkraft und der Nationalneigung zum Scharfſchützen- und Geniedienſt, ſowie die vielſeitige Bereitwilligkeit, ſich in beiden auf eigne Koſten vorzubereiten und zu üben, auf das Sorgfältigſte und Ausgedehnteſte benutzt.

Wir bedürfen einer Geſetzgebung, welche die hierfür bedeutendſten Lokalitätsvortheile, Lokalitätsfonds und Lokalitätsgeſinnungen mit Sorgfalt zum Wohl des Vaterlandes belebt, äufnet und benutzt.

In Rückſicht auf die Hinderniſſe, die einem ſolchen Militärſyſtem entgegenſtehen, ſind ſelbige von einer Natur, daß die Pflicht der Geſetzgebung, ihnen entgegen zu wirken, und die Art und Weiſe, wie ihnen mit Erfolg entgegengearbeitet werden kann, in die Augen ſpringt.

IV. Finanz-Syſtem.

Jedes gute Finanz-Syſtem hat keinen andern Zweck, als die nothwendigen Staatseinkünfte auf eine, die Individuen am wenigſten drückende Art zu erheben (entheben, ſagt P.); es ſucht in jedem Falle, die Verhältniſſe der Beiträge der einzelnen Bürger mit dem Verhältniß ihrer Genüſſe in Uebereinſtimmung zu bringen; es ſucht in jedem Falle nach der Natur ſeiner Anſprüche (Anſprache ſ. P.) die Landesträgheit aus dem Schlafe zu wecken, die Landesanſtrengung zu ehren, das Landesverdienſt zu belohnen, den nützlichen Aufwand zu begünſtigen, den ſchädlichen zu erſchweren, und indem es das Recht einer jeden Auflage mehr nach ihrem Einfluß auf die Bedürfniſſe des Großen, als auf die Anſprüche der Einzelnen berechnet*), der Anforderung gerecht

*) Urſprünglich lautet dieſe Stelle nach „berechnet“: „bey ſeiner

wird, der Schwäche und dem genußleeren Leben der Armen Rechnung zu tragen und das Spielwerk der Verschwendung, der Sorglosigkeit, des Leichtsinns, und die Auswüchse des Ueberflusses weit mehr zu belasten, als das Brot und das Salz, das Mehl, die Erdäpfel, das Holz und den Torf der Armen.

Je besser ein Finanzsystem ist, desto mehr fühlt es sich in einer Lage, seine Operation mit der erhabeneren Frage anzufangen: Mit wie Wenigem kann ich auskommen und wie kann ich das Wenige, das ich absolut brauche, mit der kleinsten Beschwerde der Individuen, von denen ich es beziehe, und mit dem höchsten Vortheil der Masse, um derer Willen ich es beziehe, in meine Hand bringen? Je besser ein Finanzsystem ist, desto mehr sucht es bei dem drückenden, verschwendenden und sich mästenden Manne Ressourcen, die es vom gedrückten, ausgesogenen und sparsamen Manne nicht einmal zu beziehen wünscht, je besser es ist, desto mehr läßt es seine Ausgaben und Einnahmen nur durch die Finger von solchen Menschen laufen, die entweder durch ihr Interesse oder durch ihre Einsichten und Lage im Stande sind, dieselben mit den wenigsten faux frais und mit der größten Sicherheit zu besorgen; je besser es ist, desto mehr sucht es seine Operationen auf Einfachheit, Offenheit, strenge Verantwortlichkeit und umfassende Benutzung der Lokalitätsvortheile zu bauen.

Je besser es ist, desto mehr können verdienstvolle Männer, und vorzüglich solche, die den Leidenschaften der Angestellten im Wege stehen und die Verirrungen ihrer Schwäche aufdecken, auf ihre Aufmerksamkeit und Zahlungsbereitwilligkeit zählen; je besser es ist, desto mehr entfernt es sich von der Schwäche, untaugliche Nepoten und verfängliche Clienten Männern vorzusetzen, die höhere Stellen mit Geschicklichkeit, Anstrengung und Redlichkeit versehen würden; je besser es

Anforderungen, der Schwäche und des genußleeren Lebens der Armen" u. s. w., was aber, da das verbum finitum fehlt, keinen Sinn gibt. Ich habe deshalb obige Aenderung dafür eingesetzt. D. H.

iſt, deſto mehr ſucht es, durch eine edle und gerechte Behandlung der Subalternen die Concurrenz der Menſchen, die durch Ehrliebe und allgemeine Veredlung Anſpruch (Anſprache ſ. P.) an die wichtigeren und höheren Stellen des Vaterlandes machen können, zu vermehren.

Und umgekehrt, je ſchlechter ein Finanzſyſtem iſt, je gewiſſer fängt es ſeine Operationen damit an, ſich nach allen Stellen umzuſehen, von denen es möglich ſein könnte, Geld zu erhalten; je ſchlechter es iſt, deſto mehr ſchont es jeden drückenden, jeden gemäſteten Mann; je ſchlechter es iſt, deſto mehr ſucht es Verwickelung, Geheimniß und Verantwortungsloſigkeit; je ſchlechter es iſt, deſto überflüſſiger und reichlicher bezahlt es Vettern und Baſen und Leute aller Art, die an den Stellen, welche man ihnen aufträgt, das fünfte Rad am Wagen ſind und kommt dadurch allemal dahin, für Leute, die wirkliche Verdienſte um das Vaterland haben oder haben könnten, nie einen Heller Geld in der Kaſſe zu haben; je ſchlechter es iſt, deſto mehr erniedrigt es das verdienſtvolle Perſonal, das den Pflichten der Stellen, die mit untrüglichen Nepoten und Clienten beſetzt ſind, mit Geſchicklichkeit, Anſtrengung und Thätigkeit obliegen würden, zu einem ſubalternen Dienſtvolk, und ſetzt ſeine Beſoldungen zu einem, alle Ehrliebe und alles Emporſtreben verſcheuchenden und ſelbſt alle innere Veredlung erſchwerenden Taglöhnereinkommen herab; je ſchlechter es iſt, deſto mehr gibt es in ſeiner Aufmerkſamkeit und ſeiner Zahlungsbereitwilligkeit Leuten den Vorzug, die ſeinen Leidenſchaften und Verirrungen dienen und um ſeiner Leidenſchaften und Verirrungen willen im Lande angeſtellt ſind, und ſetzt hingegen mit ſeiner Aufmerkſamkeit und Zahlungsbereitwilligkeit Leute hintan, die durch die Treue, Redlichkeit und Weisheit ihres Dienſtes ihren Leidenſchaften im Wege ſtehen und ihre Verirrungen ans Licht bringen.

Als Umſtände, die der Einführung eines guten Finanzſyſtems hinderlich ſind, können angeſehen werden

a) der Mangel an geſetzgeberiſchen und pſychologiſchen Kenntniſſen, welche es überhaupt zur Errichtung eines guten

Finanzsystems und besonders in einem Lande braucht, in welchem die politischen Verhältnisse und Lagen reinen Grundsätzen über Finanzen seit Jahrhunderten im Wege standen und in welchem auf der andern Seite auch die im Umlauf gestandenen schlechtern und unrichtigen Grundsätze durch eine dazwischengekommene Revolution völlig auf den Kopf gestellt wurden.

Ach, wir sind noch entfernt, in Rücksicht auf Finanzeinrichtungen für das ABC des gemeinen Menschenverstandes, der uns hierin leiten sollte, auch nur einigen Takt zu haben. Wir nahmen z. B. bei der Ansicht des Feldbaues Finanzenhalber nicht einmal davon Notiz, daß der höchste Abtrag des Landes wesentlich an den höchsten Grad der Anstrengung, an einen demselben verhältnißmäßigen Grad der Vorschüsse, der Kenntnisse und Fertigkeiten, die auf den Landbau verwendet werden, gebunden ist; ferner, daß allenthalben im Lande die Anstrengung nur durch die Noth, der Wohlstand nur durch die Anstrengung, die Vorschüsse zum Feldbau nur durch den Wohlstand der Landbewohner und die Kenntnisse der Landescultur und die höhere Uebung in ihren Fertigkeiten nur durch die Vorschüsse des Feldbaues erzielt werden; — wir sind nicht einmal so weit, daß wir Finanzenhalber in Rücksicht auf den Feldbau davon Notiz nehmen, daß die Cultur der Bergmatten und der Weiden, die wenige Anstrengung, Kenntnisse und Vorschüsse fordert — daß in dieser Rücksicht auf Anstrengung, Einsichten und Vorschüsse der Wiesenbau folge, insofern er Anbau künstlicher Futterkräuter oder Wasserungskunst ist; daß endlich Korn- und Weinbau weitaus die meiste Anstrengung, die meisten Kenntnisse und die meisten Vorschüsse fordert. Wir nehmen Finanzenhalber nicht einmal darauf Rücksicht, daß die wenigste Last wesentlich auf den Mann fallen soll, dessen Anstrengung und Verdienst kaum die Nothdurft seines Weibes und seiner Kinder befriedigt; daß der Genuß der absoluten Nothdurft gänzlich steuerfrei sein sollte; daß die Last der Auflagen für den einzelnen Menschen wesentlich in dem

Grad ſteigen ſollte, als er ſich von dem Punkt der heiligen Nothdurft, die der Staat immer ſchonen ſoll, entfernt;

b) die ſeit Jahrhunderten beſtehenden Uebungen ganzer Kantone, an die Finanzbedürfniſſe ſo viel als nichts zu bezahlen; ebenſo ſeit Jahrhunderten beſtehende Uebungen größerer und kleinerer Städte, die Finanzrevenuen des Staates als ihnen rechtmäßig zugehörende Erbsreſourcen ihres Standes anzuſehen;

c) die Dummheit großer Volksklaſſen, über dieſen Gegenſtand ohne Rechnung, ohne Ueberſicht und Takt zu urtheilen, welches ſich vorzüglich öffentlich und allgemein in der Beurtheilung der Feudalabgaben zeigt;

d) im Mangel an gänzlicher Verantwortlichkeit des Gebrauchs der Staatseinkünfte und dem daraus entſpringenden Mißtrauen gegen die Grundſätze der Anwendung derſelben, welches Mißtrauen dann ferner noch (genährt wird durch)*)

e) eine ſo große Taktloſigkeit und Unverhältnißmäßigkeit, daß hier und da die Ausgaben für Mahlzeiten und Beglückwünſchungsgeſchenke diejenigen der Schulen, die Ausgaben für Promenaden und Stadtzierathen diejenigen für die Armuth und die Ausgaben für Hoffahrtsgebäude diejenigen für die Erziehung weit übertreffen.

f) Einwirkung unverhältnißmäßiger Beſoldungen auf die beſtimmte Untergrabung der Endzwecke, um derentwillen die Beſoldeten angeſtellt ſind.

g) Große Erhöhung der Ausgaben in allen Fächern, die Ungeſchicklichkeit und Nachläſſigkeit und Unordnung des in jedem Fache angeſtellten Perſonals zum Grunde hat.

h) Unordentlicher und unregelmäßiger Abgang wirklich eingehender Einkünfte an Naturalien und Geld durch die unverhältnißmäßigen und unordentlichen Vortheile, welche dem obern und untern Beziehungsperſonal geſtattet werden;

i) eine ungeheuer weit eingeriſſene Lüderlichkeit, Vortheilſüchtigkeit und hier und da ſogar Untreue im öffentlichen Dienſt.

*) Die eingeſchloſſene Stelle fehlt im Urtext; ich habe ſie um den Sinn klar zu legen, dazugeſetzt.

Die Unterbeamten und obrigkeitlichen Arbeiter haben bei dieser Vortheilsüchtigkeit in gewissen Gegenden beinahe keine Scham mehr. Unter diesen Umständen ist es denn sehr natürlich und sehr begreiflich, daß, wenn das Volk schon sehr viel gibt, die Obrigkeit doch nie etwas hat.

Die Revolution hätte nichts Wesentlicheres (zu thun, zu erfüllen) gehabt, als die Einführung eines guten Finanzsystems; nur dadurch schon hätte sie dem Vaterland und der Nachwelt zum Segen werden können; aber anstatt dessen hat sie blos dahin gewirkt, die großen Verschwendungen, die Finanzenhalber schon vorher statt hatten, auf ihre oberste Höhe zu bringen, um dadurch ihr Dasein unwidersprechlich und ihre Lasten unerträglich zu machen; sie hat nur dafür gewirkt, durch wüthende Belebung unsrer Leidenschaften und durch die Unbehelflichkeit einer namenlosen Schwäche alle Folgen unserer Finanzverwirrungen mit Kunst, Verfänglichkeit und Gewalt auf die Schultern der Unschuld, des Mittelstandes, des Ueberladenen, der Wittwen und Waisen zu werfen und so zum wirksamsten Triebrad einer allgemeinen Unzufriedenheit und Empörung gegen die neue Ordnung der Dinge zu machen. Die Leiden der Revolution und die Schaaren scheinbarer und redlicher, gutmüthiger und spöttischer Versuche, ihnen abzuhelfen, haben nur dahin gewirkt, uns das Lehrgeld zahlen zu machen, ohne welches wir diesfalls nicht einmal zu den Präliminarartikeln einer Gedankenreihe hätten kommen können, die endlich bei uns den Hintergrund eines bessern Finanzsystems in uns zu beleben im Stande sein würden; sie hat nur so weit zu wirken vermögen, hie und da diesfalls einen Gedanken des Mutterwitzes hervorzubringen, der nicht mitwirken wird, unser diesfälliges, seelenloses Nichtswissen und unser noch seelenloseres Allesglauben in uns auszulöschen und uns zur Empfänglichkeit von Grundsätzen für eine Gesetzgebung zu erheben, welche im Stande ist, das Realverhältniß des Vermögens und des Genusses der Bürger, als den unabänderlichen Maßstab ihrer gerechten Finanzforderungen anzuerkennen, und ihn gegen die Coalition aller Reize der

widersprechenden Selbstsucht, — gegen das Uebergewicht aller Beredungskünste ihrer List und ihres Nebelmachens, und gegen die eiserne Gewalt von tausenden zu ihren Gunsten statt habenden Uebungen durchzusetzen und fest zu halten.

Sie hat nur dahin zu wirken vermögen, tief in unserm Herzen den Hintergrund der Wahrheit zu beleben, daß der ungekränkte Spielraum, den der Mensch auf dem untersten Punct seiner Anstrengung und seiner Thätigkeit findet, wahrlich die heilige Pflanzschule der Millionen einzelner Stämme sei, deren gesichertes Wachsthum den öffentlichen Wohlstand allgemein gründet und den Quellen der Finanzen dasjenige Fundament gibt, das nicht blos in seinem Ursprung das einzig gerechte, sondern auch in seinen Folgen das einzig solide und das absolut abträglichste ist.

Vaterland! Ich habe diese Bogen mitten unter Sorgen meines häuslichen Dranges, mitten unter Anstrengungen und Zerstreuungen des Punktes, auf dem jetzt das Werk meines Lebens steht, mehr hingeworfen, als ausgearbeitet.

Es erhellt aus ihnen, daß eine dem Ganzen unserer Bedürfnisse und unserer Lage angemessene, genugthuende, gesetzliche Organisation nicht das Werk weniger Wochen, noch weniger das Werk des Auslandes sein kann; es erhellt, daß die vereinigten Einsichten der edelsten und vaterländisch gesinntesten Helvetier noch Jahre lang reifen müssen, um dir einst, geliebtes Vaterland, ein Resultat, das dir hierin genugthuend sein kann, zu geben!

Es erhellt aus ihnen und noch aus vielem mehr, das hier nicht berührt werden darf, daß unser lebendes Geschlecht heute weniger als je fähig ist, sich über die gesetzlichen Bedürfnisse unserer Lage unter einander zu verstehen. — Unsre Erziehung ließ uns hierüber unwissend, unsre bürgerlichen Verhältnisse machten uns hierin vielseitig unvernünftig und unsre häuslichen Genüsse und Gewohnheiten ketteten uns an vielen Unsinn, in dem wir verhärtet sind.

Die Revolution machte uns über die Zerstörung von vielseitigen Behaglichkeiten, die wir genossen, wüthend, und

unſre empörten Leidenſchaften laſſen bei der ungeheuern Verſchiedenheit unſerer Intereſſen, unſerer Anſprüche und unſerer Meinungen keiner unbefangenen Anſicht ihrer Bedürfniſſe weder im Kopf, noch im Herzen einigen Raum.

Das Glück der Gegenwart iſt unwiderbringlich dahin. Wir verſtehen uns nicht und werden uns nicht verſtehen. Unſre Thorheiten und unſre Irrthümer ſind zu lebendig geworden — es iſt kein Vereinigungspunkt zwiſchen gegenſeitig empörten Anſichten möglich. Was uns übrig bleibt, iſt, für unſre Nachkommenſchaft in der Bildung des Kopfes und des Hetzens alles das nachzuholen, was zu unſerm Unglücke an uns verſäumt worden iſt. Möge es uns gelingen, die Nationalbildung für Helvetien geſetzlich zu ſichern! Möge der Ueberreſt unſres, mitten in unſerm tiefen Verderben dennoch nicht ganz ausgelöſchten Nationalcharakters uns dahin erheben, einander mit gegenſeitiger Wehmuth wenigſtens hierin die Hand zu bieten, daß ſich ſelbſt aus der Aſche unſerer Zerwürfniſſe ein neues Geſchlecht erhebe, das, unbekannt mit unſerm Unglücke und ſeinen Quellen, den Geſinnungen und der glücklichen Lage ſich wieder nähere, wo in Helvetien ein anmaßungsloſes Volk ſich in Städten und Dörfern, in Bergen und Thälern die Hand der Liebe und der Treue bot, wie ſich wenig Völker in Europa je die Hand der Liebe und der Treue geboten haben. Wir können heute nichts thun, als dieſes Einzige; dadurch aber werden wir auch alles Andere anbahnen und mitten, indem wir das Spiel unſerer Leidenſchaften, unſerer Verirrungen und unſerer Zerwürfniſſe mit ſtarker Gewalt ſtille ſtellen, allmählich zu der Gemüthsſtimmung emporreifen, die uns allein fähig machen kann, einſt — und Gott gebe, bald, den Bedürfniſſen einer uns ganz genugthuenden Geſetzgebung in Freiheit und Selbſtſtändigkeit in ihrem ganzen Umfang ein Genügen zu leiſten.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts	3
Einleitung	5
Die Grundlage meiner Nachforschungen .	15
Die Kenntnisse, das Wissen des Menschen	16
Erwerb	17
Eigenthum — Besitzstand . . .	18
Gesellschaftlicher Zustand	21
Macht	23
Ehre	27
Unterwerfung	28
Beherrschung	30
Gesellschaftliches Recht	32
Adel	33
Kronrecht	37
Freiheit	37
Tyrannei	39
Aufruhr	40
Staatsrecht	43
Wohlwollen	47
Liebe	50
Religion	52
Bild des Menschen, wie es sich meiner Individualität vor Augen stellt	58
Uebergang zu dem Wesentlichen meines Buchs .	75
Erste Darlegung meines wesentlichsten Gesichtspunkts	85
Nähere Bestimmung dieses wesentlichen Gesichtspunkts	86

Seite

Was bin ich im Naturstand? . . . 88
Was bin ich im gesellschaftlichen Zustand? 97
Zusatz zu diesem Abschnitt . . . 125
Was bin ich im sittlichen Zustande? . . 132
Das Wesen meines Buchs 152
I. Als Werk der Natur 153
II. Als Werk meines Geschlechts, als Werk der Welt 153
III. Als Werk meiner selbst . . . 153
Einige Resultate meines wesentlichsten Gesichtspunktes 157
Fortsetzung dieser Resultate . . . 159
Uebereinstimmung meiner wesentlichsten Grundsätze mit den einfachen Gesichtspunkten, die mir beim ersten ins Auge Fassen meines Gegenstandes auffielen 161
Kenntniß und Wissen 165
Erwerb 167
Eigenthum und Besitzstand . . . 167
Gesellschaftlicher Zustand 170
Macht 171
Ehre 171
Unterwerfung 172
Beherrschung 174
Adel 175
Handlung 175
Kronrecht 176
Gesetzliches Recht 177
Freiheit 177
Aufruhr 178
Der Aufruhr ist nie recht . . . 180
Staatsrecht 185
Thierisches Wohlwollen 186
Liebe 186
Religion 187
Wahrheit und Recht 195

	Seite
Das endliche Resultat meines Buchs . .	200
Was bin ich als Werk der Natur? . .	202
Was bin ich als Werk meines Geschlechts?	203
Was bin ich als Werk meiner selbst? .	204
Bemerkungen	207
Die Revolutionsschriften. 1798. . .	211
Einleitung	213
Ein Wort an die gesetzgebenden Räthe Helvetiens	223
Ueber den Zehnten	237
Wach auf, Volk!	263
An mein Vaterland!	274
An Helvetiens Volk	279
Stücke aus dem helvetischen Volksblatt . .	286
Aus der Vorrede zum „helvetischen Volksblatt“	286
Revolutionsskizzen	289
Montag, den 10. Herbstmonat, am Morgen	305
Von der Hoffnung auf Hülfe vom Kaiser .	311
Ein Wort über die angetragene französische Werbung	322
Ansichten über die Gegenstände, auf welche die Gesetzgebung Helvetiens ihr Augenmerk vorzüglich zu richten hat .	327
I. Volksbildung	330
II. Polizei und Rechtspflege . . .	351
III. Militär-System	358
IV. Finanz-System	364